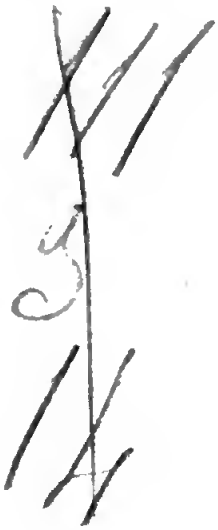
PROVINCIA
NAZIONALE
B. Prov.
IV
1041
BIBLIOTECA
VITT. EM III
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine



B. Rec.
IV
1041

61501

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk.

besorgt von

Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Vierzehnter Band.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III NAPOLI

Oberhausen und Leipzig.
Verlagshandlung von Ad. Spaarmann.
1873.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Geschichte der neueren Zeit.

IV. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

I. Der spanische Erbfolgekrieg.

1. Entstehung desselben.

Zu dem spanischen Reiche gehörten am Schlusse des 17. Jahrhunderts außer Spanien selbst nicht blos ungeheuere Landstriche und Inseln in Amerika und Indien, sondern auch Neapel, Sicilien, Sardinien, das Herzogthum Mailand und die belgischen Niederlande. Spanien hatte also Provinzen zu vertheidigen, welche weit entlegen und durch kein natürliches Band mit dem Hauptlande vereinigt waren. Dazu kam noch, daß das spanische Reich durch schlechte Verwaltung und durch die Trägheit seiner Eingeborenen geschwächt war. Dieses Reich ward beim Beginne des 18. Jahrhunderts, in Folge des Aussterbens seiner Königsfamilie, der Zankapfel der beiden damaligen Hauptstaaten des festen Landes von Europa, Frankreichs und Oestreichs, und der darüber entstandene Krieg endigte mit der Losreißung der europäischen Besitzungen Spaniens und mit der Einsetzung einer französischen Dinastie in Spanien selbst.

In Spanien herrschte seit dem Tode des Kaisers Karl V. ein Zweig des habsburgisch-burgundischen Hauses, während der andere Zweig desselben die östreichischen Länder besaß. Der letzte männliche Sprößling des Ersteren war Karl II., welcher seit 1665 König war und 1700 starb. Da derselbe schon lange vor seinem Tod kränklich war, so stritten Oestreich und Frankreich schon damals um seine Erbschaft mit diplomatischen Waffen. Auf das Recht der spanischen Nation selbst und ihres Königs, die künftige Regierung des Landes zu bestimmen, wurde dabei nicht im geringsten Rücksicht genommen, weil damals überall außer in England der Grundsatz der Legitimität entschied, nach welchem Länder und Völker wie ein Privatbesitz der Regentenhäuser vererbten. Die Ansprüche des französischen Königs, Ludwig's XIV., beruhten darauf, daß derselbe nicht blos der Sohn einer spanischen Prinzessin, Maria Theresia, war, sondern auch eine

Schwester des Königs Karl II. zur Gemahlin gehabt hatte. Der Beherrscher von Oestreich dagegen, Leopold I., forderte die spanische Erbschaft, einmal weil er als Nachkomme von Kaiser Karl's V. Bruder ein Glied des habsburgisch-burgundischen Mannsstammes war, dann aber auch weil er, wie Ludwig XIV., eine spanische Prinzessin zur Mutter und eine Schwester Karl's II., Margaretha Theresia, zur ersten Gemahlin gehabt hatte. Die Mutter Leopold's und Ludwig's waren ebenso, wie die Gemahlinnen beider Herrscher, Schwestern. Die zwei nach Frankreich verheiratheten Prinzessinnen waren zwar älter gewesen, als ihre Schwestern in Oestreich; allein sie hatten bei ihrer Vermählung jedem Anspruche an die Nachfolge in Spanien für sich und ihre Erben entsagt, während dagegen der Mutter und der Gemahlin Leopold's ihr Erbrecht ausdrücklich vorbehalten worden war. Diesen Umstand würdigte jedoch Ludwig keiner Rücksicht, weil er, auf einen Ausspruch des Pariser Parlaments gestützt, behauptete, daß Niemand über die Rechte seiner Nachkommen verfügen könne. Uebrigens beanspruchten beide Fürsten, um nicht bei den übrigen Mächten wegen der Zerstörung des europäischen Gleichgewichts Furcht zu erregen, die spanische Erbschaft nicht für sich selbst, sondern Ludwig verlangte sie für seinen jüngern Enkel, Philipp von Anjou, welcher später als spanischer König Philipp V. hieß, Leopold für seinen jüngern Sohn, den Erzherzog Karl, welcher nachher als spanischer König Karl III. und als deutscher Kaiser Karl VI. genannt wurde.

Der Erbstreit Leopold's und Ludwig's veranlaßte diplomatische Unterhandlungen und sogar den Abschluß zweier Theilungs-Verträge. Dies erbitterte das spanische Volk und seinen König, und hatte zur Folge, daß der Letztere mit Zustimmung der Seemächte (Englands und Hollands) ein Testament machte, in welchem die Erbschaft des spanischen Reiches dem damaligen Kurprinzen von Baiern zuerkannt wurde. Dieser war der Sohn einer Tochter Leopold's, Marie Antonie, von dessen erster Gemahlin, und der einzige damals noch lebende Nachkomme derselben; denn Leopold's beide Söhne, die nachherigen Kaiser Joseph I. und Karl VI., waren Söhne einer anderen Gemahlin. Der Kurprinz starb jedoch schon bald nachher (Februar 1699), und sein Tod rief sowohl von Seiten Oestreichs als von Seiten Frankreichs Kabalen hervor, um den schwachen spanischen König zur Abfassung eines neuen Testamentes zu bewegen, während Beide zugleich mit den Seemächten neue Verträge über die Theilung der spanischen Monarchie abschlossen. Es gelang zuerst der östreichischen Partei am spanischen Hofe, von dem Könige ein Testament zu erwirken, welches den Erzherzog Karl als Erben einsetzte. Oestreich versäumte jedoch, die in diesem zweiten Testamente gemachten Bedingungen, nach welchen es

zur Abwehr eines etwaigen französischen Angriffes Truppen schicken sollte, zu erfüllen, weil es seiner Gewohnheit gemäß das Beste von der Zeit erwartete. Dadurch wurde dann der französischen Partei Gelegenheit gegeben, sich ihrerseits des kranken Königs zu bemächtigen. Sie benutzte dazu den Umstand, daß von den auswärtigen Mächten ein neuer Theilungs-Vertrag geschlossen worden war, indem sie den König beschwor, durch ein zu Gunsten des französischen Prinzen gemachtes Testament die spanische Monarchie gegen Zersplitterung zu schützen. Der König nahm in der That ein ihm vorgelegtes drittes Testament an, in welchem Ludwig's XIV. Enkel, Philipp Herzog von Anjou, und, falls derselbe ohne leibliche Erben sterbe, dessen Bruder, der Herzog von Berry, erst dann aber, wenn auch dieser keine Erben hinterlasse, der östreichische Prinz Karl den spanischen Thron erhalten sollte. Nachdem König Karl dieses Testament unterschrieben hatte, verbrannte man vor seinen Augen das zu Gunsten des Erzherzogs gemachte. Niemand erfuhr etwas von dem Vorhandensein dieses neuen Testamentes und von der Vernichtung des andern. Das östreichische Kabinet glaubte daher auch bis zu Karl's II. Tode nicht anders, als daß Erzherzog Karl der Erbe Spaniens sei.

Am 1. November 1700 starb Karl II., und schon zwölf Tage nachher erklärte Ludwig XIV., daß er die Erbschaft im Namen seines Enkels antrete, obgleich er erst kurz vorher einen neuen Theilungs-Vertrag mit den Seemächten geschlossen hatte und, wie er und seine Minister wohl wußten, ein Krieg die unvermeidliche Folge der Annahme war. In Spanien wurde alsbald eine Regentschaft in Namen des Königs Philipp angeordnet und die Leitung des Staates in die Hände der französischen Partei gelegt. Im Februar 1701 traf der französische Prinz in Madrid ein. Man hatte ihm und seinem Begleiter, dem Marquis von Louville, Instructionen für alle möglichen Fälle mitgegeben, und der Letztere, welcher die Welt aus dem beschränkten Gesichtspunkte eines witzigen Hofmannes betrachtete, spottete, ohne auf die Verschiedenheit spanischer Natur und Volksthümlichkeit im mindesten Rücksicht zu nehmen, über die Beschaffenheit des Hofes, die Personen desselben und die Staats-Einrichtung; dagegen war an Rüstungen und an durchgreifende Verbesserungen nicht zu denken, so lange Louville der Rathgeber des Königs und Spanier die Regenten waren. Das spanische Reich bot damals einen auffallenden Kontrast gegen Frankreich dar. Es war immer mehr ins Mittelalter zurückgesunken, während in Frankreich Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. durch ein künstliches Finanz-System und durch ein stehendes Heer eine ganz neue Zeit und einen Ministerial-Despotismus geschaffen hatten. Das ganze spanische Heer bestand damals nicht einmal aus 20,000

Mann, und selbst diese erhielten weder Brod noch Geld, so daß sogar die Soldaten der Garde, um leben zu können, neben ihrem Dienste irgend ein Handwerk treiben, selbst gelegentlich betteln mußten. Der neue König fand in seinem Palaste nicht das allergewöhnlichste Geräthe, und litt sogar an allem demjenigen Mangel, was in Frankreich auch dem Bürgersmanne nicht fehlte. Dagegen setzte die Regentschaft 12,000 Piaster für eine Gesandtschaft nach Paris aus, während sie für die Reise des Königs von der Grenze nach Madrid nur 1000 angewiesen hatte. Dieser Zustand des Reiches und die Beschaffenheit der Sitten am Hofe wie in der Hauptstadt waren freilich der Erhaltung einer abgeschlossenen Nationalität und der, trotz aller Ungleichheit im Range, bestehenden Gleichheit aller Spanier im Verkehr ungemein günstig; auch machte die allgemeine Armuth und die Unbekanntschaft mit bessern Zuständen gleichgültig gegen Entbehrungen. Beihülfe konnte jedoch unter solchen Umständen der französische König in dem bevorstehenden Kriege von Spanien nicht erwarten; im Gegentheil, er mußte während desselben den spanischen König und seinen Hof unterhalten und zugleich ungeheure Summen für Bestechungen und Spione ausgeben. Auch auf die Unterstützung anderer größerer Staaten konnte Frankreich nicht rechnen. Nur der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus II., ward von Ludwig XIV. durch das Versprechen der Vermählung seiner Tochter mit dem neuen spanischen Könige gewonnen, und der Herzog von Mantua ließ gegen eine Summe Geldes die Franzosen in diese Hauptfestung Italiens ein, während zugleich der Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, welcher noch von Karl II. zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt worden war, den Franzosen die belgischen Festungen öffnete.

Die östreichische Regierung beschloß sogleich, ihre Rechte auf Spaniens Thron mit den Waffen geltend zu machen. Sie rüstete sich, ohne jedoch den Franzosen ausdrücklich den Krieg zu erklären, machte Anstalten, um das Herzogthum Mailand mit Gewalt in Besitz zu nehmen, und forderte die beiden Seemächte zur vertragsmäßigen Hülfe auf. Diese verbargen zwar, obgleich sie von Ludwig XIV. durch die Verletzung der mit ihnen geschlossenen Theilungs-Verträge beleidigt waren, ihren Entschluß, dem Kaiser beizustehen, keineswegs; sie erkannten aber doch den König Philipp V. von Spanien vorerst an. Holland hatte seit den letzten Friedensschlüssen 15,000 Mann in den belgischen Festungen liegen, die es ohne die Anerkennung Philipp's nicht aus der Gewalt der Franzosen bringen konnte; in England aber wollten die Whigs sich ganz auf die Politik ihrer Insel, sowie auf die Beförderung des Handels und der Gewerbe derselben beschränken, und als König Wilhelm III. statt derselben die Tories in das Ministerium

nahm, zeigten sich auch diese dem Kriege abgeneigt. Wilhelm III. jedoch, der in Holland und England die auswärtige Politik selbst zu leiten gewohnt war, hatte den Entschluß gefaßt, die Vergrößerung der französischen Macht nicht zuzugeben, und strebte überhaupt danach, die europäische Politik von sich abhängig zu machen. Er war der weiseste, gerechteste und rechtlichste unter den damaligen Fürsten und der einzige Retter gesetzlicher Freiheit in einer Zeit, als diese zugleich von Bajonetten, von Diplomaten und von den Jesuiten bedroht war. Obgleich an einer unheilbaren Krankheit leidend, blieb er frisch und kräftig im Geiste, und zeigte sich in diesem letzten Jahre seines Lebens, mitten unter Krämern und Geburts- oder Geld-stolzen Engländern, größer als je zuvor. Bis sich in England etwas thun ließ, brachte er durch das Gewicht seiner politischen Gründe zuerst die Holländer dahin, daß sie den Streit begannen; dann ließ er in England, welches durch Verträge verpflichtet war, den Holländern im Falle eines französischen Angriffes beizustehen, das Volk gegen das Ministerium und das Parlament aufregen. Bereits im März 1701 erließen die Holländer eine sehr heftige Erklärung gegen Frankreich, und auch in England ward die Stimmung gegen dieses Reich bald so feindselig, daß schon im Mai Minister und Parlament sich bereit erklärten, des Königs Absichten zu unterstützen.

Die Oestreicher begannen schon im Juni 1701 ihre Feindseligkeiten in Italien. Sie hatten damals das Glück, daß zum ersten Male seit Wallenstein's Zeit an der Spitze ihrer Kriegsmacht ein Mann stand, der trotz aller Hindernisse, welche die innere Verwaltung, die Beschränktheit der regierenden Kreise ihm in den Weg legte, große Pläne großartig durchzuführen verstand. Dieser Mann war der Prinz Eugen. Dieser, als Unterthan Ludwig's XIV. 1663 zu Paris geboren, anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, war, als er bei Ludwig für seinen Wunsch in die kriegerische Laufbahn einzutreten, keine Förderung fand, nach Deutschland gegangen (1683) und von Kaiser Leopold zum Obersten eines Dragoner-Regiments gemacht worden. Er fand, wie wir früher gesehen, in den Verwicklungen mit den Türken reichlich Gelegenheit sich auszuzeichnen, und trat jetzt an die Spitze des kleinen Heeres, welches in Italien den Angriff beginnen sollte. Er begann den Krieg damit, daß er aus Tyrol durch die sogenannte Clause (la Chiusa) in das Veronesische eindrang, wobei er unter großen Schwierigkeiten einen Gebirgsmarsch machte, welcher in jener Zeit ebenso allgemein bewundert ward, als 100 Jahre später Napoleon's Zug über den großen St. Bernhard. Er nahm es dann mit einem doppelt überlegenen französischen Heere auf, das sich nicht nur an die unüberwindliche Festung Mantua anlehnte, sondern auch einen Meister

der Kriegskunst, den Marschall Catinat, zum Führer hatte. Zum Glück für Eugen war der Letztere mit dem Herzoge von Savoyen, welcher das Ober-Commando hatte, in Zwist, und wurde deshalb auf Betreiben der Hofleute durch den Marschall von Villeroi, einen Freund der Maintenon, ersetzt. Catinat wagte noch vor seinem Abgange einen kühnen Angriff auf die Oestreicher; Eugen nöthigte ihn aber zum Rückzuge, nachdem die Franzosen einige tausend, er selbst nur 40 Mann Mann verloren hatte (1. September 1701).

Noch in demselben Monat, in welchem Eugen diesen Sieg erfochten hatte, kam das große Bündniß gegen Frankreich zu Stande. Wilhelm III., welcher fast sterbend nach Holland hinübergegangen war, um sein Werk zu vollenden, brachte dort am 7. September 1701 eine sogenannte Triple-Allianz zwischen England, Holland und dem Kaiser zu Stande. Dieser Vertrag sicherte dem Erzherzog Karl den Besitz der spanischen Monarchie, den Holländern ein Bollwerk gegen Frankreich in den belgischen Festungen und ihnen sowie den Engländern große Vortheile für ihren Handel in beiden Indien zu. Er würde ungeachtet des letzteren Punktes in England großen Widerstand gefunden haben, wenn nicht Ludwig XIV. um dieselbe Zeit die mächtigen Freunde der Freiheit in diesem Lande tödtlich beleidigt hätte. Am 16. September starb nämlich zu St. Germain der vertriebene englische König Jakob II., und Ludwig erkannte sogleich den Sohn desselben als Jakob III., als König von England an. Dieser Schritt des französischen Königs war kaum in England bekannt geworden, als die ganze Nation den König Wilhelm bestürmte, die ihr von Frankreich durch diese Einmischung in seine inneren Angelegenheiten angethane Beleidigung zu rächen. Das Parlament genehmigte nicht blos die von Wilhelm geschlossene Triple-Allianz, sondern es bewilligte auch neue Auflagen zur Anwerbung von 40,000 Mann Landtruppen und ebensovielen Seelenten. Jedoch war immer noch nur davon die Rede, daß England nicht für sich, sondern als Verbündeter Hollands den Krieg führen solle. Den Oberbefehl übergab Wilhelm einem Whig, dem Grafen und nachherigen Herzog von Marlborough, dessen große Anlagen zum künftigen Feldherrn einem General, wie Wilhelm war, nicht entgangen waren.

Im März 1702 starb Wilhelm, und ihm folgte in England nach einem Beschlusse, welchen das Parlament schon früher gefaßt hatte, seine mit einem dänischen Prinzen vermählte Schwägerin Anna. Unter dieser Königin erhielten die Whigs das Ruder wieder, und England nahm jetzt unmittelbar Theil am Kriege, obgleich bei den bekannten Gesinnungen der neuen Königin, welche ihren Bruder Jakob III., sowie die monarchische Gewalt und die Hierarchie liebte, Jedermann das

Gegentheil erwartet hatte. Anna wurde nämlich von der Gemahlin Marlborough's, ihrer ersten Ehrendame, unbedingt geleitet, und Marlborough wünschte nicht blos als Feldherr und als Whig den Krieg, sondern er sah ihn auch bei der schmutzigen Habsucht, durch welche er seine großen Eigenschaften befleckte, als das beste Mittel zur Bereicherung an. Da nun Marlborough der feinste Hofmann seiner Zeit war und sich auf alle Hofkünste meisterhaft verstand, so wurde es ihm nicht schwer, die Tories aus dem Kabinet zu verdrängen. Doch blieben immer noch einige von diesen zurück, und die letzten Tories wurden erst 1708 entfernt. Die Whigs waren damals in England um so mächtiger, da nach Wilhelm's III. Tode auch in Holland die Republikaner allein am Ruder standen. Man gab dort vor, der Mann, welchem Wilhelm die Erbstatthalterschaft zugedacht hatte, sei noch zu jung; der wahre Grund aber, warum man in diesem einzigen Falle Wilhelm's Willen nicht befolgte, bestand darin, daß der Groß-Pensionär Heinsius und die Republikaner kein monarchisches Haupt dulden wollten. Im Monat Mai 1702 erklärten England, Holland und der Kaiser vereinigt den Krieg.

König Philipp V. von Spanien, um dessenwillen Frankreich die Last eines europäischen Krieges zu ertragen hatte, spielte eine traurige Rolle. Er war hypochondrisch, kindisch, eigensinnig, von seiner Frau abhängig, der Etikette sclavisch ergeben und dabei in dem einen Punkte eine ächt spanische Natur, daß er Köhlerglauben und mechanische Frömmigkeit für Religion hielt. Was von ihm zu erwarten war, konnte man schon aus dem einzigen Umstande schließen, daß seine Amme nach Paris zurückgeschickt werden mußte, weil sie zuviel Einfluß auf ihn hatte. Er schwankte außerdem zwischen seinem französischen Mentor und den spanischen Räthen, und erhielt abwechselnd Weisungen von seinem Vater, von der Maintenon und von den französischen Ministern, die sich einbildeten, Spanien könne wie eine französische Provinz von Paris aus regiert werden. Franzosen kamen übrigens erst von der Zeit an in spanische Aemter, als die Unterhaltung und Beschützung des Königs sogar in Spanien selbst ganz allein auf Frankreich gewälzt wurde. Im Herbst 1701 war Philipp mit der Tochter des Herzogs von Savoyen vermählt worden, und dies brachte eine Aenderung in der Regierung hervor. Die Gemahlin des Königs nämlich, welche erst im 14. Lebensjahre stand, ließ sich ganz von ihrer Oberhofmeisterin, der Prinzessin Orsini, leiten, und diese beherrschte den schwachen König durch seine Gemahlin auf eine unbegreifliche Weise. Ludwig XIV. selbst hatte die Prinzessin Orsini zur Oberhofmeisterin erwählt; er hatte sich aber in ihrem Charakter getäuscht. Sie zeigte die größte Ergebenheit gegen Ludwig, wechselte

mit der Maintenon Briefe, regierte aber nichtsdestoweniger in Spanien nach ihrer Weise, so daß sie nicht selten sogar den französischen Ministern und Generalen entgegen arbeitete. Die Folgen der Leitung des Staates durch eine Hofdame, welche nur nach persönlichen Rücksichten und subjectiven Ansichten handelte, zeigten sich bald.

2. Der spanische Erbfolgekrieg bis zum Jahre 1709.

Die Oestreicher waren, nachdem sie im Jahre 1701 sich im Mantuanischen und Mailändischen festgesetzt hatten, noch weiter vorgedrungen und hatten den Marschall Villeroi (bei Cremona 1702) gefangen genommen. Dies war jedoch in Wahrheit ein Vortheil für das französische Heer gewesen; denn König Ludwig schickte nunmehr den Herzog von Vendome, welcher bessere Maaßregeln traf. In Deutschland hatten die Franzosen zwei Bundesgenossen gewonnen, den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und dessen Bruder, den Kurfürsten Joseph Clemens von Köln. Dagegen gelang es dem Kaiser und den Seemächten, das Reich in den ihm ganz fremden spanischen Thronstreit zu verwickeln. Namentlich wurde der in allen kleinen Dingen große Kurfürst Friedrich von Brandenburg dadurch für den Krieg gewonnen, daß Oestreich die neue, selbstgeschaffene Königswürde desselben anerkannte. Nach gewohnter Weise dauerte es lange, bis man endlich von Reichs wegen einen entscheidenden Beschluß faßte; ja, die Reichstruppen kämpften sogar schon seit April 1702 mit den Franzosen am Ober- und Nieder-Rhein, und doch ward erst im September dieses Jahres der Krieg vom Reiche förmlich erklärt. Uebrigens wollte dieses nur seine Grenzen vertheidigen. Gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln, die sich mit Frankreich verbündet hatten, wurde ein Reichs-Prozeß eingeleitet. Der Eine, Maximilian Emanuel von Baiern, hatte mit französischem Gelde ein Heer von 20,000 Mann gerüstet und wollte französische Truppen in Baiern aufnehmen, um gegen Wien zu ziehen. Der Andere, Joseph Clemens von Köln, hatte französische Truppen in sein Land aufgenommen, und die dringenden Vorstellungen, welche das Domkapitel und die Stände des Erzstifts dagegen machten, zurückgewiesen. Gegen den Letzteren ward der Reichs-Prozeß weniger langsam als gewöhnlich betrieben. Nachdem nämlich Joseph Clemens den Advocatorien nicht Folge geleistet hatte, wurden schon zehn Tage nach dem ihm gesetzten letzten Termin Reichstruppen gegen ihn geschickt, welche alsbald Kaiserswerth einnahmen. Er rächte sich dafür durch eine Mordbrennerei, die für einen Erzbischof noch schimpflicher war, als für jeden Anderen. Er drang nämlich an der Spitze französischer Schaaren in das Bergische ein, und wüthete gegen die Bewohner dieser Landschaft so rücksichtslos, daß er selbst sich rühmte,

es habe sich auf 20 Meilen hin kein Bauer mehr sehen lassen. Dafür erklärte ihn denn freilich der Reichs-Hofrath für einen Verräther an Amt, Regierung, Land und Leuten, und übertrug dem Domkapitel die Verwaltung seines Landes. Die Reichsacht selbst ward gegen ihn und seinen Bruder, den Kurfürsten von Baiern, erst vier Jahre später ausgesprochen. Zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen ward der Markgraf Ludwig von Baden, der seinen Ruhm im Kampf gegen Türken und Franzosen begründet hatte, ernannt. Dieser ausgezeichnete Feldherr mußte sich eine zeitlang gedulden, bis das Reich wenigstens einigermaaßen solche Anstalten getroffen hatte, wie sie für eine ordentliche Kriegsführung erforderlich waren. Nachdem dies endlich geschehen war, leitete er zuerst die Errichtung der Linien gegen Philippsburg und St. Louis. Dann belagerte er die Festung Landau, und diese mußte sich, trotz der Bemühungen Catinat's, sie zu retten, im September ergeben. Gleich darauf wandte Ludwig seine Waffen gegen die Baiern, welche Ulm genommen hatten und sich mit einem französischen Heere unter Villars zu vereinigen suchten. Es gelang dem Markgrafen, dies vorerst zu verhindern. Andere Unternehmungen vermochte er nicht zu machen, weil das deutsche Reich ihn an allem Nöthigen Mangel leiden ließ, und ihm nicht den fünften Theil der versprochenen Truppen lieferte. In Italien, wo Vendome's Heer bis 50,000 Mann verstärkt worden war, sah Eugen sich genöthigt, die begonnene Belagerung von Mantua wieder aufzugeben, und auch ein Versuch desselben, die Feinde zu überfallen, scheiterte durch einen Zufall. Das folgende Jahr (1703) konnte daher den Kaiserlichen völlig verderblich werden, wenn die Baiern und Franzosen sich vereinigten und, wie sie beabsichtigten, über Tyrol eine Verbindung mit Italien eröffneten.

Ludwig von Baden fand sich bei jedem seiner Schritte gehemmt. Der unfähige Graf von Styrum, welcher die Oestreicher in Deutschland commandirte, schadete aus Eifersucht absichtlich den Maaßregeln des Oberfeldherrn. Noch mehr Hemmung fand er von Seiten des Reiches, über dessen langsame Berathungen und unverständige Beschlüsse in Kriegssachen der Markgraf sich in offenen Schreiben bitter beklagte. Ebenso wenig wie vom Kriegswesen verstand der Reichstag von Polizei und Staatswirthschaft. Dies zeigte er 1703 durch einen lächerlichen Act der Rache für den harten Druck, welchen die Franzosen in Süddeutschland übten. Es ward nämlich von Reichs wegen auf ein Jahr aller Handelsverkehr und sogar jeder Briefwechsel mit den Franzosen verboten, obgleich das Städte-Collegium sehr verständige Vorstellungen gegen eine Maaßregel machte, welche den Deutschen selbst mehr schaden mußte, als den Franzosen. Die Folgen dieser

verkehrten Leitung der Reichs-Angelegenheiten konnten nicht ausbleiben. Ludwig von Baden hielt zwar eine zeitlang den General Villars zurück; er konnte aber doch nicht verhindern, daß dieser endlich (Mai 1703) seine Vereinigung mit den Baiern zu Stande brachte, weil Styrum den günstigen Augenblick, die Letzteren anzugreifen, versäumte. Im August 1703 nahmen die Franzosen auch die wichtige Festung Breisach ein. Nachher kam der Markgraf durch einen meisterhaften Marsch den Franzosen in der Besetzung der für sie sehr wichtigen Stadt Augsburg zuvor, und Villars hätte jetzt entweder sofort seine Stellung aufgeben oder unter ungünstigen Umständen eine Schlacht mit dem Markgrafen wagen müssen; allein Styrum ließ sich am 20. September bei Höchstädt auf eine schimpfliche Weise überfallen, und Ludwig von Baden mußte in Folge davon Augsburg den Franzosen überlassen. Ebenso schimpflich, wie Styrum's Heer, ließen die deutschen Truppen, welche Landau entsetzen sollten, sich überfallen und schlagen, und diese Festung kam aufs Neue in die Gewalt der Franzosen.

Auch Eugen hatte Ursache, sich über die schlechten Anstalten des Hofkriegsrathes in Wien zu beschweren; er erhielt aber endlich die selbstständige Leitung des ganzen Kriegswesens, und zeigte dann, was Oestreich vermag, wenn es gut berathen wird. Eugen's Heer in Italien war in diesem Jahre glücklicher, als die vom Markgrafen Ludwig befehligten Reichstruppen in Deutschland. Der Kurfürst von Baiern, welcher mit Villars ebensowenig einig war, wie der Markgraf mit Styrum, trennte sich im Juni 1793 von Villars, um sich durch Tyrol mit den Franzosen unter Vendome zu vereinigen. Kaum war er aber bis zur Höhe des Brenner gelangt und hatte sein Heer in ganz Tyrol zerstreut, als die Tyroler sich überall erhoben und ihr Landsturm, gedeckt und unterstützt durch die Gebirgsnatur des Landes, ganze Heerschaaren der Baiern und Franzosen vernichtete, während Vendome, welcher vergebens Trident zu erobern gesucht hatte, sich nicht bis zum Brenner hinauf wagen durfte. Der Kurfürst war daher zum Rückzuge genöthigt und mußte diesen in solcher Eile machen, daß er alle von ihm getrennten Theile seines Heeres preisgab.

Unterdessen hatte Ludwig XIV. durch sein Geld die Ungarn zum Aufstande gebracht, und diese drangen, von dem Prinzen Franz Ragotzy geführt, 30,000 Mann stark nach Preßburg vor. Eugen war dadurch gezwungen worden, einen Theil seines Heeres nach Ungarn zu schicken, und mußte zuletzt selbst dahin eilen. Er beendigte den Krieg dort bald so weit, daß er die weitere Führung desselben dem General Heister überlassen konnte. Zu seinem Stellvertreter in Italien hatte er, als er sich nach Ungarn begab, den würdigsten Mann, den er wählen konnte, den Grafen Starhemberg, ernannt. Uebrigens fiel

damals (October 1703) Victor Amadeus von Savoyen, der Schwiegervater des spanischen Königs Philipp, von Frankreich ab, nachdem am Schlusse des vorhergehenden Jahres auch Portugal dem Bunde gegen Frankreich beigetreten war. Victor Amadeus handelte dabei ganz dem System seiner Dynastie gemäß, deren Emporkommen und Machtvergrößerung fast nur auf Treulosigkeit und Verrath beruhte. Er war, während er das spanische Heer in Italien commandirte, insgeheim mit Oestreich, England und Holland in Unterhandlung getreten, und hatte sich durch Geld und durch das Versprechen von Gebietserweiterungen bewegen lassen, die Verbindungen mit seinem Schwiegersohne und mit dessen Großvater, Ludwig XIV., welcher zugleich der Großvater seines zweiten Schwiegersohnes, des Herzogs von Burgund, war, aufzugeben. Die Sache war dem französischen Könige nicht unbekannt geblieben; Ludwig verbarg aber seinen Groll, so lange Vendome noch in Tyrol stand. Nachher verlangte er, daß Victor Amadeus einige Städte als Unterpfänder seiner Treue den Franzosen einräume. Dies nöthigte dann den Herzog, die Maske abzuwerfen und im October 1703 den Krieg an Spanien und Frankreich zu erklären. Er würde jedoch gleich nach diesem Schritte in eine sehr schlimme Lage gekommen sein, wenn nicht Stahremberg im Januar 1704 durch einen Marsch, der ihm einen Platz neben Eugen erwarb, die Verbindung der kaiserlichen Truppen mit dem Herzoge zu Stande gebracht hätte.

Auch in den Niederlanden und in Spanien selbst wurden die Franzosen während des Jahres 1703 hart bedrängt. In beiden Ländern erfochten deutsche Truppen, welche von ihren Fürsten an England und Holland verpachtet worden waren, einen ganz anderen Ruhm, als ihre vom Markgrafen Ludwig im Namen und Auftrage des Reichs geführten Landsleute in Ober-Deutschland. In den Niederlanden wurden Venlo, Lüttich, Bonn und andere Städte erobert, die Franzosen aus dem Kölnischen völlig vertrieben, Limburg und Geldern genommen. In Spanien, wo ein englisch-niederländisches Heer gelandet war, scheiterte zwar der Versuch, Cadix zu besetzen und Andalusien für Karl III. zu gewinnen; dagegen nahmen aber die Engländer die spanische Silberflotte weg, und Philipp's Regierung schuf sich durch ihre Maaßregeln im Lande selbst, besonders in Catalonien, Feinde. Die Alliirten setzten daher eine Flotte und ein Heer in Bereitschaft, um den Erzherzog Karl, der im October 1703 zu Wien feierlich als König von Spanien ausgerufen worden war, nach Spanien zu bringen, während zugleich von Portugal aus ein Einfall gemacht werden sollte.

Im Jahre 1704 rief Ludwig XIV. den Marschall Villars ab,

damit es, bei der zwischen diesem und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel bestehenden Uneinigkeit, in Baiern nicht ebenso gehe, wie in Savoyen. Zu gleicher Zeit schickte er ein neues Heer unter dem Marschall Herzog von Tallard nach Baiern. Den Krieg am Niederrhein und in den Niederlanden übertrug er dem Liebling der Maintenon, dem Marschall Villeroi. Diesen täuschte der Herzog von Marlborough, indem er nach einem mit Eugen verabredeten Plane plötzlich mit 30,000 Engländern, Holländern, Lüneburgern und Hessen, ohne daß Villeroi es merkte, von den Niederlanden nach dem Neckar marschirte, um sich mit Eugen zu vereinigen und dann in Baiern eine entscheidende Schlacht zu liefern. Als er von Eßlingen aus seine Verbindung mit Eugen angeknüpft hatte, zeigte Eugen eine große über Eitelkeit erhabene und blos das Wesentliche der Dinge beachtende Seele. Er übernahm es nämlich, den General Tallard am Rhein zu beobachten, und überließ dem Markgrafen Ludwig die Ehre, mit Marlborough vereint die Baiern und Franzosen in ihren Schanzen an der Donau anzugreifen. Diese wurden sodann (2. Juli) an dem Schellenberg bei Donauwörth mit großem Verluste aus ihren Schanzen getrieben und in die Flucht gejagt. Die natürliche Behutsamkeit des Markgrafen und der Umstand, daß er im Kurfürsten von Baiern den Reichsfürsten sich und denselben dem Kaiser zu Gefallen nicht ganz verderben wollte, bewogen ihn zu zögern und zu unterhandeln, anstatt, wie Marlborough wollte, den errungenen Vortheil zu verfolgen. Unterdessen war Villeroi dem englischen Heerführer nachgeeilt, und hatte sich am Tage des Treffens am Schellenberg bei Straßburg mit Tallard vereinigt. Der Letztere gelangte nachher durch das Kinzigthal zu den Baiern.

Marlborough, welchen der Kaiser nach jenem Treffen den Retter seiner Monarchie genannt und zum deutschen Reichsfürsten gemacht hatte, entwarf jetzt mit Eugen den Plan zu einer Schlacht. Den allzu bedächtigen Markgrafen, welchem dies verborgen gehalten wurde, bewog man, gegen Ingolstadt zu ziehen. Die verabredete Schlacht fand am 13. August 1705 zwischen Eugen und Marlborough einerseits, den Baiern unter ihrem Kurfürsten und den Franzosen unter Tallard und Marsin andererseits statt. Sie wird von den Engländern nach dem Dorfe Blenheim, wo ihre Truppen den härtesten Kampf bestanden und siegten, von den Deutschen nach dem Dorfe Höchstädt, wo Eugen siegte, benannt. Auf dem einen Flügel wurde Tallard selbst von den Engländern gefangen genommen, und 27 französische Bataillone mußten nebst 13 Schwadronen die Waffen strecken; auf dem anderen Flügel blieb der Kampf lange unentschieden, bis endlich Eugen ebenfalls den Sieg errang. Der Verlust der Franzosen und Baiern

war so groß, daß von ihren Truppen, deren Zahl auf 60,000 Mann geschätzt wurde, kaum 20,000 sich nach dem Rhein retteten. Die Artillerie, das Gepäck und der ganze Troß derselben, unter diesen auch mehr als 5000 Proviantwagen, 3600 Zelte und 34 Kutschen mit französischen Damen, fielen in die Hände der Sieger. Ganz Baiern wurde in Folge dieser Schlacht in Besitz genommen. Der Kurfürst entfloh in die Niederlande, trat aber vorher die Regierung an seine Gemahlin ab. Diese wurde bald zu einem Vertrage genöthigt, vermöge dessen alle Plätze, alle Kriegsgeräthe und die ganze Regierung von Baiern dem Kaiser überlassen wurden und nur das Rentamt München nebst 400 Mann Garde der Kurfürstin blieb. Villeroi zog sich nach der Schlacht bei Höchstädt über den Rhein in die Niederlande zurück. Dorthin folgte ihm Marlborough, nachdem Landau den Franzosen wieder entrissen worden war. Er drang bis an die Grenzen von Frankreich vor.

In Italien und in Spanien war das Glück den Franzosen weniger ungünstig, als in Deutschland und in den Niederlanden, wiewohl das erstere Land damals für sie verloren ging. In Italien setzte der Marschall Vendome 1704 und 1705 den Krieg blos nach seiner persönlichen Bequemlichkeit fort. Doch ward 1705 der Herzog von Savoyen zurückgedrängt, und Eugen, der den Feinden an Truppenzahl bei weitem nicht gewachsen war, konnte nur durch sein bewunderungswürdiges Talent gegen sie bestehen. Im Jahre 1706 suchte Ludwig XIV. dem Kriege in Italien durch eine große Anstrengung schnell ein Ende zu machen, damit er eine starke Kriegsmacht nach Spanien und in die Niederlande schicken könne. Seine Truppen drängten in der That die Feinde zurück, nahmen eine Stadt nach der andern und belagerten mit einer sehr bedeutenden Macht die Stadt Turin, welche jedoch der östreichische General Daun vortrefflich vertheidigte. Als gleich darauf der Marschall Vendome in die Niederlande abgerufen wurde, erhielt der junge Herzog von Orleans, der nachherige Regent von Frankreich, den Oberbefehl. Ihm wurde aber unglücklicher Weise ein Diplomat und Hofmann, der Marschall Marsin, zur Seite gegeben, während zu derselben Zeit der Anführer des östreichischen Heeres eine ganz andere Stellung als seither erhalten hatte. Kaiser Leopold I. war nämlich im Mai 1705 gestorben, sein älterer Sohn, Joseph I., hatte die Regierung übernommen, und dieser war ganz anders erzogen, als die drei letzten Kaiser. Joseph nahm nicht nur gegen den Papst einen anderen Ton an, als Leopold zu thun gewagt hatte, sondern er suchte auch die Ungarn durch jedes Mittel zu beruhigen, und überließ dem Prinzen Eugen die unbedingte Leitung des Kriegswesens und der auswärtigen Angelegenheiten. Eugen umging

1706 durch einen vortrefflichen Marsch die Feinde, und vereinigte sich mit dem savoyischen Heere. Der Herzog von Orleans kam darauf mit dem Herzoge von Feuillade, welcher die Belagerung von Turin leitete, vor dieser Stadt zusammen, und Beide beschlossen den Angriff der Feinde nicht im festen Lager abzuwarten, sondern ihnen entgegen zu gehen und sie selbst anzugreifen; Marsin zwang sie aber durch Vorzeigung einer königlichen Vollmacht, davon abzustehen. Am 7. September 1706 hatten hierauf die Deutschen und Piemontesen die Kühnheit, das feindliche Heer in seinen Schanzen zu bestürmen, obgleich sie, die Besatzung von Turin mitgerechnet, demselben kaum an Zahl gleich waren. Der Erfolg dieses kühnen Unternehmens war glänzend. Schon am Mittag war der Sieg Eugen's und des Herzogs von Savoyen entschieden, Marsin nebst einem großen Theile des Generalstabes und 3000 Mann getödtet, das ganze Gepäck der Franzosen sammt aller ihrer Artillerie und Munition genommen und über 5000 Mann ihres Heeres gefangen. Eugen verdankte diesen Sieg bei Turin hauptsächlich dem Umstande, daß die Franzosen eine allzu ausgedehnte Linie zu vertheidigen hatten, und folglich ihre Kräfte zersplittern mußten, während er selbst die seinigen auf einen Punkt richten konnte. Den größten Antheil am Siege hatten die preußischen Truppen und ihr Führer Leopold von Dessau auf dem linken Flügel; unter dem Kugelregen drangen sie ruhig vor, erst in der Nähe des Feindes angelangt, brauchten sie ihre Feuerwaffe, vor deren sicherem Nachdruck die Feinde wichen. Die Franzosen verloren durch diese Schlacht ebenso Italien, wie sie durch die Schlacht bei Höchstädt Baiern verloren hatten. Auch das Königreich Neapel, mit Ausnahme der Insel Sicilien, wurde bald nachher von Eugen erobert. Dagegen scheiterte die Belagerung von Toulon, welche dieser im Jahre 1707 unternahm.

Was Spanien betrifft, so war Erzherzog Karl 1704 von Portugal aus in dieses Land eingebrochen; sein Zug war aber gescheitert, weil die Führer der holländischen und englischen Truppen, Schomberg und Fagel, mit einander uneinig waren, und der Erzherzog ebensowenig von Portugal, als seine Gegner von Spanien unterstützt wurde. Der König von Portugal litt gleich dem spanischen Könige an einer Art Gemüthskrankheit, sein Reich hatte weder eine geregelte Regierung und Verwaltung, noch Truppen, Vorräthe und Anführer, und die Pfaffen und Hofleute sahen die Engländer und Holländer als Ketzer mit eifersüchtigen Augen an. In Spanien verließ der Hof sich ganz allein auf die französischen Truppen, an deren Spitze der Herzog von Berwick, ein natürlicher Sohn Jakob's II., des vertriebenen Königs von England, stand. Uebrigens machten im Jahre 1704 die Engländer eine wichtige Eroberung in Spanien und welche sie nachher nie wieder

herausgegeben haben. Prinz Georg von Hessen-Darmstadt nämlich, welcher damals die englischen Truppen in Spanien befehligte, hatte in Erfahrung gebracht, daß die unüberwindliche Festung Gibraltar auf unbegreifliche Weise vernachlässigt sei. Er landete daher plötzlich an der Küste von Gibraltar und besetzte, ohne Widerstand zu erfahren, die wichtigste Festung von Europa (4. August 1704). Nachher bewirkte die Königin von Spanien, daß der Herzog von Berwick, welcher unbekümmert um Intriguen und Weiber seinen Weg ging, abgerufen und einer der Lieblinge der Maintenon, Tessé, an seine Stelle gesetzt ward. Im folgenden Jahre (October 1705) gelang es den Truppen der Alliirten, die sich mit dem Erzherzog Karl in Portugal nach Catalonien eingeschifft hatten, die Stadt Barcelona zu erobern, bei welcher Gelegenheit der Prinz von Hessen-Darmstadt das Leben verlor. Tessé machte zwar den Versuch, die Stadt den Feinden wieder zu entreißen; er mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen, weil er nicht nur die Truppen der Verbündeten, sondern auch das catalonische Volk gegen sich hatte, und weil die Provinzen Aragonien und Valencia abzufallen drohten. Philipp sah sich hierauf sogar genöthigt, aus der Hauptstadt des Reiches zu weichen, in welche die Alliirten im Juni 1706 einzogen. Seine Sache wurde blos dadurch gerettet, daß man den Herzog von Berwick in der Noth wieder herbeirief, und daß die Eifersucht der Castilianer gegen die Portugiesen und Fremden erwachte. Berwick trieb die Feinde, deren Fehler er geschickt zu benutzen wußte, nicht nur aus ganz Castilien, sondern er erfocht auch im April 1707 bei Almanza einen vollständigen Sieg über sie. Unmittelbar darauf traf der Herzog von Orleans mit den französischen Truppen ein, welche nach dem Verluste der italienischen Festungen von dort hatten zurückgezogen werden können, und nun mußten die Verbündeten Aragonien, Valencia und Murcia wieder räumen. In der ersteren Provinz wurde damals unter dem Vorwande, daß das Land mit den Waffen erobert worden sei, die ganze alte Verfassung aufgehoben. Uebrigens waren die beiden um Spanien streitenden Prinzen in gleichem Grade arm. Beide mußten von den Almosen ihrer Verbündeten leben. Philipp erhielt, um seine täglichen Ausgaben bestreiten zu können, von seinem Großvater eine Beisteuer von zwei Millionen Livres; Karl wurde, als er den spanischen Königstitel angenommen hatte, zuerst von den Holländern und dann von England mit dem Nöthigen versehen. Ungeachtet dieser Unterstützung durch zwei ketzerische Staaten vertraute Karl, dessen ganze Macht fast blos auf der Hülfe derselben beruhte, doch am meisten auf die katholischen Heiligen und ihre Fürbitten. Im Jahre 1708 wurde Lord Stanhope an die Spitze der Engländer in Spanien gestellt, und Erzherzog Karl

erhielt aus Oestreich eine Anzahl frischer Truppen, welche der tapfere Stahremberg befehligte. Der Letztere konnte zwar nicht verhindern, daß der Herzog von Orleans Tortosa eroberte; Stanhope besetzte aber die Balearen, und auch Sardinien wurde für Karl gewonnen. Philipp V. und seine Truppen litten an denselben Uebeln, welche dem deutschen Heere am Rhein verderblich wurden. Die ganze spanische Monarchie konnte im Jahre 1708 nicht sechs Millionen in die Staats-Kasse liefern, und die im Juli von Amerika her erwartete Silberflotte, auf welche man gerechnet hatte, wurde von den Engländern theils weggenommen, theils vernichtet.

Was den Krieg in den Niederlanden und auf der linken Seite des Rheins angeht, so hatte Marlborough 1705 den großartigen Plan entworfen, in das Herz von Frankreich einzudringen und dadurch eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Diesen Plan wollte jedoch Ludwig von Baden weder unterstützen, noch war er bei der Beschaffenheit des deutschen Reiches und seiner Truppen im Stande, es zu thun. Vergebens bot Marlborough durch persönliche Bemühungen an den deutschen Höfen Alles auf, um die Fürsten des Reiches zu neuen Anstrengungen zu bewegen. Marlborough zeigte sich damals zugleich als General und als Diplomat seiner Rolle gewachsen; leider war er aber dabei auf schmutzige Weise geldgierig. Er erlaubte sich schmähliche Abzüge an der Bezahlung der im englischen Solde stehenden Truppen, und brachte vermittelst des Juden Medina, dessen er sich dabei bediente, über Europa das Verderben der neuen Civilisation, den Handel mit Staatspapieren, durch welchen jene jüdische Geldmacht unserer Zeit gegründet ward, die mit den niedrigsten Mitteln alles Hohe bekämpft und in Verbindung mit der rohen bezahlten Gewalt die neuere Menschheit in unauflösliche Fesseln der Selbstsucht schlägt. Medina war nämlich nicht nur das Werkzeug für die Verkürzung der englischen Truppen, sondern er speculirte auch zugleich auf Staatspapiere, und wurde dadurch der Urheber eines neuen Handels (der Stock-Jobbery) und der neuen Börse auf welcher jetzt täglich in allen großen Städten das Schicksal Europas verschachert wird.

Die deutsche Reichs-Armee, deren Contingente nur langsam und unvollständig sich einfanden, ward durch Villars über den Rhein zurückgejagt (1706) und ihrer Vorräthe, sowie aller ihrer Artillerie beraubt. Sie würde auch diesseits des Rheins nicht sicher gewesen sein, wenn Ludwig XIV. nicht im Jahre 1706 seiner ganzen Macht zur Rettung Spaniens bedurft und in den Niederlanden eine bedeutende Niederlage erlitten hätte. In diesem Lande schlug nämlich Marlborough am 23. Mai 1706 bei Ramillies ein französisches Heer von 60,000 Mann so vollständig, daß dasselbe nicht nur 15—20,000 Mann an

Todten und Gefangenen nebst dem größten Theile seiner Geschütze verlor, sondern auch die Niederlande fast ganz aufgeben mußte.

Im Anfange des nächsten Jahres (1707) wurden von Frankreich die ersten Versuche gemacht Friedensunterhandlungen anzuknüpfen; es war aber eines Theils den Franzosen selbst nicht Ernst mit denselben, und anderes Theils wies der Kaiser, obgleich es im Reiche wie in England und Holland eine sehr starke Friedenspartei gab, jede Vermittlung zurück. Auch war für Friedensvorschläge die Zeit sehr übel gewählt, da Marlborough's Einfluß damals in England unumschränkt herrschte. Die Partei, deren Haupt er war, setzte sogar im Jahr 1707 eine Maaßregel durch, welche schon früher mehrere Male vergebens durchzusetzen versucht worden war. Wir meinen die Vereinigung des schottischen Parlaments mit dem englischen oder die Verschmelzung Schottlands und Englands in einen Staat. Diese Maaßregel war in jenem Augenblicke (6. März 1707) um so wichtiger, da der Kurfürst von Hannover, welcher durch das Gesetz zum Nachfolger der Königin Anna ernannt war, wenige Freunde in Schottland hatte, und viele der bedeutendsten Familien dieses Landes Jakob III. als den rechtmäßigen Erben ihres Reiches ansahen. Uebrigens war die Vereinigung der beiden Staaten allerdings durchaus nöthig, wenn England die Stellung, die es unter Wilhelm III. in Europa gewonnen hatte, behaupten wollte. Für die Schotten war diese Vereinigung in politischer Hinsicht nachtheilig, wenn sie auch durch dieselbe in materieller Hinsicht so sehr gewannen, daß man seitdem in England sich immer über die vielen armen Schotten beschwerte, welche auf Unkosten der Engländer reich wurden. Das Unterhaus des britischen Parlaments bestand nämlich bis zur neuesten Parlaments-Reform (1832) aus 658 Mitgliedern, von welchen nur 45 in Schottland gewählt wurden, und im Oberhaus haben alle englischen Pairs Sitz und Stimme, die schottischen aber senden nur 16 Mitglieder in dasselbe.

In Deutschland rief 1707 der Tod Ludwig's von Baden einen Streit hervor, der uns aufs Deutlichste den Zustand und die Verwaltung eines Reiches zeigt, welches Hunderte von Höfen, Tausende von Kanzleien, sowie ganze Heere von Hofleuten und Pedanten ernährte. Man stritt nämlich darüber, ob ein katholischer oder ein protestantischer Feldherr an der Reihe sei, das bedrängte Reichsheer zu commandiren. Endlich wurde der älteste Reichs-Feldmarschall, der Markgraf von Ansbach, zum Oberbefehlshaber erwählt. Dieser ward von Villars sogleich aus den Linien von Stollhoffen gedrängt, welche der tüchtige Markgraf Ludwig sieben Jahre lang unter den schwierigsten Umständen vertheidigt hatte; und die Franzosen nahmen nicht nur das noch übrige Reichsgeschütz nebst den Kriegsvorräthen weg, sondern sie

überschwemmten und verheerten auch das ganze Land vom Inneren Schwabens an bis zur Bergstraße. Als endlich der unfähige neue Feldherr zur Abdankung bewogen worden war, übernahm der Kurfürst von Hannover, der nachherige englische König Georg I., das Commando. Dieser vermochte aus Mangel an Geld und Vorräthen die Franzosen nur aus einem Theile des von ihnen besetzten Landes zu verdrängen. Er konnte, während an den deutschen Höfen Millionen für Festlichkeiten verschwendet wurden, weder die armselige Summe von 200,000 Thalern, welche 1707 für das Reichsheer ausgesetzt worden war, noch die für 1708 angewiesene Million erhalten. Die Achtung gegen das deutsche Reich, das einst der schwedische Kanzler Oxenstierna eine durch des Himmels Gnade bewahrte Konfusion genannt hatte, sank in ganz Europa: in allen öffentlichen Blättern Hollands und Englands spottete man über die Langsamkeit des Reichstages, sowie über den Handel, den die Fürsten mit dem Leben ihrer Unterthanen trieben, und es ward in den Noten der holländischen Bevollmächtigten an den Reichs-Convent aufs Derbste ausgesprochen, daß die deutschen Fürsten das Geld mehr liebten, als ihre Ehre und die ihrer Fürsorge anvertrauten Völker.

In den Niederlanden hatte Vendome jede Schlacht vermieden, aber auch jede von den Verbündeten unternommene Belagerung vereitelt; er besetzte sogar Gent und Brügge, ohne daß Marlborough es verhindern konnte. Dieser entwarf daher mit Eugen den Plan, mit vereinten Kräften den französischen Marschall zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen. Obgleich eine Vereinigung Eugen's mit Marlborough damals höchst schwierig war, so brachte Eugen sie doch zu Stande, und Vendome ward im Juni 1708 bei Oudenarde geschlagen. Indessen gewährte dieser Sieg den Verbündeten nur den einzigen Vortheil, daß Marlborough die Belagerung einiger Städte unternehmen konnte, während Eugen den Kurfürsten von Baiern und den aus Spanien zurückgerufenen Herzog von Berwick beobachtete.

3. Der spanische Erbfolgekrieg von 1709 bis zu seinem Ende.

Am Schlusse des Jahres 1708 schienen alle Hülfsmittel Frankreichs erschöpft, die Minister wagten zum ersten Male, dem Könige die wahre Lage der Dinge zu enthüllen, und selbst der Herzog von Burgund, Ludwig's XIV. ältester Enkel, gehörte zu denen, welche darauf drangen, daß man den Frieden sogar mit bedeutenden Opfern zu erkaufen suchen müsse. Es wurden daher mit Holland Unterhandlungen angeknüpft, da von England nichts zu hoffen war, so lange Marlborough durch seine Gemahlin die Königin und die Whigs das

Parlament beherrschten. Diese Unterhandlungen bewiesen aufs Deutlichste die gänzliche Erschöpfung Frankreichs; es war aber mit denselben wieder nicht ernstlich gemeint, da man nur eine Waffenruhe gewinnen wollte. Der Minister des Auswärtigen, Marquis de Torey, reiste selbst nach dem Haag, und brachte dort mit dem Groß-Pensionär Heinsius einen Präliminar-Vertrag zu Stande. In diesem stipulirte man, daß Philipp V. Spanien, die Niederlande, Sicilien und Mailand verlieren solle, daß ihm die französischen Truppen entzogen, daß alle Festungen am Oberrhein geschleift, daß Straßburg, Breisach und das Breisgau aufgegeben werden sollten u. A. m. Ludwig XIV. verweigerte jedoch seine Unterschrift. Er war wahrscheinlich nur deshalb so weit gegangen, damit er nachher der Nation mit vollem Rechte die Sache ihres Königs als ihre eigene empfehlen könne. Auch erweckte er wirklich durch einen Aufruf an das Volk den Nationalstolz der Franzosen, und brachte sie zu neuen Anstrengungen.

Der Krieg in den Niederlanden ward 1709 durch diese Unterhandlungen anfangs aufgehalten. Als nachher Marlborough durch Villars an der Belagerung von Mons gehindert ward, beschloß er, in Verbindung mit Eugen die Franzosen mit Gewalt aus ihrer Stellung zu vertreiben. Er wagte daher am 11. September die Schlacht bei Malplaquet und gewann sie. Diese Schlacht war die blutigste, welche im 18. Jahrhundert bis 1799 geliefert worden ist, weil die Verbündeten genöthigt waren, den Feind in seinen Schanzen anzugreifen, weshalb auch der Verlust der Sieger größer war, als der der Besiegten. Man berichtet, daß beide Theile zusammen 42,000 Todte und Verwundete gehabt haben. Die Frucht des Sieges war die Eroberung von Mons. Später nahmen Eugen und Marlborough auch noch Douay, Aire und Bethune. Das Reichsheer am Oberrhein dagegen verharrte in seiner gewohnten Unthätigkeit, und die Grenzen wurden dort kaum gedeckt.

In Spanien machten die Verbündeten unter Stahremberg und Stanhope große Fortschritte. Sie erfochten im Sommer 1710 zwei Siege über Philipp's Truppen, bei Almera im Juli und bei Saragossa im August, und dieser mußte wieder aus Madrid entfliehen. Hierauf beging jedoch Stanhope den Fehler, daß er gegen Stahremberg's Rath den Erzherzog Karl bewog, die Provinz Aragonien, deren Einwohner die Wiederherstellung der durch Philipp vernichteten Verfassung von ihm erwarteten, zu verlassen und nach Madrid zu ziehen, wo man den französischen Prinzen dem östreichischen vorzog. Er hatte gehofft, sich mit dem portugiesischen Heere vereinigen zu können; dies wurde aber von Vendome, welcher damals in Spanien eintraf, gehindert, und Karl mußte Madrid bald wieder verlassen. Beim Abzuge

trennte Stanhope sich unvorsichtiger Weise von Stahremberg, und wurde nicht nur völlig geschlagen, sondern auch selbst gefangen genommen (bei Brihuega im December). Stahremberg besiegte zwar unmittelbar nachher die Feinde bei Villaviciosa; er verlor aber dabei seine Kanonen und sein Gepäck, und obgleich er hierauf mit seinen 7000 Mann ohne Geschütz einen bewunderungswürdigen Marsch nach Barcelona machte, so schien doch jetzt der spanische Thron dem König Philipp gesichert. Aragonien wurde wieder unterworfen, und in Catalonien behauptete Karl sich nur durch ganz außerordentliche Anstrengungen der Einwohner.

Unterdessen hatte Ludwig XIV. sich zu neuen Unterhandlungen genöthigt gesehen. Sein Reich war durch die Kriegskosten in die größte Noth gebracht worden, und diese hatte sich durch eine eintretende unerhörte Kälte bis zu einem entsetzlichen Grade gesteigert. Der Winter von 1708—1709 war einer der härtesten gewesen, welche die Geschichte von Europa kennt, und Kälte, Hunger und allgemeine Noth hatten in Frankreich eine so große Anzahl von Menschen hingerafft, daß man nur von Jammer und Elend reden hörte, während die Lieferanten, Wucherer, Zollbeamten und Abgabenpächter Reichthümer aufhäuften. Diese Noth zwang den König Ludwig im Mai 1710, den Holländern noch einmal Friedens-Vorschläge zu machen. Er erklärte sich bereit, die früher verworfenen Artikel des Präliminar-Vertrages unbedingt anzunehmen. Allein die Holländer wurden durch die Gesandten von Oestreich, Preußen und Savoyen zu Forderungen getrieben, welche Ludwig nicht erfüllen konnte. Man verlangte, daß er selbst die ganze spanische Monarchie seinem Enkel mit Gewalt entreißen und an dessen Feinde überliefern solle. Er erbot sich zwar zuletzt, durch monatliche Subsidien zur Vertreibung seines Enkels mit zu wirken; es war das äußerste und beweist, wie hart er im Gedränge war; man begnügte sich aber damit nicht. Ludwig brach daher die Verhandlungen wieder ab, und erließ eine neue Erklärung an die französische Nation.

Die Rettung verdankte er jedoch diesmal nicht seinem Volke, sondern einer Veränderung, welche bei der englischen Regierung vorgegangen war

Diese Veränderung ward durch die Zwistigkeiten der Königin Anna mit ihrer weiblichen Umgebung und durch die Kabalen einiger Staatsmänner bewirkt, und hatte die Auflösung des furchtbaren Bundes gegen Frankreich zur Folge. Die Whigs hatten nach und nach völlig die Oberhand erhalten, und die Königin ward, obgleich sie an ihrem vertriebenen Bruder hing und den Grundsätzen der strengen Legitimität, sowie der anglikanischen Kirche ergeben war, von der Herzogin von Marlborough im Sinne der Whigs geleitet. Anna blieb sogar lange

Zeit hindurch mit der Richtung ihres Ministeriums und mit der Veränderung, welche unterdessen in der Stimmung ihres Volkes eingetreten war, unbekannt. Das englische Volk begann den Druck zu empfinden, der eine nothwendige Folge und die Kehrseite des Kriegsruhmes ist. Es hoben sich nämlich zwar während des Krieges die Gewerbe, der Handel und der Wohlstand Englands; allein es wurden zugleich auch die Folgen der zunehmenden Nationalschuld, welche in den Jahren 1689—1697 von einer halben Million Pfund bis auf 20 Millionen gestiegen war und während des Erbfolgekrieges bis auf 53 Millionen anwuchs, schon damals fühlbar. Ein weiblicher Zwist öffnete der Königin zuerst die Augen. Die Herzogin von Marlborough war nicht gleich ihrem Gemahl in den Künsten der Schmeichelei bewandert, und verstand nicht wie er den Schein der Anmaaßung zu vermeiden. Ihr Ton ward endlich ganz unerträglich; die Königin wandte daher ihr Vertrauen dem Fräulein Hill, der nachherigen Lady Masham, zu, und durch diese ward sie mit zwei Männern in Verbindung gebracht, welche früher im Ministerium ein Mittelglied zwischen den Whigs und Tories gebildet hatten. Diese beiden Männer waren Harley und St. John, der Erstere oder der nachherige Lord Oxford ein Mann, wie das Partei-Wesen sie bedarf und hervorbringt, der Letztere, später Lord Bolingbroke genannt, der geistreichste und geschickteste, aber auch gewissenloseste Mann seiner Zeit. Beide arbeiteten im Sinne der Königin ihren Collegen entgegen, und ließen sogar als die Holländer Unterhandlungen begonnen hatten, allerlei Vorschläge auf geheimen Wegen nach Frankreich gelangen; ihre Kabalen wurden aber entdeckt, und sie sahen sich 1708 genöthigt, aus dem Ministerium auszutreten. Damals kamen jedoch nicht nur sehr bedeutende Unterschleife, welche dem Ministerium in den Augen des Volkes schadeten, an den Tag, sondern die Minister entfremdeten sich auch durch ihre Stellung zur anglikanischen Kirche zugleich das Volk und die Königin völlig. Die anglikanische Geistlichkeit griff nämlich von der Kanzel herab die der Kirche und dem legitimen Königthum gefährliche Partei der Whigs an, und der Geistliche Henry Sacheverell ließ zu Ende 1709 eine heftige Predigt dieser Art drucken, ward aber dafür als Staatsverbrecher vor dem Oberhause angeklagt und verurtheilt. Die Verhandlungen dieses Processes machten der Königin zu ihrem großen Erstaunen klar, daß ihr Ministerium und das Parlament eine Lehre als strafbar verfolgten, welche von ihr selbst als evangelisch angesehen wurde. Zu derselben Zeit artete der Zwist der Königin mit der Herzogin von Marlborough in einen förmlichen Zank aus, und dies hatte dann die Entfernung der Letzteren vom Hofe zur Folge. Gleich darauf trat Anna durch Vermittelung der Hill mit Harley in

Unterhandlung, und dieser veranlaßte im Volke Adressen gegen das Ministerium, welche immer zahlreicher wurden. Dadurch ward zunächst die Entlassung des heftigsten unter den Whig-Ministern bewirkt. Die verbündeten Mächte machten zwar Vorstellungen darüber, und die Majorität im Unterhause beschwerte sich; die Sache hatte aber dessenungeachtet ihren Fortgang, und sobald das Volk hinreichend umgestimmt schien, wurde das ganze Ministerium geändert und das Parlament aufgelöst (October 1710). Harley ward Kanzler der Schatzkammer, St. John Staats-Secretär. Die neuen Wahlen waren den Tories günstiger als den Whigs; man beschränkte daher den Herzog von Marlborough sogar in seinen Machtbefugnissen bei der Besetzung der Officiers-Stellen des Heeres und in seinen militärischen Unternehmungen. Entfernen konnte man ihn jedoch noch nicht, da er bei seiner Rückkehr überall mit großem Jubel empfangen wurde und sich mit ungemeiner Mäßigung und Vorsicht benahm.

Die neuen Minister begannen alsbald geheime Friedensverhandlungen, bei welchen die Verbündeten zum Vortheile Englands aufgeopfert wurden. Außerordentlich begünstigt und gefördert wurden die Pläne der Tories durch den Umstand, daß im April 1711 Kaiser Joseph I. starb, und sein Bruder, Erzherzog Karl, sein einziger Erbe war; denn jetzt konnte es keinem Menschen mehr einfallen, dem König Philipp die ganze spanische Monarchie zu entreißen, weil sonst Karl dieselbe mit allen Staaten der östreichischen Monarchie vereinigt haben und somit eine habsburgische Universal-Monarchie an die Stelle der bourbonischen, die man seit einem Jahrzehnt bekämpfte, getreten sein würde. Als Unterhändler mit Frankreich bedienten die englischen Minister sich des französischen Geistlichen Gaultier, der in England den Spion für Ludwig XIV. gemacht hatte. Dieser ward mit förmlichen Instructionen, bei denen es blos auf Vortheile für den Handel und die Schiffahrt Englands abgesehen war, insgeheim nach Frankreich geschickt. Gaultier mußte zwar die französische Regierung auffordern, auch den Holländern Vorschläge zu machen; er sorgte aber zugleich dafür, daß diese in ganz allgemeinen Ausdrücken abgefaßt waren. Die Generalstaaten lehnten daher auch, wie das englische Kabinet vorausgesehen hatte, die Vorschläge der Franzosen ab. Uebrigens hatte bei dieser Gelegenheit die französische Regierung die günstige Wendung, welche die Dinge für sie genommen hatten, benutzt, um ihren Stolz gegen die Holländer geltend zu machen. Sie hatte nämlich gleich anfangs erklärt, daß sie direct mit Holland nicht mehr unterhandeln werde. Die Verhandlungen zwischen England und Frankreich wurden von Harley und St. John mit Geschicklichkeit, aber auch gleich einer gemeinen Kabale geleitet. Man kehrte sich weder an den

Kaiser, noch an die Holländer, noch an die Protestationen der Kurfürstin von Hannover, die doch gesetzliche Nachfolgerin der Königin Anna war; man gewährte dem französischen Unterhändler auf eine so geheimnißvolle Art Audienz bei Anna — durch eine verborgene Treppe, von einer Kammerfrau angemeldet, trat er bei der Königin ein — daß dies auf eine Verschwörung mit Frankreich gegen die seitherigen Verbündeten Englands und gegen die hannöverische Erbfolge deutete; St. John endlich, ein erklärter Freund französischer Grundsätze und Politik, unterzeichnete schon vor dieser Audienz, während die englischen Truppen noch neben den holländischen im Felde standen, Friedens-Präliminarien, durch welche die Sache der Verbündeten verrathen und den Franzosen Gelegenheit gegeben wurde, die Holländer auf höhnende Weise abzufertigen.

Als die Sache bekannt geworden war, boten der Kaiser und Marlborough alles Mögliche auf, um den englischen Ministern den Abschluß eines Friedens zu erschweren. Sie benutzten zu diesem Zwecke die im englischen Volke entstandene und leicht aufzuregende Besorgniß, die Minister und sogar die Königin selbst hätten sich mit Frankreich insgeheim gegen die protestantische Erbfolge verbunden. Dagegen reizten die Minister, um den Herzog von Marlborough vom Heere abberufen zu können, das Parlament und das Volk gegen diesen auf, indem sie ihn des Unterschleifs beschuldigten und den Juden Medina als Zeugen gegen ihn gebrauchten. Man bewies ihm, daß er den englischen Soldtruppen Procente an ihrer Löhnung abgezogen und mit Wucherern gemeinschaftliche Sache gemacht habe, um aus der Verkürzung der für das Heer bestimmten Lieferungen Vortheil zu ziehen. Hierauf überschickte ihm die Königin endlich am 1. Januar 1712 den Abschied, und statt seiner ward ein eifriger Tory, der Herzog von Ormond, zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt. Vergebens reiste Eugen unmittelbar darauf selbst nach London. Er brachte zwar durch die allgemeine Achtung, deren er genoß, die Minister in nicht geringe Verlegenheit, reichte in vier Wochen fünf Vorstellungen ein, und machte diese öffentlich bekannt, um das Ministerium beim Volke anzuklagen; allein alle seine Bemühungen waren fruchtlos, da gegen ihn jedes Mittel angewendet wurde, das ein so verschlagener und gewissenloser Mann, wie St. John war, erfinden und sich erlauben konnte.

Als Eugen in die Niederlande zurückgekehrt war, konnte er auf die Engländer im Heere schon nicht mehr rechnen. Diese unterstützten, den erhaltenen geheimen Befehlen gemäß, ihn in seinen Unternehmungen durchaus nicht, und der Herzog von Ormond erklärte ihm geradezu, er habe die Weisung, seine Truppen zu keinem Angriffe auf die Feinde, sondern blos zur Vertheidigung der Freunde zu gebrauchen. Im

Juli endlich, und zwar schon zwei Tage vor der öffentlichen Bekanntmachung der mit Frankreich abgeschlossenen Präliminarien, zog Ormond mit den englischen Truppen von Eugen ab. Die Franzosen benutzten den Abzug der Engländer, um den Prinzen Eugen, dessen Magazine nun nicht mehr gehörig gedeckt waren, am 24. Juli zu überfallen. Ihr Plan gelang vollständig: Eugen mußte seine Magazine aufgeben, seine Linien wurden überstiegen, mehrere Generale gefangen genommen und dann auch einige feste Plätze von den Franzosen erobert. Von dieser Zeit an dauerte der Krieg nur noch in Catalonien und am Ober-Rhein fort.

Ende Januar 1712 begannen in Utrecht die Friedensunterhandlungen zwischen England, Holland, Sardinien, Frankreich und Spanien; Alles wurde aber in Paris ausgemacht, wohin St. John gereist war, und die Conferenz zu Utrecht hatte eigentlich nichts Anderes zu thun, als den in Paris beschlossenen Bedingungen mit einigen Veränderungen die Form eines Vertrages zu geben. Wir übergehen die diplomatischen Kunstgriffe, welche dabei von Seiten der englischen Minister gebraucht wurden, und bemerken nur, daß die französischen Commissäre in Utrecht Gelegenheit erhielten, den Holländern das, was Frankreich bei den früheren Verhandlungen von ihnen erlitten hatten, reichlich zu vergelten. Dies geschah sogar mitunter bei ganz elenden Anlässen. Als z. B. einst die Bedienten des französischen Botschafters die des vorüber fahrenden holländischen Gesandten verhöhnten, und die Letzteren sich dafür durch eine Ohrfeige rächten, ruhte die französische Regierung nicht, bis die Holländer ihren Gesandten entlassen und eine Ehrenerklärung gegeben hatten. Im April 1713 wurde endlich der Friede von Utrecht abgeschlossen, und zwar zugleich für Kaiser und Reich, obgleich diese den Kampf noch immer fortsetzten. In Folge dieses Friedens behielt Philipp V. den Besitz von Spanien und Indien, d. h. den sämmtlichen spanischen Colonieen, mußte aber, damit Frankreich und Spanien nie mit einander vereinigt würden, seinen Ansprüchen auf die französische Krone entsagen. Von den europäischen Provinzen Spaniens wurden Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande an Oestreich überlassen; Sicilien aber und einen Theil des Mailändischen erhielt der Herzog von Savoyen, weil die Engländer sich dieses Herrschers gegen den Kaiser bedienen wollten. Ihm ward außerdem auch die Königswürde gewährt. England ließ sich nicht nur von Frankreich die Anerkennung der protestantischen Thronfolge in seinem Reiche zusichern, sondern es verschaffte sich auch den Assiento oder den einträglichen Sclavenhandel mit den spanischen Colonieen, sowie die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen und den Besitz von Gibraltar, Minorca, Neu-

Schottland, den Hudsons-Bai-Ländern, Terreneuve und die westindische Insel St. Christoph. Die Holländer erlangten eine sogenannte Barriere oder feste Grenze gegen Frankreich, indem ihnen das Recht gewährt wurde, in den niederländischen Festungen des Kaisers auf Kosten desselben holländische Besatzungen halten zu dürfen. Außerdem brachten sie in den Friedensvertrag die höchst ungerechte Bestimmung, daß die Schelde für die Schiffahrt geschlossen sein solle. Preußen erhielt das sogenannte Quartier von Ober-Geldern, die Souverainetät über Neufchatel und Valengin und die allgemeine Anerkennung seiner neuen Königswürde. Endlich wurden auch die Kurfürsten von Baiern und Köln wieder in ihre früheren Rechte und Länder eingesetzt. Alle Theile gewannen; nur Oestreich verlor gerade soviel an innerer und wahrer Macht, als ihm an Ausdehnung seiner auswärtigen Besitzungen zugestanden wurde.

Kaiser und Reich hofften noch, bessere Bedingungen erkämpfen zu können, als England für sie ausgemacht hatte. Sie setzten also den Krieg fort, luden aber nur neuen Schimpf auf sich. Dagegen bewunderte ganz Europa den heldenmüthigen Kampf der Catalonier. Diese waren dem Kaiser Karl aus Anhänglichkeit an dessen Person und aus Widerwillen gegen die Castilianer aufrichtig ergeben, und kämpften zugleich für ihre durch Philipp V. bedrohte Verfassung. Sie setzten den Krieg gegen Philipp selbst dann noch fort, als England nicht nur den Kaiser bewog, seine Truppen aus Spanien zurückzuziehen, sondern auch den Franzosen gestattete, den Castilianern Hülfe zu leisten. Obgleich sich selbst überlassen und durch die Uebermacht ihrer Feinde außer Stand gesetzt zu siegen, vertheidigten sich die Catalonier doch noch ein ganzes Jahr lang in Barcelona. Im Mai 1714 übernahm der Marschall von Berwick, einer der größten Feldherren seiner Zeit, das Commando gegen sie. Die Catalonier widerstanden seinen Angriffen so lange, bis endlich alle ihre Hülfsmittel erschöpft waren. Am 11. September wurde Barcelona mit Sturm erobert, und die Catalonier mußten jetzt, wie wenige Jahre vorher die Aragonier, auf ihre besonderen Rechte verzichten und die castilianische Verfassung annehmen. Ganz Europa nahm an dem Falle von Barcelona, an der Verfolgung der diplomatisch geopferten Catalonier und an dem Untergange ihrer Freiheit und ihrer Rechte einen ähnlichen Antheil, wie in unseren Tagen an der Einnahme von Warschau und dem Schicksale der Polen.

Unterdessen war der deutsche Reichskrieg in gewohnter Weise am Ober-Rhein fortgesetzt worden. Die Franzosen eroberten eine Festung nach der anderen, und die Deutschen bedeckten sich aufs Neue mit Schmach. Nur ein einziger Mann, der General von der Harsch,

rettete die Ehre deutscher Tapferkeit. Dieser vertheidigte die Stadt Freiburg, trotz der Unthätigkeit und Kargheit seiner Landsleute und trotz des mangelnden Muthes und National-Sinnes der Freiburger selbst, gegen einen überlegenen Feind; er behauptete sich, als die Stadt genommen worden war, mit unerschütterlicher Ausdauer in der Citadelle, und übergab diese sogar dann noch nicht, als er die Erlaubniß dazu erhalten hatte, sondern er that dies erst, als auf sein Begehren Eugen ihm den ausdrücklichen Befehl dazu ertheilte. Der Letztere, welcher die oberste Leitung des Krieges hatte, hinderte zwar die Franzosen, als dieselben Landau erobert hatten und über den Rhein gegangen waren, am weiteren Vordringen; er sah aber keine Möglichkeit, den Krieg für das vielköpfige, durch Selbstsucht und Mangel an Gemeinsinn gelähmte deutsche Reich mit Glück fortzusetzen. Er rieth deshalb dringend zur Annahme des Utrechter Friedens, und ward dann vom Kaiser beauftragt, mit den Franzosen zu unterhandeln.

Diese Unterhandlungen wurden in Rastadt geführt, wohin der Kaiser den Prinzen Eugen, Ludwig XIV. den Marschall Villars gesandt hatte. Sie führten im März 1714 zum Abschlusse eines Friedens, durch welchen die in Utrecht ausgemachten Bedingungen angenommen und überdies Fort Louis und Landau den Franzosen überlassen wurden, wogegen diese Altbreisach, Freiburg und Kehl zurückgaben. Nachher (September 1714) ward noch zwischen dem deutschen Reiche und den Franzosen ein besonderer Frieden zu Baden in der Schweiz abgeschlossen; dieser war jedoch nur eine leere Form, weil alles Wesentliche bereits in Rastadt festgestellt worden war. Vergebens verlangten bei dieser Gelegenheit die protestantischen Reichsstände die Zurücknahme jener Clausel des Ryswicker Friedens, nach welcher die römisch-katholische Religion in den restituirten Orten hatte aufrecht erhalten werden müssen. Frankreich und Oestreich, welche Beide unter dem Einflusse der Jesuiten standen, stimmten im Fanatismus gegen die freie Lehre der Protestanten mit einander überein, und die unduldsamen Geistlichen des Kaisers Karl und des Königs Ludwig setzten es durch, daß in Rastadt wie in Baden die Gesandten der protestantischen Staaten England und Holland nicht zugelassen wurden, damit man auf die Forderung der protestantischen Reichsstände keine Rücksicht zu nehmen brauchte.

II. Der nordische Krieg.

1. Entstehung desselben.

Schweden hatte sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aus den Uebeln einer Oligarchie, der man alles Unglück der letzten Zeit zuschrieb, zur unbeschränkten königlichen Macht geflüchtet, ohne jedoch dabei, wie 1660 in Dänemark geschehen war, die Verfassung zu ändern. Die Stände hatten nämlich, durch die Stimme des Volkes geschreckt, dem König Karl XI. eine unbeschränkte Gewalt ertheilt, und dieser hatte sich derselben bedient, um dem hohen Adel, welcher das Land durch seine Verwaltung zu Grunde gerichtet hatte, alle Bedeutung zu rauben, indem er sich durch die Stände die Krongüter, welche an den Adel veräußert worden waren, wieder hatte zuweisen lassen. Dadurch war der König nicht allein reich geworden, während der Adel verarmte, sondern diese gewaltsame und revolutionäre Maaßregel hatte ihm auch das Ansehen eines Rächers und Freundes des Volkes verliehen. Und wirklich hatte Karl XI. den erlangten Vortheil zum Besten des Reiches angewandt: er hatte die Finanzen, die Flotte und das Heer wieder hergestellt, einen Schatz gesammelt, eine Kriegsmacht geschaffen und durch alles dies seinen Sohn und Nachfolger, Karl XII., in den Stand gesetzt, einige Jahre aug der Gebieter des Nordens zu sein.

Als dieser 1697 den Thron bestieg, war Schweden ein neu geordnetes mächtiges Reich, das ein vortreffliches Heer besaß. Zu Schweden gehörte damals noch Finnland, Karelien, Ingermannland, Esthland und Livland, sowie der größte Theil von Pommern mit den Festungen Stettin und Stralsund, der befestigte Hafen Wismar und die Herzogthümer Bremen und Verden; außerdem war Holstein durch das Band der Verwandtschaft und durch Bündnisse enge an das schwedische Reich geknüpft. Die schwedische Kriegsmacht bestand in den deutschen Provinzen aus einem vortrefflichen geworbenen Heere, in Schweden selbst aus einer nationalen Miliz, wie damals kein Land außer der Schweiz sie hatte. Ueberdies waren durch Karl XI. Anstalten zur Bildung von Offieieren, sowie zur Vervollkommnung der Artillerie und des Genie-Wesens gegründet worden, welche die Bewunderung von ganz Europa erregten und verdienten. Dazu kam endlich noch, daß nicht nur der gesammte schwedische Adel einen militärischen Geist besaß, sondern daß auch in der Nation noch die Erinnerung an den Kriegsruhm des 17. Jahrhunderts leote, wo der

schwedische Name der Schrecken von ganz Europa gewesen war, und daß die Offiziere, welche Karl XI. zur Organisirung seines neuen Heeres gebraucht hatte, vor Begierde brannten, die bei Fehrbellin erlittene Schmach auszutilgen.

Karl XII., welcher als fünfzehnjähriger Jüngling zur Regierung kam, schien geboren zu sein, um die Zeiten Gustav Adolf's und Karl's X. zurückzuführen, obgleich er weder Staatsmann noch Feldherr, sondern blos ein kühner Ritter und ein vortrefflicher Soldat war. Er entledigte sich schon nach wenigen Monaten mit Hülfe der Ritterschaft der von den anderen Ständen bestellten Vormundschaft, und trat als unumschränkter Herrscher auf. Karl war, wie sein Vater, frei von der den Fürsten seiner Zeit eigenthümlichen Eitelkeit, den Hof Ludwig's XIV. durch Pracht und Ueppigkeit übertreffen zu wollen, und setzte dem morschen System der Höfe die rohe Kraft, dem Luxus und der Vergeudung soldatische Einfachheit entgegen. Auch würde er wohl obgesiegt haben, wenn ihm nicht das Schicksal an Peter dem Großen einen Mann entgegen gestellt hätte, der ihn mit gleichen Waffen angriff.

Die Jugend Karl's XII. glaubten Dänemark und Sachsen benutzen zu können, um sich auf Kosten Schweden's zu vergrößern; und an sie schloß sich zum gleichen Zwecke der Beherrscher von Rußland an. Friedrich IV. von Dänemark wollte Karl's Schwager, Schützling und Freund, den jungen Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, unterdrücken; Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, welcher als August II. zugleich polnischer König war, hoffte Livland und Esthland, seit lange Gegenstände eifersüchtigen Kampfes zwischen Polen und Schweden, wieder an Polen zu bringen; Peter der Große aber wollte das russische Reich durch Flotten und Schiffahrt in der Ostsee, sowie durch die Einverleibung einer bedeutenden Zahl von civilisirten Unterthanen mit dem übrigen Europa in innige Verbindung bringen, und bedurfte zur Ausführung dieses Planes der schwedischen Provinzen, welche Rußland vom Meere schieden. Alle drei Mächte hofften ihre Absichten um so sicherer zu erreichen, weil damals die Hauptstaaten Europas durch das bevorstehende binnen Kurzem erwartete Ende des spanischen Königs Karl II., dessen Erbschaft sowohl Oestreich als Frankreich beanspruchte, in Spannung gehalten wurden. Im September des Jahres 1699 schlossen deshalb der Kurfürst von Sachsen und der eben zum Throne gelangte dänische König ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß gegen Schweden, und zwei Monate später (Nov.) trat auch Peter demselben bei. Der Letztere konnte dabei wenigstens das Eine mit Sicherheit erwarten, daß seine Heere sich in dem schwedischen Kriege bilden würden; für Polen und für Sachsen dagegen

mußte jener Eroberungsplan, selbst wenn er glückte, jedenfalls verderblich werden. Das unglückliche Sachsen, welchem August Alles zumuthen durfte, mußte bei einem Kriege, der nur für die Vergrößerung Polens geführt werden sollte, völlig verarmen; das polnische Reich aber war im Innern mehr als je zerrüttet, da August ebenso wenig in Polen, wie in Sachsen, an die Erfüllung irgend einer ernsten Regentenpflicht dachte, sondern ganz allein seinen Vergnügungen lebte und den Ertrag seiner Erpressungen und Ungerechtigkeiten auf unerhörte Weise verprasste. Uebrigens verweigerten die Polen, was August recht gut voraus wußte, jeden Antheil an dem abenteuerlichen Unternehmen ihres Königs, obgleich bei der verabredeten Theilung schwedischer Provinzen nicht Sachsen, sondern blos Polen gewinnen sollte.

Dem geschlossenen Vertrage gemäß, welcher sorgfältig geheim gehalten wurde, wollten die drei Verbündeten zu gleicher Zeit losbrechen. Peter konnte dies jedoch nicht zugleich mit den beiden anderen Fürsten thun, weil er mit den Türken Händel hatte, und erst im August 1700 sein Heer aus dem südlichen Rußland entfernen durfte. Der Kurfürst von Sachsen rechnete bei seinem Angriffe auf eine Empörung der Livländer, welche von Karl's XII. Vater ungerecht und willkürlich behandelt worden waren. Um diese zum Aufstande zu bringen, war der Kurfürst mit dem livländischen Edelmann Reinhold Patkul in Verbindung getreten. Patkul war unter Karl XI. in Schweden durch die Gerichte tyrannisch verfolgt und zum Tode verurtheilt, dann aber begnadigt und auf eine Festung gebracht worden. Er war nachher entflohen und in sächsische Dienste getreten, hatte mit einigen seiner Landsleute ein Einverständniß angeknüpft, und glaubte, die Livländer würden den sächsischen Truppen, welche unerwartet vor Riga erscheinen sollten, zur Besetzung dieser Stadt behülflich sein. Der ganze Plan war auf die Unzufriedenheit der livländischen Ritterschaft und auf die Unterstützung der Russen berechnet. Allein als das sächsische Heer zu Ende des Jahres 1699 in Polnisch-Preußen einrückte, forderten die Polen dringend die Entfernung desselben, und der Ueberfall von Riga mußte deshalb übereilt ausgeführt werden, noch ehe die Russen der Verabredung gemäß einen gleichzeitigen Einfall in Esthland machen konnten. Die Livländer regten sich nicht, als die Sachsen Ende Februar 1700 plötzlich vor Riga erschienen, und der Kurfürst versuchte jetzt vergebens, den treulosen Friedensbruch durch schlecht ersonnene Ausflüchte zu beschönigen. Den Dänen, welche ebenso übereilt verfuhren wie die Sachsen, erging es nicht besser. Sie sollten zu gleicher Zeit mit den Sachsen losbrechen und in das Land des Herzogs von Holstein-Gottorp einfallen. Dieser Fürst, welcher mit seinem Freunde Karl XII. in tollkühnen Streichen und verwegenen Unter-

nehmungen wetteiferte, hatte den dänischen König auf mancherlei Weise gereizt. Der plötzliche Angriff der Dänen auf die von ihm zum Trotz gegen dieselben angelegten Schanzen und auf die Stadt Tönningen scheiterte gleich anfangs, und Friedrich IV. zog sich durch denselben nicht allein einen Krieg mit Schweden zu, sondern es ward auch einerseits von den Fürsten, welche früher die Rechte des Herzogs von Holstein verbürgt hatten, ein Heer an der Elbe aufgestellt, und andererseits nahmen die Seemächte, da sie Deutschlands Kräfte für den bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieg verwendet wissen wollten, eine drohende Stellung an.

Der gegen Schweden geschlossene Bund war auf die Jugend und Unbesonnenheit des schwedischen Königs berechnet gewesen; er weckte aber in diesem den schlummernden Löwen, und der junge König trat mit einer Entschiedenheit und Raschheit auf, welche sogleich den einen der drei Verbündeten zum Frieden nöthigte, den anderen um sein Heer brachte und den dritten lange Jahre einer erbitterten Rache des Schwedenkönigs aussetzte. Schon diese ersten Schritte Karl's XII. zeigten in dem schwedischen Könige einen schneidenden Gegensatz gegen das, was bei einem August II. von Polen und Sachsen, einem Friedrich IV. von Dänemark und den meisten anderen Herrschern jener Zeit als die Aufgabe eines Königs galt. August und Friedrich, besonders aber der Erstere, waren Könige des Hofes und des Adels, der sich gleich ihnen durch thörichten Prunk zu Grunde richtete. Sie fanden das Wesen des Königthums in der bloßen äußeren Erscheinung desselben, hatten ihr Augenmerk unablässig auf Feste, auf Pracht und auf Schwelgerei gerichtet, und kannten kein höheres Ziel des Strebens, als die vollendete Wissenschaft des Ceremoniels und der Etikette. Sie waren nicht allein von prunkenden Edelleuten und bloßen Höflingen umgeben, sondern es wimmelte auch an ihren Höfen von Italienern und Franzosen, welche durch Dreistigkeit, Geläufigkeit der Zunge und äußere Gewandtheit ersetzten, was ihnen an wahrem Verdienste mangelte. Sie waren also Könige der glänzenden Hofhaltung, die ihre Umgebung bildete, nicht des Volkes, das von ihnen ausgesogen wurde. August ging so weit, daß er 1702, um Geld für seine Verschwendungen zu erhalten, in demselben Augenblicke, in welchem die Schweden ihn in Polen angriffen, den gegen Frankreich verbündeten Mächten 8000 Mann sächsischer Truppen verkaufte. Ganz anders Karl XII. Dieser war an der Spitze seines Heeres ein Muster der Sittlichkeit, Religiosität und Enthaltsamkeit. Er duldete nur schwedische und deutsche Unterhaltung. Er trug stets die einfachste Art von Kleidung und begnügte sich mit der einfachsten Nahrung. Er hielt, als er die Beleidigung seines Schwagers, des Herzogs von Holstein,

durch eine rasche Landung auf Seeland, der Hauptinsel der Dänen, rächte, bessere Mannszucht, als die Dänen selbst, und bezahlte Alles so pünktlich, daß er besser versorgt wurde, als diese. In seinem Lager ward täglich zweimal Betstunde gehalten, der er selbst stets beiwohnte. Karl war sich selbst genug; seine Feinde dagegen, besonders August II., waren bloße Werkzeuge in der Hand des russischen Zaaren, und wurden von diesem zu seinen Zwecken gebraucht. Uebrigens ist das, was von Karl's Benehmen und von seinem äußeren Wesen überhaupt gewöhnlich erzählt wird, übertrieben. Er war nicht so cynisch, als man nach den Anekdoten von den Stiefeln, die er Monate lang nicht ausgezogen habe, und dgl. mehr denken sollte. Er trug allerdings einen groben Tuchrock mit metallenen Knöpfen; er zog aber jeden Sonntag einen besseren an, und seine Westen und Hemden waren gewiß in viel besserem Zustande, als die Friedrich's des Großen. Seine Stiefel, Handschuhe und Degen entsprachen freilich keineswegs dem, was damals bei Fürsten Sitte und Mode war; und ebenso war er in der Liebe zum Außerordentlichen eher einem englischen Fuchsjäger, als einem weisen Könige und Feldherrn zu vergleichen. Diese Neigung zeigte sich bekanntlich am auffallendsten in seiner tollen Art zu reiten: er ritt z. B. noch kurz vor seinem Tode einmal 31 Meilen in 22 Stunden, ohne besonders müde zu werden.

Die Verlegenheit, in welche die drei Verbündeten sich durch ihren Angriff auf die Schweden brachten, sowie auch der Umstand, daß der deutsche Kaiser und die Seemächte von dem spanischen Erbfolgekriege in Anspruch genommen waren, wurde von dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich I. von Preußen, benutzt, um einen persönlichen Zweck zu erreichen. Dieser Fürst jagte schon seit zwölf Jahren dem königlichen Titel nach, und fand es jetzt endlich möglich, denselben anzunehmen, da Rußland, Polen, Sachsen und Dänemark ihn in diesem Augenblicke nicht beleidigen durften, der Kaiser aber und die beiden Seemächte die preußischen Truppen gegen die Franzosen brauchten. Die längst vorbereitete Krönung Friedrich's ward im Januar 1701 mit großer Pracht zu Königsberg vollzogen.

2. Der nordische Krieg bis zum Jahre 1707.

Als die Dänen den Herzog von Holstein angriffen, eilte Karl XII. demselben mit Blitzesschnelle zur Hülfe. Er landete auf der Insel Seeland und bedrohte die Hauptstadt Kopenhagen. Sein plötzliches Erscheinen vor dieser Stadt und die guten Anstalten, die er zur Beschießung derselben traf, überraschten nicht blos den dänischen König, sondern auch die Befehlshaber der Flotte, welche von den Seemächten in die Ostsee geschickt worden war. Hätten die Letzteren das kühne Unternehmen Karl's unterstützen wollen, so wäre Kopenhagen verloren

gewesen. Sie thaten dies aber nicht, sondern die Fürsten, welche dem holsteinischen Herzoge seine Besitzungen verbürgt hatten, suchten den dänischen König dadurch zu retten, daß sie ihn zu einem schnellen Frieden bewogen. In dem Lustschlosse Travendahl wurde ein Kongreß gehalten, und am 18. August 1700 ein Vertrag zwischen dem Herzoge von Holstein und dem dänischen Könige zu Stande gebracht, in welchem der Erstere versprach, dafür zu sorgen, daß Karl Seeland wieder räume. Die Bürgschaft dieses Vertrages übernahmen der deutsche Kaiser, England, Holland, Brandenburg, Hannover, Zelle und Wolfenbüttel. Karl war über denselben nichts weniger als erfreut, und entfernte sich nur langsam und zögernd.

August II. und Peter hatten nicht gedacht, daß der von den Dänen begonnene Krieg in der Geburt erstickt werden würde. Die Truppen des Ersteren hatten nach ihrem gescheiterten Angriffe auf Riga die Feindseligkeiten in Livland aufs Neue begonnen; Peter aber erließ, zwölf Tage nach dem ihm damals noch unbekannten Abschlusse des Travendahler Friedens, seine Kriegserklärung gegen Schweden. Karl eilte, sich ebenso an den Russen zu rächen, wie er es an den Dänen gethan hatte. Er setzte mit einem kleinen Heere über die Ostsee, und ließ sich nach seiner Landung in Esthland durch keine Vorstellungen seiner Officiere bewegen, die Ankunft der übrigen Truppen zu erwarten, sondern zog mit nur 15,000 Mann gegen die Russen, welche die Stadt Narwa am finnischen Meerbusen belagerten. Die Letzteren, deren Zahl auf 40,000 Mann angegeben wird, bestanden aus einem Gemisch von Fremden und Russen, und ihre Officiere waren Ausländer, die mit ihnen in stetem Zwiste waren, während Karl eine geschlossene, geordnete Macht hatte, welche Uebung, Erfahrung und Muth besaß. Peter hatte daher auch das Schicksal seines Heeres geahnt und sich von ihm entfernt. Karl's Tollkühnheit leitete in der Schlacht bei Narwa die Schweden besser, als kalte Ueberlegung es gethan haben würde. Er stürmte geradezu die russischen Schanzen und siegte. Die Russen konnten nämlich innerhalb der Schanzen ihre Ueberlegenheit an Zahl nicht benutzen, und ergaben sich, obgleich sie anfangs tapfer stritten, bald, indem sie über Verrath ihrer Officiere schrieen (21. Novb. 1700). Der Capitulation zufolge wurden die Officiere zu Kriegsgefangenen gemacht, das Gepäck und das aus 150 Kanonen bestehende Geschütz den Schweden übergeben, die Gemeinen nach Hause entlassen.

Nach dem Siege bei Narwa hätte sich der russische Krieg ebenso schnell beendigen lassen, als vorher der dänische, wenn nicht Karl sich vor allen Dingen an August II. hätte rächen wollen, und darüber die günstige Gelegenheit zur gründlichen Demüthigung und dauernden Lahmlegung seines Hauptfeindes vernachlässigt hätte. Mit August

hatte Karl ſehr leichtes Spiel, obgleich Peter demſelben 20,000 Ruſſen und eine Summe Geldes verſprach, durch welche die Polen zur Theilnahme am Kriege bewogen werden ſollten. Karl ſchlug im Sommer 1701 die Sachſen an der Düna und drang dann in Polen ein. Peter ſah mit Vergnügen die ganze Laſt des Krieges auf den polniſchen König fallen, und benutzte den Kampf desſelben mit den Schweden, um im Rücken der Letzteren ein neues Heer zu bilden und Livland und Eſthland zu bedrohen, während ſeine eigentliche Abſicht auf Ingermannland und Karelien gerichtet war. Er griff, um ſeine Truppen an den Kampf zu gewöhnen, die Schweden immer nur mit überlegener Zahl an, ſiegte 1702 zweimal über dieſe, eroberte die Feſtung Nöteburg am Ladogaſee, welche er nachher Schlüſſelburg nannte, und gründete im Mai des folgenden Jahres auf ſchwediſchem Gebiete, am Ausfluß der Newa in den finniſchen Meerbuſen, ſeine neue Hauptſtadt Petersburg.

Unterdeſſen trieb Karl ſich in Polen umher, und lehnte alle Friedensanerbietungen des polniſchen Königs mit der Erklärung ab, daß Männern, wie Auguſt II. war, kein Vertrauen zu ſchenken ſei, weil bei ihnen Ehrlichkeit für bäuriſche Dummheit und Treuloſigkeit für Staatsklugheit gälten. Er verfolgte den polniſchen König bis nach Krakau, und ſchlug (Juli 1702) bei Kliſſow das ſächſiſche Heer, welches durch polniſche Truppen verſtärkt worden war. Dieſer Sieg, der ſeinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Holſtein, das Leben koſtete, beſtärkte ihn jedoch in ſeinem eigenſinnigen Vorhaben, ſich an König Auguſt bis zum äußerſten zu rächen und nicht zu ruhen, bis er die Polen zur Abſetzung desſelben gebracht habe. Vergebens beſchworen ihn ſeine Miniſter und ſeine beſten Generale, ſowie der ſchwediſche Senat, ſich nicht in das Labyrinth polniſcher Händel zu verſtricken; er hörte auf keine Vorſtellungen, und ließ den Polen nicht eher Ruhe, als bis ſie ihren König abſetzten (6. Februar 1704). Zum Nachfolger Auguſt's empfahl er ihnen einen der drei Söhne Sobiesky's. Von dieſen wurden jedoch zwei durch Auguſt, der ſich dabei eine Verletzung fremden Gebietes erlaubte, auf ihren Gütern in Schleſien aufgehoben, und der dritte, welcher nach Polen entkam, ließ ſich durchaus nicht zur Annahme der Krone bewegen. Karl ſchlug hierauf den Woiwoden von Poſen, Stanislaus Leszinsky, zum Könige vor, obgleich dieſer weder Anhang noch großes Vermögen beſaß, und die einflußreichſten Männer des Reiches zu Feinden hatte. Karl beharrte mit unüberwindlichem Eigenſinn auf der Erwählung desſelben, und ſetzte ſie endlich mit Gewalt, ſowie durch reichliche Spende ſtarker Getränke, auf einer der in Polen bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen tumultuariſchen Verſammlungen durch (Juli 1704).

Uebrigens hatten nicht nur die Polen und Sachsen, sondern auch das schwedische Volk durch die Lasten des Krieges zu leiden, und der Jammer willkürlicher Herrschaft zeigte sich damals ebenso im Osten, wie im Westen, wo Frankreich mit Oestreich und den Seemächten den spanischen Erbfolgekrieg führte. Die Polen wurden auf gleiche Weise von den sächsischen und schwedischen Truppen und von den Verbündeten ihres Königs, den Russen, mißhandelt; sie waren überdies durch Parteiungen zerrissen und standen gegen einander selbst in den Waffen. Die Sachsen wurden durch ihren Beherrscher bis aufs Blut gepreßt; dieser verkaufte damals einen Theil seiner Unterthanen als Soldaten an Holland und England, und zog den verkauften Soldaten die Hälfte an ihrer Löhnung und noch mehr ab. Die Schweden wurden von einem Ende Polens bis zum andern hin- und hergeführt, in unnützen Gefechten aufgerieben, der Kälte, der Sumpfluft und dem Mangel preisgegeben, und das an Menschen arme schwedische Reich bezahlte, damit sein König einen abenteuerlichen Krieg führen könne, einen kurz dauernden Kriegsruhm mit dem Tode seiner rüstigsten Bürger und Bauern. Uebrigens war Karl's Heer damals das beste in Europa, sowohl in Bezug auf die Soldaten, als in Hinsicht auf die Officiere und Generale, obgleich es schlecht genährt und schlecht gekleidet war. Peter allein gewann in diesem traurigen Kampfe, weil er die Verhältnisse zu benutzen verstand. Er eroberte, während Karl, Stanislaus und August einander in Polen bekämpften, Narwa und Dorpat, und konnte, so lange der Krieg daselbst fortdauerte, trotz der wiederholten Siege des Generals Lewenhaupt, welchen Karl in Livland zurückgelassen hatte, in der Verfolgung seiner Pläne nicht aufgehalten werden. Damit Karl noch länger in Polen beschäftigt werde, schloß Peter im August 1704 einen neuen Bund mit dem Kurfürsten von Sachsen. Auch den dänischen König suchte er damals wieder zur Theilnahme am Kriege zu bewegen; dies gelang ihm aber nicht, weil Friedrich I. von Preußen, um für seine neue Königswürde die Anerkennung Schwedens zu erhalten, sich zur Beschützung Holstein-Gottorps gegen feindliche Angriffe verpflichtet hatte.

Karl trieb sich von 1704 bis 1706 in Polen und Litthauen umher, während Lewenhaupt mit wenigen Truppen Livland gegen die vierfach stärkere Macht der Russen vertheidigte. Von den feindlichen Führern in Polen konnte nur der Sachse Schulenburg es mit den Schweden aufnehmen. Aber auch er vermochte nichts Entscheidendes zu vollbringen, weil es seinem Heere an Geld, an Proviant und an den nöthigen Geschützen fehlte, und weil Männer wie der Baron Flemming, welche in der Gunst ihres Königs höher standen, als er, alle seine Entwürfe vereitelten. Im Februar 1706 erlitt Schulenburg,

als er dem ſchwediſchen General Rhenſchöld im Poſenſchen ein Treffen lieferte, durch die Schuld ſeines Königs, der die zugeſagte Verſtärkung ihm nicht zuführte, eine ſo vollſtändige Niederlage, daß von den 13,000 Mann ſeines Heeres keine 3000 entkamen. Karl, welcher damals nach Litthauen gezogen war, tummelte ſich Monate lang in den dortigen Sümpfen und Wäldern umher, und erſt der Blick auf die unbegrenzten Moräſte Volhyniens überzeugte ihn von der Nutzloſigkeit und Thorheit dieſer Züge. Er eilte hierauf im Juli nach Polen zurück, um in Sachſen einzudringen.

Karl nahm ſeinen Weg über Schleſien. Dies ängſtigte den deutſchen Kaiſer ſo ſehr, daß er, um den ſchwediſchen König nicht zu reizen, auf Vermittelung desſelben den hartbedrängten Proteſtanten in Schleſien die ihnen von den Jeſuiten entzogenen Rechte wieder zurückgab, welche aber freilich, ſobald die Gefahr vorüber war, den Unterdrückten bald genug aufs Neue entriſſen wurden. Karl erreichte am 26. Auguſt die ſächſiſche Genze, drang bis nach Leipzig vor und nahm zuletzt ſeinen Aufenthalt auf einem Rittergut bei Alt-Ranſtädt. Die ſächſiſche Regierung gab jeden Gedanken der Gegenwehr auf, und König Auguſt, welcher in Polen zurückgeblieben war, ſchickte zwei Bevollmächtigte, Pfingſten und Imhof, um mit den Schweden zu unterhandeln. Das Geſchäft dieſer Männer war bald beendigt, da unter den obwaltenden Umſtänden die Forderungen der Schweden Geſetze waren. Schon am 24. September 1706 wurde der Friede geſchloſſen. Auguſt II. handelte auch bei dieſer Gelegenheit nach jener in Italien entſtandenen und in Frankreich ausgebildeten machiavelliſtiſchen Theorie, welche bis auf unſere Tage als höchſte Lebensweisheit der höheren Kreiſe und als vollendete Bildung der Diplomaten geprieſen wird. Er hatte ſeinen beiden Abgeſandten unbedingte Vollmacht gegeben, ſetzte ungeachtet des geſchloſſenen Friedens noch eine zeitlang den Kampf in Verbindung mit den Ruſſen fort, gab aber, um ſich gegen Karl rechtfertigen zu können, zugleich den Schweden von den Plänen der Ruſſen einen Wink, und beſtrafte ſpäter ſeine Unterhändler, weil ſie hätten wiſſen müſſen, daß es ihm mit der ertheilten Vollmacht nicht ernſt geweſen ſei. Pfingſten ward bis zu ſeinem Tode (1733) auf dem Königſtein gefangen gehalten; Imhof dagegen wurde, obgleich er der Schuldigſte war, nach acht Jahren wieder freigelaſſen.

Der zu Alt-Ranſtädt geſchloſſene Friede legte dem König Auguſt die Verpflichtung auf, der polniſchen Krone, ſowie allen Verbindungen mit den Feinden Schwedens zu entſagen, ſeinen Nebenbuhler Stanislaus anzuerkennen und die Söhne Sobiesky's in Freiheit zu ſetzen. Am meiſten hatte durch dieſen Friedensvertrag das arme ſächſiſche Volk zu leiden; denn er ſicherte den 22,000 Schweden, welche Karl nach

Sachsen geführt hatte, daselbst Winter-Quartiere, gute Verpflegung und einen erhöhten Sold zu. Bei Gelegenheit des Alt-Ranstädter Friedensschlusses ward auch der Livländer Patkul der Grausamkeit des schwedischen Königs zum Opfer gebracht. Patkul war aus sächsischen Diensten in russische übergetreten und Peter's Gesandter in Sachsen geworden. Er hatte als solcher seinem Herrn die elenden Kabalen der sächsischen Minister und des Dresdener Hofes enthüllt und ihm gerathen, sich von diesem ganz zu trennen. Die sächsischen Minister hatten aber seine Briefe aufgefangen und ihn dann verhaften und auf den Sonnenstein bringen lassen. Als nachher bei den Friedensverhandlungen der König von Schweden mit grausamer Hartnäckigkeit die Auslieferung Patkul's forderte, gaben Imhof und Pfingsten, welche an der Gefangennehmung desselben den Hauptantheil gehabt hatten, den unglücklichen Mann der Rache Karl's preis. Ja, sie hatten sogar selbst den schwedischen König erst auf Patkul aufmerksam gemacht, obgleich sie sich nachher stellten, als wenn sie den Unglücklichen hätten retten wollen. Karl schleppte, als er nach Polen zurückkehrte, den ihm ausgelieferten Patkul mit sich und ließ ihn dann auf die grausamste Weise rädern. Peter der Große übersah, weil er zu seinen Plänen in Betreff der Ostsee-Länder des Königs August bedurfte, die ihm in der Person seines Gesandten widerfahrene Beleidigung. Er that zum Schein die gewöhnlichen Schritte, um Patkul zu retten, unterließ aber alles, was diesen Schritten hätte Nachdruck geben können.

Die Schweden mißhandelten während ihres Aufenthaltes in Sachsen dieses Land auf unerhörte Weise, und vollendeten durch einen systematischen Druck den Ruin desselben. Der gesammte Verlust, den die Sachsen durch den Krieg bis dahin erlitten hatten, wird in den Nachrichten jener Zeit auf 88 Millionen Thaler, 800 Kanonen und mehr als 36,000 Mann geschätzt. Nach dem Abschlusse des Friedens blieben die Schweden noch ein ganzes Jahr lang in dem unglücklichen Lande. Sie verfuhren in demselben gewaltsam und zuchtlos, nahmen den Einwohnern ihr Vieh und ihren Hausrath weg, und steigerten die Bezahlung für die tägliche Kost jedes einzelnen Mannes bis auf die Summe von acht bis zehn Groschen. Die halbe Million Thaler endlich, welche ihnen monatlich gezahlt werden mußte, wurde durch die Art ihrer Erhebung um ein Drittel vermehrt. Indessen ward auch für die Schweden, gerade weil sie zuchtlos verfuhren, Sachsen ein Capua. Ueberdies brachten die Werbungen, durch welche das schwedische Heer in Sachsen verstärkt wurde, Gesindel aller Art in dasselbe, und die Neugeworbenen lebten dort zu gut, um nachher gleich den schwedischen Bauernjungen dem Könige andächtig und ergeben in Noth und Gefahren zu folgen.

3. Der nordische Krieg vom Alt-Ranstädter Frieden bis zum Tode Karl's XII.

Nach dem Abschlusse des Alt-Ranstädter Friedens kam Karl XII. auf einen Gedanken, welcher bei den damals gegen Frankreich kämpfenden Mächten keine geringe Besorgniß erregte. Er wollte nämlich im spanischen Erbfolgekriege als Vermittler auftreten und, indem er eine dritte Partei errichtete, den beiden kriegführenden Theilen das Gesetz des Friedens vorschreiben. Diesen Plan hintertrieb jedoch der Herzog von Marlborough vermittelst der Intriguanten, von welchen Karl ebenso wie die anderen Könige umgeben war. Marlborough reiste auf die Nachricht von Karl's Vorhaben zu ihm nach Sachsen, nahm bei dem schlichten Könige von Schweden ebenso den Ton eines einfachen Mannes an, wie er vorher am Hofe des preußischen Königs den eleganten und geschmeidigen Hofmann gespielt hatte, und wußte den einflußreichen schwedischen Staatsrath Piper zu gewinnen, welcher dann seinen Herrn dahin brachte, daß er jenen Plan aufgab und sich zuerst nach Rußland wendete, um auch an seinem dritten Feinde Rache zu nehmen. Am 4. September 1707 brach Karl aus Sachsen nach Rußland auf.

Der Plan des schwedischen Königs, durch Wüsten und Moräste in das Innere eines barbarischen Reiches einzudringen, während hinter ihm in Polen Alles feindlich war, mußte ihm selbst verderblich werden und dagegen den Zwecken des russischen Herrschers förderlich sein. Der Letztere verlor zwar bei jedem Kampfe eine größere Anzahl Leute, als die Schweden; aber er konnte seinen Verlust leicht ersetzen, während der der Schweden unersetzlich war. Außerdem hatte Peter noch den Vortheil, daß die Russen im Kampfe mit den Schweden das Kriegswesen erlernten. Endlich ward den Letzteren auch der Eigensinn ihres Königs verderblich. Karl hörte erfahrene Generale wie Lewenhaupt und Rhenschöld nicht an, wenn diese einen richtigen Gedanken militärisch ausführen wollten; er marschirte in der schlechtesten Jahreszeit unaufhaltsam durch Sümpfe und Wälder, und verweilte nachher in der besseren drei Monate lang ruhig an einem Orte; er ließ im Mai 1708 alle russischen Gefangenen frei, welche dann das feindliche Heer wieder verstärkten; er rief den General Lewenhaupt aus Livland herbei, erwartete ihn aber nicht an dem verabredeten Orte und setzte ihn dadurch den größten Gefahren aus. Lewenhaupt erwarb sich bei dieser Gelegenheit unsterblichen Ruhm. Er hatte das von Freund und Feind verheerte Livland nach einer siebenjährigen ruhmvollen Vertheidigung aufgeben müssen, um mit seinem Könige in das Innere von Rußland zu ziehen, bahnte sich durch Wüsten und Wälder und

durch die ihn umschwärmenden Feinde den Weg zu dem Platze, wo er mit seinem Könige zusammentreffen sollte, besiegte bei Lesna mit nicht mehr als 10,000 Mann ein 40,000 Mann starkes russisches Heer, und brachte schon zwei Tage nachher seine Vereinigung mit den Truppen des Königs zu Stande. Er hatte aber, um dies möglich zu machen, alle Vorräthe, alles Geschütz, kurz Alles, was er dem Könige hatte zuführen sollen, zurücklassen müssen.

Karl hatte durch eine thörichte Verbindung mit dem Kosaken-Hetman Mazeppa sich bestimmen lassen, seinen ersten Plan abzuändern und die Truppen unter Lewenhaupt den Russen preiszugeben. Mazeppa hatte ihn nämlich zu einem Seitenmarsch in die Ukraine bewogen, und Karl war darauf eingegangen, ohne weder die unbegrenzten Ebenen dieses Landes, noch das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Kosaken-Abtheilungen, zu denen er sich begeben wollte, noch endlich die wirkliche Tragweite von Mazeppa's Einfluß auf dieselben zu kennen. Er erschien sogar unter den Kosaken, ohne daß er mit ihnen oder mit ihrem Hetman irgend einen Vertrag geschlossen hatte. Als er mit Mazeppa zusammentraf, brachte dieser nur 7000 Kosaken mit; die Uebrigen hatten ihn unterwegs verlassen, weil sie mehr von Peter zu fürchten, als von Karl zu hoffen hatten. Nichts desto weniger setzte Karl, jede Warnung verschmähend, seinen Marsch fort. Dieser Marsch fiel in den Winter von 1708/9, welcher bekanntlich der härteste des 18. Jahrhunderts war; und da Karl sogar im December und Januar auf der Fortsetzung desselben bestand, so erfroren viele Hunderte seiner wackeren Soldaten. Vergebens beschwor Piper den König, sich den befreundeten Polen zu nähern, vergebens bat selbst Mazeppa den eigensinnigen Fürsten, den Marsch gegen die Stadt Poltawa aufzugeben; Karl's Wille war nicht zu beugen. Im Februar, wo endlich Thauwetter eintrat, entschieden sich einige Gefechte zu Gunsten der Russen, und im März verschaffte Scheremetess dem russischen Heere eine Stellung, welche den Schweden verderblich werden mußte. Diese waren durch den Eigensinn ihres Königs genöthigt, ohne alle Hülfsmittel die Festung Poltawa zu belagern, und wurden, während sie sich in den Laufgräben vor derselben vergebens abmühten, von den Russen wie in ein Netz eingefangen. Im Juni erschien Peter selbst bei seinen Truppen, und am 1. Juli setzte das ganze russische Heer über den Fluß Worskla, um endlich eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Diese Schlacht fand am 8. Juli 1709 bei Poltawa statt. Sie wurde schwedischer Seits von Rhenschöld geleitet, weil Karl wegen einer Wunde, die er zehn Tage vorher erhalten hatte, kein Pferd besteigen konnte. Die Schweden thaten auch in dieser Schlacht Wunder

der Tapferkeit; sie hatten aber an Allem, sogar an Pulver und Blei, Mangel, mußten die vielfach überlegenen Russen in ihren Schanzen angreifen, und geriethen überdies dadurch in Nachtheil, daß Rhenschöld und Lewenhaupt unter einander uneinig waren. Sie erlitten eine vollständige Niederlage, welche über das Schicksal des Nordens entschied, und von ihrem ganzen Heere entkamen nur 14—15,000 Mann. Diese retteten sich unter Lewenhaupt und Kreuz in ein schlecht befestigtes Lager am Dnieper. Karl wollte sich anfangs mit ihnen nach Polen durchschlagen; er wurde aber zuletzt bewogen, bei den Türken, mit denen er früher von Polen aus Unterhandlungen angeknüpft hatte, eine Zuflucht zu suchen. Er verließ mit geringer Begleitung das Schlachtfeld, erreichte, von den Russen lebhaft verfolgt, mit etwa 2000 Mann das Ufer des Bug, und gelangte, nachdem er beim Uebersetzen über diesen Fluß 500 seiner Leute verloren hatte, nach der Stadt Bender in Bessarabien, wo er von den Türken freundlich aufgenommen wurde. Gleich nach seiner Abreise hatte Lewenhaupt eine Capitulation geschlossen, vermöge deren der ganze Rest des schwedischen Heeres nebst dem Geschütz und Gepäck den Russen übergeben ward. Nach den Berichten der Letzteren kamen damals, die in der Schlacht selbst gemachten Gefangenen mitgerechnet, 18,000 Schweden in ihre Gewalt. Die Gefangennehmung dieser schwedischen Soldaten war in Verbindung mit dem Aufenthalte Karl's in der Türkei das günstigste Ereigniß für Peter's Plan, das barbarische russische Volk in ein civilisirtes umzuwandeln. Peter ward nämlich jetzt Herr in Polen, konnte sein Hauptheer theilen und üben, und erhielt an jenen Gefangenen, unter denen sich auch deutsche und französische Abenteurer befanden, die besten Lehrmeister seines Volkes, sowie geschickte Officiere, Artilleristen, Ingenieurs und Baumeister.

Karl selbst blieb fünf Jahre lang (September 1709 bis Februar 1713) in der Türkei, wo man ihm bald nach seiner Ankunft vergebens eine Bedeckung zur Rückkehr nach Schweden angeboten hatte. Er wurde von dem Sultan als König geehrt und als Gast reichlich beschenkt, war aber nicht zur Heimkehr zu bewegen, und ließ durch den Polen Poniatowsky, den er nach Constantinopel schickte, eine Kabale nach der anderen anspinnen, um die Türken zum Kriege mit den Russen zu treiben. Er verschwendete zu diesem Zwecke ungeheuere Summen, die er zu hohen Zinsen borgte. Erst im November 1710 gelang es ihm, die Türken zum Kriege zu bewegen; dies hatte aber, wie wir unten sehen werden, durchaus nicht den Erfolg, welchen Karl gewünscht und erwartet hatte.

Gleich nach der Schlacht bei Poltawa traten August II. von Polen und Friedrich IV. von Dänemark wieder als offene Feinde Schwedens

hervor, nachdem sie schon vorher einen neuen Bund mit Rußland geschlossen hatten. Auch der preußische König und der Kurfürst von Hannover, welche ihre Augen auf die deutschen Länder Schwedens warfen, ließen sich später zur Theilnahme bewegen. Den Vortheil dieses neuen Bundes gegen Schweden erntete wieder Peter der Große allein. Friedrich IV. von Dänemark erlitt alsbald durch den schwedischen General Steinbock eine schimpfliche Niederlage; Friedrich I. von Preußen zagte und zauderte; August II. endlich, dessen Gegenkönig Stanislaus aus Polen vertrieben worden war und in Schweden eine Freistätte gefunden hatte, machte es sich selbst unmöglich, im Kriege etwas zu erlangen. Er vergeudete in kostspieligen Reisen und Hoffesten die Summen, welche er durch eine neue drückende Steuer in Sachsen und durch den Verkauf von 9000 Sachsen an die Seemächte erhalten hatte, und zog mit einem ganz unbrauchbarem Heere nach Polen, wo er dann den zerlumpten Schweden unter dem General Crassau kläglich auswich. Dagegen verfolgte Peter der Große unaufhaltsam seinen Eroberungsplan. Er vertheilte seine Truppen durch ganz Polen hin, nahm die Stadt Elbing ein und besetzte Esthland und Livland. Als endlich auch die deutschen Besitzungen der Schweden bedroht wurden, mischten sich England, Holland und der deutsche Kaiser ein, weil sie besorgten, die Dänen, Sachsen und Preußen möchten ihre im spanischen Erbfolgekrieg verwendeten Truppen abrufen, um sie gegen die Schweden zu gebrauchen. Sie kamen in dem sogenannten Haager Concert (März 1710), dem auch Preußen und einige andere Reichsstände beitraten, über eine Acte überein, vermittelst deren sie, um sowohl die Schweden, als die Russen, Polen und Dänen von Deutschland abzuhalten, die Neutralität der deutschen Länder Karl's verbürgten. Diese Acte ward von dem schwedischen Senat, welcher in Abwesenheit des Königs die Verwaltung leitete, und von den Ständen Schwedens angenommen. Allein Karl verwarf von Bender aus die ganze Sache.

Er konnte und durfte damals allerdings keine Art von Vertrag annehmen, in welchen die Russen mit eingeschlossen waren, weil er endlich seine Kabalen am türkischen Hofe mit Erfolg gekrönt sah. Die Türken hatten nämlich im November 1710 dem russischen Zaaren den Krieg erklärt. Dies war um dieselbe Zeit, als Peter endlich zum Besitze von Livland und Esthland gelangt war, und die Ritterschaft beider Provinzen durch die Bestätigung ihrer Privilegien für sich gewonnen hatte. Nachdem er auf solche Weise an der Ostsee treue Vasallen erhalten hatte, suchte er auch die Fürsten der Moldau und Wallachei an sich zu ziehen. Demetrius Kantemir, der Hospodar der Moldau, schloß mit Peter einen Vertrag, in welchem er seinen Beistand

im Türkenkriege versprach, und dagegen die Zusicherung des russischen Schutzes und der erblichen Herrschaft über die Moldau erhielt. Peter kam hierauf den Türken im Angriffe zuvor. Er ließ sich jedoch zu seinem Unglücke verleiten, bis an den Pruth zu ziehen und sogar über diesen Fluß zu gehen, indem Kantemir und der Hospodar der Wallachei ihm mit der Hoffnung schmeichelten, er werde jenseits desselben bedeutende Magazine der Türken wegnehmen können. Dies brachte ihn in die äußerste Verlegenheit, als der Groß-Vezier mit einem ungemein zahlreichen Heere am Pruth heraufzog und ihn von seinem General Scheremeteff, der in der Wallachei stand, abzuschneiden drohte. Peter eilte den Türken entgegen, um die Verbindung zu erhalten, und seinem General beizustehen (Juli 1711). Er schlug sein Lager in einem engen Raum zwischen dem Pruth und einem Moraste auf. Hier litt er, von seinem Lande abgeschnitten, bald an Allem Mangel, suchte sich vergens durch wiederholte Angriffe auf die Feinde aus seiner ungünstigen Stellung herauszuziehen, wurde von einem Theile seiner Truppen gänzlich getrennt, und sah sich zuletzt von allen Seiten her eingeschlossen. Zugleich warf ein furchtbares körperliches Uebel ihn selbst völlig nieder. In dieser äußerst bedenklichen Lage zeigte sich die Seele des Zaaren, die sonst durch die Gewöhnung an despotische Gewalt verdorben war und selten edel erschien, größer als je; denn Peter schickte an den russischen Senat den Befehl, im Falle seiner Gefangennehmung oder seines Todes nicht auf ihn und die Seinen, sondern ganz allein auf das Wohl des Reiches Rücksicht zu nehmen. Das Heer und der Beherrscher der Russen schienen unrettbar verloren zu sein, als eine Frau von gemeiner Herkunft und von sehr zweideutigen Sitten, welche Peter zu seiner Gemahlin gemacht hatte, eine Erlösung herbeiführte, durch die Niemand mehr überrascht wurde, als der in Bender wohnende schwedische König. Dieser hatte den commandirenden Groß-Vezier der Türken durch Trotz und Verachtung bitter beleidigt; Peter's Gemahlin, Katharina, dagegen wußte denselben durch Demüthigung und durch Geschenke zu gewinnen. Sie verwendete nicht nur ihren eigenen Schmuck dazu, sondern sie bewog auch die Soldaten und Offiziere, Alles, was dieselben an Werth besaßen, herzugeben, und bahnte dann durch Bestechung des Groß-Veziers und seiner Beamten den Weg zum Frieden. Doch bleibt die ganze Sache ein Räthsel, da die Geschenke, die man russischer Seits hatte bieten können, jedenfalls im Vergleich mit dem erreichten Zwecke unbedeutend waren. Der schwedische König, welcher auf die Nachricht von den begonnenen Unterhandlungen in das türkische Haupt-Quartier geeilt war, hatte den Abschluß der Präliminarien und die Befreiung der Russen aus ihrer bedrängten Lage nicht verhindern können.

Uebrigens war der Friedensvertrag, abgesehen davon, daß die Türken sich der Schweden und Polen besser hätten annehmen sollen, für den Sultan ehrenvoll und vortheilhaft. Peter erklärte sogar in den Einleitungsworten des Vertrages, daß er den Frieden als eine Gnade annehme. Er mußte nicht blos das russische Geschütz den Türken überlassen, sondern er verpflichtete sich auch, das von ihm eroberte Asow zurückzugeben und drei andere Festungen schleifen zu lassen. Er entsagte außerdem jeder ferneren Einmischung in die Angelegenheiten der Polen und Kosaken, und ging das Versprechen ein, daß er sich der Rückkehr Karl's nach Schweden nicht widersetzen wolle. Peter eilte, sich und sein Lager der etwaigen Reue des Groß-Veziers zu entziehen. Dieser war mit seinen Truppen kaum nach Adrianopel gelangt, als seine von den schwedischen Agenten gewonnenen Feinde den Sultan bewogen, ihn abzusetzen und alle diejenigen, welche beim Abschlusse des Friedens betheiligt waren, hinrichten zu lassen.

Da Peter keine der Bedingungen des Friedens erfüllte, so ward schon im December 1711 eine neue Kriegserklärung gegen ihn erlassen. Es gelang jedoch den Engländern und Holländern, vor der Eröffnung des Feldzuges den Frieden wieder herzustellen (Frühjahr 1712). Auch eine dritte Kriegserklärung, welche die Schweden im November 1712 erwirkten, ward schon sechs Monate nachher durch englische und holländische Vermittelung und durch russisches Geld in einen Friedens-Vertrag umgewandelt.

Während dieser Zeit stand Karl mit den Türken in einem ganz sonderbaren Verhältnisse. Der Sultan und seine Groß-Veziere suchten ihren beschwerlichen Gast fortwährend zur Abreise zu bewegen, und schickten ihm für dieselbe und zur Bezahlung seiner Schulden große Summen; Karl verließ aber den türkischen Boden nicht und forderte immer neue Summen. Endlich gebrauchte man die Gewalt der Waffen gegen ihn. Karl wurde nämlich zuerst noch einmal auf freundliche Weise zur Abreise aufgefordert, und als er sich dessen weigerte, erhielten 2000 Janitscharen und 12,000 Tataren den Befehl, ihn in seinem befestigten Hause bei Bender anzugreifen (1713). Die Ersteren schritten zwei Tage lang nicht zum Aeußersten. Am dritten unternahmen sie zwar den Sturm und tödteten, nachdem sie das Haus angezündet hatten, einen Theil der wackeren Begleiter des Königs, schonten aber mit eigener Gefahr das Leben des Königs und trugen ihn aus den Flammen heraus. Er wurde gefangen nach Demotika gebracht, und dann auf dem Lustschloß Demirtasch bei Adrianopel mit vieler Aufmerksamkeit behandelt. An beiden Orten fuhr er fort, mit Hartnäckigkeit einem leeren Schein von Größe nachzujagen. Er verließ z. B., um nicht dem Groß-Vezier eine Höflichkeit erzeigen zu müssen, Monate

lang das Zimmer nicht. Zur Abreise war er auch jetzt nicht zu bewegen, und erst gegen das Ende des Jahres 1714 entschloß er sich, in seine Staaten zurückzukehren. Seine Reise nach Schweden war ebenso abenteuerlich, als sein Aufenthalt in der Türkei gewesen war. Am 23. October befand sich der König noch an den Grenzen der Türkei, und schon am 22. November langte er ganz unerwartet in Stralsund an.

Wie Karl, nur freilich auf ganz andere Weise, so suchten auch die Beherrscher von Polen und Dänemark die Majestät des Königsthums in Dingen des bloßen Scheines, und opferten zwecklos Geld und Menschen auf, während Peter ohne Stolz und Pracht die Umstände zur Gründung eines großen Reiches benutzte. August II. und Friedrich IV. nahmen ebenso Almosen von dem russischen Zaaren an, wie Karl sich von den Türken und sein General Stenbock, um Pommern retten zu können, von Frankreich Geld geben ließen; der dänische König suchte sogar demüthig die Gunst von Peter's Liebling Menzikoff. Peter allein erntete daher auch schon im Kriege selbst die Früchte seiner Bestrebungen, und gründete das neue Reich, welches den Titel und die Macht Karl's des Großen erben sollte, während das von diesem geschaffene römische Kaiserthum ein Hohn der Völker ward. Er hatte nicht nur die schwedischen Ostsee-Provinzen größtentheils erobert, sondern auch durch die Vermählung seiner Nichte Anna mit dem Herzoge von Kurland die nachherige Unterwerfung dieses Landes unter Rußland auf sichere Weise vorbereitet.

Im Jahre 1711 schickte Peter ein russisches Heer unter Menzikoff nach Pommern, um in Verbindung mit den Sachsen auch Stettin und Stralsund zu belagern. Im folgenden Jahre vertheidigte Stenbock die deutschen Provinzen gegen die Russen, Sachsen und Dänen. Er sollte zuerst die Russen und Sachsen in Pommern schlagen und dann nach Polen marschiren, zog aber vor, sich nach dem Mecklenburgischen zu wenden und die Dänen anzugreifen. Er überraschte diese in Gadebusch, noch ehe die Russen und Sachsen sich mit ihnen vereinigt hatten, schlug und zerstreute mit seinen 8400 Schweden das 20,000 Mann starke feindliche Heer, und nöthigte dadurch auch die Russen und Sachsen zum Rückzuge. Unglücklicher Weise verfolgte er aber die Letzteren nicht, sondern setzte, indem er gleich seinem Könige gegen jeden verständigen Rath taub war, aus Nationalhaß und Rachedurst den über die Elbe retirirenden Dänen nach. Dies machte seinen Sieg bei Gadebusch in eben dem Grade für ihn selbst verderblich, als er es für die Verbündeten hätte werden können. Stenbock rächte die Barbarei und Grausamkeit, die von den Russen in Pommern geübt worden war, an den Dänen, und zwar durch eine Mordbrennerei in

Holſtein, welche nur mit den früher auf Louvois Befehl verübten Gräueln der Franzoſen am Rhein verglichen werden kann. Für dieſen Frevel mußte er bald nachher büßen, als die Sachſen und Ruſſen den aufs Neue vorrückenden Dänen zu Hülfe eilten und den ſchwediſchen General in ſolche Verlegenheit brachten, daß er ſich genöthigt ſah, hinter den holſteiniſchen Moräſten Sicherheit zu ſuchen. In dieſer Noth half ihm der Baron und nachherige Graf Görz, welcher ſpäter für Karl's XII. Geſchichte ſo wichtig geworden iſt. Georg Heinrich von Görz war Miniſter des unmündigen Karl Friedrich, welcher ſeinem Vater, dem Schwager Karl's XII., im Herzogthum Holſtein nachgefolgt war, und befand ſich damals in der eigenthümlichen Lage, daß er Stenbock's bedurfte, um ſich gegen einen gewandten Nebenbuhler halten zu können. Stenbock ward (Februar 1713) mit ſeinen Leuten in die holſteiniſche Feſtung Tönningen aufgenommen. Er gewann jedoch dadurch nichts als eine kurze Friſt; denn der Hunger nöthigte ihn im Mai zu einer Capitulation, die ihn zum däniſchen Gefangenen machte. Das arme Holſtein mußte die Sünden büßen, welche ſein Miniſter begangen hatte: es ward zugleich durch die Ruſſen, Dänen und Sachſen mißhandelt.

Als Karl im folgenden Jahre aus der Türkei zurückkehrte, fand er die ſchwediſchen Angelegenheiten im traurigſten Zuſtande. Livland, Eſthland, Ingermannland, Karelien und ein Stück von Finnland waren durch die Ruſſen erobert, ein Theil Pommerns von den Preußen beſetzt, Bremen und Verden in der Gewalt der Hannoveraner; das ſchwach bevölkerte Schweden hatte im ſeitherigen Kriege mehr als 400,000 tüchtige Bauern verloren; die Auflagen waren verdoppelt worden; alle Geſchäfte ſtockten, und die Regierung hatte weder Geld noch Credit. Endlich hatte auch die Ariſtokratie ihr Haupt erhoben und deutlich die Abſicht zu erkennen gegeben, die königliche Macht einzuſchränken. Es war nämlich von dem ſchwediſchen Senat nicht der muthmaaßliche Nachfolger Karl's XII., welcher ſelbſt niemals vermählt war, Karl Friedrich von Holſtein, ein Sohn von Karl's älterer Schweſter, ſondern Ulrike Eleonore, die jüngere Schweſter des Königs, an die Spitze der Regierung geſtellt worden. Karl's plötzliche Rückkehr wirkte günſtig auf die Verhältniſſe ein. Der hohe Adel ward durch dieſelbe geſchreckt; daß Volk faßte neues Vertrauen und wurde für einen rechtlichen, frommen und tapferen Fürſten, deſſen Fehler es gern verzieh, aufs Neue begeiſtert, der Baron Görz, welcher damals zu Karl kam und deſſen Günſtling ward, leitete die Geſchäfte und erſann die Mittel Geld zu erhalten. Doch fand der Letztere es unmöglich, den König von ſeinem Eigenſinne ſoweit abzubringen, als nöthig geweſen wäre, um ihm durch diplomatiſche Künſte aus ſeiner ſchwierigen

Lage herauszuhelfen. Karl beleidigte damals in einer Unterhandlung die Preußen, die sich dann dem Bunde gegen Schweden anschlossen. Unmittelbar darauf brachten die Dänen, durch Karl's Rückkehr erschreckt, ein Opfer, um auch den Kurfürsten von Hannover, welcher im Jahre vorher als Georg I. König von England geworden war, zum Beitritt zu bewegen und die heimliche Hülfe Englands zu erlangen (Juli und October 1715). Die Dänen gestanden dem Kurfürsten den Besitz der schwedischen Provinzen Bremen und Verden zu, die sie gar gerne selbst behalten hätten; dafür gab Georg I. ihnen eine Summe Geldes, sagte seine Theilnahme am Kriege zu, und verbürgte im Namen Englands dem dänischen König den Besitz des dem Herzoge von Holstein entrissenen Landes Schleswig. Hierauf erklärte Hannover an Schweden den Krieg, und acht englische Schiffe stießen als hannöverische zur Flotte.

Am Ende des Jahres 1715 verloren die Schweden auch die Festung Stralsund, in welcher Karl durch Tapferkeit und Ausdauer, sowie durch Freundlichkeit und Einfachheit seine Truppen aufs Neue an sich gefesselt hatte, obgleich auch bei der Vertheidigung dieser Stadt die wackeren Soldaten nutzlos aufgeopfert worden waren. Im folgenden Jahre fiel Wismar, die letzte schwedische Besitzung auf deutschem Boden, in die Gewalt der Feinde. Mecklenburg wurde damals ebenso, wie die ganze übrige deutsche Ostsee-Küste, von den Dänen und Russen arg mißhandelt, und der eigene Fürst dieses Landes, der tyrannische Herzog Karl Leopold, peinigte seine Unterthanen. Nachher geriethen Dänemark und Hannover mit ihren Verbündeten, den Russen, in Zwist, und dies ward von Görz benutzt, um durch diplomatische Unterhandlungen den Dingen eine für Schweden günstigere Wendung zu geben.

Görz, welcher damals der wichtigste Mann in Schweden ward und es bis zu Karl's Tode blieb, war mit vielen Talenten ausgestattet, und besaß namentlich im Finanz-Fache Kenntnisse, welche außer dem Schotten Law, den wir später kennen lernen werden keiner seiner Zeitgenossen hatte; leider folgte aber auch er dem staatsmännischen Grundsatze seiner Zeit, daß in den großen Geschäften nicht die Ehrlichkeit, sondern die Schlauheit zum Ziele führe. Er hatte als gewandter und galanter Hofmann in Holstein den Minister Wedderkopp zu stürzen und sich zum Leiter der dortigen Angelegenheiten zu machen gesucht, und würde schon 1707, als er in Sachsen mit Karl bekannt ward, diesen für sich und seine Entwürfe völlig eingenommen haben, wenn nicht Karl's erster Minister, der Staatsrath Piper, in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler erkannt und ihm deshalb entgegen gewirkt hätte. Nachher hatte er durch Fabrice, den er zu Karl nach Bender sandte, diesen aufs Neue bestrickt, und zu gleicher Zeit mit der dänischen Regierung Unterhandlungen ange-

knüpft, um durch Vermittelung derselben seinem jungen Herzog die Nachfolge in Schweden zu sichern. Als er später mit Karl in bleibende Verbindung trat, hatte er bereits, wie wenn er Minister einer der Hauptmächte Europas wäre, in Hannover, in Berlin, in Kopenhagen und in Petersburg Kabalen angesponnen. Er verließ damals die holsteinischen Dienste, um fortan Karl's Geschäfte zu leiten. Um diesen erwarb er sich alsbald durch zwei Dinge, von denen freilich das eine die Schweden an den Rand des Abgrundes brachte, große Verdienste. Er knüpfte nämlich eines Theils Unterhandlungen an, welche nichts weniger bezweckten, als den russischen Zaar mit Karl zu vereinigen und in Frankreich den Herzog von Orleans, der nach Ludwig's XIV. Tode die vormundschaftliche Regierung hatte, sowie in England den König Georg I., welcher auf dem Thron saß, von welchem Wilhelm III. den letzten Stuart gestoßen, zu stürzen. Anderes Theils aber half er dem König Karl dadurch auf, daß er die neue Finanz-Wissenschaft, das traurige Erzeugniß des 18. Jahrhunderts, nach Schweden brachte. Diese Wissenschaft bestand in der Kunst, vor Allem unbemerkt und ohne offenbare Gewalt das Geld der Unterthanen in die Kasse der Regierung zu ziehen. Görz fand alle Hülfsquellen des schwedischen Reiches erschöpft und den Mangel an Geld so groß, daß die Steuern in Naturalien erhoben werden mußten. In dieser Noth half er durch die Erschaffung von Papiergeld, sowie durch Münzverschlechterung, und König Karl gebrauchte diese neuen Hülfsmittel auf ebenso verwegene und schonungslose Weise, wie er vorher sich seines Heeres bedient hatte. Schwedische Waaren wurden verpfändet oder verschleudert, blos damit man sich für den Augenblick helfen könne; und die Unterthanen wurden durch Androhung schwerer Strafen gezwungen, ihr baares Geld einzuliefern, für das man ihnen einestheils Schuldverschreibungen von zweifelhaftem und schwankendem Werthe und anderntheils ein Kupfergeld gab, dessen Gehalt mit seinem Nennwerth in keinem Verhältnisse stand. Die Folge dieser Maaßregeln war die Vernichtung des schwedischen Wohlstandes.

Die diplomatischen Unterhandlungen, welche Görz im schwedischen Interesse führte, zeugen von einer großen Geschicklichkeit; es gelang in der That dem gewandten Manne, den König Karl aus der Verlegenheit zu ziehen, und nur der plötzliche Tod des Letzteren machte das, was Görz mit großen Anstrengungen errungen hatte, wieder zu nichte. Jene Unterhandlungen und die mit ihnen verbundenen Kabalen, deren Fäden von Petersburg bis nach London, Paris und Madrid reichten, können hier nicht näher dargelegt werden. Sie versetzten den Regenten Frankreichs, sowie den König von England in Sorge, und bewirkten in Holland die vorübergehende Verhaftung des Grafen Görz,

welcher im Mai 1716 dahin gekommen war, ſowie in England die Verhaftung des ſchwediſchen und in Rußland die des holländiſchen und des engliſchen Geſandten. Sie endigten damit, daß im Jahre 1718 auf der Alands-Inſel Loſoe Friedens-Präliminarien zwiſchen Schweden und Rußland geſchloſſen wurden. In dieſen Präliminarien opferte Peter der Große, welcher ſchon längſt ſeine Truppen aus Deutſchland zurückgezogen hatte, das Intereſſe ſeiner bisherigen Verbündeten auf, verbürgte dem ſchwediſchen Könige gegen einen zu Gunſten Rußlands zu erleidenden Verluſt die Wiedererlangung aller ſeiner deutſchen Staaten, ſowie eine Erſatzleiſtung von Seiten Dänemarks, Englands und Polens, geſtand demſelben ſogar den Beſitz von Norwegen zu, und verband ſich mit ihm zu dem freilich unausführbaren Vorhaben, Stanislaus Leszinsky auf den polniſchen Thron und die vertriebenen Stuarts auf den engliſchen zu erheben.

Gerade als dieſe Uebereinkunft zu Stande gekommen war, machte Karl eine unbeſonnene und unnütze Unternehmung, welche die letzten Kräfte ſeines Volkes vernichtete und mit ſeinem eigenen Tode endigte. Er wollte Norwegen erobern, und rüſtete zu dieſem Zwecke ein Heer von 60,000 Mann aus. Mit dem größeren Theile desſelben fiel er ſelbſt (1718) auf der Südſeite in Norwegen ein, während der kleinere unter Armfeld über das Gebirge im Norden zog. Karl gelangte durch einen kühnen Zug bis zur Feſtung Friedrichshald und begann, als ſchon der Winter ſeinen Anfang nahm, die Belagerung derſelben. Er ſetzte dieſe bis in den December hinein fort, und hatte bereits die Laufgräben gegen das bedeutendſte Werk der Feinde eröffnet, als er am 11. December 1718 Abends neun Uhr in einem Laufgraben durch eine Kugel von der Feſtung her erſchoſſen ward. Das unter Armfeld ſtehende Heer, welches aus 10,000 Mann beſtand, ging im Anfange des folgenden Jahres auf eine höchſt traurige Weiſe zu Grunde. Armfeld war zu ſpät im Jahre vor Drontheim angekommen. Er wollte im Januar 1719, während eine ſtrenge Winterkälte herrſchte, über das ſogar im Sommer ſehr rauhe Grenzgebirge nach Schweden zurückkehren, verlor aber ſein ganzes Heer bis auf 5200 Mann durch die Kälte, und erreichte ſelbſt nur mit Mühe und durch den Froſt verſtümmelt ſeine Heimath. In dem ſogenannten Tydals-Gebirge, in welchem ſein Heer der Kälte erlag, fand man nicht allein die Wagen, die Kanonen das Gepäck und die erfrorenen Soldaten und Pferde, ſondern die Menge der Leichname zog auch eine ungewöhnliche Zahl von Raubthieren herbei, ſo daß jene Gegend mehrere Jahre lang ein viel beſuchtes Jagd-Revier war.

4. Letzte Zeit des nordischen Krieges.

Unmittelbar nach Karl's XII. Tode erfolgte in Schweden eine Adels-Revolution, welche längst vorbereitet war und sich so schnell entwickelte, daß man, freilich mit Unrecht, auf einen Zusammenhang derselben mit dem Tode Karl's geschlossen hat. Der schwedische Senat ließ die Nachricht vom Tode des Königs nicht eher bekannt machen, als bis er alle Maaßregeln ergriffen hatte, um sich der Regierung zu bemächtigen. Er ließ nicht allein sogleich den Grafen Görz und dessen Vertraute verhaften, sondern ernannte auch mit Umgehung des jungen Herzogs von Holstein, eines Sohnes von Karl's älterer Schwester, die jüngere Schwester des verstorbenen Königs, Ulrike Eleonore, welche mit dem Erbprinzen Friedrich I. von Hessen-Kassel vermählt war, zur Regentin. Außerdem wurde das Recht dieser Prinzessin an den Thron nur unter der Bedingung anerkannt, daß sie in eine völlige Umänderung der bisherigen Verfassung einwillige; und endlich ward schon auf den Februar 1719 ein Reichstag ausgeschrieben, um eine neue Verfassung einzurichten. Wäre der Herzog von Holstein muthig und entschlossen gewesen, so hätte er mit Hülfe des Heeres, bei dem er sich befand, die Pläne des Senats leicht vereiteln können; er war aber zu jedem ernsten Geschäfte untauglich. Ob das damalige Verfahren der schwedischen Aristokratie mit der Art, wie Karl XII. gestorben ist, wirklich im Zusammenhange stand, und ob dieser wirklich durch Meuchelmord sein Leben verloren hat, ist ein Punkt, welcher noch nie ins Klare zu bringen gewesen ist. Die Meinung, daß Karl als Opfer einer Verschwörung gefallen, und daß seine jüngere Schwester mit dem Plane der Verschworenen nicht ganz unbekannt gewesen sei, schien sowohl durch die Revolution, welche unmittelbar nach Karl's Tode in Schweden erfolgte, als auch durch einige andere Umstände bestätigt zu werden. Der Adjutant Siere, welcher vier Jahre nachher, freilich im Zustande des Wahnsinnes, sich selbst der Ermordung des Königs anklagte, überbrachte die Nachricht zuerst dem auf einem benachbarten Edelhofe befindlichen Erbprinzen von Hessen; dieser schickte ihn augenblicklich insgeheim nach Stockholm zu seiner Gemahlin, der Prinzessin Ulrike Eleonore, und sonderbarer Weise übersandte er derselben zugleich den von der Kugel durchbohrten Hut des Königs.*) So wenig

*) Diese cause célèbre darf wohl jetzt als erledigt und der Verdacht eines Meuchelmordes als beseitigt gelten. Im Jahr 1859 ist die Leiche oder das Skelett des Königs ärztlich untersucht und dabei folgendes konstatirt worden: 1) Die Wunde rührt von einer Musketen- oder Kartätschen-, nicht aber einer Pistolenkugel her. 2) Die Kugel ist von der linken Seite her eingedrungen, d. h. derjenigen, welche der Festung zugekehrt war. 3) Sie ist aus ziemlicher Entfernung und

übrigens auch ein zwischen den Herren im Heere und denen in Stockholm verabredeter Plan zu verkennen ist, so war doch weder die gute Ulrike Eleonore, noch der Erbprinz von Hessen mit dem eigentlichen Ziele der aristokratischen Partei, die sich ihrer bediente, bekannt.

Die neue Revolution in Schweden bestätigte gleich anfangs durch das Verfahren gegen Görz den alten Satz, daß unter allen Despoticen die einer aristokratischen Oligarchie die furchtbarste und verderblichste ist, weil sie dauerhafter ist, als die demokratische, welche ihrer Natur nach nur vorübergehend sein kann, und weil eine monarchische Despotie sich am Ende selbst isolirt. Görz wurde gleich nach Karl's XII. Tode verhaftet und vor ein Gericht gestellt, welches aus einem Ausschusse der Stände, d. h. aus lauter Feinden des Angeklagten bestand. Vorsitzer dieses Gerichts war der Präsident des Reichstages, Peter Ribbing, welcher ebenso, wie der bekannte Oberrichter Karl's II. von England, Jefferies, und der in der französischen Revolution berüchtigt gewordene Staatsankläger Fouquier Tainville, eine traurige Unsterblichkeit erlangt hat. Das Gericht machte den Grafen Görz für dasjenige verantwortlich, was er nur mit Einwilligung oder auf Befehl des Königs Karl gethan hatte; es warf ihm vor, daß er, um dem Herzog von Holstein die Krone zu verschaffen, die Russen habe ins Land ziehen wollen; es machte ihm daraus, daß er den Münzzetteln gezwungenen Umlauf gegeben haben sollte, ein Todes-Verbrechen; ja, es sprach sogar, um die Bauern gegen ihn aufzureizen, die lächerliche Behauptung aus, Görz habe die auf seinen Rath geprägten Kupfermünzen, deren Gehalt weit unter ihrem Nennwerthe stand, mit dem Bilde heidnischer Götzen versehen lassen. Da unter den vielen Anklagepunkten kein einziger war, der eine Prüfung hätte aushalten können, so ließ man diese auch nicht zu. Außerdem leisteten weder die Beisitzer des Blutgerichtes einen Eid, noch gestattete man dem Angeklagten Vertheidiger oder irgend eine andere gesetzliche Rechtswohlthat. Görz ward nur ein einziges Mal verhört, wobei er vier Stunden lang stehen mußte; die Protokolle wurden nicht vorgelesen; die Anklage selbst aber wurde erst dann mitgetheilt, als das Urtheil schon gefällt war. Der Vorsitzer selbst charakterisirte seine eigene Rohheit durch den Ausruf: „Was bedarf es der Formen? Als Schelm hat er gelebt, als ein Schelm muß er auch sterben!“ Durch ein solches Verfahren, welches dem Gesetze und dem Herkommen, wie der Gerechtigkeit und Mensch-

4) von einem höher gelegenen Punkte eingeschlagen. Alle diese Umstände schließen die Annahme eines meuchelmörderischen Schusses aus und die spätern Aussagen Sicres haben, als im Fieberwahnsinn gesprochen, keinen Werth. Fryxell, Geschichte Karl's XII., übersetzt von Rohrdantz (1861) v. 5, p. 241. das Protokoll p. 294 ff., wo auch das unvollständige von 1746 mitgetheilt ist. J.

lichkeit Hohn sprach, ward dann freilich ein Mann, der ohne Sittlichkeit war und dessen früheres Betragen in Holstein man als gewissenlos verabscheute, zum Gegenstand allgemeiner Theilnahme, sowie seine Feinde zum Gegenstand allgemeiner Verachtung gemacht. Görz wurde von den Richtern zum Tode verurtheilt, und dieser Spruch dann von der Mehrheit des Reichsrathes bestätigt. Schon am 13. März 1719 wurde Görz öffentlich hingerichtet.

Was die Verfassungs-Veränderung betrifft, so richtete man eine ganz neue Regierungsform ein, vermöge deren die Macht, welche seither die Könige besessen hatten, an einige wenige Familien kam. Schweden wurde nämlich für ein Wahlreich erklärt und die Regierung einem aus 24 Mitgliedern bestehenden Reichsrath übertragen, der sich in acht Reichs-Kollegien schied, und dessen Präsidenten, die Inhaber der wiederhergestellten fünf Großwürden des Reiches waren. Diese fünf Würdenträger bildeten gewissermaaßen fünf Höfe. Die erwählte Schattenkönigin durfte ohne den Reichsrath nichts beschließen, während dieser sich, wie es in den Gesetzen heißt, auch ohne sie um die Rechte und Freiheiten des Reiches bekümmern könnte. Zwar sollte die Königin bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben, sowie gegen eine Mehrheit von nur zwei Stimmen ihre Meinung behaupten dürfen; sie mußte aber im letzteren Falle ihre Gründe angeben. Alle bedeutenden Aemter blieben dem Adel oder vielmehr den Clienten der Reichsräthe vorbehalten, und das einzige Tribunal, vor welchem man einen Edelmann verklagen durfte, konnte nur von einem Mitgliede des Reichsrathes präsidirt werden. Der Reichsrath selbst, welcher nur ein königlicher Rath gewesen, wurde jetzt in der Weise ergänzt, daß die drei ersten Stände des Reiches im versammelten Reichstag für jede erledigte Stelle desselben drei Personen vorschlugen, der vierte Stand oder die Bauern aber von diesem Rechte ausgeschlossen waren. Noch ehe diese neue Verfassung eingerichtet war, wurde das Heer, dessen man gerade jetzt mehr als jemals bedurft hätte, bedeutend vermindert, weil man fürchtete, daß es dem monarchischen System zugethan sein möchte. Zu gleicher Zeit ward das Papiergeld zum Nachtheil der ärmsten Volksklasse, in deren Händen sich dasselbe größtentheils befand, ganz plötzlich abgeschafft. Endlich wurden auch die mit Peter dem Großen abgeschlossenen Friedens-Präliminarien verworfen und dadurch das Reich den russischen Soldaten preisgegeben, welche von jetzt an in das eigentliche Schweden einfielen und bis in die Nähe von Stockholm hin gleich reißenden Thieren hausten. Die neue Verfassung ward schon 1720 noch einmal zu Gunsten der herrschenden Oligarchie geändert, und zwar so, daß man fast alle Vortheile, die sich vom Staate ziehen ließen, dem Adel förmlich als ein Recht zusicherte.

In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten war der Reichsrath blos darauf bedacht, Geld zu erlangen und sehr bereit dafür die schwedischen Provinzen aufzuopfern. Daher spielte auch der englische Gesandte, welcher die Vergrößerung Hannovers betrieb und mit vollen Händen Geld unter die Reichsräthe austheilte, bei den Friedensverhandlungen die Hauptrolle. Im November 1719 ward zuerst mit Hannover zu Stockholm Frieden geschlossen und diesem Staate gegen eine Million Thaler Bremen und Verden abgetreten. Im Februar 1720 kam mit Preußen ebenfalls zu Stockholm ein Vertrag zu Stande in welchem Schweden für den Verlust des zwischen Oder und Peene gelegenen Theiles von Pommern drei Millionen Thaler erhielt. Mit Sachsen hatte man sich im Januar 1720 verständigt. Der Friedensvertrag mit diesem Staate war schnell zu Stande gebracht worden, da es sich dabei im Grunde nur um die von beiden Seiten zu gewährende Amnestie handelte. Dänemark fand sich im Juli 1720 mit Schweden ab, und zwar so, daß das Letztere gegen eine Bezahlung von 600,000 Thalern und gegen die Aufhebung der Befreiung vom Sundzoll, die von Dänemark eroberten Landstriche zurückerhielt. Bei dieser Gelegenheit leisteten zugleich England und Frankreich Bürgschaft dafür, daß die Dänen das dem Herzoge von Holstein entrissene Schleswig behalten sollten. Nur mit den Russen, gegen welche der schwedische Adel am meisten erbittert war, dauerte der Krieg noch länger fort, weil man sich trotz der barbarischen Verwüstungen derselben in Schweden nicht entschließen konnte, die Ostsee-Provinzen abzutreten. Peter der Große hatte aber an dem Herzog Karl Friedrich von Holstein, welcher nicht nur durch den Raub des Herzogthums Schleswig, sondern auch durch die Ausschließung von der ihm von Rechts wegen gebührenden Nachfolge in Schweden schwer gekränkt worden war, ein vortreffliches Werkzeug zur Erreichung seines Zweckes. Er drohte mit dem Herzoge von Holstein und mit der diesem günstigen Volks-Partei, und brachte dadurch den schwedischen Adel endlich zu Allem, was er wollte. Am Schlusse des Jahres 1720 waren die Unterhandlungen zwischen Rußland und Schweden aufs Neue begonnen worden; als dieselben aber im Mai 1721 noch zu keinem Ergebnisse geführt hatten, bewirkte Peter durch neue Verwüstungen in Schweden den endlichen Abschluß eines Friedens. Durch diesen in Nystädt geschlossenen Frieden wurden Livland, Esthland, Karelien, Wiborg, Kexholm und die Insel Oesel an Rußland abgetreten, wogegen Peter Finnland zurückgab und zwei Millionen Thaler zu zahlen versprach.

Was den polnischen König Stanislaus betrifft, so war dieser seit Karl's XII. Tode arm und verlassen umhergeirrt. Karl XII. hatte

ihm in Zweibrücken, welches seit Karl Gustav den schwedischen Königen gehörte, einen Wohnsitz eingeräumt. Nach Karl's Tode aber fiel Pfalz-Zweibrücken an eine Seitenlinie, und der neue Pfalzgraf war ein ebenso eifriger Protestant, als Stanilaus ein bigotter Katholik war. Da nun der Letztere, welcher stets von Jesuiten umgeben war, seinen seitherigen Aufenthalt in Zweibrücken benutzt hatte, um daselbst Proselyten zu machen, so zwang ihn der neue Regent sogleich, Zweibrücken zu verlassen. Stanislaus begab sich nunmehr in den Elsaß. In dem Friedensvertrage mit Sachsen machten die Schweden für ihn aus, daß er den Königstitel behalten dürfe, und daß ihm August II. für seine eingezogenen Güter in Polen eine Million Gulden Entschädigung zahlen solle. Diese Summe ward jedoch nie ausgezahlt.

Der nordische Krieg, der mit diesen Friedensschlüssen sein Ende fand, kam Niemanden zu statten, als dem russischen Zaaren. Dieser übte von jetzt an entscheidenden Einfluß in Polen, Dänemark und Schweden, in welchen drei Reichen schwache oder verdorbene Regierungen waren, die sich stets vor inneren Unruhen zu fürchten hatten. Peter zog namentlich aus der Lage des schwedischen Reiches, in welchem viele Gewerbe und Fabriken still standen, für sich selbst den Vortheil, daß er Arbeiter und Künstler jeder Art nach Rußland lockte und durch sie dort die Gewerbe emporbrachte. In Polen hatte er 1716 einen Aufstand gegen August II. benutzt, um sich zum Schiedsrichter aufzuwerfen, und als die Empörten wieder unterworfen waren, behielt er nicht blos Kurland für sich, sondern er ließ auch unter dem Vorwande, die Ruhe zu erhalten, seine Truppen in Polen zurück.

III. Die Zeit zwischen dem spanischen und östreichischen Erbfolgekrieg.

1. England und Frankreich unmittelbar nach dem spanischen Erbfolgekrieg.

Ludwig XIV. starb am 1. September 1715. Er hatte trotz des blendenden Glanzes seiner Regierung und Hofhaltung seinen Ruhm überlebt, und die Bedrückung durch die vielen Pächter der Staatsabgaben, die Verarmung der Nation, die Zerrüttung der Finanzen und der gesunkene Credit hatten zuletzt eine allgemeine Unzufrieden-

heit erzeugt. Diese trotzte der Polizei und den Bastillen; sie wurzelte um so tiefer, als man sich keinen Laut erlauben durfte und folglich nur im vertrauten Kreise seine Gedanken austauschen konnte. Ludwig selbst war bis an sein Ende ungerührt und unbewegt geblieben. Ueber die Regierung nach seinem Tode traf er, da sein Sohn und dessen Söhne vor ihm gestorben waren, und sein Urenkel und Nachfolger, Ludwig XV., erst fünf Jahre zählte, eine testamentarische Verfügung, durch welche ein Regentschafts-Rath eingesetzt ward. Er hatte dabei seinen Neffen, den Herzog Philipp II. von Orleans, welcher in der Geschichte gewöhnlich nur mit dem Namen des Regenten bezeichnet wird, übergangen, obgleich derselbe der erste Prinz von Geblüt war. Dieser war jedoch entschlossen, die Regentschaft an sich zu reißen; und da er Talent, Kühnheit und Gewandtheit mit genialer Verachtung aller Religion und Sittlichkeit verband, so war es ihm nicht schwer, seinen Zweck zu erreichen. Er brachte das Parlament dazu, daß es Ludwig's XIV. Testament kassirte und ihn selbst als Regenten anerkannte. Die Räthe des Parlaments waren von ihm durch allerlei Versprechungen gewonnen worden, sowie durch die Aussicht, daß er als Regent dem Parlament die unter Ludwig XIV. verlorene Bedeutung wieder verschaffen werde. Die durch Ludwig XIV. gedemüthigte Aristokratie war mit der trügerischen Aussicht auf eine neue Form der Regierung und Verwaltung geködert, die sich etwa mit den oben (S. 53.) erwähnten schwedischen Reichs-Kollegien vergleichen ließ; denn der Herzog versicherte, daß die verschiedenen Zweige der Verwaltung aristokratischen Ausschüssen übertragen werden sollten. Das Volk endlich ward durch die nichtige Hoffnung getröstet, daß es von dem seitherigen Drucke befreit werden würde. Bei ihm mochte übrigens vielleicht auch der Wunsch und die Hoffnung, sich vermittelst des Regenten an seinen Blutsaugern rächen zu können, dem Letzteren zu statten kommen, da die Rachgier bei allen gewaltsamen Staatsveränderungen eine wichtige Rolle spielt.

Der Regent übernahm die Regierung des französischen Reiches zu einer Zeit, als dieses sich in einem fast verzweifelten Zustande befand. Ueberall herrschte Mangel und Elend, alle Kassen waren leer, alle Einnahmen auf zwei Jahre im Voraus verpfändet. Man forderte daher auch von allen Seiten her die Bestrafung der Speculanten, die sich unter der vorigen Regierung auf Kosten des Volkes bereichert hatten, obgleich dieselben gesetzlich nicht strafbar waren. Der Regent benutzte dies, um durch Errichtung eines höchst ungerechten Tribunals, der sogenannten peinlichen Untersuchungs-Commission (chambre ardente), sich von den Betrügern eine Summe Geldes zu verschaffen. Das Parlament unterstützte ihn hierbei aus Rachsucht. Jenes Gericht

lud 4470 Perſonen vor, die ſich über die Art, wie ſie zu ihrem Vermögen gekommen waren, rechtfertigen mußten; und man ging bei dieſer Unterſuchung ſogar bis zum Jahre 1689 zurück. Durch Schrecken, Kerker und Folter erpreßte man von den Angeklagten, welche durch eine beſondere Commiſſion willkürlich taxirt wurden, nicht weniger als 220 Millionen Livres; und als endlich eine allgemeine Erbitterung über dieſe Ungerechtigkeiten entſtand, verkaufte der Regent den Beſchuldigten ſeinen Schutz für bedeutende Summen. Der Staat hatte von der ganzen Maaßregel nicht den geringſten Vortheil; denn der Regent und ſeine Günſtlinge zogen alle Strafgelder an ſich. Philipp machte ſich dabei auch aus den heftigen Schriften, welche das ganze Verfahren hervorrief, nicht das Mindeſte, ſowie er überhaupt ſtets ebenſo wenig nach dem Urtheile der Mit- und Nachwelt, als nach den Geboten der Pflicht und der Tugend fragte. Er war ein Mann, welcher trotz einer gewiſſen Gemüthlichkeit und Großmuth die Genialität des Laſters, ſowie eine abſichtliche, aus einer teufliſchen Philoſophie entſprungene Verachtung jeder Tugend beſaß und die Letztere nur für Krämer und Bauern paſſend hielt. Seine unerhörten Ausſchweifungen, die ihn ganze Tage und Nächte hindurch in niedrige Laſter verſunken hielten, machten ihn ſogar unfähig, auch nur einen guten Vorſatz zu faſſen.

Um der Finanznoth noch weiter abzuhelfen und das Geld für des Regenten Verſchwendungen herbeizuſchaffen, wurden zunächſt noch zwei andere Maaßregeln ergriffen. Dieſe gingen jedoch nicht von dem Regenten ſelbſt aus, ſondern von den ſechs ariſtokratiſchen Collegien oder Ausſchüſſen, welche unter dem Scheine, als wenn die ſeitherige despotiſche Regierungsweiſe gemildert werden ſollte, an die Stellen der Miniſterien Ludwig's XIV. geſetzt worden waren, denen aber der Regent ebenſowenig die erwartete unbedingte Gewalt einräumte, als er die von den Prinzen gehegte Hoffnung, daß ein Regentſchafts-Rath gebildet werde, verwirklichte. Die erſte jener beiden Maaßregeln beſtand in einem ſogenannten Viſa oder mit anderen Worten darin, daß man die Rechtmäßigkeit der Staatsſchuld einer Prüfung unterwarf, einen Theil derſelben für ungültig erklärte und den Reſt durch Schuldſcheine tilgte, welche nur einen äußerſt geringen Werth hatten. Der öffentliche Credit wurde durch dieſe Willkür vernichtet. Die zweite Maaßregel war eine Verringerung des Münzwerthes. Es mußte nämlich alles baare Geld zur Umſchmelzung abgeliefert werden, und man prägte dann ſchlechtere Münzen. Der Regent verſchaffte ſich durch dieſe Maaßregel einen Gewinn von 72 Millionen Livres; die Nation aber erlitt durch dieſelbe ungeheuere Verluſte, indem nun natürlich die Preiſe aller Waaren ſtiegen, das baare Geld in Folge

des Umstandes, daß man vieles versteckt oder ins Ausland geschickt hatte, seltener ward, und die Wucherer und Speculanten Gelegenheit zu unzähligen Betrügereien erhielten.

Um der Verminderung des im Umlauf befindlichen Geldes abzuhelfen und zugleich den erschütterten öffentlichen Credit wieder herzustellen, kam man auf den Gedanken der Errichtung einer Bank; und ein Abenteurer, welcher in Geldgeschäften ungemein erfahren war, der Schotte John Law aus Edinburgh, bot dem Regenten hierzu seine Hülfe an. Law errichtete 1716 mit Genehmigung des Herzogs eine auf Actien gegründete Zettelbank, deren Kapital in der mäßigen Summe von sechs Millionen Livres bestand, und welche eines Theils durchaus keinen Handel treiben durfte und anderes Theils verpflichtet war, jeden ihrer Zettel stets gegen baares Geld einzulösen. Diese Bank, auf einem an sich richtigen Gedanken beruhend, erleichterte wirklich den Verkehr, verminderte den Wucher und gewährte Kaufleuten und Fabrikanten Gelegenheit, wieder Geld für ihre Unternehmungen zu erhalten. Der Regent gestand jedoch der Law'schen Bank, ohne sich an den Widerspruch des Parlaments und des Finanz-Ministers, des Herzogs von Noailles, zu kehren, noch den Vortheil zu, daß ihre Scheine in den königlichen Kassen angenommen und die Gelder der Steuereinnehmer in Bankzetteln eingeliefert werden mußten. Dadurch wurde jene Privat-Bank gewissermaaßen in eine Staatsanstalt umgewandelt. Schon vorher aber war dieselbe zu einer Sache der Schwindelei gemacht worden; denn man hatte, um den Werth der Actien betrügerisch zu erhöhen, gleich in der ersten Generalversammlung der Actionäre diesen eine Prämie von mehr als sieben Procent zugetheilt.

Noch verderblicher ward das Treiben der Schotten durch einige neue Maaßregeln, die man mit den Münzen und Staats-Schuldscheinen vornahm, namentlich aber durch die Errichtung einer mit jener Bank verbundenen Handels-Gesellschaft, welche einen förmlichen und noch dazu ganz betrügerischen Staats-Bankerot herbeiführte. Auf Law's Rath gründete man nämlich 1717 auf Actien die sogenannte Missisippi-Gesellschaft oder westindische Compagnie (Compagnie d'Occident) zum Handel nach dem unter Ludwig XIV. entdeckten und ihm zu Ehre benannten Lande Louisiana. Das Kapital derselben bestand aus 100 Millionen Livres. Law wußte es bald dahin zu bringen, daß der Handel mit den Actien dieser Gesellschaft und mit denen der Bank ebenso allgemein und schwindelhaft getrieben ward, wie in neuerer Zeit der Handel mit Staatspapieren. Indem die Bank dem Staate Geld zu niedrigen Zinsen vorschoß, setzte sie ihn in den Stand, seinen früheren Gläubigern zu kündigen und diese legten nun größtentheils das zurückerhaltene Geld in Missisippiactien an, die einen

hohen Gewinn versprachen und auf diese Weise schnell in die Höhe getrieben wurden. Zwei Jahre später wurden, um Law's Bank zu heben, der Missisippi-Gesellschaft nicht nur Monopole ertheilt und gewisse Staatsgefälle überlassen, sondern man vereinigte auch die Handels-Compagnieen für Ostindien, China und die Senegal-Länder mit ihr. Außerdem wurden mit den Noten der Bank, den Staats-Schuldscheinen und dem ganzen Finanzwesen Veränderungen vorgenommen, welche in Verbindung mit jenen beiden Unternehmungen dazu dienten, das ganze Reich in die betrügerische Speculation mit hineinzuziehen und so das Geld in die Hände des Regenten zu bringen. Ja man hatte sogar den kühnen Gedanken, den Inhabern der wie bekannt meist käuflichen Aemter ihre Kaufsumme zurückzuerstatten und dadurch sich für die Ernennung der Beamten freie Hand zu verschaffen. Vergebens that das Parlament Einsprache; der Regent setzte ohne Rücksicht auf das oberste Reichsgericht alle jene verderblichen Pläne und Maaßregeln durch. Er ernannte sogar, dem fanatischen Parlamente zum Trotz, den Protestanten Law zum General-Controleur des Reiches. Ein allgemeiner Schwindel ergriff die getäuschte Nation; Alles drängte sich zum Ankaufe der Actien herbei, deren Werth bald eine solche Höhe erreichte, daß eine Actie von 500 Livres Nennwerth zuletzt für 20,000 Livres verkauft wurde; selbst Fremde eilten in Hoffnung eines großen Gewinnes nach Frankreich, um ihr Geld gegen Papier zu vertauschen. Es währte jedoch nicht lange, als Mißtrauen entstand und die Betrogenen inne wurden, daß man ihnen Seifenblasen für Geld verkauft habe. Jetzt wurden, um das Papier und den Wucherer mit demselben aufrecht zu erhalten, zuerst alle betrügerischen Künste des Handels und dann von Staatswegen Gesetze und Strafen aufgeboten. Nichtsdestoweniger verschwand schon im Jahre 1720 die Täuschung völlig.

Das Parlament trat aufs Neue gegen Law und sein System auf. Law selbst gab demselben die Veranlassung, sich als Schutzmacht des Volkes gegen die Regierung geltend zu machen, indem er im Mai 1720 die Actien der Compagnie und die Bankzettel auf die Hälfte ihres Werthes herabsetzte. Diese Verfügung wurde zwar bald nachher wieder zurückgenommen; die Lage der Dinge ward aber dadurch nicht besser. Tausende von rechtlichen Familien waren und blieben in Armuth gestürzt, und Vortheil hatten in dem allgemeinen Unglücke des Landes nur die Vertrauten des Regenten, welche mit Papier ihre Schulden bezahlt, große Güter gekauft und baares Geld in Sicherheit gebracht hatten. Mit dem Parlament gerieth der Regent in einen so argen Zwist, daß er dasselbe zuletzt nach Pontoise verbannte. Damals hatte sich die ganze Wuth des Volkes gegen Law, als den Urheber des

allgemeinen Bankerotts, gerichtet, und dieſer war deshalb im December 1720 genöthigt, aus dem Reiche zu entfliehen. Der Regent nahm ihn noch auf ſeiner Flucht in Schutz, obgleich er unmittelbar nach derſelben alle Schuld auf Law ſchob. Jetzt wurden gegen die Theilnehmer an dem großen Betruge, deren Opfer die Nation geworden war, ähnliche Unterſuchungen, wie man ſie früher gegen Ludwig's XIV. Blutſauger angeſtellt hatte, vorgenommen und ein neues Viſa angeordnet. Den Betrogenen konnte dies jedoch nichts nützen, zumal da die angeſehenſten Männer des Reiches, unter ihnen ſogar die nächſten Anverwandten des Königs zu den Schuldigſten gehörten. Law ſelbſt büßte ſein durch Schwindelei erworbenes großes Vermögen ein; andere Schuldige wurden von einer dazu ernannten Commiſſion willkürlich taxirt. Das Volk lernte damals aus den Proceß-Verhandlungen die Verdorbenheit der erſten Männer des Reiches kennen; die Nachwelt aber erkennt aus der Liſte der Schuldigen, ihres Erwerbes und der über ſie verhängten Taxen, daß die Sittlichkeit jener Zeit ganz den Grundſätzen eines Voltaire und Helvetius entſprach. Machten ſich ja doch ſogar einige Mitglieder jener Commiſſion und unter ihnen ein ſehr angeſehener Geiſtlicher ſo großer Unterſchleiſe ſchuldig, daß man noch eine beſondere Commiſſion gegen ſie beſtellen mußte! Uebrigens war durch die ganze Kette von Betrügereien und Gewaltſtreichen nicht einmal die Staatsſchuld getilgt oder ſie war wenigſtens nur ſcheinbar vermindert worden; denn nach dem Bankerot und nach dem Viſa fand ſich der Staat bald noch weit mehr verſchuldet, als vorher.

Das Unheil, welches Law in Frankreich veranlaßt hatte, wirkte auf andere Staaten keineswegs abſchreckend; denn ſein Unternehmen hing mit dem herrſchenden Geiſte der Zeit zuſammen und mußte ſich daher wiederholen. Auf Geld und Militärmacht ward ſeit Ludwig XIV. überall in Europa eine neue Art von Verwaltung gegründet, welche es nothwendig machte, den Gelderwerb durch erlaubte und unerlaubte Mittel zu fördern und aus den Kenntniſſen, die ein Law und ein Görz ſich beſſer als Andere angeeignet hatten, eine Wiſſenſchaft zu bilden. Aehnliche Speculationen und Unternehmungen, wie in Frankreich, wurden in England, in Oeſtreich und in Spanien gemacht.

In Spanien herrſchte Ludwig's XIV. Enkel, Philipp V., ein verſtandesſchwacher und hypochondriſcher Mann, der ſeiner Natur gemäß der weiblichen Geſellſchaft und Leitung bedurfte und, da ſeine frommen Grundſätze das Maitreſſenweſen der anderen Höfe nicht zuließen, das Spielzeug und die Plage ſeiner Gemahlinnen war. Seine erſte Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Savoyen, ward von der Prinzeſſin Orſini beherrſcht, einer Freundin der Mainteuon, welche römiſche Schlauheit mit franzöſiſcher Bildung vereinigte. Nach dem Tode

der Königin (1714) leitete die Orsini den König ganz unumschränkt. Als sie nach einiger Zeit die Nothwendigkeit erkannte, denselben wieder zu vermählen, sah sie sich nach einer unbedeutenden Prinzessin um, von deren Dankbarkeit und Jugend sie die Fortdauer ihrer Herrschaft erwarten könne. Sie glaubte diese endlich in der Prinzessin Elisabeth von Parma gefunden zu haben; sie täuschte sich aber in ihrer Wahl, beleidigte zugleich den alten König von Frankreich, und ward zu ihrem und aller Welt Erstaunen, unmittelbar nach der Ankunft der neuen Königin (September 1714), ganz schnell aus dem Reiche verbannt.

Jetzt erhielt ein italienischer Geistlicher, welcher große Anlagen und gute Schulbildung mit Arglist und mit allen Künsten eines Görz und anderer berühmten Diplomaten verband, die Leitung der spanischen Angelegenheiten. Dieser Mann war der frühere Pfarrer und nachherige Kardinal Julius Alberoni aus Piacenza. Er hatte zuerst als Führer eines vornehmen jungen Mannes Reisen gemacht und dann diplomatische Geschäfte für den Herzog von Parma besorgt. Nachher war er in die Dienste des französischen Marschalls Vendome getreten und von diesem dem spanischen und französischen Hofe empfohlen worden, worauf er die Vermählung Philipp's mit Elisabeth von Parma vermittelte. Zuletzt ward er die Hauptperson am Hofe des Königs von Spanien. Dort schmeichelte er eines Theils dem Könige mit der Hoffnung, daß er ihm mit Beseitigung des Herzogs von Orleans die Regentschaft in Frankreich verschaffen könne, anderes Theils aber der neuen Königin mit der Aussicht, daß er zu Gunsten ihres Sohnes Carlos dem Kaiser die früheren spanischen Besitzungen in Italien wieder entreißen werde. Um dies zu Stande zu bringen, suchte er dadurch, daß er die Kräfte des Landes und seiner Bewohner wieder in Thätigkeit setzte, das spanische Reich aus einem langen Schlummer zu erwecken. Er schuf ein Heer und eine Flotte, wußte Geld zu kriegerischen Unternehmungen und zur Beförderung der Industrie herbeizuschaffen, wollte die Sicherheit des Kaisers und einen Türkenkrieg desselben benützen, um Truppen nach Neapel zu schicken, und täuschte durch den Schein, als wenn die gegen den Kaiser gesammelte Macht zur Bekriegung der Türken bestimmt sei, auch den Papst. Bewunderungswürdig erscheint in der That das Talent dieses Mannes, welcher in einem Lande, das ein ganzes Jahrhundert hindurch nicht einmal seine eigene Grenze hatte vertheidigen können, plötzlich wie durch einen Zauberschlag nicht blos Geld zum Kriege, sondern auch ein Heer und eine Flotte schuf. Uebrigens war ihm in Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe der holländische Gesandte Ripperda nützlich, welcher später in spanische Dienste trat und auf kurze Zeit Alberoni's Rolle übernahm. Der Plan des schlauen Italieners würde völlig ge-

lungen sein, wenn nicht zwei Männer sich gegen ihn vereinigt hätten, welche mit denselben Künsten, durch die er in Spanien sich groß gemacht hatte, in England die Freiheit, in Frankreich den Despotismus begünstigten, um dort den König Georg I. und hier den Herzog von Orleans aufrecht zu erhalten. Diese Männer waren Dubois und Robert Walpole.

Wir gedenken zuerst des Letzteren, indem wir auf die Geschichte Englands zur Zeit der beginnenden Herrschaft des Hauses Hannover übergehen. In England leitete Robert Walpole als Minister Georg's I. (1714—27) und Georg's II. (1727—60) die Staatsangelegenheiten. Dieser gehörte zu jenen Staatsmännern, welche weder nach der Moral, noch nach irgend einem Grundsatze etwas fragten. Er war unbekannt mit Litteratur und Geschichte, ja sogar mit den auswärtigen Verhältnissen, und sprach weder Deutsch noch Französisch, so daß er mit seinem eigenen Könige Georg I. sich nicht anders als in schlechtem Latein unterhalten konnte. Dagegen kannte Walpole um so besser seinen Hof, die Schwächen desselben, die englische Nation und die menschliche Natur überhaupt, und verstand sich vortrefflich auf die Taktik der Debatten im Parlament, sowie auf die Mittel, mit denen man sich in großen Versammlungen die Stimmenmehrheit sichert. Namentlich trieb er die Bestechung auf eine so schamlose Weise, und erlaubte sich schon unter der Königin Anna als Kriegs-Secretär so arge Betrügereien, daß er deshalb aus dem Parlament ausgestoßen und bei einem Versuch, ihn wieder zu wählen, für unfähig im Parlamente zu sitzen erklärt ward. Nichtsdestoweniger ist er in unseren Tagen wieder zu Ehren gekommen, weil man ihn nach dem jetzt herrschenden Grundsatze beurtheilt, daß die strengen Gesetze der Rechtlichkeit nicht auf höhere Lebensverhältnisse anwendbar sein. Auch hinderte seine zweimalige Ausstoßung aus dem Parlamente ihn nicht, unter Georg I. regierender Minister zu werden.

Ehe das Haus Hannover den englischen Thron bestieg, hatten die beiden Häupter der Tories, Lord Bolingbroke und Lord Oxford in Verbindung mit der Königin Anna förmlich gegen die gesetzliche Nachfolge jenes Hauses conspirirt und alle möglichen Kabalen angesponnen, um diese dem vertriebenen Bruder der Anna, dem von Ludwig XIV. anerkannten Jakob III., zu verschaffen; ihre Bemühungen waren aber vergeblich gewesen, weil Jakob's Bigotterie und Beschränktheit jeden verständigen Rath vereitelt hatten. Als Georg I. König ward (1714), wurden die genannten beiden Männer nicht nur gestürzt, sondern auch auf Betreiben Walpole's, welcher die Leitung der Geschäfte erhielt, durch das Parlament grausam verfolgt. Bolingbroke, den man damals als einen Staatsverräther seiner Güter, Titel und Würden be-

raubte, begab sich nach Frankreich und trat dort in die Dienste Jakob's, unterhielt aber nichtsdestoweniger mit Georg's Gesandten in Paris eine geheime Verbindung.

Georg I. war ein Mann ohne Herz und Gefühl und sowohl wegen seiner Unwissenheit, als auch wegen seiner völligen Unkenntniß der englischen Sprache und dem damit zusammenhängenden Mangel an Verständniß für die nationale Eigenthümlichkeit des Volkes, das er regieren sollte, nicht fähig, selbst Antheil an der Verwaltung zu nehmen. Er entfremdete sich durch seine ausländischen Manieren das Volk, und war trotz seiner Gottesfürchtigkeit so ausschweifend, daß er ohne Scham mit zwei vornehmen Damen zusammenlebte, die er aus Hannover mitgebracht hatte und seine hannöverischen Minister ohne Bedenken durch Verleihung hoher Titel unter die englische Aristokratie aufnahmen. Georg paßte wegen der angegebenen Eigenschaften in einer Beziehung wohl für die Menschen, mit denen er in England zu thun hatte. Er überließ den Whigs die Verwaltung unbedingt, selbst auf die Gefahr hin, diejenigen Tories zu beleidigen, die es anfangs mit dem Hause Hannover gehalten hatten. Mit seinen Ministern stand Georg I. in dem Verhältnisse, daß das Interesse der Nation bald von ihm der Whig-Partei, bald von dieser dem persönlichen Vortheile des Königs geopfert wurde. So schickten die Minister z. B. einst eine Flotte in die Ostsee, blos um zu Gunsten des Kurfürstenthums Hannover dem schwedischen Könige zu drohen, und 1716 und 1717 wurden Unterhandlungen und Kabalen angesponnen, um Bremen und Verden für Hannover zu erwerben. Unter diesen Umständen konnten die Alt-Engländer und Landjunker den König und sein Ministerium unmöglich achten, und die Geistlichkeit predigte bald gegen die Vernachlässigung der strengen Moral von Seiten des Hofes und der Minister. Es war deshalb auch ganz natürlich, daß in der englischen und schottischen Nation eine bedenkliche Bewegung zu Gunsten der vertriebenen Stuarts entstand. Diese Bewegung veranlaßte den König Georg, sich ganz enge an den Regenten von Frankreich anzuschließen, welcher ebenfalls gleich nach dem Beginne seiner Herrschaft von inneren Feinden bedroht wurde.

Viele der angesehensten Männer waren nicht abgeneigt, eine Landung des Prätendenten aus dem vertriebenen Hause Stuart, der sich Jakob III. nannte, zu begünstigen, wenn dieser hinreichend mit Geld und mit Truppen versehen sei und eine feierliche Erklärung gebe, durch welche die englische Nation über seine politischen und religiösen Grundsätze beruhigt werde. Was das Erstere betrifft, so hatte zwar Ludwig XIV. für Jakob insgeheim Alles gethan, was er hatte thun können; der Regent von Frankreich dagegen unterstützte ihn nicht, und

von Spanien erhielt Jakob nur eine schwache Hülfe. Der Prätendent selbst war ein sehr beschränkter, abergläubischer, ganz von den Jesuiten abhängiger und noch dazu feiger Mann. Er hatte auf den Rath der ihn umgebenden Pfaffen die von Bolingbroke aufgesetzte Proclamation, welche er an die Engländer und Schotten erließ, auf eine solche Weise verändert, daß man deutlich erkannte, er suche nur Ausflüchte, um später Alles wieder zurücknehmen zu können. Zu allem diesem kam noch, daß es bei dem Aufstandsversuche, welchen er und seine Anhänger machten, gerade so ging, wie es bei den meisten Verschwörungen gegangen ist. Die Verständigen wurden nicht gehört, die Heftigen dagegen brachen zur unrechten Zeit los, und stürzten dadurch Schuldige und Unschuldige ins Verderben. Der Ausbruch der Empörung ward durch den Umstand beschleunigt, daß die englische Regierung, welche längst Kenntniß von der Sache erhalten hatte, schon im Juli 1715 die Habeas-Corpus-Acte suspendirte, Truppen rüstete, viele verdächtige Officiere entließ und harte Maaßregeln gegen die Papisten ergriff. Bald standen sich in Schottland, wo Ende August 1715 die Empörung in den Hochlanden zum Ausbruch kam, zwei Heere feindlich gegenüber. Auch in England brachten Jakob's Anhänger eine Anzahl Leute zusammen, die sie ein Heer nannten. Außerdem landete noch an der Westküste der Herzog von Ormond mit Truppen, welche auf spanische Kosten ausgerüstet worden waren. Der Erfolg des ganzen Unternehmens hing von dem Gange des Krieges in Schottland ab, wo des Prätendenten Sache vom streitbarsten Theile der Nation verfochten ward.

Dort stand der Graf von Mar, einer der Minister der vorigen Regierung, an der Spitze der Jakobiten. Sein Heer, welches 16,000 Mann stark gewesen sein soll, war gleich dem ihm entgegenziehenden königlichen, das aus Milizen bestand, schlecht ausgerüstet, schlecht eingeübt und schlecht angeführt. Es traf mit dem Letzteren in der Gegend von Dumblaine zusammen, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Dies geschah dagegen an demselben Tage durch ein Treffen, welches auf englischem Boden geliefert wurde. Die Jakobiten in England nämlich hatten sich, 4000 Mann stark, gegen Liverpool gewendet, um diese Stadt zu besetzen; sie wurden aber von einem königlichen Corps, welches aus regelmäßigen Truppen bestand, bei Preston angegriffen und so sehr in die Enge getrieben, daß ihnen nichts als unbedingte Ergebung übrig blieb. Unmittelbar darauf kamen aus Holland 6000 Mann kriegsgewohnter Hülfstruppen, diese zogen sogleich nach Schottland, und nun war die Sache sehr bald beendigt. Der Prätendent, welcher erst, als im Wesentlichen schon Alles entschieden war, in Schottland landete (December 1715), mußte alsbald wieder nach

Frankreich zurückkehren. Auch der Herzog von Ormond und der Graf von Mar entzogen sich durch eine schnelle Flucht den Folgen des von ihnen geleiteten Unternehmens. Die englischen Minister aber benutzten die Sache so, wie man unvorsichtige und thörichte Verschwörungen zu benutzen pflegt. Sie vernichteten durch Aechtungen und Güter-Einziehungen viele der alten Familien, welche den Stuarts anhingen, und bewirkten eine wichtige Aenderung in Betreff des Parlaments. Es ward nämlich verfügt, daß die Mitglieder des Parlaments nicht mehr auf drei, sondern auf sieben Jahre gewählt werden sollten, wodurch fortan die Erkaufung der Stimmen erleichtert und den Ministern die erkaufte Mehrheit für mehr als das Doppelte der seitherigen Parlamentsdauer gesichert wurde. Zu den Männern, welche bei dem Unternehmen Jakob's betheiligt gewesen waren, gehörte auch Bolingbroke; er hatte aber nach seiner gewohnten Art, da er die thörichten Pläne der Jakobiten von Anfang an verlachte, zu gleicher Zeit dem englischen Gesandten in Paris geheime Dienste geleistet. Als Lohn seines Verrathes ward ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach England und die Wiedereinsetzung in seine Güter gewährt. Auf gleiche Weise hatte sich bei dieser Gelegenheit der Regent von Frankreich benommen. Er verwies nachher in Folge einer Uebereinkunft mit Georg I. den Prätendenten, oder wie er auch häufig bezeichnet wird, den Chevalier aus Paris.

Wie in England, so wurden auch in Frankreich die Staatsangelegenheiten nach bloßen Privatrücksichten entschieden. Nur ward hier die Regierung durch einen Mann geleitet, welcher die Whigs ebenso sehr an Geist und Kenntnissen, als an Habgier, Herrschsucht, Eitelkeit und Ausschweifungen übertraf. Dieser Mann war der frühere Lehrer des Regenten, der Abbé Dubois, welcher seinen Zögling zu allem Schlechten verführt hatte und nach und nach die Regierung des Staates in seine Hände brachte. Dubois übernahm die Arbeit des Regenten, welcher immer mehr in Lüste und Schwelgerei versank und darüber die Geschäfte vernachlässigte, behauptete im Rathe desselben den ersten Rang und sah, obgleich er ein Bürgerlicher war, bald ganz Frankreich unter sich. Das Letztere ist um so auffallender, da gerade damals die Pairs von Frankreich die lächerlichsten Rangstreitigkeiten mit dem niederen Adel führten, und gegen diesen mit fast unglaublichen Forderungen der Etikette und Rangsucht auftraten. Ebenso merkwürdig ist, daß Dubois, welcher ohne Scham und Scheu ein ganz unsittliches Leben führte und mit den Ausdrücken eines groben Cynismus Religion und Moral verhöhnte, nicht allein Abt in sieben der reichsten Abteien war, sondern auch Erzbischof und endlich sogar Kardinal ward. Die letztere Würde verdankte er sonderbarer Weise

den Bemühungen des protestantischen Königs von England, den er in enge Verbindung mit dem Regenten gebracht hatte.

Die erwähnten Forderungen des hohen Adels riefen von Seiten der niederen Edelleute und des Parlaments Bekanntmachungen und andere gedruckte Schriften hervor, die schon in einem revolutionären Tone abgefaßt waren, und in Verbindung mit der Lebensweise der Großen den Rest des Nimbus, welcher diese umgeben hatte, vollends zerstreuten. Auch die Prinzen führten einen für das Ansehen des königlichen Hauses verderblichen Streit mit dem Herzoge von Maine und anderen unehelichen Kindern Ludwig's XIV., denen dieser die Rechte und den Rang der Prinzen von Geblüt verliehen hatte. Sie brachten endlich (1717) den Regenten dahin, daß er durch eine Verordnung die Letzteren bis auf einen einzigen des Ranges, den sie bis dahin gehabt hatten, beraubte. Dies hatte dann zur Folge, daß der Herzog von Maine mit den Gegnern des Regenten eine Conspiration zu Gunsten des Königs von Spanien machte, und so die Kabalen förderte, welche Alberoni in Bezug auf Frankreich schmiedete.

2. Alberoni, Ripperda und die diplomatischen Verhandlungen der europäischen Mächte in den Jahren 1716—1731.

In den Jahren 1716—1720 setzte Alberoni, welcher damals der eigentliche Beherrscher von Spanien war, durch seine diplomatische Schlauheit alle europäischen Kabinette in Bewegung, und diese waren insgesammt mit politischen Kabalen beschäftigt. Das Letztere dauerte auch dann noch Jahre lang fort, als Alberoni vom Schauplatze abgetreten war. England und Frankreich verbanden sich mit einander gegen die persönlichen Feinde des Regenten von Frankreich und gegen alle diejenigen, welche die für das Interesse von Hannover entworfenen Pläne Georg's I. zu vereiteln suchten. Beide Staaten zogen nachher auch Holland und den deutschen Kaiser in ihren Bund, und suchten außerdem den Herzog von Savoyen für ihre Pläne zu gewinnen. Andererseits arbeitete Alberoni darauf hin, dem Kaiser Neapel und Sardinien zu entreißen, und trat zu diesem Zwecke nicht nur mit Rußland und Schweden in Unterhandlung, sondern er wußte auch den Herzog von Savoyen an sich zu ziehen, und conspirirte mit den Feinden des Regenten von Frankreich.

In England entledigte sich Georg I. im Jahre 1717 des Ministers Walpole auf einige Zeit, und zog statt desselben andere Whigs hervor, welche seine Absichten in Betreff Hannover's begünstigten und förderten. Vermittelst dieser Minister wurde dann zwischen Georg und dem Vertrauten des Regenten von Frankreich, Dubois, eine Ver-

bindung zu Stande gebracht; und im Januar 1717 ein förmlicher Vertrag geschlossen, vorgeblich für die Aufrechthaltung der Utrechter Friedensbestimmungen, in Wirklichkeit aber für die persönlichen Zwecke des Regenten und des englischen Königs. Später traten auch die Holländer und der deutsche Kaiser bei, die Ersteren durch einen ihnen gewährten Handelsvortheil angelockt, der Letztere wegen des ihm ertheilten Versprechens, daß er Sicilien anstatt Sardiniens erhalten sollte. Alberoni dagegen rüstete Heer und Flotte, um Sardinien und Neapel dem Kaiser zu entreißen, brachte den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, dem jenes Versprechen nicht unbekannt geblieben war, zu einer Allianz mit Spanien, täuschte die Seemächte und den Papst über den Zweck seiner Rüstungen, ließ die Türkei, welche damals mit Oestreich im Kriege war, zur Fortsetzung desselben ermuntern, und suchte ebenso die Russen und Schweden, wie die Ungarn und die Unzufriedenen in Frankreich und England gegen seine Feinde aufzuregen.

Im Sommer 1717 landeten die spanischen Truppen auf Sardinien und eroberten diese Insel. Sie setzten dann nach Sicilien über, dessen Beherrscher seit dem Utrechter Frieden, der Herzog von Savoyen, bereits wieder mit Alberoni's Gegnern in Unterhandlung getreten war. Die Spanier bemächtigten sich des größten Theiles von Sicilien, und glaubten den Augenblick schon nahe, wo sie auch nach Neapel übersetzen könnten, als die Engländer eine Flotte unter dem Admiral Byng in die Meerenge von Messina schickten. Byng forderte zuerst von dem spanischen Befehlshaber in Sicilien eine Waffenruhe, und als dieser sich weigerte darauf einzugehen, vernichtete er am 11. August 1718 die spanische Flotte beim Cap Passaro. Alberoni ließ sich weder durch diesen Schlag, noch durch den zwischen Frankreich, England, Holland und dem Kaiser geschlossenen Bund bewegen, seinen Plan gegen Neapel aufzugeben. Er suchte in England Unruhen zu erregen, spann in Frankreich mit dem Herzoge von Maine und anderen Unzufriedenen eine Verschwörung gegen den Regenten an, und bekämpfte den Letzteren durch Spione, durch Verrath und durch Kabalen. Der Regent oder vielmehr sein Leiter, der Kardinal Dubois, wandte die gleichen Waffen gegen Alberoni an, und suchte namentlich durch Drohungen den spanischen König zur Entlassung seines Ministers zu treiben. Dies gelang ihm jedoch nicht. Im November 1718 ward Victor Amadeus von den Verbündeten genöthigt, Sicilien an den Kaiser abzutreten und dafür die Insel Sardinien zu nehmen, von welcher die Herzoge von Savoyen seit dieser Zeit (1720) den Namen „Könige von Sardinien" führen. Am Schlusse des Jahres 1718 erklärten endlich die Engländer den Spaniern den Krieg; denn

der Angriff, den sie ein halbes Jahr vorher auf die spanische Flotte gemacht hatten, war nicht allein ohne vorausgegangene Kriegserklärung unternommen worden, sondern man hatte auch damals, was von Seiten Englands überhaupt öfters geschehen ist, ausgesprochen, daß dadurch der Friede keineswegs gestört werden solle. Im Januar 1719 folgte die französische Kriegserklärung.

Wenige Wochen nachher brach ein französisches Heer unter dem Herzoge von Berwick in Spanien ein. Zu gleicher Zeit begannen die Engländer Feindseligkeiten zur See. Der Krieg nahm eine für die Verbündeten vortheilhafte Wendung; Alberoni blieb aber unbewegt, und der spanische König war nicht zur Entlassung desselben zu bringen. Da nun überdies auch das englische und französische Volk, trotz des Waffenglückes, über den begonnenen Krieg unwillig waren, so nahmen König Georg I. und der Regent ihre Zuflucht zu einer verächtlichen Kabale. Sie brachten nämlich vermittelst eines Briefes, den der Herzog von Parma an seine Stieftochter, die Gemahlin Philipp's V., schrieb, in Madrid ein Complot gegen Alberoni zu Stande, was um so leichter geschehen konnte, da die spanische Königin gerade damals mit dem Kardinal gespannt war. Der Zweck dieses Complots war, den schwachen König durch Ueberraschung und Schrecken dazu zu bringen, daß er den Kardinal Alberoni ebenso, wie früher die Prinzessin Orsini, plötzlich entließ und, damit derselbe keine Gelegenheit habe, sein Uebergewicht über ihn je wieder geltend zu machen, aus Spanien verbannte. Die Kabale gelang, und Alberoni ward am 5. December 1719 genöthigt, Spanien schnell zu verlassen. Er begab sich durch das südliche Frankreich nach Italien, und da sowohl der Papst Clemens XI., als auch der Herzog von Parma ihn zu bestrafen Willens waren, so hielt er sich ein ganzes Jahr lang in einem Kloster bei Bologna verborgen, aus welchem er erst beim Tode dieses Papstes wieder hervorkam (April 1721). Nach seiner Entfernung aus Spanien war der Friede bald wieder hergestellt worden; denn schon im Januar 1720 hatte Philipp V. die Bedingungen der vier Mächte angenommen.

Nachher wurden noch mehrere Jahre lang Unterhandlungen geführt, um Spanien und den deutschen Kaiser zu vereinigen. Während dieser Zeit verbanden sich Frankreich und Spanien enge miteinander, und es wurden zwischen den Regierungen beider Staaten neue Familienbande verabredet. Dubois brachte einen Vertrag zu Stande, nach welchem die vierzehnjährige Tochter des spanischen Königs mit dem damals erst 13 Jahre alten Könige von Frankreich verlobt, und eine Tochter des Regenten mit dem Kronprinzen von Spanien vermählt wurde. Diese Doppelheirath veranlaßte, wie wir sehen werden, einen noch größeren Zwist, als derjenige gewesen war, der durch sie

für immer hatte ausgeglichen werden sollen. Bald darauf starb Dubois. Kurz vorher (Februar 1723) war Ludwig XV. in sein 14. Lebensjahr getreten und dadurch volljährig geworden. Der Herzog von Orleans hörte somit auf, Regent zu sein. Er herrschte zwar auch dann noch als Premier-Minister ganz unumschränkt, starb aber schon im December 1723, weil er seine von Natur gute Constitution durch ein Leben wahnsinniger und niederträchtiger Ausschweifung völlig zerstört hatte. An seine Stelle drängte sich der unfähige und verhaßte Herzog von Bourbon. Dieser stand unter der Leitung seiner Maitresse, der Marquise de Prye, welche selbst wieder von den zwei piemontesischen Brüdern Paris geleitet wurde, die in Frankreich als Bankiers ihr Glück gemacht und schon unter dem Regenten durch ihre finanziellen Kenntnisse und ihre teuflisch ausgedachten Mittel, die Ehrlichen und Einfältigen um ihr Geld zu bringen, eine Rolle gespielt hatten. Der französische Staat war also damals eine Beute von Abenteurern.

Das gleiche geschah in Spanien. Hier übertrug König Philipp V., weil er einen wahren Widerwillen gegen jede Art von Geschäft hatte, trotz aller Bitten seiner Gemahlin Elisabeth, im Januar 1724 die Regierung seinem Sohne erster Ehe, wobei er ein förmliches und eidliches Gelübde leistete, dieselbe nie wieder zu übernehmen. Als jedoch sein Sohn schon nach acht Monaten starb, ließ Elisabeth ihren Gemahl durch den Papst von dem gethanen Gelübde entbinden und brachte ihn dann dazu, daß er die Regierung von Neuem übernahm. Dadurch wurde die Herrschaft von Spanien in die Hände eines fremden Abenteurers gebracht, in welchem Elisabeth einen zweiten Alberoni gefunden zu haben glaubte. Dieser Abenteurer war jener holländische Baron Ripperda, welcher zu Alberoni's Zeit als Gesandter nach Spanien gekommen war, und dem Kardinal Alberoni in Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe Dienste geleistet hatte, nachher aber, als er sich durch allerlei schlechte Streiche in Verlegenheit gebracht hatte, zum katholischen Glauben übergetreten war, und nach Alberoni's Sturz sich der Königin Elisabeth unentbehrlich gemacht hatte. Er diente der Königin zunächst zur Verwirklichung ihres Wunsches, ihrem ältesten Sohne, Carlos, die Anwartschaft auf Parma und Toscana zu verschaffen, welche Länder 1720 bei den Verhandlungen mit Frankreich, England, Holland und Oestreich vergebens für denselben in Anspruch genommen worden waren. Ripperda reiste, um diese Sache zu Stande zu bringen, nach Wien, und sparte dort zur Erreichung seines Zweckes weder Geld noch andere Mittel, während der englische und französische Gesandte, um ihm entgegenzuwirken, das Gleiche thaten. Ripperda war zwar so glücklich, mit der kaiser-

lichen Regierung mehrere Verträge abzuschließen, mit welchen er dann am Schlusse des Jahres 1725 triumphirend nach Spanien zurückkehrte, um als spanischer Herzog die Leitung des Ministeriums zu übernehmen; er ahnte aber nicht, daß er trotz seiner Schlauheit getäuscht worden war. Die kaiserlichen Minister konnten und wollten die mit Spanien geschlossenen Verträge nicht halten, und überdies hatte der englische Gesandte im September 1725 ein Gegenbündniß zwischen England, Frankreich und Sardinien zu Stande gebracht.

Unterdessen hatte die über Frankreich herrschende Marquise de Prye es dahin gebracht, daß Spanien von Frankreich gröblich beleidigt worden war. Sie hatte nämlich für den jungen König Ludwig XV., obgleich er bereits mit einer spanischen Prinzessin verlobt war, eine andere ganz von ihr abhängige Gemahlin gesucht und ihn im Herbst 1725 mit derselben vermählen lassen. Diese Gemahlin war Maria, die Tochter des einst durch Karl XII. auf den polnischen Thron erhobenen Stanislaus Leszinsky, welcher damals von einer französischen Pension im Elsaß lebte. Nachdem die Heirath geschlossen worden war, wandte man alle erdenklichen Mittel an, um den schwer gekränkten spanischen König zu besänftigen, dem man seine schon seit mehreren Jahren in Paris als künftige Gemahlin Ludwig's XV. anwesende Tochter zurückgeschickt hatte, und diese Angelegenheit hatte sehr viel dazu beigetragen, daß Ripperda's Unterhandlungen in Wien zum Ziele geführt wurden.

Die neue Königin von Frankreich war, wie ihr Vater, eine ergebene Schülerin der Jesuiten, beschäftigte sich stets mit mechanischen Religions-Uebungen und mischte sich in Staatssachen nicht; ihr Vater hatte ihr aber blinde Ergebenheit gegen den Herzog von Bourbon und gegen die Marquise de Prye zur Pflicht gemacht. Dadurch ward sie in eine Kabale gegen den ehemaligen Lehrer ihres Gemahls, den Bischof und nachherigen Kardinal Fleury, verwickelt, welcher großen Einfluß auf den König erhalten hatte und so den Herzog von Bourbon mit dem Verluste seiner Stellung bedrohte. Fleury war der einzige Mann am Hofe, welcher Achtung verdiente und persönlichen Antheil am König nahm. Dies hatte selbst Ludwig's kalte Seele erkannt, und der König hatte sich an den sanften, schmeichelnden, aller Genialität im Guten wie im Bösen feindlichen, praktischen Rathgeber so sehr gewöhnt, daß er denselben nicht entbehren konnte. Der Herzog von Bourbon entwarf nun den Plan, vermittelst der Zuneigung, welche Ludwig anfangs gegen seine Gemahlin zeigte, den Bischof zu entfernen; dieser Plan scheiterte aber nicht nur, sondern hatte auch die Folge, daß der Herzog selbst vom Hofe verwiesen ward und Fleury die alleinige Leitung der Regierung erhielt. Der Letztere, schon beim Eintritt in

seine hohe Stellung ein Greis von 73 Jahren, regierte von dieser Zeit an fast 20 Jahre lang das französische Reich.

Fleury war allein im Stande, die Feindschaft mit dem spanischen Hofe auszugleichen und die zerrissene Verbindung der beiden Bourbonischen Häuser wieder herzustellen. Die Umstände waren ihm dabei sehr günstig. Oestreich suchte von Spanien, angeblich für die Zwecke des zwischen beiden Reichen geschlossenen Bundes, große Summen zu erhalten, und arbeitete, als dies nicht gelang, an Ripperda's Sturze. Schon im Mai 1726 ward der Letztere dem kaiserlichen Ministerium geopfert. Nachdem dies geschehen war, eröffnete Oestreich der spanischen Regierung Aussichten auf eine engere Verbindung, und versprach ihr seine Hülfe zur Wiedereroberung von Gibraltar. Die Spanier unternahmen hierauf die Belagerung von Gibraltar; diese hatte aber einen höchst unglücklichen Ausgang. Jetzt trat Fleury als Vermittler und Friedensstifter auf. Er brachte zuerst im Mai 1727 einen Vertrag zwischen Spanien und England zu Stande, und wußte dann durch eine Genugthuung, die seinem Lande und seinem Könige nichts kostete, den Zorn des spanischen Hofes zu besänftigen und dessen beleidigtes Ehrgefühl zu versöhnen. Nachher wurde in Soissons ein Kongreß der Mächte gehalten (1728), und als endlich die spanische Königin Elisabeth, welche statt ihres Gemahles die Regierung leitete, einsah, daß Oestreich bei allen ihren Forderungen Ausflüchte mache, hob sie die Verbindung mit dem Kaiser auf, und schloß am 9. November 1729 zu Sevilla einen Vertrag mit England, Holland und Frankreich. In diesem Vertrage wurde namentlich der Besitz von Parma, Piacenza und Toscana dem ältesten Sohne der Elisabeth aufs Neue zugesichert, wobei man zugleich genau festsetzte, auf welche Weise verfahren werden solle, um diese Länder in die Gewalt des spanischen Prinzen zu bringen. Zwei Jahre später führten endlich die Engländer spanische Truppen nach Italien hinüber, welche den Vertrag von Sevilla mit den Waffen durchsetzen sollten.

Damals war König Georg I. von England schon längst nicht mehr am Leben; er war 1727 gestorben und sein Sohn, Georg II., ihm auf dem Thron gefolgt. Der Charakter der Regierung blieb so, wie er gewesen war; auch behauptete sich Robert Walpole, welcher schon unter Georg I. seinen ganzen früheren Einfluß wieder gewonnen hatte, unter Georg II. bis 1742 an der Spitze der Verwaltung. Die englische Nation selbst stieg auch unter dem zweiten Könige aus dem Hause Hannover in materieller Beziehung empor; denn der Handel, die Gewerbe und alle Künste des äußeren Lebens entwickelten sich damals in England in demselben Grade, in welchem sie bei den Holländern immer mehr abnahmen. Dies verdankte jedoch England weder

seinen Königen und Ministern, noch seinem Parlamente, sondern lediglich dem natürlichen Gange der Dinge, sowie der von Regierung und Parlament unabhängigen Verfassung des Reiches und der günstigen insularen Lage des Landes. Die beiden Könige Georg I. und Georg II. befolgten keine englische, sondern eine hannövrische Politik; die Minister hatten immer mit ihren eigenen oder mit des Königs Privat-Angelegenheiten zu thun; und das Parlament diente den Zwecken des hohen Adels, in dessen Händen es war. Unter Georg II. war Robert Walpole bis zu seinem Sturze als Minister der mächtigste Mann im Lande, nicht sowohl weil er wirklich die Kunst besaß, das englische Reich zu regieren, als vielmehr weil er Meister in der Parlaments-Taktik war und das Bestechen vollkommen verstand. Er und sein Bruder, Horace Walpole, verbanden sich gleich anfangs enge mit dem Herzoge von Newcastle und mit dessen Bruder, Pelham, weil sie des Letzteren wegen seiner Fähigkeiten und des Ersteren wegen des Einflusses bedurften, welchen großer Reichthum und der Besitz vieler zur Wahl eines Vertreters im Parlament berechtigten Ortschaften verliehen. Beide Brüderpaare waren in Hinsicht auf leichtfertige Grundsätze über Sittlichkeit, sowie an Herrschsucht einander völlig gleich; an Talent dagegen war Robert ebenso den beiden Pelhams wie seinem Bruder weit überlegen. Pelham kam ihm in Betreff der Eigenschaften, welche vor der neuesten Reform (1832) einen englischen Staatsmann groß machten, am nächsten und übernahm auch später die Hauptrolle. Der Herzog von Newcastle ist eines der merkwürdigsten Beispiele von der Art, wie England früher vom hohen Adel beherrscht worden ist. Er war unwissend, übereilt, verwirrt und zu Geschäften unfähig, stand aber später blos deshalb, weil er über eine Anzahl Stellen im Parlament zu verfügen hatte, lange Zeit hindurch dem Namen nach an der Spitze der Regierung, und ein Robert Walpole, ein Lord Chatham und Andere mußten sich ihm fügen, weil sie ohne ihn und seinen Familienanhang und Einfluß ihre Stellung nicht behaupten konnten. Uebrigens gewährten diese reichen großen Herren, welche nach der alten Einrichtung über die Stimmen des Volkes schalteten, allerdings mitunter auch bürgerlichen Leuten von Talent den Zugang zu Geschäften, Ehren und Reichthümern, aber nur wenn sie selbst unfähig waren.

Robert Walpole blieb so lange Zeit im Besitze der Macht, weil er alle Privatabsichten Georg's II. und seiner Maitressen willig förderte, und weil die Königin, welche über ihren Gemahl viel vermochte, ihm stets zu erkennen gab, wann der günstige Augenblick, mit dem Könige über gewisse Dinge zu reden, gekommen sei. Walpole behauptete sich durch solche Mittel freilich; er war aber nicht im Stande,

das Uebergewicht, welches England den Umständen verdankte, im Kabinet oder im Felde weise zu benutzen.

3. Rußland unter Peter dem Großen und unmittelbar nach ihm.

Während die westlichen Staaten Europas durch die Beschaffenheit ihrer Regierungen im Inneren mehr und mehr geschwächt und der Auflösung nahe gebracht wurden, entwickelte Peter der Große die Kraft, die in seinem Volke lag, und schuf eine neue politische und militärische Macht in Europa. Er begann nicht nur Rußland aus einem asiatischen Reiche in ein europäisches umzuwandeln, sondern er suchte dasselbe auch zu einer europäischen Hauptmacht zu erheben und das Netz der russischen Politik zugleich über Asien und Europa auszubreiten. Er verfuhr dabei auf autokratische, despotische und oft sehr grausame Weise; er behandelte aber einen gesunden, kräftigen, gewandten und vorerst noch blos auf das Sinnliche gerichteten Volksstamm halb bewußt, halb unbewußt der slavischen Natur desselben gemäß, d. h. er trieb seine Unterthanen theils durch sein eigenes Beispiel, theils durch die Knute und das Schaffot zur Civilisation. Auch setzte er in der That die von ihm beabsichtigten Aenderungen, wenn man seine Vorliebe für das Seewesen ausnimmt, ganz im Geiste seines Volkes und zu dessen wahrem Vortheile durch. Für das rein Geistige und das Ideale hatte er freilich ebenso wenig Sinn, als bei ihm an eine Sittlichkeit und an eine Rücksicht auf das Recht zu denken war. Er drang daher auch, wie Napoleon, überall durch, wo mit äußeren Mitteln äußere Zwecke zu erreichen sind, scheiterte dagegen wie dieser überall, wo er eine wahrhafte Civilisation schaffen wollte, weil es, wenn man dauerhaft bauen will, einer sittlichen Kraft und Grundlage und eines Grundsatzes bedarf, der über das Augenblicklich-Nützliche hinaus reicht und an das Beharrende und Ewige im Leben der Menschen und Völker anknüpft.

Peter selbst war und blieb roh und barbarisch, aber auch einfach und für alles Nützliche und Brauchbare mit rastloser Thätigkeit besorgt. Der Zustand des Reiches ward durch ihn so schnell geändert, die asiatische Lebensweise der Russen so plötzlich und gewaltsam durch die künstliche europäische verdrängt, daß Peter's Hof und Leben die sonderbarsten Kontraste darbot. Ueber die Wahl der Mittel zu seinem Zwecke war er durchaus nicht bedenklich, da er von Rechtlichkeit, von Sittlichkeit und von einer moralischen Ordnung der Dinge weder in seiner Jugend einen Begriff erhalten hatte, noch auch später Zeit, Gelegenheit und Lust bekam, sich einen zu bilden. Sogar die Hinrichtung seines einzigen Sohnes war ihm ein Mittel der Civilisation. Diesen Sohn erster Ehe, Alexis, hatte Peter vergebens zum Regenten zu

erziehen gesucht, derselbe war roh und unfähig geblieben, und haßte alle die Neuerungen, welche sein Vater gemacht hatte. Auch seine Vermählung mit einer deutschen Prinzessin, welche Peter 1711 zu Stande brachte, hatte keinen Einfluß auf sein Wesen. Zuletzt zerfiel er ganz und gar mit dem Vater und entfloh, um sich diesem zu entziehen, heimlich aus dem Reiche; Peter ließ ihn aber hinterlistiger Weise zur Rückkehr verlocken, vor ein Gericht stellen und zum Tode verurtheilen. Der Zaar opferte auf diese Weise, wie die Römer von ihrem Brutus rühmen, das Leben seines Sohnes der Größe seines Volkes, weil er voraussah, daß der rohe und abergläubische Prinz Alles, was er selbst geschaffen hatte, wieder werde untergehen lassen. Uebrigens ward das Todesurtheil nicht vollstreckt, sondern der Prinz erlag im Kerker seiner unmäßigen Trunksucht.

Auch Peter's Beispiel zeigt, gleich der Geschichte der meisten Staatsmänner der neueren Zeit, wie wenig Moral und Politik vereinbar sind. Bei dieser traurigen Erfahrung, die auf so vielen Seiten die Geschichte der Welt uns entgegendrängt, ist für den stillen Beobachter der Gedanke ein Trost, daß der Preis, welchen die Heroen für unsterblichen Ruhm, für leeren Glanz und für vergängliche Macht bezahlen müssen, von der Art ist, daß der bessere Mensch vor einer Größe zurückbebt, die den Haufen und seine Dichter und Redner mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Dies beweist Napoleon's und Peter's Beispiel. Jenem glich Peter auch darin, daß er seine Polizei auf teuflische Weise gebrauchte. Ihm dienten sogar seine Trinkgelage und seine rohen Späße als Mittel, die Staatszwecke zu fördern. Bei seinen rohen Festen verspottete er mit einem dem russischen Charakter angemessenen Witze Dinge, die er nicht leiden konnte oder Anderen verleiden wollte. So ist z. B. das von ihm veranstaltete Hochzeitsfest seines Hofnarren Sotow, den er zum Patriarchen und nachher zum Papst machte, zu verstehen; so die noch im Jahre 1721 vorgenommene öffentliche Verhöhnung des Papstes und seiner Kardinäle, welche zu einer Zeit statt fand, als man absichtlich das Gerücht verbreitete, Peter habe das Patriarchat der griechisch-russischen Kirche aus dem Grunde abgeschafft, weil er mit dem Papste in Unterhandlung stehe.

Die Sorge, den Uebergang von den asiatisch-russischen Sitten zu europäischem Hofleben und Luxus allmälig zu bewirken, überließ Peter seiner Gemahlin Katharina, die sich, Tochter eines Bauern, Leibeigene eines russischen Großen und von diesem an den Zaaren abgetreten, die Formen eines Standes, in welchem sie nicht geboren war, ziemlich anzueignen gewußt hatte. Er selbst blieb in Sitten und Lebensweise thierisch roh. Namentlich war er bis zum Ende seines Lebens der Leidenschaft des Trinkens ergeben, und zwang bei seinen

Trinkgelagen Jedermann, sogar die Damen und die fremden Gesandten, zu einem unmäßigen, oft tödlich verderblichen Genusse, wie denn unter Anderm der Herzog von Kurland, bei einem zu Ehren seiner Vermählung mit Peter's Bruderstochter gehaltenen Feste, von Peter zu so unmäßigem Trinken genöthigt ward, daß er bald nachher in Folge davon starb. Peter's äußere Erscheinung war ganz seiner auf das Nützliche und Praktische gerichteten Thätigkeit angemessen. Er verschmähte jede Art von Pracht und Glanz. Seine Hauskleidung war von grober Leinwand; seine Messer und Gabeln hatten hölzerne Stiele; zehn bis zwölf junge Leute und ebenso viele Grenadiere bildeten seinen Hofstaat; Livreeen waren nirgends zu sehen; der ganze jährliche Aufwand für seine Hofhaltung betrug kaum 60,000 Rubel. Hierzu paßte auch die von Peter eingeführte Rangordnung. Er machte 16 Rangklassen, und in diese wurden nur solche Leute aufgenommen, welche dem Staate wirkliche Dienste geleistet hatten; selbst die Söhne der größten Herren blieben, wenn sie sich nicht nützlich erwiesen hatten, ohne Rang.

Die Strafen waren barbarisch. Von Hinrichtungen, Verstümmelungen und Knutenschlägen hörte man fast täglich an Peter's Hofe, und der Kaiser theilte nicht nur in eigener Person Prügel aus, sondern er machte auch mitunter selbst den Henker. Er bekämpfte Rohheit und Mangel an Ehrgefühl mit Unmenschlichkeit und gesetz- wie gefühlloser Strenge. Durch solche Mittel konnte er freilich Künste und Gewerbsthätigkeit schaffen und Ordnung im Kriegswesen wie in den Finanzen herstellen; die Unsittlichkeit und Barbarei aber vermochte er nur auf einen Augenblick einzuschüchtern. Einen schlagenden Beweis davon gibt uns sein Minister und General Menzikoff, welcher, weil er sich immer wieder durch schmutzige Habsucht und Betrügerei hinreißen ließ, zu wiederholten Malen halb todt geprügelt oder an Geld gestraft, nichts destoweniger aber immer wieder auf den schändlichsten Bedrückungen ertappt wurde. Es ist schauderhaft zu hören, daß Peter einen solchen Mann für den einzigen Russen hielt, welcher fähig sei, seine Pläne zu fassen und auszuführen. Menzikoff konnte kaum lesen und schreiben; aber er war, wie man dies bei uns jetzt nennt, über alle liberalen Vorurtheile erhaben und durchgreifend praktisch. Peter sah ihm deshalb alle seine Fehler nach und ließ ihn an der Spitze der Geschäfte, weil er sich durch die Erfahrung überzeugt hatte, daß Menzikoff durch keinen Anderen ersetzt werden könne. Uebrigens fand Peter alle Rohheiten und Barbareien, die er selbst beging, ganz im Rechte begründet. Wer an seinem Hofe war, mußte sich seinen Launen und Einfällen fügen, welche auch wieder mehrentheils auf nützliche Dinge gerichtet waren. So zwang er z. B. einst in Peterhof seine Gäste, unter welchen auch die fremden Minister waren, nach dem Essen sich dadurch

wieder nüchtern zu arbeiten, daß sie eine Reihe Bäume, die ihm im Wege standen, mit Aexten umhieben. Er ging in der Meinung, daß Alles, was er thue, recht und auch ehrenhaft sei, so weit, daß er einst als er eigenhändig eine Anzahl gefangener Strelitzen enthauptete, die fremden Gesandten aufforderte, bei dieser Hinrichtung mit Hand anzulegen und Henkersarbeit zu thun.

Diese von ihm vernichteten Strelitzen oder russischen Janitscharen erregten gerade als Peter auf seiner ersten Reise ins Ausland begriffen war, einen Aufstand (1698), der aber bald wieder unterdrückt wurde. Peter, welcher auf die Nachricht davon sogleich nach Rußland zurückgekehrt war, bestrafte diese Empörung auf schauderhafte Weise. Er ließ unmittelbar nach seiner Ankunft in Moskau 2000 Strelitzen aufknüpfen sowie nachher noch 5000 enthaupten, und war dabei in eigener Person mit thätig, indem er mit eigener Hand 100 Köpfe abhieb. Eben so grausam ward seine Schwester Sophie bestraft, welche bei diesem Aufstande die Hauptrolle gespielt hatte. Peter ließ sie in einen düsteren Kerker einsperren, und vor dem einzigen Fenster desselben wurden die Führer der Rebellen aufgeknüpft, so daß Sophie bis an ihren Tod (1704) die modernden Gebeine der Unglücklichen vor Augen hatte.

Eine zweite Reise führte den Zaaren im Mai 1717 auch nach Paris, wo bei der ersten Reise Ludwig XIV. sich seinen Besuch verbeten hatte. Dieser Aufenthalt Peter's in Paris ist merkwürdig wegen des Kontrastes zwischen dem Wesen der Franzosen jener Zeit und dem Charakter Peter's des Großen. Für die großen Eigenschaften des Letzteren und für seine dem Nützlichen gewidmete Thätigkeit hatten die Franzosen keinen Sinn; dagegen fielen ihnen um so mehr seine Sonderbarkeit, Rohheit und Barbarei auf. In Paris galt damals nur Pracht, künstliche Bildung, ein durchaus rhetorischer Vortrag und der leichtfertige Witz etwas, lauter Dinge, für welche Peter keinen Sinn hatte; man konnte daher dasjenige, was ihn bei aller moralischen Verdorbenheit auszeichnete, Natur, Kraft, Sinn für alles Brauchbare und unablässige Thätigkeit für sein Volk, in Paris nicht auf die Weise würdigen, wie dies nach der französischen Revolution geschehen ist.

Was Peter's auswärtige Politik betrifft, so schuf er in Rußland eine neue politische Macht Europas, und begründete den großen Einfluß, welchen dieses Reich nachher von Katharina II. an fortwährend ausgeübt hat. Er gewann im Kampfe mit Schweden Livland, Esthland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland. Sein Gesandter gebot in Warschau. Er brachte, wie sich erst später zeigte, durch eine Vermählung seiner Nichte mit dem Herzoge von Kurland auch dieses Land an die russische Krone. Er bewirkte 1723, daß die

Schweden seinen Schützling, Adolf Friedrich, einen Neffen des aus Karl's XII. Geschichte bekannten Herzogs Friedrich IV. von Holstein zu ihrem Könige zu wählen versprachen, und benutzte schon im folgenden Jahre den Einfluß, den auf diese Weise die holsteinische Partei erlangte, um die Schweden zu einem Vertrage zu bewegen, der sie an das russische Interesse knüpfte. Auch in Dänemark machte Peter den russischen Einfluß geltend. Ebenso suchte er die Tyrannei des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg sich zu Nutzen zu machen, um in Deutschland festen Fuß zu fassen. Er knüpfte mit China an, mischte sich in die bürgerlichen Kriege, welche das persische Reich zerrissen, und erzwang 1723 von dem Beherrscher desselben durch drei Feldzüge die Abtretung zweier Provinzen, sowie der Städte Derbend und Baku. Den Türken endlich entriß er die Ufer des Assowschen Meeres und verwirklichte so nach zwei Seiten den großen Gedanken, das russische Reich in unmittelbare Verbindung mit dem Meere zu bringen. An dem türkisch-venetianischen Kriege aber, welcher 1714 begann, nahm Peter, obgleich derselbe eine Verletzung des auch die Russen angehenden Karlowitzer Friedens (1699) war, keinen Theil, weil die Umstände es nicht gestatteten.

Dieser Krieg hing mit Peter's Einschließung am Pruth zusammen. In den Türken war nämlich durch diesen glücklichen Schlag die Hoffnung erweckt worden, daß sie auch den Venetianern dasjenige wieder entreißen könnten, was sie ihnen 1699 im Karlowitzer Frieden so ungern abgetreten hatten. Die Umstände schienen zu einem Versuche günstig zu sein, weil damals alle Mächte der Christenheit unter sich entzweit waren. Auch wurde wirklich, als man Ende 1714 den Krieg begonnen hatte, den Venetianern in kurzer Zeit Morea nebst den zwei Plätzen, welche sie damals noch auf Kandia besaßen, entrissen. Die Venetianer ernannten nach diesen Verlusten einen der besten Generale des nordischen Krieges und des spanischen Erbfolgekrieges, den Grafen Schulenburg, zu ihrem Ober-General, und warben 18,000 deutsche Soldaten, welche nach der Beendigung des letzteren Krieges entlassen worden waren. Da Rußland und Polen, welche nebst Oestreich und Venedig den Karlowitzer Frieden mit den Türken geschlossen hatten, die Verletzung desselben damals nicht zu rächen vermochten, so war Oestreich der einzige Staat, von welchem die Venetianer Hülfe erwarten konnten. Auch fand Prinz Eugen, welcher damals noch viel in Wien vermochte, die Umstände für seine kriegerischen Pläne günstig. Die Türken kamen indessen dem Angriffe der Oestreicher zuvor, indem der Großvezier mit dem Hauptheere 1716 an die Donau zog. Seine Unternehmung endete jedoch ebenso unglücklich, wie der gleichzeitige Versuch der türkischen Flotte, Korfu zu erobern. Prinz

Eugen brachte im August 1716 bei Peterwardein dem Großvezier eine vollständige Niederlage bei, und eroberte darauf Temeswar, die einzige ungarische Stadt, welche den Türken im letzten Frieden geblieben war. Schulenburg erwarb sich durch die Vertheidigung der Insel Korfu, von welcher er die Türken mit großem Verluste zurückschlug, einen größeren Ruhm, als durch alle seine seitherigen Kriegsthaten. Im folgenden Jahre verloren die Türken durch den Prinzen Eugen die Schlacht bei Belgrad, in welcher ihnen ebenso, wie vorher bei Peterwardein, alles Geschütz und Gepäck genommen wurde. In Folge dieser Schlacht mußten sie den Oestreichern die Stadt Belgrad übergeben. Die Lage der Dinge in Europa, welche damals wegen der Pläne Alberoni's, Karl's XII. und Peter's bedenklich war, besonders aber die Landung spanischer Truppen auf Sardinien und Sicilien (s. S. 68) bewirkte, daß Oestreich die errungenen Vortheile nicht weiter verfolgte, sonder schnell einen Frieden schloß und bei demselben nur für sich und nicht für Venedig, welches nachher allein den Krieg nicht fortsetzen konnte, große Vortheile erlangte. Dieser Friede ward 1718 zu Passarowitz geschlossen und war der rühmlichste, den Oestreich jemals von den Türken erhalten hat. Der Kaiser blieb durch denselben nicht nur im Besitze von Temeswar, sondern es wurden ihm auch der Banat, Belgrad, Semendria und ein Stück von Serbien und der Wallachei überlassen. Die Venetianer dagegen erhielten Kandia und die Morea nicht wieder, sondern mußten sich mit der Abtretung einiger unbedeutenden Landstriche begnügen.

Oestreich erlangte jene Vortheile durch Vermittlung der Seemächte während Peter der Große später unter Vermittlung Frankreichs den an Persien geübten Raub mit der Pforte theilte. Mit Oestreich selbst stand Peter bis zu seinem Ende im Verhältnisse gegenseitiger Eifersucht, und erst nach seinem Tode brachten die Oestreicher dadurch, daß sie Menzikoff bestachen, eine innige Verbindung mit Rußland zu Stande, welche für sie selbst am Ende sehr nachtheilig ward und dagegen den Russen große Vortheile brachte. Diese Verbindung trennte nämlich den östreichischen Staat von England, seinem natürlichen Bundesgenossen, und machte es den Russen möglich, die Herrschaft in Polen an sich zu reißen und zugleich durch Unterdrückung der Tataren am schwarzen Meere die Türken von ihren Grenzen zu entfernen.

Peter wurde, wie zwei Jahre später seine Gemahlin Katharina, das Opfer eines wüsten Lebens; denn er zerstörte gleich dieser seine felsenfeste Gesundheit durch unmäßiges Trinken und durch Ausschweifungen anderer Art. Er starb im Januar 1725 so plötzlich, daß er nicht Zeit hatte, über die Nachfolge eine Verfügung zu treffen. Er hatte indessen trotz seiner Unzufriedenheit mit Katharina und Menzikoff,

welche Beide in einem sehr verdächtigen Verhältnisse zu einander standen, und von denen die Eine durch ihre Sinnlichkeit, der Andere durch seine Habsucht und seine Betrügereien ihn erbitterte, die Regierung lieber seiner Gemahlin, als seinem noch ganz jungen Enkel von Alexis, Peter II., anvertrauen zu müssen geglaubt und dies auch höchstwahrscheinlich im Kreise seiner Vertrauten zu der Zeit erklärt, als er seine Gemahlin zur Kaiserin krönte (1724). Nachdem er gestorben war, hielt man seinen Tod so lange verborgen, bis Katharina und Menzikoff ihre Maaßregeln getroffen hatten. Dann beriefen Beide zum Schein eine Versammlung von Senatoren, Generalen und Ministern. Menzikoff hatte als Feldmarschall die Soldaten für sich, und da in despotischen Reichen diese allein den Thron sichern, so war seine Stimme entscheidend.

Unter Katharina I., welche von Menzikoff ganz unzertrennlich war, wurde die längst betriebene Vereinigung des Herzogthums Kurland, in welchem die Wittwe des vorletzten Herzogs aus dem Kettler'schen Stamme, Peter's Nichte, Anna, herrschte, mit Rußland ihrem Ziele näher gebracht, obgleich die kurländische Ritterschaft sich die größte Mühe gab, diesen Schlag vermittelst der Polen abzuwenden. Oestreich unterstützte dabei die Russen auf mittelbare Weise. Schon vorher (1726) hatte derselbe Staat sich den Russen dadurch gefällig bewiesen, daß er seine Bürgschaft für des Holsteiners Adolf Friedrich Anwartschaft auf den schwedischen Thron ertheilte, und eine förmliche Allianz mit Rußland schloß, in welcher beide Mächte sich im Falle eines Krieges zu einer gegenseitigen Unterstützung von 30,000 Mann verpflichteten. Auch trat Rußland dem durch Ripperda unterhandelten Bündnisse zwischen Spanien und Oestreich bei.

Der frühe Tod der Kaiserin (Mai 1727) schien Rußland ganz in Menzikoff's Hände zu liefern; denn ihr Nachfolger, Peter II., Alexiwitsch, war noch nicht ganz zwölf Jahre alt, und Katharina hatte verfügt, daß nicht nur Menzikoff den Vorsitz im Regentschafts-Rathe führen, sondern daß auch dessen Tochter mit dem jungen Kaiser vermählt werden sollte. Menzikoff riß sogar, gegen eine ausdrückliche Bestimmung in Katharina's Testament, nach welcher alle Sachen durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollten, die ganze Regierungsgewalt an sich. Seine Herrschaft dauerte jedoch nicht lange, weil er durch seine Brutalität Alles gegen sich empörte und den Kaiser selbst beleidigte. Das Letztere gab der Familie Dolgorucky, von welcher ein Glied im Regentschafts-Rath saß, die erwünschte Gelegenheit, ihn zu stürzen. Schon im September 1727 wurde er nach Sibirien verbannt, wo er zwei Jahre später starb. Jetzt herrschten die Dolgorucky's, und es schien, als wenn Rußland die europäischen Angelegenheiten vergessen und sich nur mit seinen eigenen beschäftigen wolle. Peter II.

verlegte die Residenz nach Moskau zurück, begünstigte die russischen Einrichtungen und verlobte sich mit einem russischen Fräulein, einer Dolgorucky. Er starb aber schon im Februar 1730, und sein früher Tod brachte Rußland zur seitherigen Politik zurück.

Die Dolgorucky's suchten zuerst vergebens der kaiserlichen Braut die Nachfolge zu verschaffen; dann faßten sie in Verbindung mit den übrigen Mitgliedern des hohen Rathes den kühnen Gedanken, die kaiserliche Autokratie unter sich zu theilen, wozu die verwittwete Herzogin von Kurland, Peter's des Großen Nichte Anna, als Werkzeug dienen sollte. Sie boten nämlich dieser Frau die Kaiserwürde unter der Bedingung an, daß Anna vorher eine vom hohen Rathe aufgesetzte Wahl-Capitulation unterschreibe. Nach dieser Wahl-Capitulation, welche eine nach Mietau gesendete Deputation der Herzogin vorlegte, verpflichtete sich die neue Kaiserin, ohne Zustimmung des Senats weder über Krieg und Frieden Beschlüsse zu fassen, noch Auflagen anzuordnen oder wichtige Staatsstellen zu vergeben, ferner keinen Edelmann ohne gerichtlichen Proceß mit der Todesstrafe belegen noch die Güter eines solchen konfisciren zu lassen, sowie endlich über die Krongüter nicht zu verfügen und ohne Erlaubniß des Senats sich weder zu vermählen, noch einen Nachfolger zu ernennen. Die Dolgorucky's und ihre Collegen wollten also die Regierung ganz in ihre Gewalt bringen. Sie verstrickten sich jedoch in ihre eigenen Netze. Schon vor der Absendung ihrer Deputation nämlich war einer ihrer Gegner, Jagusiuski, nach Kurland geeilt, und hatte der Herzogin gerathen, die Wahl-Capitulation unbedingt anzunehmen, aber blos um sie nachher wieder über den Haufen zu werfen. Anna folgte diesem Rathe, und die Dolgorucky's hätten schon unmittelbar nach der Ankunft der Kaiserin in Moskau merken können, was man gegen sie im Schilde führte; denn Anna ließ sogleich, im Widerspruch mit einem Artikel der Wahl-Capitulation ihren Geliebten, den Herrn von Büren oder, wie er nachher sich nannte, Biron, nach Moskau kommen. Sie versammelte alsbald, um dem beabsichtigten Gewaltstreich einen rechtlichen Schein zu verleihen, eine große Zahl von Männern, welche sie selbst ausgewählt hatte und Bevollmächtigte des Adels und des Heeres nannte, und fragte diese Versammlung, ob die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt ihr Wille sei. Auf die einstimmige verneinende Antwort derselben stellte sich Anna sehr verwundert über die ihr aufgedrungene Acte, zerriß dieselbe vor Aller Augen, und erklärte die autokratische Regierungsform für wiederhergestellt. Die Sache gelang ohne Schwierigkeit, weil die Garden gegen eine aristokratische Regierung waren. Als später die Dolgorucky's wieder emporzukommen versuchten, wurden sie durch den Günstling der Kaiserin, Biron, nach Sibirien verbannt.

Unter Anna, welche den russischen Thron bis zu ihrem 1740 erfolgten Tode inne hatte, war ihr Geliebter Biron der eigentliche Regent. Dieser war zwar ein unfähiger und brutaler Mensch; allein ihm zur Seite standen zwei tüchtige Männer, welche einen überwiegenden Einfluß auf die Verwaltung hatten und sich damals die größten Verdienste um Rußland erwarben. Diese Männer waren die beiden Deutschen Münnich und Ostermann, von denen der Erstere ein oldenburgischer Edelmann, sich schon im spanischen Erbfolgekrieg als Soldat ausgezeichnet hatte, und der Zweite, der Sohn eines westfälischen Pfarrers, bereits unter Peter dem Großen nach Rußland gekommen war, und seine Tüchtigkeit in den Kanzlei- und Staatsgeschäften bewiesen hatte. Ostermann leitete unter Anna hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten; Münnich dagegen schuf das russische Heer völlig um, richtete das ganze Kriegswesen vortrefflich ein, und veranstaltete die Erbauung von Kanälen und Landstraßen. Der Letztere war es auch, welcher die Kriegsmacht der Russen gegen die Polen, Tataren und Türken richtete, auf deren Unkosten das neue Heer mit schonungsloser Aufopferung von Menschen eingeübt und zum Kriege mit europäischen Staaten fähig gemacht wurde.

4. Der polnische Erbfolgekrieg.

Kaiser Karl VI. kam, weil mit ihm der Mannsstamm des Hauses Habsburg erlöschen mußte, um die Mitte seiner Regierungszeit auf den Gedanken, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in seinen Erbstaaten ebenso durch ein unterschriebenes Blatt Papier zu sichern, wie damals fast Alles durch diplomatische Unterhandlungen und Verträge ausgemacht wurde. Er erklärte 1724 in einer Verordnung, welche den Namen pragmatische Sanction erhielt, entsprechend einer Erbfolgeordnung, die er schon im Jahr 1713 erlassen, seine Tochter zur Erbin aller seiner Staaten, und suchte dann die europäischen Mächte zur Unterzeichnung dieser Acte zu bewegen. Dies hatte jedoch seine Schwierigkeiten, und erst der Streit über Parma und Piacenza, sowie nachher der sogenannte polnische Erbfolgekrieg brachten die Sache zum Ziele.

Von Frankreich, Spanien und England konnte Karl VI. die Anerkennung der Nachfolge seiner Tochter, welche er mit dem unermüdlichsten Eifer betrieb, ohne die Ansicht des Prinzen Eugen zu würdigen, der meinte, daß ein tüchtiges Heer der Prinzessin die Nachfolge sicherer verbürge, als alle Pergamente der Welt, auf keine andere Weise erlangen, als indem er zugestand, daß spanische Truppen das Land Parma und Piacenza, dessen letzter Beherrscher aus dem Hause Farnese im Januar 1731 starb, sowie das Großherzogthum Toscana,

dessen Herrscherhaus dem Aussterben nahe war, für den Infanten Don Karlos, den Sohn Philipp's V. und der Elisabeth, besetzen dürften. Die Besitznahme beider Länder für den spanischen Prinzen fand in Folge davon im Jahre 1732 statt. Da jedoch Spanien weit mehr Truppen schickte, als zu dem beabsichtigten Zwecke nöthig waren, so entstanden neue Schwierigkeiten. Auch Frankreich wurde wieder bedenklich, weil der Kaiser seine Tochter mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen verlobte, wodurch Provinzen, die sich ins Innere Frankreich's hinein erstreckten, später an Oestreich fallen mußten. Dazu kam noch, daß die deutschen Staaten Sachsen, Baiern und Pfalz, Ansprüche an des Kaisers Erbschaft erhoben und deshalb gegen die pragmatische Sanction protestirten. Unter diesen Umständen war es ein für ganz Europa wichtiges Ereigniß, als im Februar 1733 König August II. von Polen starb, und die Erledigung des polnischen Thrones Anlaß und Gelegenheit zu neuen Streitigkeiten, sowie zu neuen diplomatischen Verhandlungen gab.

Der Tod des Königs August II. war, da dieser durch ein wüstes Leben seine felsenfeste Gesundheit zuletzt ganz zerrüttet hatte, schon seit längerer Zeit vorauszusehen gewesen, und die Mächte hatten daher ihre Vorkehrungen getroffen. Frankreich wünschte den früheren König Stanislaus Leszinsky, den Schwiegervater Ludwig's XV., auf den polnischen Thron erhoben zu sehen; Rußland und Oestreich dagegen suchten dies aus allen Kräften zu verhindern und dem Kurprinzen von Sachsen, August des II. Sohn, Friedrich August II. oder, wie er als König von Polen hieß, August III., die polnische Krone zu verschaffen. Die beiden letzteren Staaten wollten aber ihre Verwendung für den sächsischen Prinzen durch gewisse Opfer sich bezahlen lassen. Rußland verlangte den Besitz des Herzogthums Kurland, welches ein polnisches Lehen war und durch das nahe bevorstehende Aussterben des Kettler'schen Herrscherhauses erledigt werden mußte, und Oestreich wünschte von Sachsen die bisher verweigerte Unterschrift für seine pragmatische Sanction zu erlangen. Der junge Kurfürst oder vielmehr der von da an viel genannte Graf Brühl, welcher ihn leitete und in seinem Namen unumschränkt herrschte, gewährte die Wünsche beider Staaten, und diese versprachen ihm dafür ihren Beistand zur Erlangung der polnischen Krone. Der König Friedrich Wilhelm von Preußen ward durch eine List der genannten beiden Mächte bewogen, bei der bevorstehenden Königswahl bloßer Zuschauer zu bleiben. Auch England, welches damals sich wieder von Frankreich getrennt und mit Oestreich verbunden hatte, blieb unthätig, weil Georg's II. Ministerium immer nur auf seine eigene Erhaltung bedacht war, und sich stets zwischen Volk und König im Gedränge befand.

Drei russische Heere erschienen an den polnischen Grenzen, und auch Oestreich machte eine drohende Bewegung. Andererseits unterstützte Frankreich den König Stanislaus Leszinsky, welcher alsbald selbst nach Polen reiste, nicht nur mit Geld, sondern es schiffte auch einige Bataillone Soldaten für ihn ein. Im September 1733 erwählte der zahlreichere Theil des polnischen Adels, von französischem Einflusse und von alter Vorliebe geleitet, den Stanislaus zum Könige; dieser sah sich aber durch Herannahen eines russischen Heeres bald genöthigt, Warschau zu verlassen, und eilte nach Danzig, wo er nicht so leicht abgeschnitten werden konnte und die ihm versprochenen französischen Truppen erwartete. Ein kleiner Theil des Adels wählte am 5. October 1733 den Kurfürsten von Sachsen zum Könige, und die Russen marschirten damals 50,000 Mann stark auf Danzig los, welches sie enge einschlossen. Frankreich rächte den Schimpf, den die Russen dem Schwiegervater seines Königs anthaten, an dem deutschen Kaiser. Es schloß nämlich am 21. October ein Bündniß mit Spanien und Sardinien, und schickte hierauf zwei Heere nach Deutschland, während zugleich ein aus Franzosen, Spaniern und Sardiniern bestehendes Heer Neapel und die Lombardei angriff. Spanien hatte damals durch die Thätigkeit seines Ministers Patinho nicht nur seine Flotte wieder hergestellt und außerordentlich vergrößert, sondern auch ein tüchtiges Heer von 80,000 Mann auf die Beine gebracht.

In der Provinz Neapel, deren Einwohner geflissentlich im Stande der Erniedrigung gehalten worden waren und den Ereignissen gegenüber eine stumpfe Gleichgültigkeit zeigten, trafen die kaiserlichen Beamten verkehrte und einander widerstreitende Maaßregeln. Dieselbe wurde daher schon innerhalb weniger Monate von den Spaniern erobert. Bis zur Mitte des folgenden Jahres (1734) war auch Sicilien ganz in den Händen der Spanier. Nicht besser erging es dem Kaiser in der Lombardei, weil dort die Verwaltung, die Kriegsmacht und die Finanzen in demselben elenden Zustande waren, wie in Neapel und Sicilien. Das Herzogthum Mailand wurde im Anfang des Jahres 1734 bis auf das Castell von Mailand und das Fort Pizzighettone fast ohne Widerstand von den Franzosen und Sardiniern besetzt. Auch im deutschen Reiche erzeugten die alten Erbübel desselben das gewohnte Mißgeschick. Baiern hatte sich, um dereinst mit fremder Hülfe seine Ansprüche an Karl's VI. Erbschaft behaupten zu können, an Frankreich verkauft; die Kurfürsten von Mainz, Köln und der Pfalz waren ebenfalls im französischen Bunde; die beiden Kurfürsten von Hannover und Brandenburg, König Georg II. von England und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, lebten mit einander in bitterer

Feindschaft. Es fehlte also in Deutschland, wie immer, zugleich an Energie und an Einigkeit. Die Franzosen standen bereits auf deutschem Boden, und hatten Lothringen sowie die Festung Kehl in Besitz genommen, während von Seiten des Reiches ihnen noch immer nicht der Krieg erklärt wurde. Dies geschah erst im März 1734. Allein das Reichsheer, welches man endlich aufstellte, war nach hergebrachter Weise schlecht zusammengesetzt und schlecht ausgerüstet, und den Oberbefehl erhielt der abgelebte und stumpf gewordene Prinz Eugen, der sich von seiner Geliebten, der Gräfin Bathyani, schimpflich leiten ließ, und noch überdies am kaiserlichen Hofe seinen Einfluß verloren hatte, so daß man dort nicht mehr auf seinen Rath hörte. Eine wohlthuende Ausnahme von der herrschenden Gleichgültigkeit gegen die Ehre und das Interesse der Nation machte damals König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Er zeigte sich vor allen anderen Fürsten patriotisch, und schickte nicht nur eine Anzahl guter Truppen zum Reichsheere, sondern erschien auch selbst mit seinem Kronprinzen bei demselben. Sein Beispiel war und blieb jedoch vereinzelt. Das Reichsheer, welches die Feinde nicht einmal von der Eroberung Philippsburgs abhalten konnte, mußte sich zurückziehen, und Deutschland war, da sein Volk keinen Antheil an den Kriegen der Fürsten nahm oder nehmen sollte, schon damals genöthigt, beim fernen Auslande Hülfe zu suchen. Man wandte sich an Rußland, und es erschienen 18,000 Russen auf deutschem Boden, von welchen 10,000 im Juni 1735 den Rhein erreichten.

Unterdessen hatte schon im Juli 1734 die Stadt Danzig, deren Besatzung durch einige tausend Franzosen verstärkt worden war, sich dem russischen Heere unter Münnich ergeben müssen; Stanislaus selbst war es gelungen, auf preußisches Gebiet zu entkommen, von wo er sich dann nach Frankreich begab. Münnich vertheilte nach der Einnahme von Danzig, welches die Treue gegen seinen rechtmäßigen König mit einer starken Contribution büßen mußte, die russischen Truppen in Polen. Bald nachher wurden zwischen Frankreich und Oestreich insgeheim Unterhandlungen über einen Frieden eingeleitet, für welche die kurz zuvor erwähnte Erscheinung eines russischen Corps am Rhein sehr förderlich war. Seit dem Juni 1735 wurden dieselben direct zwischen dem Kardinal Fleury und dem deutschen Kaiser geführt, und schon am 22. August war man über den Hauptpunkt einig. Am 3. October wurden die Friedens-Präliminarien zu Wien unterzeichnet, erst am 1. December aber ein Waffenstillstand geschlossen. In diesen Präliminarien, welche noch zweimal abgeändert und erst im November in einen förmlichen Friedensvertrag umgewandelt wurden, ward zunächst für Stanislaus Leszinsky, den Schwiegervater des französi-

schen Königs, gesorgt. Er erlangte nicht nur seine polnischen Güter wieder, und durfte den Königstitel beibehalten, sondern Karl's VI. Schwiegersohn, Franz Stephan, mußte ihm auch sein Herzogthum Lothringen und Bar abtreten, und es ward außerdem noch festgesetzt, daß dieses Land nach Stanislaus' Tode, welcher 1766 erfolgte, an Frankreich fallen müsse. Dafür sollte Franz Stephan sogleich Parma und Piacenza, sowie nach dem Tode des letzten Medicaers, welcher 1737 erfolgte, Toscana erhalten; der spanische Prinz Don Karlos aber ward für den Verlust dieser Herzogthümer dadurch entschädigt, daß Karl VI. ihm das Königreich Neapel und Sicilien abtrat. Der König von Sardinien, welcher vergebens auf den Besitz des Herzogthums Mailand gerechnet hatte, mußte sich mit Novara und Tortona begnügen, wozu später noch 57 ihm gelegene Reichs-Lehen kamen.

5. Der russisch-östreichische Krieg gegen die Türken unter Anna und Karl VI.

Von den beiden Staaten, welche im polnischen Erbfolgekriege die Sache des Kurfürsten von Sachsen verfochten hatten, Rußland und Oestreich, zog nur Rußland Gewinn aus diesem Kriege. Dieses Reich hatte nicht nur einen neuen Zuwachs an Macht erhalten und sein Heer im Kriege geübt, sondern auch Polen in strenger Abhängigkeit von sich gebracht. Die nächste Folge der neuen Demüthigung Polens war, daß der Kaiserin Anna allmächtiger Liebling, der rohe, zu jedem ernsten Geschäfte unfähige Biron, 1737 von der kurländischen Ritterschaft zu ihrem Herzoge erwählt und 1739 von dem polnischen Könige und Senat als solcher anerkannt wurde. Während Rußland durch den polnischen Erbfolgekrieg mächtiger geworden war, hatte Oestreich durch denselben Krieg eine Einbuße an seinem Gebiete erlitten. Zu diesem Unglücke kam dann noch, daß nach dem 1736 erfolgten Tode des Prinzen Eugen in Oestreich die alte Verwirrung und Schlaffheit wieder einriß. Karl VI. war ganz schwach geworden. Sein Schwiegersohn Franz Stephan war gutmüthig und sehr haushälterisch, aber für Geschäfte des Friedens wie des Krieges unbrauchbar. Seine Tochter, Maria Theresia, die künftige Erbin des Thrones, hatte, so jung sie war, ihre eigene Politik, welche von der ihres Vaters und seiner Minister abwich. Die Minister selbst waren unter einander uneinig, und arbeiteten oft dem, was der Kaiser und seine Vertrauten wollten, geradezu entgegen. Im Hof-Kriegsrath und bei den Führern des Heeres fand dieselbe Zwietracht statt. Wie es mit der Heeresmacht selbst stand, kann man daraus abnehmen, daß, während der Beherrscher des kleinen preußischen Staates sein Heer auf mindestens 70,000 Mann gebracht hatte, das weit größere Oestreich im Jahre 1726 nur

eine Armee von 125,000 Mann und dieses in einem wenig schlagfertigen Zustand besaß. Die Finanzen waren im traurigsten Zustand, weil bei der schlechten Einrichtung der Verwaltung die Einnahmen sehr spärlich flossen, und weil eine Aristokratie von Hofbeamten, Dienern und Geistlichen sehr viel von diesen unter sich und ihre Schützlinge theilte. Von Uneigennützigkeit endlich und von Aufopferung für das öffentliche Wohl durfte Niemand reden, der für einen Geschäftsmann und für brauchbar gelten wollte. Unter diesen Umständen konnte es nur zum Verderben Oestreichs ausschlagen, als dasselbe an einem Türken-Kriege Theil nahm, welchen die Russen 1736 begannen.

Biron wollte das russische Heer, welches durch Münnich vortrefflich eingerichtet, sowie mit Officieren aller Völker und mit einer vortrefflichen Artillerie versehen worden war, zu Eroberungen gebraucht wissen und seine Gegner am Hofe unter diesem Vorwande aus der Umgebung der Kaiserin entfernen. Er bewog die Kaiserin Anna, den Schimpf des Friedens vom Pruth an den Türken zu rächen, obgleich sowohl Ostermann als Münnich einem neuen Türken-Kriege entgegen waren. Ein Vorwand war leicht gefunden, da der Schutzgenosse der Türken, der Khan der Tataren am schwarzen Meere, seine streifenden Horden nie ganz von Einfällen in die russischen Weideländer abhalten konnte. Im April 1736 begann so der Krieg, in welchem Münnich den Oberbefehl über das russische Heer führte. In Oestreich bewirkte eine Partei, daß man, anstatt blos dem Allianz-Vertrag von 1726 gemäß den Russen 30,000 Mann Hülfstruppen zu senden, den Türken ebenfalls den Krieg erklärte.

Dieser Krieg war für Oestreich, in Folge des oben angedeuteten inneren Zustandes der Monarchie, höchst verderblich. Man stellte gleich anfangs drei Heere auf, deren Oberanführer der Graf von Seckendorf, der Prinz von Hildburghausen und der Graf von Wallis waren. Der Erstere zeichnete sich nur durch äußere Frömmigkeit und durch Anhängigkeit an die orthodoxe lutherische Lehre, sowie durch schmutzigen Geiz, Betrügereien und Erpressungen aus. Er war deshalb zugleich allgemein verhaßt und als Protestant verdächtig. Bei seinem Heere befand sich überdies der Gemahl der Thronerbin, dem er alle möglichen Rücksichten und Ehren erweisen mußte, sowie die Generale Khevenhiller und Wurmbrand, von welchen der Erstere, weil er als Vice-Präsident des Hof-Kriegsrathes auf die Oberbefehlshaber-Stelle gerechnet hatte, beleidigt seinem eigenen Kopfe folgte und von Seckendorf mit Schonung behandelt werden mußte, der Letztere aber so wenig zum Anführer von Truppen taugte, daß Seckendorf selbst in einem Briefe an den ersten Vertrauten des Kaisers schreibt, Wurmbrand werde sein Lebtage keinen Flügel, geschweige zwei com-

mandiren lernen. Der zweite von den genannten Oberanführern, der Prinz von Hildburghausen, hatte schon im polnischen Erbfolgekriege seine Ungeschicklichkeit durch viele Fehler bewiesen, und auch in seinem Heere herrschte die Zwietracht, da Esterhazy, welcher als Ban von Kroatien neben ihm commandirte, in stetem Streit mit ihm war. Der dritte Oberbefehlshaber endlich, Graf Wallis, hat, wie wir sehen werden, durch seine Ungeschicklichkeit und durch seine Zwietracht mit einem anderen Führer wesentlich dazu beigetragen, daß der Türken-Krieg einen für Oestreich schimpflichen Ausgang nahm.

Die östreichischen Truppen drangen anfangs tief in das feindliche Land ein; sie wurden aber, sobald die langsamen Türken sich gesammelt hatten, mit großem Verluste zurückgeschlagen, mußten sich im folgenden Jahre auf die Vertheidigung beschränken, und verloren in diesem Kriege, in welchem die Feinde ihnen nur passiven Widerstand entgegensetzten, den früher unter Eugen erworbenen Ruhm wieder. Dagegen siegten ihre Bundesgenossen, die Russen, und machten ihr Heer zugleich im Orient und Occident gefürchtet. Münnich unternahm 1736 einen Zug gegen Asow und gegen die Krim, der ihm zwar wenigstens 30,000 Mann kostete und mit Gräueln aller Art verbunden war, aber doch den Russen Selbstvertrauen im Kampfe mit den Türken verschaffte. Im folgenden Jahre erobert, Münnich unter Andern die Festung Oczakow am Ausfluß des Dniepr, und als er selbst sich wieder in die Ukraine zurückgezogen hatte, beschämte eine kleine Zahl Russen, welche diesen Platz gegen eine weit überlegene feindliche Macht vertheidigte, die großen Heere des deutschen Kaisers; denn diese Russen behaupteten nicht allein Oczakow, sondern sie verursachten auch den Türken einen Verlust von 10,000 Mann. Uebrigens waren damals die Unternehmungen der Türken besser als je zuvor geleitet, weil viele französische Officiere sich in ihrem Heere befanden, und namentlich der Marquis von Bonneval, ein Renegat, ihnen durch seinen Rath und seinen Einfluß sehr nützlich war.

Die schlechte Leitung der östreichischen Truppen hatte zur Folge, daß Seckendorf, aber freilich auch von den Hauptführern nur dieser, weil der blinde Haufen auf ihn als einen Protestanten alle Schuld wälzte, verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und dann drei Jahre lang in Haft gehalten wurde. Dagegen erhielten der Prinz von Hildburghausen und der Schwiegersohn des Kaisers, welche weit schuldiger waren, die ansehnlichsten Stellen in dem neu ausgerüsteten Heere. Der Feldzug des Jahres 1738 endigte daher ebenso unglücklich, wie der des vorhergehenden. Nicht besser ging es im Jahre 1739, wo Wallis den Oberbefehl erhielt. Diesem stand der Graf Neipperg zunächst zur Seite, welcher mit ihm in heftiger Zwietracht war und Auf-

träge von Maria Thereſia hatte, während Wallis auf den Kaiſer vertraute. Neipperg ſollte wahrſcheinlich unter jeder Bedingung den Frieden ſuchen, damit Maria Thereſia bei ihres Vaters Tode nicht zugleich mit den Türken und mit den Mächten, von welchen man vorausſehen mußte, daß ſie gegen ihre Nachfolge Einſprache erheben würden, zu kämpfen hätte. Er blieb, als Wallis am 22. Juli 1739 die Türken angriff, mit dem größten Theile des Heeres unthätig ſtehen, und Wallis erlitt eine arge Niederlage. Während nachher der Großvezier Belgrad belagerte, knüpfte Neipperg Friedensunterhandlungen an und hinderte, um dieſe nicht zu ſtören, jedes kühnere Unternehmen. Die Vermittelung zu dieſen Unterhandlungen hatten die Franzoſen übernommen, welche ſchon längſt wegen der Fortſchritte der ruſſiſchen Waffen einen Frieden herbeizuführen ſuchten. Die Eiferſucht, mit welcher Oeſtreich auf das Glück der Ruſſen ſah, unterſtützte 1739 die Franzoſen in ihrem Bemühen, die Oeſtreicher zu einem Separat-Frieden zu bewegen, durch welchen die Türken im Beſitze ihrer alten Provinzen erhalten wurden. Die Ruſſen hatten ſich nämlich 1739 zuerſt gegen die Wallachei gewandt, und waren dann plötzlich in der Moldau erſchienen. Sie ſchlugen und zerſtreuten im Auguſt das türkiſche und tatariſche Heer, zogen darauf in die Feſtung Chotzim ein, deren ganze Garniſon, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, davongelaufen war, und eroberten nachher auch noch die Hauptſtadt der Moldau, Jaſſy. Münnich wollte unmittelbar darauf die Feſtung Bender angreifen, als er die Nachricht von dem durch Neipperg abgeſchloſſenen Frieden erhielt.

Dieſer Friede, welcher am 18. September 1739 in Belgrad abgeſchloſſen wurde, war in Verbindung mit den ihm vorausgegangenen Unterhandlungen eine ſolche Demüthigung für Oeſtreich, daß im Vergleich mit ihm die bekannten Capitulationen, welche General Mack im Jahre 1805 zu Ulm abſchloß, und die Art, wie über dieſelbe verhandelt wurde, ehrenvoll zu nennen iſt, obgleich dieſe Capitulation ſonſt als die größte Schmach betrachtet wird, welche Oeſtreich je erlitten hat. Um ſich den Abſchluß des Belgrader Friedens zu erklären, muß man eines Theils die Verwirrung, welche durch die einander durchkreuzende Einwirkung des kaiſerlichen Kabinets, des Hofes und der Tochter des Kaiſers herbeigeführt worden war, und anderes Theils den Umſtand in Anſchlag bringen, daß Neipperg und Wallis einander haßten und beneideten, und daß beide Generale gleiche Vollmacht hatten, den Krieg zu leiten und Frieden zu ſchließen. Neipperg unterhandelte vier Wochen lang mit dem Großvezier und dem franzöſiſchen Geſandten Villeneuve, und ſchloß dann, ohne Wallis zu fragen, eigenmächtig den Friedensvertrag ab. Beim Abſchluſſe desſelben gab Neip-

perg ſich nicht einmal die Mühe, die in drei Sprachen abgefaßten Entwürfe des Vertrages mit einander genau zu vergleichen; es zeigte ſich nachher, daß die Artikel desſelben zum Nachtheile des Kaiſers in den verſchiedenen Sprachen verſchieden lauteten. Jedermann, am meiſten aber der Kaiſer, erſtaunte, als die Präliminarien zum Vorſchein kamen, in Folge deren namentlich die wichtige Feſtung Belgrad ſogleich den Türken übergeben wurde, ſo daß die Verwerfung des Vertrages nicht mehr in der Macht des Kaiſers lag, weil nach der erfolgten Uebergabe von Belgrad die Uebereilung Neipperg's und Wallis' durch die Nichtbeſtätigung nicht mehr unſchädlich gemacht werden konnte. Münnich war über den Belgrader Frieden wüthend, weil er wohl einſah, daß Rußland allein den Krieg nicht fortſetzen könne und alſo die gemachten Eroberungen wieder herausgeben müſſe. Auch hatten die Franzoſen zugleich für Rußland unterhandelt und den Bevollmächtigten der Kaiſerin Anna, einen Italiener, durch Beſtechung dahin gebracht, daß er den Präliminarien ſeine vorläufige Unterſchrift ertheilte; dieſe wurde nachher, allen Bemühungen Münnich's zum Trotze, von Petersburg aus beſtätigt.

Vermöge des Belgrader Friedens verlor Oeſtreich die von Eugen im letzten Kriege errungenen Beſitzungen, die beſte Militär-Grenze und die bedeutendſte Feſtung. Der Kaiſer mußte nämlich ganz Serbien nebſt dem öſtreichiſchen Theil von Bosnien und der Wallachei, ſowie die Feſtung Belgrad an die Türken zurückgeben. Rußland mußte ebenfalls die Feſtungen Chotzim und Oczakow wieder räumen; doch wurden nicht nur die Werke der Letzteren geſprengt, ſondern die Ruſſen behielten auch eines Theils Aſſow, und es ward anderes Theils eine Grenzlinie feſtgeſetzt, welche den Ruſſen die günſtige Gelegenheit darbot, zu jeder Zeit ihr großes Reich auf Koſten der Türken und Tataren nach Süden hin auszudehnen.

Wallis und Neipperg wurden zwar, wie vorher Seckendorf verhaftet; aber ſie hatten nichts zu befürchten, weil ſie mit der herrſchenden Ariſtokratie aufs Engſte verbunden waren. Beide gelangten ſchon nach wenigen Jahren zu neuen Aemtern und Ehren und machten neue Fehler. Es folgt hieraus augenſcheinlich, daß, trotz ſophiſtiſchen Behauptungen unſerer Tage, allen Staaten und Völkern ein hoher Adel ohne Bildung und Verdienſt, welcher die höchſten Stellen als ſein Eigenthum anſehen darf, nicht weniger verderblich iſt, als die Herrſchaft des Pöbels.

6. Leben und Sitten der höheren Stände Deutſchlands in den erſten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.

Nachdem wir aus den dargeſtellten Ereigniſſen die politiſche Seite des Lebens kennen gelernt haben, wenden wir uns zur Betrachtung

der Sitten, welche in den ersten Zeiten des 18. Jahrhunderts an den Höfen und in den höheren Ständen Deutschlands herrschend waren. Diese Betrachtung zeigt uns auf der einen Seite Rohheit und Barbarei, inmitten derselben aber kräftige Antriebe und Keime des Besseren, auf der anderen gekünsteltes Wesen, sittliche Entartung und geschmacklose Pracht. Die Höfe von Sachsen und Preußen stellten die eine und die andere Seite am auffallendsten dar; wir wollen daher hauptsächlich Preußen unter Friedrich Wilhelm I. und Sachsen unter Friedrich August I. ins Auge fassen, dabei aber auch einige andere deutsche Höfe, geistliche und weltliche, anführen, weil an den Letzteren sich mehrentheils die beiden äußersten Enden, Rohheit und eitle Pracht vereinigt finden. Es wird aus den anzuführenden Thatsachen einem Jeden einleuchtend werden, um wie viel besser die kräftige und rohe, aber nach Entwickelung strebende Masse des Volkes erscheint, deren Sitten Friedrich Wilhelm an sich trug, als der Adel, die höheren Beamten und die galanten Franzosen und Italiener, welche ein Friedrich August I. hegte.

Friedrich August I. von Sachsen, als König von Polen August II., dessen Charakter uns schon in der Geschichte des nordischen Krieges bekannt geworden ist, war im Gegensatze gegen Karl XII. und Peter den Großen ein bloßer König des Hofes und des Adels, schwelgte in Genüssen verschiedener Art, und vergeudete das Mark seines Landes in Prunk und glänzenden Festen. Das fleißige sächsische Volk mußte es mit seinem Schweiße und seinem Blute bezahlen, daß sein Kurfürst den Titel eines polnischen Königs führte, und in Hinsicht auf die Pracht seiner Hofhaltung alle anderen Könige zu überbieten suchte. Die Sachsen wurden durch Steuern der verschiedensten Art gedrückt, und ihre gutwilligen Landstände verordneten, damit der Kurfürst seine Günstlinge, seine Maitressen und seine vielen natürlichen Kinder, in Prunk und Genüssen schwelgen konnten, eine neue Abgabe nach der anderen, und übernahmen eine Million Schulden nach der anderen. Selbst das Elend, welches der nordische Krieg über Sachsen brachte, bewog den schwelgerischen König und seinen Hof nicht zu der geringsten Einschränkung. Im Gegentheil, gerade als einst während jenes Krieges eine furchtbare Hungersnoth die fleißigen Bewohner des Erzgebirges so sehr drückte, daß an manchen Orten das Brod ganz mangelte, hielt König August ein kostspieliges Hoffest nach dem anderen.

Um einen Begriff von August's Prachtliebe und seinen verschwenderischen Festen zu geben, führen wir einige Einzelnheiten an, und zwar ganz nach der Darstellung seines Hofgeschichtschreibers Faßmann. Bei den Festen, welche zu Ehren der Vermählung seines Sohnes und Nachfolgers gehalten wurden, trug König August eines Abends

Juwelen, die auf mehrere Millionen Thaler geschätzt wurden. Nicht lange nachher hatte er bei der Audienz des türkischen Gesandten ein Kleid an, dessen diamantene Knöpfe allein eine Million werth gewesen sein sollen. Bei dem erwähnten Vermählungsfeste wechselten einen ganzen Monat hindurch französische Opern und Komödien mit Kampfjagd und Feuerwerken, mit Turnieren, Carousel-Reiten, Türken- und anderen Aufzügen, sowie mit einem Nachtrennen, einer Wasserjagd, einem Jahrmarkt maskirter Personen von allerlei Nationen, einem Damen- und einem Berghauer-Feste. Bei einem Feste, welches August zu Ehren der Gräfin Cosel, einer seiner Geliebten, gab, wurde mit ganz ausgezeichneter Pracht und Verschwendung zuerst ein sogenannter Götter-Aufzug und dann ein Damen-Rennen gehalten, wobei eine große Zahl vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Geliebten des Königs Rollen übernommen hatten. Bei der letzten Festlichkeit wurde die Gräfin Cosel von dem anwesenden König Friedrich IV. von Dänemark geführt, und der König August war ihr Assistent zur rechten Hand. Dagegen wohnte die Gemahlin des Letzteren nur als Zuschauerin bei; bei dem Götter-Aufzuge durfte sie gar nicht zugegen sein. Solche Hoffeste wurden nachher in den Zeitungen, welche fast nur über dergleichen Dinge berichten durften, oder auch in dicken Büchern und Kupferwerken ausführlich beschrieben; und das gute deutsche Volk las diese in steifem Kanzlei-Stil verfaßten Berichte, und staunte schweigend die Pracht seiner Fürsten an. Mit solchen Dingen ward zu unserer Väter Zeit das deutsche Publikum unterhalten, und Geschichtsbücher dieser Art durfte das deutsche Volk damals lesen. Wenn man die Gründe hört, welche der oben erwähnte Beschreiber der Feste Friedrich August's anführen darf, um die Ausführlichkeit eines seiner Berichte zu entschuldigen, so wird man sich nicht wundern, daß die deutsche Nation ihre Rechte nicht mehr zu behaupten wagte. Er sagt nämlich: er müsse alle Ceremonieen und Feierlichkeiten ganz genau anführen, weil vornehmlich der hohe Verstand und herrliche Gout Sr. Majestät des Königs, welcher Alles selber angeordnet und angegeben, daraus hervorleuchte.

Der größte Gegensatz gegen das Wesen, Leben und Treiben der Könige jener Zeit, als deren Musterbild August II. von Polen und Sachsen erscheint, war der Hof und das Leben des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I.; denn dieser Fürst war das Bild deutscher Derbheit und Rohheit, aber auch zugleich deutscher Ehrlichkeit, Kraft und Tüchtigkeit. Es mußte für den Bürgerstand erfreulich sein, daß es in Deutschland wenigstens einen kräftigen Fürsten gab, welcher weder Maitressen, noch allmächtige Minister, noch einen Hofstaat hatte, und daß dieser Fürst als Repräsentant der bürgerlichen Derbheit und

Tüchtigkeit gegen die Narrheit der Moden, gegen den leeren äußeren Glanz der Fürstenwürde, gegen die Hof-Kunst und Hof-Wissenschaft, gegen unnütze Spielerei und todte Gelehrsamkeit auftrat. Wer nun noch dazu das Wesen der kleineren deutschen Höfe jener Zeit kennen gelernt hat, wird einen König, welcher nur rechtgläubige Theologie und Soldaten achtete und blos das Geld liebte, richtiger würdigen, als ihn selbst seine nächsten Angehörigen zu würdigen verstanden haben. Friedrich Wilhelm behandelte seine Umgebungen auf ganz originelle Weise als Leibeigene, und bearbeitete sein Volk mitunter nahezu auf dieselbe Art, wie Peter der Große seine Russen; aber ein Blick auf die deutschen Höfe jener Zeit überhaupt zeigt uns, daß es damals überall nur sclavisches Kriechen und lächerliches Prunken gab, und daß Adel und Beamte auf gleich hochmüthige Weise das Volk verachteten, dessen Friedrich Wilhelm allein sich annahm, indem er es auf seine rauhe Weise zu wirthschaftlicher Tüchtigkeit erzog. Wir müssen daher auch, ehe wir von ihm weiter reden, zuerst das wunderliche Regiment einiger anderen deutschen Höfe, sowie das Gemisch von brutaler Ueppigkeit und gemeiner Rohheit der Beamtenkreise anschaulich machen.

Wir beginnen mit Oestreich, dessen Regierungs- und Verwaltungsart wir kurz vorher in der Geschichte des russisch-östreichischen Krieges mit den Türken bereits kennen gelernt haben, so daß über den östreichischen Hof und Adel nur wenig zu sagen übrig bleibt. Als Beweis, daß auch dort der Geist der Verschwendung, Schwelgerei und Prachtliebe vorherrschend war, kann die Beschreibung der Reise dienen, welche Joseph I. im Jahre 1702, als er noch blos römischer König war, an den Ober-Rhein machte, um die Belagerung der Festung Landau zu leiten. Wenn man aus dieser Beschreibung ersieht, wie in Oestreich die Staatseinkünfte unter den Händen eines ganzen Heeres von Dienern und eines prunkenden Adels verschwanden, so wird man begreifen, warum Oestreich ebenso, wie der Papst und Spanien, sich nur durch die Kraft der Trägheit einer unwissenden und abergläubischen Volksmasse erhalten konnte. König Joseph, welcher damals auf den Kriegsschauplatz reiste, hatte ein Gefolge von nicht weniger als 232 Personen, und unter diesen befand sich auch nicht eine einzige, die im Felde zu gebrauchen war. Wir finden z. B. unter ihnen einen Fischmeister, drei Ziergärtner nebst Gehülfen, drei Kellerdiener, einen Mundbäcker, einen Vice-Mundkoch, zwanzig Meister- und Unterköche. Unter den Wagen, welche mitgenommen wurden, waren Geflügel-Wagen, Kammerheizer- und Tafeldecker-Zeltwagen, sechs mit Wein beladene Fuhrwerke, zwei Wagen mit Ziergarten-Bagage u. s. w. Die Königin, welche ihren Gemahl begleitete, hatte ein Gefolge von 170 Personen, und diese Hofhaltung mit ihrer Dienerschaft wurde in 63 Chaisen und

14 Kaleschen von Wien aus an den Rhein gebracht, wozu man auf jeder Station 192 Wagen- und 14 Reunpferde nöthig hatte.

Von Oestreich wenden wir uns nach Hannover, um auch aus dem Leben der dortigen Herrscherfamilie und ihres Adels einige Züge zu geben. Die grobe Unwissenheit Georg's I. in den Sprachen und Sitten seiner britischen Unterthanen ist bereits oben erwähnt worden. Das Gleiche war auch bei seinem Sohne und Nachfolger, Georg II., der Fall. Beide Fürsten waren aber außerdem in ihrem Familienverkehr unfreundlich und grob, und lebten sammt ihrem Adel nach den uns bereits bekannten Grundsätzen der höheren Kreise. Beide waren mit einander in stetem Streite, was oft ärgerliche Auftritte veranlaßte; Beide zeigten dieselbe Verdorbenheit und Verschwendung, welche damals fast an allen Höfen herrschte; Beide hatten neben ihren Gemahlinnen vornehme Maitressen, denen die englischen Minister zum Theil die Ehre erwiesen, sie unter die Aristokraten von England aufzunehmen. Georg I. ließ sich von seiner Gemahlin, Sophia Dorothea, einer Prinzessin von Celle, welche in ihrem Wesen ganz französisch war und mit dem Grafen von Königsmark im Ehebruche lebte, scheiden und verbannte dieselbe nach Ahlden, wo sie bis an ihren Tod als Gefangene lebte. Dieses Verfahren hatte wenigstens den Schein des Rechtes für sich. Auffallender ist dagegen, daß Georg, als er den Grafen von Königsmark aus der Welt schaffen wollte, Leute an seinem Hofe fand, welche den Grafen bei einem nächtlichen Besuche im Schlosse überfielen und umbrachten.

In Rücksicht auf die auch am hannöverischen Hofe herrschende Pracht und Verschwendung ist die Vermählung und Reise der Tochter Georg's I. besonders merkwürdig, weil sie in recht auffallender Weise den großen Gegensatz zu erkennen gibt, welchen das Leben in Berlin, Potsdam und Wusterhausen unter Friedrich Wilhelm I. mit dem Leben in Hannover und Herrenhausen bildete. Georg's Tochter, Sophia Dorothea, wurde im Jahre 1706 mit dem nachherigen preußischen König Friedrich Wilhelm I. vermählt, und bei dieser Gelegenheit wetteiferten Georg I. und Friedrich Wilhelm's Vater, Friedrich I., der an Prachtliebe und Verschwendung es einem August II. gleichzuthun suchte, mit einander in thörichtem Aufwande. Georg ließ seine Tochter mit einem so großen Gefolge nach Berlin bringen, daß zur Fortschaffung des ganzen Zuges auf jeder hannöverschen Post 520 Pferde bereit gehalten werden mußten. Von Berlin aus schickte man zum Empfange der Prinzessin eine Abtheilung des Hofstaates entgegen, für welchen allein 350 Pferde nöthig waren, so daß auf brandenburgischem Gebiete der Brautzug nicht weniger als 870 Pferde brauchte. Um die Bedürfnisse der Küche und des Kellers in Berlin zu befriedigen, wurden damals

in den einzelnen preußischen Provinzen starke Lieferungen ausgeschrieben; die Neumark z. B. mußte allein 640 Kälber, 8702 Hühner u. s. w., die Provinz Preußen 100 fette Ochsen liefern, ohne daß eine Entschädigung dafür gegeben ward.

Unter Georg II. waren die Herren von Münchhausen, von Alvensleben und von dem Busche hannöverische Minister. Von diesen war der Erstere, welcher als Mäcenas unserer Universitäts-Gelehrsamkeit gepriesen wurde, ein wahrhaft edler und tüchtiger Mann; der Letztere aber kann als das Muster eines despotischen adeligen Ministers angesehen werden, und ist zu gleicher Zeit, wegen seines wunderlichen Benehmens und wegen der an seiner Tafel vorgefallenen Skandale, ein Beispiel der mit Ueppigkeit und Glanz verbundenen Rohheit, die den Adel einzelner deutschen Höfe unvortheilhaft auszeichnete.

Wenden wir uns zu den geistlichen Fürsten oder mit anderen Worten zu den Häuptern der Aristokratie reichsritterlicher Familien, welche als Bischöfe oder Domherren die Einkünfte frommer Stiftungen und die Abgaben der zu denselben gehörenden Landstriche in Müßiggang verpraßten, so zeigt sich bei ihnen das Bestreben, es den weltlichen Höfen gleichzuthun, von einer recht gehässigen Seite. Als Beispiele mögen der Hof eines Grafen von Schönborn, welcher um 1731 Bischof von Würzburg war, und der Hof des damaligen Erzbischofs von Köln, des bairischen Prinzen Joseph Clemens, dienen. Der genannte Bischof hatte in Würzburg und in Bamberg einen vollständigen Hofstaat, sowie am letzteren Orte wenigstens 30 Kammerherren und 16 Züge Kutschenpferde. Seine Tafel war zugleich durch großen Prunk und durch die Feinheit der Speisen ausgezeichnet; und an seinem Hofe wurde so arg getrunken, daß uns nicht nur gemeldet wird, einer seiner Minister habe zehn Maaß Burgunder Wein in einem Tage trinken können, sondern es seien an dem Würzburger Hofe noch fünf oder sechs ähnliche Trinkhelden gewesen. Erzbischof Joseph Clemens von Köln hatte sogar 150 Kammerherren. Alles war bei ihm französisch eingerichtet, und man sprach an seinem Hofe nur Französisch. Im Audienz-Zimmer dieses deutschen Fürsten stand ein Thron, unter dessen Himmel das Bildniß des Papstes hing; und in dem deutschen Lande Köln unterhielt der päpstliche Nuntius nicht nur auf deutsche Kosten eine Art von Hof und Kanzlei, sondern er schickte auch noch dazu große Summen für sich und für den Papst nach Rom. Solche Nachrichten über geistliche Fürsten söhnen uns mit dem aus, was wir von einem Friedrich Wilhelm I. hören; denn dieser Fürst war freilich roh, aber die Rohheit war damals eines Theiles in Deutschland einheimisch, und schuf anderes Theils keine Müßiggänger, und bei Friedrich Wilhelm durften nicht nur keine Schranzen die sauer erworbene Habe

der Unterthanen verprassen, sondern er duldete auch in seiner Umgebung nur deutsche Sprache und Sitte und setzte sich selbst und seinen Beamten das Wohl des Volkes als Richtschnur.

Von den übrigen deutschen Höfen muß vor allen der würtembergische unter den Herzogen Eberhard Ludwig (1693—1733) und Karl Alexander (1733—1737) hervorgehoben werden. Unter dem Ersteren regierte ein freches, mit allen Lastern befleckes Weib das Land; unter dem Letzteren that dies ein Jude mit seinen schamlosen Genossen. Jenes Weib war Eberhard Ludwig's Maitresse, die Frau von Grävenitz, welcher von diesem die Regierung ganz und gar überlassen worden war. Es wurden damals in Würtemberg, woran vorher Niemand gedacht hatte, zum ersten Male Minister eingeführt; und die Grävenitz hatte die Unverschämtheit, mit einigen Leuten ein Ministerium zu bilden, in welchem sie selbst den Vorsitz führte und die öffentlichen Stellen verkaufte. Alle verdienten Männer wurden vertrieben und dafür der Hof mit Creaturen der Grävenitz bevölkert. Ludwigsburg, die Residenz, ward, obgleich Geld und aller Credit fehlte, auf Unkosten des armen Landes zu einer schönen Stadt gemacht. Welchen Schaden die Jagdlust dem ganzen Lande brachte, kann man daraus schließen, daß einst die Winterkälte nicht weniger als 7000 Stück Rothwild tödtete. Spielsucht, Habgier, schmutziger Geiz und ganz gemeine Wollust zeichneten, in Verbindung mit unerhörter Unverschämtheit, die Regentin aus. Ihre und des Herzogs Umgebung aber waren so beschaffen, daß man es fast unbegreiflich finden muß, wie die Biederkeit und Herzlichkeit sich erhalten konnten, durch welche das würtembergische Volk sich auszeichnet. Dem Consistorium zu Stuttgart gebührt die Ehre, daß es den Muth hatte, sich der Grävenitz standhaft zu widersetzen. Als diese nämlich in das Kirchengebet eingeschlossen sein wollte, erwiderte der Prälat Osiander, es würde für sie ja immer im Vaterunser gebetet, indem dieses die Worte: Erlöse uns von dem Uebel! enthalte.

Unter dem folgenden Herzoge, Karl Alexander, ging es noch ärger, als vorher. Dieser Fürst, welcher in kaiserlichen Diensten gewesen und katholisch geworden war, dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld, und der von ihm mit in das Land gebrachte Jude Süß Oppenheimer, welcher für die Herbeischaffung des Letzteren sorgte, trat an die Stelle der Grävenitz. Gegen diese, welche noch unter Eberhard Ludwig auf nachdrückliche Vorstellungen Friedrich Wilhelm's von Preußen aus dem Lande getrieben worden war, sowie gegen ihre Genossen, leitete man einen Proceß ein; bald aber fanden sich die neuen Blutsauger des Landes mit den alten durch Geld ab. Dem Juden Süß wurde die Verwaltung als eine Waare überlassen, die er an den

Meistbietenden verkaufte. Er und die Gauner, welche mit ihm verbunden waren, boten alle Stellen nach einer Art Taxe aus. Sie verkauften außerdem alle Gnadensachen, bestraften schuldige und unschuldige Beamten willkürlich um Geld, und beraubten die Waisenhäuser und andere milde Stiftungen. Das arme würtembergische Volk hatte außerdem noch durch Jagdwild unsäglich zu leiden; denn obgleich im Jahre 1737 mehr als 11,000 Stück Hochwild geschossen worden waren, betrug doch im folgenden Jahre der Wildschaden wieder eine halbe Million Gulden. Das erpreßte Geld wurde, soweit nicht Süß und seine Genossen es einsteckten und in Sicherheit brachten, für Lustbarkeiten, Juwelen, Theater und Sängerinnen ausgegeben. Für die Letzteren, sowie für die Lustigmacher und Quacksalber war damals der würtembergische Hof ein Paradies. Bei der ungerechten Verfolgung, welche nach des Herzogs Tode über alle diese Leute verhängt wurde, fand man im Hause einer Sängerin 5000 Gulden und 150 Taschenuhren.

Der preußische König Friedrich Wilhelm I., den wir allen anderen deutschen Fürsten und ihrem Leben entgegenstellen, ist uns hier weniger in Beziehung auf seine Persönlichkeit und seinen Charakter, als in Betreff des Verhältnisses, in welchem er zu seiner Zeit stand, wichtig. Der boshafte Witz der in der französischen Schule gebildeten Spötter hat diesen Fürsten und sein ganzes Leben ins Lächerliche gezogen, und Männer, wie Voltaire, ja sogar Friedrich Wilhelm's eigene Tochter, die Markgräfin Friederike von Baireuth, haben den Charakter desselben so gehässig dargestellt und die Schattenseite seines Wesens so grell gemahlt, daß man Mühe hat, die Manier dieser kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte seiner Zeit und ihrer Bildung ohne Vorurtheil zu betrachten. Friedrich Wilhelm war freilich weder edel noch liebenswürdig; im Gegentheil, er war ein geiziger und tyrannischer Regent, und unter ihm fand nicht nur eine unselige Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege statt, sondern er selbst machte sich auch durch seinen Geiz lächerlich und gehässig. Allein seine Zeit erheischte eine Dictatur oder Despotie, wie er sie übte, und sein wirthschaftlicher Sinn, wenn er auch zuweilen in Kargheit ausartete, schuf, gerade als Verschwendung bei den Fürsten an der Tagesordnung war, für seinen Sohn und Nachfolger die Mittel, durch welche nachher der zum Spott der Völker gewordene deutsche Name wieder zu Ehren gebracht wurde. Friedrich Wilhelm war außerdem ein bürgerlicher Regent, welcher gleich einem schlichten Privatmanne lebte, speiste und redete und dem deutschen Bürgerstande zeigte, auf welche Weise dieser seine Unabhängigkeit sichern könne und müsse. Der König war nämlich reich und mächtig nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und durch das

Haushalten mit geringem Einkommen; sein Beispiel zeigte also dem deutschen Bürger, dem die Reichthümer des verschwenderischen Adels fehlten und die Erwerbsmittel der Engländer und Holländer nie zu Theil werden können, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern Einfachheit des Lebens und die Verachtung kostspieliger Vergnügungen reich machen. Von Völlerei, von Maitressen und genialer Lüderlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern war an Friedrich Wilhelm's Hofe keine Rede, aber freilich auch von keiner feineren Bildung und keinem Streben, dessen Ziel nicht das unmittelbar Nützliche war. Das Erstere muß dem Könige doppelt zum Verdienste angerechnet werden, da er in einer Zeit lebte, in welcher an den Höfen die Sittenlosigkeit und Verschwendung Mode waren. Das Andere aber wird erklärlich und begreiflich sein, wenn man bedenkt, daß eines Theils die französische Bildung, die man der derben deutschen Natur Friedrich Wilhelm's in seiner Jugend hatte aufdringen wollen, diesem ebenso zuwider sein mußte, als seines Vaters unsinniger Aufwand und französisch-italienisch-spanische Etikette, und daß anderes Theils es damals gar keine wirklich deutsche Bildung gab, sowie daß die Frommen, denen der König neben Officieren und Soldaten allein noch einiges Vertrauen schenkte, jede Philosophie und jede Poesie außer der geistlichen haßten und verfolgten.

Die Verbindung von Barbarei und Frömmigkeit ist bei Friedrich Wilhelm nicht auffallend, weil er in einer Zeit lebte, in welcher Fürsten und freie Städte für die Sache ihres Glaubens nicht weniger grausam waren, als die Schreckensmänner der französischen Revolution für ihren Unglauben und für ihre utopische Freiheit. In Salzburg vertrieb z. B. 1731 ein fanatischer Erzbischof, der Graf von Firmian, 30,000 fleißige, ruhige und fromme Unterthanen, weil sie Protestanten waren und bleiben wollten; sie wanderten größtentheils nach Preußen, wo Friedrich Wilhelm, der hier am rechten Orte das Geld nicht sparte, ihnen Wohnsitze gewährte. In der Pfalz beförderte die katholische Regierung in Verbindung mit den Jesuiten eines Theils absichtlich den Verfall der Universität Heidelberg, und suchte anderes Theils durch schlechte Besetzung der Pfarrstellen die verhaßte Gegenpartei allmälig zu verderben. Im lutherischen Frankfurt duldete man trotz der Verwendung des Königs von Preußen durchaus nicht, daß die reformirten Bürger ihren Gottesdienst auf dem städtischen Gebiete hielten. In Wittenberg versagten die lutherischen Professoren den Reformirten die akademischen Würden, und Friedrich Wilhelm verbot deshalb seinen Unterthanen den Besuch dieser Universität. In einer solchen Zeit des religiösen Parteihasses kann es nicht auffallend sein, daß ein so

energischer, barbarisch strenger und mitunter sogar grausamer Regent, wie Friedrich Wilhelm war, auch in Glaubenssachen sich hart und einseitig zeigte. Nichtsdestoweniger würde seine Frömmigkeit mit seinem ganzen übrigen Wesen im Widerspruch zu stehen scheinen, wenn nicht die neuesten Erfahrungen uns zeigten, daß die Verbindung von Rohheit mit der tiefsten äußeren Frömmigkeit und mit einem Glauben, dem kein Punkt der überlieferten Dogmatik zu schwierig ist, eine Eigenheit des deutschen Lebens zu sein scheint. Friedrich Wilhelm bezeugte den Geistlichen die größte Ehrfurcht, korrespondirte mit den Pietisten in Halle, und bekümmerte sich um die Anstellung einzelner Geistlichen ebenso angelegentlich, als um die seiner Officiere und Pächter.

Was den Haß der Wissenschaft, Bildung und Poesie bei Friedrich Wilhelm betrifft, so erklärt sich derselbe bei einem so derben, blos dem Handgreiflichen nachstrebenden Fürsten nicht nur aus der Art seiner Erziehung, sondern auch daraus, daß zu seiner Zeit die Gelehrsamkeit und das Wissen dem Leben ganz entfremdet worden waren. Er wollte Leute haben, welche Urtheilskraft und die Fähigkeit diese schnell zu gebrauchen besäßen, und doch sah er im Leben wie in den Büchern der Deutschen nur eine abgeschmackte Gelehrsamkeit, ein unfruchtbares Wissen und eine unsinnige Citirwuth, die sein gesunder, natürlicher Verstand in ihrem wahren Lichte betrachtete. Er selbst hatte freilich von Poesie und Philosophie keinen Begriff, und schrieb ebenso ungrammatisch, als unorthographisch; nichtsdestoweniger sah er das Bedürfniß der praktischen Wissenschaft für seine Zeit recht gut ein. Er ließ daher auch die damals für Deutschland ganz unpassende Berliner Akademie, welche ein bloßes Schaugepränge und eine eitle Nachäfferei des am französischen Hofe herrschenden Wesens war, blos aus dem Grunde bestehen, weil sie zur Anfertigung des Kalenders diente. Er machte aber, um die lächerliche Gelehrsamkeit und gelehrte Titel- und Rangsucht seiner Zeit zu verspotten, seinen Zeitungs-Referenten Gundling, der ein wahres Abbild des herrschenden todten Wissens und der damit verbundenen Gemeinheit der Seele war, und wegen seiner Pedanterie, seines Cynismus und seiner seltsamen Sitten als eine Art von Hofnarr angesehen wurde, nicht nur zum Präsidenten dieser Akademie, sondern er überhäufte ihn auch mit allen möglichen Titeln und Würden. Nur einmal, als er bei einer wunderbaren Genesung den Zusammenhang der Naturwissenschaften mit der Medicin erkannte, schenkte er der Akademie eine kleine Summe. Die gelehrte römische Rechtswissenschaft war dem Könige ganz besonders zuwider, weil sie ihm wegen der übertriebenen Aengstlichkeit in Formen, wegen der Zweideutigkeit vieler Bestimmungen und wegen der langen Dauer

der Processe für das praktische Leben mehr hinderlich als förderlich zu sein schien. Eine freie Aeußerung über Staatssachen duldete Friedrich Wilhelm freilich nicht; es fiel aber auch damals keinem Deutschen ein, im Widerspruche mit der Obrigkeit eine Meinung zu haben. Gleichwohl begriff der König das Nützliche der Zeitungen sehr gut; und nachdem er anfangs kein Tagblatt in seinen Staaten hatte dulden wollen, gestattete er nachher das Erscheinen der Berliner Zeitungen wieder, weil er gern die rühmlichen Thaten seines Heeres bekannt gemacht haben wollte. Freilich standen diese Blätter unter sehr strenger Censur.

Die Regierungsweise Friedrich Wilhelm's war nicht nur, wie die aller deutschen Fürsten seiner Zeit, militärisch-polizeilich, sondern auch rücksichtslos despotisch. Seine Rechtspflege und seine Polizei hatten etwas Türkisches an sich; denn über Eigenthum und Leben der Unterthanen entschied der Wille des Königs, welcher dabei zwar von gesundem Verstande, mitunter aber auch von bloßer Laune geleitet ward. Friedrich Wilhelm mischte sich, so oft es ihm einfiel, in die Kriminal-Gerichtsbarkeit wie in die Gesetzgebung, und verordnete, was ihm beliebte, ohne auf die bestehenden Gesetze, auf das Herkommen oder auf Menschlichkeit Rücksicht zu nehmen. Er verhängte die grausamsten Torturen und Strafen. Personen, die durch irgend etwas sein Mißfallen auf sich zogen oder seinem strengen Begriffe von Keuschheit und seinem löblichen Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden zu den grausamsten Strafen verurtheilt oder auch von ihm persönlich gezüchtigt. Alle Leute, besonders Frauen und Kinder, zitterten, wenn sie den König aus der Ferne kommen sahen, weil er die Gewohnheit hatte, die ihm Begegnenden über ihre Geschäfte oder ihre Kleidung zur Rede zu stellen und, wenn das Eine oder das Andere ihm mißfiel, eigenhändig mit dem Stocke zu strafen. Die Flucht in solchen Fällen war nicht immer rathsam; denn der König sandte sogleich Jemand hinter den Fliehenden her. Seine Strafen waren entsetzlich hart. Er ließ Kindesmörderinnen in Säcken, die sie selbst verfertigen mußten, ertränken und junge Leute, die ihre Habe verschwendeten, ins Zuchthaus bringen. Viele Schuldige wurden ohne Weiteres auf einen hölzernen Esel gesetzt, oder an den Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden vor ihn gebracht, in welchem Falle er dann selbst über sie entschied und die augenblickliche Vollziehung der Strafe anordnete. Er ließ Mägde, die nicht weiter dienen wollten, in Zucht- oder Spinnhäuser setzen, und mißhandelte Damen, welche der Mode zu Gefallen eine nach seiner Meinung unanständige Kleidung trugen. Die Arbeiter in seinen Fabriken behandelte er, obgleich Fabriken und Manufacturen sonst von ihm begünstigt

wurden, gerade so, wie Peter seine Russen. Dieser schickte ihm große Leute für seine Garde, er ließ dagegen Stahlschmiede aufheben und durch Soldaten nach Rußland bringen, damit sie in Peter's Fabriken dienten. Er bestimmte ferner die Tracht der Leute und sogar den Preis des Getreides durch Gesetze. Niemand durfte z. B. einen Haarbeutel tragen, und die Korneinfuhr war, selbst wenn Mangel war, verboten, weil man das Getreide aus den königlichen Magazinen zu bestimmten Preisen nehmen mußte, wobei Friedrich Wilhelm jedoch ebenso wenig Wucher trieb, als er etwas verlieren wollte. Schauspieler duldete er nicht, am wenigsten italienische oder französische, welche damals sogar an den kleinen Höfen zu finden waren.

Diese Manier des Königs machte ihn auch zum Beschützer der Bürger gegen übermüthige Junker. Die vornehmen Säufer und Schuldenmacher, von denen damals alle Höfe wimmelten, durften sich bei Friedrich Wilhem nicht sehen lassen. Er gab seine Verachtung des Rang- und Titel-Wesens, der Etikette und des Ceremoniells auf jede Weise kund, und die Junker wurden genöthigt, die mittelalterlichen Vorrechte, welche den Forderungen der neueren Zeit widerstritten, aufzugeben. Sie mußten z. B. statt der Stellung der Ritterpferde eine regelmäßige Abgabe entrichten, sich die Verwandlung der Lehen in Eigenthum gefallen lassen und ihrem Anspruche, die Domänen nach ihrer Art zu benutzen, entsagen. Der König zeigte sich, wenn es sein Geldinteresse oder die Gerechtigkeit galt, unerbittlich rücksichtslos gegen den Stand. Als z. B. einst der Sprößling einer alten ritterschaftlichen Familie, welcher arme Leute um eine große Summe betrogen hatte, durch das Gericht zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden war, und unter Berufung auf ein Vorrecht sich gegen den König zur Ersetzung des Geldes erbot, ließ dieser ohne Weiteres einen Galgen errichten und den Edelmann aufknüpfen, nachdem er demselben zugerufen: „Ich will Sein schelmisches Geld nicht!“ Ebenso unerbittlich, hart und streng war er gegen seinen Sohn, den großen Friedrich, weil derselbe ihn durch anstößigen Lebenswandel und durch Schuldenmachen ärgerte, sowie gegen dessen Freund, den Lieutenant von Katte, welcher sterben mußte, obgleich die angesehensten und würdigsten Herren des Reiches seine Anverwandten waren.

Dieselbe rücksichtslos despotische Art zeigte sich in Allem, was der König unternahm und ausführte. Als er z. B. Berlin und Potsdam verschönerte, gebot er reichen Leuten und hohen Beamten, diesen oder jenen Bauplatz mit großen Kosten zu übernehmen und dann Gebäude auf ihm zu errichten; und alle Bitten um Verschonung, alle Vorstellungen, daß man sich zu Grunde richten werde, waren fruchtlos. Dabei riß er, als ein Mann, der von unruhiger Thätigkeit getrieben

wurde und immer nach eigenen Einfällen handelte, häufig mit der einen Hand wieder aus, was er mit der anderen gepflanzt hatte. Dies war namentlich der Fall mit dem Landbau, der Industrie und dem Handel, welche Dinge ihrer Natur nach niemals auf militärische Weise gefördert werden können. Er hob die Schafzucht, den Wollhandel und die Tuchweberei, machte unverständige Ausgaben dafür, und ergriff die härtesten Maaßregeln, um alle baumwollenen Zeuge aus seinem Lande zu verdrängen, bis er sich zuletzt genöthigt sah, einen Theil seiner Verordnungen zurückzunehmen.

Friedrich Wilhelm's Finanzen waren ungeachtet einzelner großen Ausgaben, welche namentlich seine Soldatenliebhaberei erforderte, in so gutem Zustande, daß er sogar einen bedeutenden Schatz hinterlassen konnte. Er bewirkte dies zunächst durch große Sparsamkeit, wandte aber außerdem zur Bestreitung seiner Ausgaben auch Mittel an, die uns das Leben jener Zeit von einer neuen Seite zeigen. Er benutzte nämlich die Thorheit seiner Zeit in Hinsicht auf das Titel- und Rangwesen, das er selbst als kräftiger Mann aufs Tiefste verachtete, für seinen Zweck, indem er für 3- bis 600 Thaler jeden Titel verkaufte. Trauriger, als dieses war der Handel, den er mit den Stellen trieb. Ein solcher Handel war freilich damals in den meisten deutschen Staaten gebräuchlich; allein er wurde nirgends so arg als in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. getrieben. Hier zahlten z. B. Sackträger, denen ihre Stelle nicht mehr als zehn Thaler monatlich eintrug, 600 Thaler für dieselbe, und eine Zöllner-Stelle, deren monatliche Einnahme nur in sieben Thalern bestand, ward einst bei einem öffentlichen Ausgebot bis auf 800 Thaler getrieben.

Was des Königs Soldatenliebhaberei betrifft, so ward Friedrich Wilhelm freilich durch sein kindisches Wohlgefallen an langen und geputzten lebendigen Spielpuppen zum Abscheu und Spott seiner Zeit; allein wir haben es auch dieser seiner Lust an Soldaten sowie seiner Sparsamkeit zu verdanken, daß nachher Norddeutschland unter seinem Sohne den großen Kampf gegen die Finsterniß und gegen den blinden Despotismus im Felde und im Kabinet so rühmlich bestand. Friedrich Wilhelm bildete nämlich nach und nach ein Heer von mindestens 70,000, nach anderen Angaben gar von 89,000 Mann, welches an strenge Disciplin gewöhnt und von den besten Taktikern geleitet wurde. Unter diesen Führern war der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, welcher die Einrichtung und Disciplin des preußischen Heeres begründet hat, der bedeutendste. Neben der Sorge für ein tüchtiges Heer, mit welchem nachher Friedrich der Große Schlesien eroberte, hatte Friedrich Wilhelm freilich die Schwäche, daß er für große Flügelmänner und für ein durch Körpergröße ausgezeichnetes

Leib-Regiment ungeheure Summen verschwendete. Er zahlte z. B. für die Anwerbung eines einzigen dieser Riesen 8500 Thaler. Dabei verfuhr er in Betreff der Rekrutirung seines Heeres ganz unmenschlich, indem er nicht nur die Leute, ohne irgend eine Rücksicht zu nehmen, ausheben ließ, sondern auch einen förmlichen Menschenkauf und Menschenraub einrichtete. Er ließ Reisende, die sich durch Körpergröße auszeichneten, festnehmen und Soldaten, die in fremden Diensten standen, entführen, und unterhielt im Auslande Werber. Einige Staaten benutzten diese Schwäche Friedrich Wilhelm's, um ihn durch die Zusendung von Rekruten zu gewinnen. In Oestreich, Sachsen, Mecklenburg und Rußland wurden ihm zu Gefallen groß gewachsene Leute ausgehoben und nach Preußen geschickt; er selbst sandte dagegen dem russischen Zaaren Fabrikanten, Unterofficiere und Ingenieure, so daß man damals in Europa über die Menschen ebenso verfügte, wie dies in Afrika geschieht.

Ebenso roh zeigte Friedrich Wilhelm sich in seiner unmäßigen Liebe zur Jagd, in Betreff deren er ein Abbild der rohen Landjunker seiner Zeit war. Er behielt nicht allein alle die kostspieligen Einrichtungen, welche sein Vater für die Jagd gemacht hatte, bei, sondern er hatte auch seine Freude an den abscheulichen Parforce-Jagden, und ließ für diese um Potsdam und Wusterhausen herum ein Gehege von mehreren deutschen Meilen im Umfange anlegen.

Sonst zeigte Friedrich Wilhelm's Privatleben das Bild einer wohlhabenden Bürger-Haushaltung jener Zeit. Er befleißigte sich einer wahrhaft wunderlichen Einfachheit und Sparsamkeit, und hielt darauf, daß auch seine Gemahlin und seine Kinder die nämliche Ordnung beobachteten, welche er in Bürgerhäusern beobachtet wissen wollte. Seine eitle, prunkliebende, in ihrem Wesen ganz französisch gewordene Tochter, die Markgräfin von Baireuth, hat in ihren Denkwürdigkeiten ihn besonders wegen seines häuslichen Lebens geschmäht. Sie hat sich aber dabei Uebertreibungen erlaubt, und man kann ihre Klagen nur darin gerecht finden, daß Friedrich Wilhelm die Seinigen zu einer langweiligen, pedantisch streng durchgeführten Tagesordnung zwang. Auch hat die Sache, wenn man sie genauer prüft, eine achtbare Seite. Diese besteht in dem deutsch-patriotischen Wesen, das sich selbst in Kleinigkeiten zu erkennen gab. Der König duldete z. B. in seiner Haushaltung keine französischen und spanischen Weine, hatte aber dagegen große Vorräthe von Rhein-Weinen, und ließ auch ungarischen Wein kommen. Von dem an anderen Höfen gebräuchlichen Glanze war natürlich bei Friedrich Wilhelm keine Rede. Dieser hatte gleich anfangs alle die vielen Müßiggänger, welche unter seinem Vater als Diener und Hofbeamten reichlich belohnt worden waren,

fortgeschickt, und begnügte sich für seinen ganzen Hof mit 16 Pagen und sechs Lakaien, während sein Vater allein 24 Hoftrompeter und Hofpauker mit kostbarer Kleidung und mit einem Monatsgehalt von je 30 Thalern gehabt hatte. Von den Ministern, welche unter Friedrich I. königlichen Aufwand gemacht hatten, war unter Friedrich Wilhelm einer mit nur 2000 Thalern besoldet. Das größte Vergnügen fand Friedrich Wilhelm in der Abendgesellschaft, welche unter dem Namen des Tabaks-Collegiums bekannt geworden ist. Die Unterhaltung in derselben bestand darin, daß der König mit einigen guten Freunden in einem einfachen Zimmer zusammenkam, wo man auf hölzernen Stühlen sitzend bei der Tabakspfeife und einem Kruge Bier sich über Alles, selbst die wichtigsten Dinge, unterhielt. Wer von den Anwesenden etwas essen wollte, ging vor das Zimmer, wo er Butterbrod und kalten Braten nebst einem Glase Wein fand. Komisch war es, daß jeder Theilnehmer, wenn er auch nicht rauchte, wenigstens eine Pfeife im Munde haben mußte. Die Unterhaltung im Tabaks-Collegium war, wie sich denken läßt, oft recht derb. Einer der Haupttheilnehmer war Leopold von Dessau, ein Mann, der bei allen seinen militärischen Vorzügen an Gemeinheit seines Gleichen suchte.

Zum Schlusse muß noch ein Zug in Friedrich Wilhelm's Wesen hervorgehoben werden, dessen wir schon in der Geschichte des polnischen Erbfolgekrieges rühmend gedacht haben, weil derselbe einen diesen König sehr ehrenden Gegensatz gegen den Charakter aller anderen deutschen Fürsten jener Zeit bildete. Wir meinen seinen patriotischen Sinn. Friedrich Wilhelm war nicht nur für deutsche Art und Sitte so sehr eingenommen, daß er keine Fremde in seiner Umgebung duldete, sondern er hielt auch bei allen Gelegenheiten zu dem Reiche, was freilich von dem ihn ganz beherrschenden kaiserlichen Gesandten Seckendorf, den wir in dem unglücklichen Türkenkriege erwähnten, mißbraucht wurde, um ihn zu dem, was der Wiener Hof wünschte, zu bewegen. Friedrich Wilhelm umgab sich nicht, wie die übrigen Fürsten, mit Franzosen und Italienern. Er gebrauchte nicht, wie diese zu thun pflegten, fremde Grafen und Marquis zu seinen Gesandten, weil er sehr verständig sagte, zu seinen Geschäften habe er Deutsche genug, und an einem auswärtigen Hofe ein zierliches Compliment in fremder Sprache ablegen zu lassen, sei des Geldes, das er dafür einem Fremden zahlen müsse, nicht werth. Zu seiner Zeit war es, wie heutiges Tages (1854), an den Höfen vornehm, Französisch zu sprechen, wogegen man sich des Deutschen nur im Gespräche mit bürgerlichen Leuten bediente. Friedrich Wilhelm war zwar der französischen Sprache ganz mächtig, und ließ auch, weil er die herrschende

Sitte nicht ändern konnte, seine Kinder französisch erziehen; er duldete in seinen Abendzirkeln blos die deutsche Sprache, und unterhielt sich mit seiner Familie und mit den Gesandten deutscher Mächte nur deutsch.

Das Resultat der vorstehenden Bemerkungen über das Leben und die Sitten der höheren Stände Deutschlands ist, daß Glanz und Armuth, Pracht und schmutzige Sparsamkeit, Prahlen mit Reichthum und Kargheit auf eine lächerliche Weise gepaart erschienen. Auch davon gibt Friedrich Wilhelm uns einen anschaulichen Beweis. Es kam ihm, als er einst von August II. mit einem unerhörten Aufwande bewirthet worden war, der Gedanke in den Sinn, zu zeigen, daß auch er glänzen könne; und nun veranstaltete er ein Fest, auf welchem eine solche Pracht in Kleidungen, Ameublement und Zimmerschmuck entfaltet wurde, daß man den Werth aller dieser Kostbarkeiten auf sechs Millionen schätzte. Unmittelbar nachher ging er wieder zum Aeußersten der Sparsamkeit über, indem er verordnete, daß für die königliche Haus- und Hofhaltung künftighin nur 55 Thaler statt 93 täglich ausgegeben werden dürften.

Was die Kinderzucht jener Zeit betrifft, so war ermüdende und abgeschmackte Frömmigkeit mit einer gewissen Entsagung und einem patriarchalischen Verhältnisse der Familienglieder unter einander verbunden. Die übertriebene Strenge, welche aus dem Glauben an die Erbsünde und an die Verdorbenheit der menschlichen Natur floß, wirkte damals nicht besser und nicht schlechter, als die schlaffe Milde und die Annahme, daß ein Kind gebildeter Familien wie der Naturmensch erzogen werden könne, in späteren Tagen. Was in dieser Hinsicht den König Friedrich Wilhelm angeht, so hat seine Tochter in ihren Memoiren nur das Barbarische in seiner Kinder-Erziehung und in seinem Betragen gegen seine Gemahlin dargestellt. Sein Familienverkehr hatte jedoch unstreitig auch eine gemüthliche Seite; aber freilich konnte bei seiner Gemahlin und seiner Tochter, weil in ihnen kein Gemüth war, auch keines geweckt werden.

IV. Uebersichtliche Andeutungen über die Hauptveränderungen in der Litteratur während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

1. Einleitung.

Das 18. Jahrhundert ist in Beziehung auf geistiges Leben dadurch ausgezeichnet, daß die aus dem Mittelalter stammenden Grundsätze und Ansichten, auf welchen bis dahin Religion und Staatswesen beruht

hatten, sich auflösten, und einer neuen Art von Anschauung und Darstellung, sowie neuen Grundansichten über göttliche und menschliche Dinge weichen mußten. Man fing an, Glauben und Wissen für unverträglich mit einander zu halten, gerieth in entschiedene Feindschaft mit dem Christenthum, das seit einem Jahrtausend mit dem ganzen Staatswesen innig verschmolzen gewesen war, und sah alle bestehenden Einrichtungen nur als Schöpfungen des menschlichen Verstandes an, die sich mit der fortschreitenden Entwickelung änderten. Diese Ansichten waren schon im Beginne der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bis zu dem Grade durchgedrungen, daß die nächste Generation mit Grundsätzen heranwuchs, welche einen schneidenden Gegensatz gegen das bestehende Staats- und Kirchen-System bildeten. In den nächsten Jahrzehnten nach dem siebenjährigen Kriege mußte daher die Lehre des Christenthums von einem inneren Leben in Gott einem bloßen Begriffsleben und der neuen Weisheit vom Fortschreiten des menschlichen Geschlechtes weichen, alle Kraft wurde auf das Handgreifliche und Nützliche gerichtet, und das äußere Leben ward in einem Grade entwickelt, wie in keiner früheren Zeit der Geschichte. Diese geistige Revolution ging ihrem ersten Ursprunge nach von England und Frankreich aus, deren neuere Litteratur dadurch die Grundlage der Bildung unserer Zeit geworden ist. Sie fand natürlich nicht ohne einen nachdrücklichen Gegenkampf des Alten und Veralteten statt, und dieser Kampf einer neuen religiösen und politischen Denkart mit dem seit Jahrhunderten herrschenden System ist sogar einer der Haupt-Charakterzüge der litterarischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts.

Der Ausgang dieses Kampfes, dessen erste Anfänge noch weit in das vorhergehende Jahrhundert hinaufreichen, ist allerdings nicht in jeder Beziehung erfreulich gewesen, indem auf der einen Seite Unglaube, auf der anderen Aberglaube und Fanatismus gefördert wurden. Dessenungeachtet bietet sein Verlauf, selbst neben den oft niedrigen Absichten vieler Einzelnen unter denen, welche als Kämpfer auftraten, eine der schönsten Erscheinungen der neueren Zeit dar. Niemals sonst nämlich zeigte die Geschichte das Schauspiel eines so lange geführten offenen Kampfes für die Selbstständigkeit des menschlichen Geistes und für die freie Wahl seiner Grundsätze und seines Glaubens. Die unverständige Heftigkeit der Anhänger des Alten und ihre Verfolgungssucht, welche sogar die Waffen der äußeren Gewalt anwandte, nöthigten den schwächeren und verfolgten Theil, seine Zuflucht zu Spott und Satire zu nehmen oder mit anderen Worten die einzigen Waffen zu ergreifen, die auch den Unterdrückten nicht geraubt werden können. Dies hatte dann zur Folge, daß in der neueren Zeit die Richtung des Geistes und die Schriftstellerei eine bestimmte vorherrschende Seite

erhielten, welche dem Wesen und der Litteratur des Mittelalters ganz fremd geblieben war. Die nämliche mit der Anwendung physischer Gewalt verbundene Hartnäckigkeit, Intoleranz und Verketzerungssucht hatte aber auch, wie in allen Zeiten, in welchen die freie Aeußerung der Meinung gefährlich war, die Wirkung gehabt, daß die besten Köpfe und die kräftigsten Geister zum Widerstande gegen den Druck der weltlichen und geistlichen Gewalt angereizt wurden. Es war nämlich nicht etwa blos der Hang nach dem Verbotenen, welcher die Schriftsteller zum Widerspruch antrieb, sondern es hatte auch der Gedanke, durch die Kraft des Geistes und der Rede eine Macht zu schaffen, welche der Tyrannei des Staates und der blinden Gewalt des großen Haufens gewachsen sei, einerseits etwas Erhebendes für den Edeln, wie er andererseits der Eitelkeit des Thoren schmeichelte.

Es ist nicht möglich, den Verlauf dieser merkwürdigen Veränderungen im Einzelnen darzustellen, ohne daß eines Theiles dafür ein weit größerer Raum, als Zweck und Einrichtung des vorliegenden Werkes ihn gewähren, dafür verwendet würde, und ohne daß anderes Theils der Leser eine genauere Kenntniß der Hauptschriftsteller des 18. Jahrhunderts mitbrächte, als vorausgesetzt werden darf. Wir können daher hier nur eine übersichtliche Andeutung jenes Ganges geben, und müssen außerdem sogar in Betreff der wichtigsten litterarischen Erscheinungen dieser Zeiten uns damit begnügen, daß wir nur einige Hauptseiten hervorheben. Diejenigen Leser, welche den Entwickelungsgang dieser merkwürdigen Revolution im geistigen Leben der Menschheit von allen Seiten her zu verfolgen im Stande sind, müssen wir auf das größere Werk des Verfassers über die Geschichte des 18. Jahrhunderts verweisen.

2. Umgestaltung der Philosophie und Litteratur in England.

Die neue Ansicht von Philosophie, Religion und schönen Wissenschaften ging von England aus, und verbreitete sich von dort nach Frankreich, von wo sie dann zu den übrigen Völkern der civilisirten Welt drang. Die pietistische Strenge und religiöse Schwärmerei, welche bei den Engländern zur Zeit ihrer Republik herrschend geworden und sogar mit einem lächerlichen Ton in der Unterhaltung verbunden gewesen waren, hatte unter Karl II. eine Reaction hervorgerufen. Dieser König und sein Bruder, Jakob II., hatten nämlich von Frankreich her, wo sie nach der Hinrichtung ihres Vaters Karl's I. und während der Jahre von Cromwell's Herrschaft sich aufgehalten hatten, einen frivolen Ton nach England gebracht. Zu derselben Zeit, als auf solche Weise französische Leichtfertigkeit in England eindrang, erfand der Engländer Locke die neue Reflexions-Philosophie,

welche später durch die Franzosen erweitert und in das europäische Leben eingeführt ward. Unmittelbar nach Locke endlich riefen die inneren Verhältnisse des englischen Staates einen Kampf gegen die seitherigen Grundlagen des religiösen und politischen Lebens hervor. Als man nämlich gleich nach der Rückkehr der Stuarts die alte Form der englischen Hierarchie wieder einführte, richteten sich die Angriffe denkender Männer zuerst gegen das steife Kirchen-System, nachher aber sogar gegen das Christenthum selbst. Dieser revolutionäre Charakter, den die englische Litteratur am Schlusse des 17. Jahrhunderts annahm, war jedoch kein Ausdruck des im Volke herrschenden Geistes; im Gegentheil, beim Volke stand ebenso, wie unter den Schulgelehrten, der blinde Glaube an das Ueberlieferte damals noch fest, und die auftretenden Zweifler hatten deshalb sogar manche Verfolgung zu erdulden. Auch die Staatsgewalt oder mit anderen Worten der hohe Adel, in dessen Händen die Regierung lag, war der neuen Richtung der Litteratur feindlich, weil die vornehmen Herren die Kirche und deren Güter und Aemter als ihr Eigenthum und als eine Versorgungsanstalt ihrer Verwandten und Günstlinge betrachteten. Die bestehenden Verhältnisse des Staates und der Kirche wurden also gewaltsam festgehalten, und die nothwendige Folge davon war, daß der ausgebrochene Kampf, durch den Widerstand geschärft, früher oder später dem ganzen aus dem Mittelalter ererbten System menschlicher Einrichtungen verderblich werden mußte.

Als Anfang dieses Kampfes haben wir kurz vorher die Aufstellung einer neuen wissenschaftlichen Form des Denkens durch den Philosophen John Locke bezeichnet, welcher zwar noch im 17. Jahrhundert lebte, dessen eigentliche Wirksamkeit aber erst im 18. begann. Locke (1632—1704) setzte nämlich, nach dem Vorgange Bacon's von Verulam, der aus dem Mittelalter herrührenden philosophischen Denkweise und dem kurz vor ihm wieder aufgeweckten Idealismus ein neues philosophisches System entgegen, welches auf Reflexion, Erfahrung und Beobachtung, als den alleinigen Quellen der Erkenntniß, beruhte; und dieses System drang in das Leben ein, dessen äußere Entwickelung zugleich durch dasselbe rasch gefördert wurde. Locke selbst hatte keineswegs die Absicht, eine Revolution zu bewirken; ja, er suchte sogar den Verstand mit der Religion in Einklang zu bringen und das Christenthum als göttliche Offenbarung durch einen neuen philosophischen Beweis zu stützen. Schon seine nächsten Schüler aber schlugen einen ganz anderen Weg ein; und schon zu seinen Lebzeiten witterte ein angesehener englischer Bischof die Gefahr, welche dem dogmatischen Christenthum von der neuen Philosophie her drohe, und griff den Schöpfer derselben mit den alten scholastischen Waffen an. Uebrigens sind be-

reits in Locke's Schriften die Keime jener politischen, humanistischen und religiösen Grundbegriffe zu entdecken, welche nach ihm den Geist der neueren Zeit bildeten. Locke trat nämlich für die ursprüngliche Freiheit des Menschen und gegen die Lehre von der absoluten Monarchie als einer göttlichen Einrichtung auf. Er verlangte ferner die religiöse Toleranz, welche zu seiner Zeit nur in Holland zu finden war, ebensowohl für die Juden, Mohammedaner und Heiden, als für die Christen, so daß Alle in Hinsicht auf bürgerliche Rechte einander gleich gesetzt werden sollten. Er lehrte endlich in der Theologie eine Art von Rationalismus, mit welchem dann freilich seine viel weiter gehenden Schüler ebenso unzufrieden waren, als die Altgläubigen.

Von Locke's Schülern verdient Shaftesbury (1671—1713) als einer der Schöpfer der neueren Litteratur den vornehmsten Platz. Seine große Bedeutung war von zweifacher Art. Der Graf von Shaftesbury war nämlich einestheils der erste Schriftsteller, welcher den höheren Ständen die Unhaltbarkeit der aus dem Mittelalter herstammenden Lehren und Einrichtungen predigte, und bei ihnen jeden Glauben sowie alle Strenge sittlicher Grundsätze zu untergraben suchte; und er war anderes Theils vorzugsweise befähigt, durch seine Schriften einen bedeutenden Einfluß auf diese Stände auszuüben. Zu dem Letzteren trug sein aristokratischer Name und Rang Vieles bei, das Meiste aber der Stil und Ton seiner Schriften. Shaftesbury schrieb nämlich nicht wie ein Gelehrter, der dem Leser Systeme und Formeln gibt, sondern als ein Weltmann, welcher nie das Leben und die Verhältnisse aus den Augen verlor, in einer gefälligen Sprache sich ausdrückte und die Materie, von der er handelte, nie erschöpfte; seine Schriften waren daher auch ganz für die große Welt geeignet, welche bekanntlich jede Anstrengung scheut und nur nach Unterhaltung, nicht nach wirklicher Belehrung und Förderung in wahrer Erkenntniß strebt. Auch stellte Shaftesbury weder ein eigentliches Lehrgebäude auf, noch wollte er überhaupt von dem Systematischen und Positiven, mochte es nun von Locke oder von den Orthodoxen ausgehen, etwas wissen. Dabei wußte er seine wahre Meinung so geschickt hinter Ironie zu verstecken und sich so klug in einen Schleier einzuhüllen, daß man später sogar darüber gestritten hat, ob er wirklich ein Gegner des Christenthums gewesen sei.

Während Shaftesbury auf solche Weise noch mit einer schlau berechneten Behutsamkeit und mit einer gewissen Rücksicht auf Schicklichkeit und Anstand schrieb, traten Andere neben und unmittelbar nach ihm mit ihren Lehren offen und keck hervor. Diese Männer, zu denen wir nun übergehen, pflegt man die Deisten zu nennen, weil sie die Lehre von einem dreieinigen Gott bestritten. Wir begnügen uns, ihre

Namen zu nennen, und wollen, ohne auf das Einzelne einzugehen, nur das Ziel, dem sie nachstrebten, andeuten, sowie den Grund, warum sie einen großen Einfluß erhalten haben, nachweisen. Diese mehr oder weniger systematisch lehrenden Männer waren: Toland, Collins, Tindal, Wollaston, Mandeville, Morgan und Chubb. Sie griffen in ihren Schriften den Offenbarungsglauben und das positive Christenthum an, und erklärten zum Theil sogar jede Religion für Unsinn und Aberglauben. In das Volk selbst drangen ihre Lehren nur wenig ein; um so mehr aber wurden ihre Schriften von den Gebildeten gelesen. Der blinde Unverstand derer, welche an dem Alten hingen, trug am meisten dazu bei, daß diese Männer einen sehr großen Einfluß erhielten. Die Hartnäckigkeit nämlich, mit welcher die Vertheidiger des alten Systems jedem Strahle der Vernunft den Eingang versagten, die steife Rechtgläubigkeit, die sie gewaltsam erhalten zu können glaubten, und die Verfolgung, welche über den neuen Geist in der Litteratur verhängt wurde, verschafften den Spöttereien der Deisten einen Reiz, erbitterten die denkenden Köpfe, und verhalfen sogar den unfähigen unter jenen Neuerern zu einem unverdienten Ansehen, weil die Freunde der Freiheit alles das, worüber die Träger des geistlichen Despotismus sich ärgerten und schimpften, ihrer Aufmerksamkeit für werth hielten.

Von diesen an sich unbedeutenden theologischen Schriftstellern gehen wir zu den Männern über, welche der Litteratur ihres Vaterlandes ein anderes Ansehen gegeben, auf die Hauptschriftsteller der Franzosen stärkt eingewirkt und, noch ehe diese den Kampf gegen das Bestehende begannen, die Ansicht und Gestalt des Lebens der Gebildeten geändert haben. In dieser Klasse von Schriftstellern war unstreitig Lord Bolingbroke (1672—1751) der bedeutendste. Daß ein Mann wie Bolingbroke, den wir in der Geschichte seines Landes als einen eiteln, von Herrschgier und Selbstsucht geleiteten, nach rein persönlichem Interesse die Partei wechselnden Staatsmann kennen gelernt haben, keinen aufrichtigen Eifer für das Fortschreiten der Menschheit haben, kein uneigennütziger Kämpfer für Licht und Freiheit, für Wahrheit und Recht sein konnte, versteht sich von selbst. Auch war es in der That eine sehr üble Vorbedeutung für den Ausgang des langen und schweren Kampfes, welcher im 18. Jahrhundert zur Befreiung von den Fesseln des Mittelalters gekämpft werden mußte, daß das erste Licht von Männern ausging, wie Bolingbroke und sein Freund Voltaire nebst ihrer vornehmen Gesellschaft waren. Diese spotteten insgesammt der Wahrheit, der Einfalt und des stillen Lebens. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß das letzte Ergebniß jenes hundertundfünfzigjährigen Kampfes ein so trauriges ist, weil Männer von

solcher Art und die von ihnen angewandten Mittel für Häuslichkeit, stilles Familienleben, Entfernung von Verschwendung, Eitelkeit und Hoffart, kurz für die Selbstbeherrschung und die Tugend, ohne welche die Freiheit ein Traum, das Recht ein Schatten bleibt, verderblich werden mußten!

Bolingbroke, welcher oft und längere Zeit in Paris gelebt hatte, war mehr nach französischer, als nach englischer Weise gebildet, und hatte eine ganz französische Richtung angenommen. Seine Schriften erhielten einen großen Einfluß, weil er wie Shaftesbury durch seinen hohen Rang eine ausgezeichnete Stellung einnahm, und Herr des leichtfertigen Tones und der gewandten, zierlichen, witzigen Sprache war, welche beide in der großen Welt eine Bedeutung verleihen und nur in ihr erworben werden. Auch schrieb er blos für diesen Theil des Publikums. Alle Anderen, welche nicht zur guten Gesellschaft gehörten, sah er mit der nämlichen Verachtung an wie Voltaire, von dem uns die bekannte Aeußerung überliefert worden ist, daß er den Lakaien und dem Pöbel nichts zu sagen habe. Dem Volke wollte Bolingbroke seine Vorurtheile und seinen Aberglauben lassen; für die höheren Stände dagegen wagte er dasjenige offen auszusprechen, was die Mehrzahl der Gebildeten dachte, Niemand aber laut zu sagen sich erkühnte.

Seine Wirksamkeit hatte eine doppelte Seite und war, je nachdem man es nimmt, für die Menschheit ebensowohl förderlich als schädlich. Man muß nämlich bei ihm das Talent, das Alte zu bestreiten, und die Fähigkeit, ein Neues zu lehren, unterscheiden. Das Erstere oder mit anderen Worten seine negative und kritische Richtung gegen die Reste des Mittelalters macht ihn zu einem der Vorkämpfer für die Rechte des Volkes und der Vernunft, zum Organ einer neuen Zeit, zum Verkünder neuer Verhältnisse, von denen weder die Vertheidiger der Hierarchie und Ritterschaft des Mittelalters, noch die der militärischen Monarchieen jüngeren Ursprungs etwas wissen wollten. Wenn er dagegen ein neues System aufstellen will, so spricht er nur den Grundsatz seines eigenen Lebens, selbstsüchtige Klugheit, sophistisch aus, wie nachher auch seine Schüler unter den Franzosen thaten. Allem Idealen abgeneigt und von egoistischen Beweggründen geleitet, erkennt er weder die Begeisterung für Wahrheit und Recht, noch ein Arbeiten für inneres Bilden und Schaffen, er erkennt kein rein geistig thätiges Leben und Streben vernünftiger Wesen an. Er und seine Nachfolger unter den Franzosen betrachteten alle Erscheinungen nur vom Standpunkte ihrer eigenen Zeit und ihrer gewohnten Umgebung aus. Sie scheuten sich daher auch nicht, die menschliche Natur zu verläugnen und sogar zu schmähen, indem sie jede Aeußerung der Menschen- und Vaterlandsliebe blos von selbstsüchtigen Motiven herleiteten. Diese neuen Weisen, deren Lehre als Predigt des gesunden Menschenverstandes in

Frankreich und in Deutschland herrschend ward, setzten den alten philosophischen Systemen eine neues entgegen, in welchem die äußere Welt und die sinnliche Erkenntniß als alleinige Quelle des Wissens galten.

Auch Bolingbroke's Stil hat in Betreff seiner Wirkung zwei Seiten. Auf der einen Seite kann man Bolingbroke als den Urheber der zierlichen und witzigen Schriftstellerei über ganz ernste Gegenstände ansehen; denn er erweiterte den Kreis der Leser philosophischer Schriften, und zeigte, wie man das, was sich vorher abschreckend und ermüdend angelassen hatte, anziehend und angenehm machen könne. Auf der andern Seite ist er da, wo wir Ernst erwarten, spielend, behandelt wissenschaftliche Gegenstände rhetorisch, und setzt seichte Schwätzer in den Stand, über Dinge zu reden, die sie vorher nicht in ihren Kreis hatten ziehen können, weil dieselben bis dahin nur durch Studien zu erwerben gewesen waren. Dies ist namentlich in Betreff des Einflusses hervorzuheben, welchen Bolingbroke auf die Geschichtschreibung gehabt hat, weil er durch denselben für die neuere Zeit vorzugsweise wichtig geworden ist. Bolingbroke hat einerseits den historischen Halb-Roman geschaffen, der nachher auch für Voltaire die einzige Art von Geschichtschreibung war, der er sich zu widmen der Mühe werth hielt, und zugleich jene pragmatische Geschichtschreibung der neuren Zeit aufgebracht, welche gleich den leitenden Artikeln unserer Tagesblätter die Geschichte nur in ihrer Beziehung auf das äußere Leben betrachtet und in Politik und diplomatische Advokaten-Kunst umwandelt. Andererseits hatte er sich aber auch ein doppeltes Verdienst um die Wissenschaft der Geschichte erworben. Er hat ihr nämlich erstens das abschreckende und geschmacklose gelehrte Gewand, in welches sie bisher gehüllt gewesen war, genommen und sie leicht und zugänglich gemacht, wodurch denn auch der bis dahin von der Regierung und den höheren Ständen ausgeschlossene Theil der Gebildeten zu historischer Erkenntniß geleitet wurde. Er hat aber auch zweitens die Geschichte von der Behandlung des Todten zur Betrachtung des Lebendigen zurückgerufen, indem er mit Recht forderte, daß die Geschichtschreibung stets den Verhältnissen der fortschreitenden Bildung und der Art, wie man zu jeder Zeit die Welterscheinungen auffasse, angepaßt werden müsse.

Zugleich mit Bolingbroke waren einige Freunde desselben dafür thätig, daß die seitherige Grundlage der Litteratur erschüttert, der Zeit eine neue Richtung gegeben und das Rhetorische nebst dem Witze zu einer vorherrschenden Geltung gebracht werde. Diese Männer waren Arbuthnot (1658—1735), Pope (1688—1743) und Swift (1677—1745). Von ihnen machte der Erstere es sich zur Aufgabe, die Gelehrsamkeit und das höhere Schulwesen, dessen Beschaffenheit und Einrichtung in England enge mit der geistlichen und weltlichen

Ordnung verknüpft ist, gegen dasjenige, was handgreiflich ist und reellen Nutzen gewährt, in den Schatten zu stellen. Der Zweite, Pope, hat als Dichter die neue Philosophie oder die Theorie, welche Bolingbroke lehrte, ins Leben einzuführen gesucht, und zwar in einer freundlichen, milden, gemäßigten, anständigen Weise, nicht, wie Holbach, Diderot und andere Franzosen, schroff oder gar frech. In Pope's Dichtungen ist übrigens von Ideen, von Idealen, von eigentlich poetischen Schöpfungen keine Rede; die Haupteigenschaften derselben sind vielmehr das Rhetorische, das Faßliche und die zierliche, abgerundete, glatte Sprache. Ebenso erkennt Pope nur Selbstsucht und Vernunft als die beiden Federn an, durch welche die Maschine des menschlichen Lebens in Bewegung gesetzt werde, und von denen die eine eben so nothwendig sei als die andere. Er selbst war in seinem Wesen unwahr und sophistisch. Er hat daher auch eines Theils, um seine Eitelkeit und Gewinnsucht zu befriedigen, sich mit jeder der beiden Parteien, welche für und gegen das Bestehende kämpften, in gutem Vernehmen zu halten gesucht, und anderes Theiles sich dadurch ein Vermögen erworben, daß er seine unter den Engländern so berühmt gewordene Uebersetzung der Iliade als eine Geldspeculation betrieb, und daß er für die der Odyssee, welche er durch Handlanger machen ließ, seinen Namen wie eine bloße Handlungs-Firma anwandte. Der dritte der genannten Männer, Swift, hat als Satiriker und Humorist gegen die herrschenden Ansichten, Sitten und Einrichtungen Opposition gemacht, und das Gemeinnützige, Verständige und Unterhaltende auf Kosten des Genialen und Poetischen zu fördern gesucht. Seine Hauptbedeutung bestand darin, das er nicht wie Arbuthnot und Pope für die vornehme Welt, sondern für das Volk schrieb; denn er wurde gerade durch das Platte, Derbe, Spaßhafte und zum Theil sogar Ungezogene seiner Sprache und seines Witzes für die Partei, welche die Reste des Mittelalters bekämpfte, praktisch nützlich.

Man wird aus dem Angedeuteten erkennen, daß Ton und Manier der Neuerer in England ebenso wenig, wie die ihrer Parteigenossen in Frankreich, geeignet waren, den Uebergang vom gedankenlosen Glauben und Nachbeten zum Selbst-Denken und Selbst-Urtheilen ohne gewaltsame Erschütterung herbeizuführen. Bolingbroke und seine Freunde gehörten übrigens in Wirklichkeit zur Opposition, und hatten von der Natur eine satirische Ader erhalten. Um daher vollständig einleuchtend zu machen, daß der Geist des Jahrhunderts mächtiger war, als die Menschen und ihr Wille, als Bajonette und Hierarchie, müssen wir zunächst zeigen, daß damals auch die ministeriellen, die zierlich gekünstelten, die langweilig moralischen und ernsten Schriftsteller auf eine Reformation drangen. Es wird sich dabei zugleich er-

geben, daß die weitere Verbreitung der neuen Bildung und Sprache vermittelst der Zeitschriften bewirkt wurde, die von jetzt an eine in dieser Richtung so bedeutungsvolle Rolle spielten.

Wir meinen unter jenen Schriftstellern, die sich, obgleich sie in ihren Schriften moralisirend und sogar fromm waren, gleichfalls gegen die seitherigen Grundsätze erhoben, und die neue Behandlungsweise der Bildung und Wissenschaft förderten, Addison (1672—1719), Steele (1676—1729) und ihre Freunde oder die sogenannten Stilisten. Diese hatten mit den kurz vorher genannten Spöttern und mit den Deisten die rhetorische und sophistische Bildung gemein. Sie setzten das eigentliche Wesen der Schriftstellerei in Verstand, Witzelei und erlernte Kunst der Sprache, machten die kalte Regel der Franzosen, denen die Form mehr galt als der Inhalt, in der englischen Litteratur geltend, und halfen die flache und rhetorische Bildung, die im Gange der Zeit lag, in ihrem Volke festgründen. Sie waren aber dabei, obgleich sie der französischen Schule huldigten, nicht der Leichtfertigkeit ergeben, sondern trugen eine steife Moral vor. Sie waren eitel, kraftlos, ohne alle Poesie, ohne Sinn für das wahrhaft Schöne und Große, erlangten aber dessenungeachtet nicht nur einen Ruhm, der selbst jetzt noch nicht ganz verwelkt ist, sondern sie übten auch auf den Geschmack ihrer Zeitgenossen und Nachkommen einen entscheidenden Einfluß aus. Daß dies möglich war, wird man begreifen, wenn man bedenkt, wie mächtig unter den Engländern das Beispiel des Hofes und der Aristokratie auf die übrigen Klassen der Nation wirkt. Addison's Schriften fanden nämlich Beifall bei König Wilhelm III., bei der Königin Anna und bei den Ministern Beider, weil alle diese Leute weder Geschmack besaßen, noch für irgend etwas Anderes, als für praktische Geschäfte, Sinn hatten, weil ihnen also auch flache und breite Zierlichkeit mehr werth sein mußte, als wahre Poesie oder gediegene Prosa. Vom Hofe kam dann die Mode, diese Rhetorik für Poesie und diese Moral für Litteratur zu halten, zum Volke.

Uebrigens war der Einfluß Addison's und seiner Freunde auf die Veränderung, welche damals in der gesellschaftlichen Unterhaltung von ganz Europa herbeigeführt wurde, ein zwiefacher. Auf der einen Seite wurde die gesellschaftliche Unterhaltung wirklich geistiger, anziehender und lebhafter; auf der anderen Seite aber ward die Poesie zur Prosa, die Wissenschaft verlor an Ernst und Strenge, und die wichtigsten Angelegenheiten wurden in der oberflächlichen Unterhaltung gewisser geselliger Kreise nach Anleitung von Flugschriften entschieden, welche Organe des augenblicklichen Zeitgeistes waren. Diese für unterhaltende Belehrung bestimmten Zeitschriften kamen in England, wo man bis dahin nur politische und gelehrte kirchliche Blätter gehabt

hatte, zuerst durch Addison und Steele auf. Sie waren in England wie in Deutschland, wo man bald nachher denselben Weg einschlug, zwar für die Verbreitung allgemeiner Kenntnisse und sogenannter gesellschaftlicher Bildung förderlich, haben aber auch die Wirkung gehabt, daß die Oberflächlichkeit, das leere Hin- und Herreden, das witzige und rhetorische Spielen mit den ernstesten und wichtigsten Dingen bleibende Eigenschaften der sogenannten gebildeten Stände geworden sind. Uebrigens war das erste dieser belletristischen Blätter der von Steele herausgegebene Plauderer (Tatler) oder, wie man bald den Titel desselben umänderte, der Zuschauer (Spectator), welcher neben manchen anderen lange Zeit das bedeutendste Blatt seiner Art in England geblieben ist.

Zum Schlusse dieser kurzen Andeutungen über die englischen Schriftsteller sind noch einige Männer anzuführen, welche ebenfalls zeigen können, wie überall neue Vorstellungen und eine neue, vom Einfachen, Nationalen und Kräftigen sich entfernende Behandlungsart durchdrangen. Wir erwähnen von jenen Männern hier nur drei, nämlich den Lord Chesterfield und die beiden Romanschreiber Fielding und Richardson.

Lord Chesterfield (1694 bis 1773) ist unter den englischen Schriftstellern zuerst aus dem Grunde bedeutend, weil er zu Denjenigen gehörte, die nach dem Beispiele der Franzosen für die höheren Klassen eine Litteratur zu schaffen suchten, welche, dem gesammten Europa angehörend, jedes nationalen und individuellen Charakters ermangelte und im Egoismus weichlich zerfloß. Er war für diese Aufgabe ganz geeignet, weil sein Rang und seine Thätigkeit als Weltmann und Staatsmann seinen Schriften in ganz Europa eine große Zahl von Bewunderern verschaffte. Er ist außerdem noch deshalb hervorzuheben, weil er, wie Bolingbroke und die Geschichtschreiber Hume und Gibbon, mit der französischen Litteratur aufs Innigste vertraut und in Rücksicht der Form ganz zur französischen Schule übergegangen war. Was endlich Chesterfield's Tendenz und Lebensansicht betrifft, so stellt sein Hauptwerk, welches unter dem Titel „Briefe des Hrn. Stanhope an seinen Sohn" erschien, das Ideal eines echten Weltmannes auf und zugleich eine Anweisung, wie man sich zu demselben bilden solle. In diesem Werke brachte Chesterfield, welcher, wie jeder Weltmann, weder moralische noch philosophische Lehren ertheilen wollte, dasjenige in ein System, was in den höheren Kreisen als alleinige Weisheit und als allein brauchbare Wissenschaft gilt. Er kam übrigens dabei den sogenannten Materialisten in Frankreich schon sehr nahe, indem er unter Andern sogar die Kunst, Wei-

ber zu verführen, mit in seine Belehrungen für angehende Weltleute aufnahm.

Fielding's und Richardson's Romane waren weder für die vornehme Klasse allein berechnet, noch hängen sie mit der von Frankreich ausgegangenen Bildung unmittelbar zusammen. Nichtsdestoweniger ist auch bei ihnen der mächtige Einfluß einer neuen Zeit unverkennbar. Fielding stellt die mechanische Religionsübung und die hierarchische Heuchelei in demselben Lichte dar, wie die französischen Spötter thaten; Richardson's Manier aber wird sogar von den Franzosen selbst als die ihrige anerkannt. Der Letztere erscheint namentlich dadurch den Franzosen sehr nahe stehend, daß er, wie Marmontel und Diderot, reich an Moral und arm an Moralität war, und nichts der Natur, Alles der Kunst zutheilte. Uebrigens haben beide Männer einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Litteratur in den zwei vorletzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gehabt.

3. Geistiges Leben der Franzosen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

1. Voltaire.

Wir wenden uns, indem wir auf Frankreich übergehen, zunächst zu Voltaire und dann zu Montesquieu und Rousseau, von welchen drei Männern jeder eine besondere Art und Sphäre der Wirksamkeit hatte. Der Erste (1694—1778) paßte seinem ganzen Wesen nach, sowie wegen seines Witzes, seiner Lebens-Philosophie und der von ihm empfohlenen Bildung nur für die vornehmen Klassen der Monarchieen und ihrer Höfe. Montesquieu (1689—1755) fand sein Ideal in England, und wußte der dortigen Aristokratie sowie den vornehmen geistlichen Herren der Hochkirche einen philosophischen Glanz zu geben. Rousseau (1712—1778) allein wagte es, mitten in militärischen, hierarchischen, despotisch-aristokratischen Europa die Demokratie einer idealen Welt zu predigen.

Voltaire's klarer und kalter Verstand, sein unerschöpflicher Witz, sein beißender Spott, seine Meisterschaft im Gebrauche der Sprache machten ihn zum furchtbarsten Feinde alles dessen, was bis dahin in der Welt als Wahrheit gegolten hatte, und trugen nicht wenig dazu bei, daß die neue Lebensweisheit, welche an die Stelle der seitherigen Schulweisheit gesetzt werden sollte, und der neue Ton des gesellschaftlichen Lebens in den höheren Ständen Europa's herrschend geworden sind. Diese ganz außerordentliche Wirkung eines einzigen Mannes hatte ihre verderbliche und ihre nützliche Seite. Voltaire hat nämlich wesentlich dazu beigetragen, daß der menschliche

Geist von den Fesseln, welche weltliche und geistliche Despoten ihm geschlagen hatten, gelöst ward, und daß frischer Sinn und freie Bewegung in die durch Einseitigkeit, Befangenheit und trockene Gelehrsamkeit erstarrte Wissenschaft kamen. Dagegen ermangelte aber die Aufklärung, die er verkündigte, gleich derjenigen eines Bolingbroke, der festen und tiefen Grundlage, welche den neuen Bau gegen den Einsturz sichern konnte. Diese Grundlage ist strenge Sittlichkeit; denn ohne sie, ohne reinen Eifer für Wahrheit und Recht, ohne tiefe Verachtung des Eigennutzes und der Eitelkeit ist jeder Angriff auf das Bestehende verderblich.

Der Geist, welchen Voltaire und seine Nachfolger in der europäischen Welt herrschend machten, war der Ton und die Bildung der geistreichen Gesellschaften der letzten Zeiten Ludwig's XIV. Diese Kreise, für welche Voltaire zugleich Prophet und Abgott geworden ist, suchten ihre Unterhaltung und ihren Genuß im geistreichen Witze, und schütteten ihren Hohn und Spott über alles Hohe und Heilige aus, während die große Masse des Volkes sehr mit ihrem Willen der Bigotterie und dem Aberglauben ergeben blieb, und in Unwissenheit, Schmutz und Elend fortlebte. Dabei gewährte jedes Mitglied jener Kreise vor den Augen des Volkes allem dem, was diesem heilig war, eine scheinbare Anerkennung und Verehrung. Diese Heuchelei der vornehmen Kreise und noch mehr die unter ihnen herrschende Lebensansicht haben sich später an ihnen selbst auf furchtbare Weise gerächt. Jene vornehmen Herren und Damen dachten nämlich nicht, daß die unter ihnen geltende Weisheit nebst dem Spotte, den sie trieben, jemals auch zu der verachteten, in geistliche und weltliche Bande geschmiedeten arbeitenden Klasse sich verbreiten werde. Dies geschah aber, und dieselben vornehmen Kreise suchen daher jetzt die von ihnen einst mit Füßen getretene Religion und Sittlichkeit durch polizeiliche Mittel wieder aufzurichten.

Die ungemein große Wirksamkeit Voltaire's beruhte nicht blos auf seinem angeborenen Talente, sondern sie hängt auch aufs Engste mit dem Gange seiner Entwickelung und seines äußeren Lebens zusammen. Im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts (1694) zu Paris geboren, Sohn eines Notars, kam er früh auf eine der von Jesuiten geleiteten Schulen, welche damals noch besonders für Latein und Mathematik vortrefflich waren. Er ward schon damals in die Gesellschaft der genialen Schwelger eingeführt, welche die am Hofe des Regenten herrschende Ueppigkeit des Lebens mit dem Streben, alles Ernste und Strenge zu verhöhnen, verbanden, und deren leichtfertigen Ton Dichter und Prosaisten anzunehmen begannen. Voltaire war also zum Organ dieser Kreise geboren und gebildet worden. Schon

in früher Jugend schrieb er seine ersten kleineren Gedichte, welche eine Frucht jenes Umganges waren. Auch verfaßte er damals (1713) die gegen Ludwig's XIV. Regierung gerichteten Verse, die ihm eine kurze Haft in der Bastille zuzogen. Diese Haft verlieh ihm den Schein eines Märtyrers, und machte ihn um so berühmter, da er nur dasjenige ausgesprochen hatte, was Jedermann dachte. Er fuhr nachher fort, in bitteren satirischen Gedichten nicht allein gegen den harten Druck der bigotten Regierung Ludwig's XV. zu schreiben, sondern sein Spott traf auch schon damals die eiteln und stolzen Männer der Akademie, sowie einzelne berühmte Dichter, das Christenthum mit seiner Mönchere und seinem Pfaffenthum, die herrschende Heuchelei und Intoleranz, kurz Alles das, was jene Zeit mit großer Achtung beehrte. Seine Gedichte wurden, der Censur und Polizei zum Trotze, in der sogenannten guten Gesellschaft handschriftlich verbreitet, und erregten um so mehr Aufmerksamkeit, je geheimer dies geschehen mußte. Was insbesondere seine Angriffe auf das Christenthum betrifft, so zeigt schon das erste Gedicht, welches er gegen dasselbe gerichtet hat (1715), daß Voltaire bereits vor seiner Bekanntschaft mit Bolingbroke und anderen englischen Spöttern der Volks-Religion jenen Vertilgungs-Krieg angekündigt hatte, den er nachher über 60 Jahre lang führte. Es geht zugleich aus diesem Gedichte hervor, daß schon damals die Mönche durch mechanische Andacht, die Jesuiten durch Geistesdruck und Brüderschaften, die Jansenisten durch Dogmatik und Ascetik in allen Verständigen eine Abneigung gegen die alte Lehre hervorgerufen hatten.

Um dieselbe Zeit suchte Voltaire einerseits als Tragiker in Racine's Fußstapfen zu treten, und bereicherte andererseits die französische Litteratur mit einem Heldengedichte, welches in seiner ersten Gestalt die Ligue betitelt war, nachher aber unter dem Namen der Henriade berühmt wurde und lange Zeit für ein klassisches Epos gegolten hat. Dieses Gedicht hatte den doppelten Zweck, Toleranz zu predigen und die schwache Seite der Hierarchie, des Pfaffenthums und der Mönchere zu enthüllen. Im Jahre 1725 erlitt Voltaire eine körperliche Mißhandlung, die ein vornehmer Herr, ein Duc de Rohan, wegen einer scharfen Antwort, mit der ihn der Dichter in einer Gesellschaft abgefertigt hatte, durch seine Bedienten ihm zufügen ließ, und dem schwergekränkten Bürgerlichen vermochten weder die Gerichte, noch die Regierung gegen den hochadligen Frevler Recht zu verschaffen. Voltaire verließ daher ein Land, in welchem der Mittelstand keinen Schutz gegen den brutalen Uebermuth seiner Großen hatte; denn eitel, wie er war, betrachtete er eine gesellschaftliche Verfassung, die solches duldete, mit um so größerem Unmuthe, da er schon vorher unter dem

Regenten den Muthwillen seiner scharfen Verse mit einer zweiten willkürlich verhängten Haft in der Bastille hatte büßen müssen. Er begab sich nach England, wo er dann von 1726 bis 1729 verweilte und mit Bolingbroke und dessen Freunden in enge Verbindung trat. Er erwarb sich dort eben so durch die Herausgabe seiner Henriade, bei welcher König Georg II. und die Brüder Walpole ihre Namen an die Spitze der Subscribenten setzten, ein Vermögen, wie Pope durch seine Uebersetzung des Homer reich geworden war. Während seines Aufenthaltes in England und unmittelbar nachher erreichte Voltaire nicht blos den Gipfel des europäischen Ruhmes, sondern er ward auch der National-Abgott der Franzosen, der er nachher geblieben ist, bis Bonaparte ihn verdrängte. Der fromme Kardinal Fleury, der ihn stets haßte, und der bei aller seiner Lüderlichkeit eifrig kirchliche König Ludwig XV., welcher nicht nur durch Fleury vor ihm gewarnt worden war, sondern auch gegen jede geistige Ueberlegenheit eine natürliche Abneigung hegte, sahen mit Schrecken, daß mitten unter Jesuiten, Soldaten und Polizei-Männern und trotz der Staatsgefängnisse und der Censur sich ein unbesiegbares Organ der Volksstimme und des Zeitgeistes erhob.

Nach seiner Rückkehr aus England ward Voltaire durch Dramen berühmt. Zugleich gewann er durch seine kleineren Gedichte diejenigen Herren und Damen, welche auf Mode-Bildung Anspruch machten. Damals zeigte er ferner durch seine Geschichte Karl's XII. der Welt, wie man die Geschichtschreibung zur geselligen Unterhaltung benutzen, und ihr den Einfluß und die Bedeutung des Romans verschaffen könne. Eigentliche Geschichte wird Niemand bei Voltaire suchen, weil seiner Seele Alles das fehlte, wodurch diese Wissenschaft zu einer Lehrerin der Menschheit gemacht werden kann; nichtsdestoweniger ward er für das Studium der Geschichte ungemein bedeutend. Nur ein Mann von Voltaire's Talent und Witz nämlich konnte in die Finsterniß der pedantischen Sammler das Licht einer neuen Kritik bringen und den gesunden Menschenverstand gegen die Verfasser ungeheurer Deductionen und Compilationen, gegen die genealogisch-publicistischen Quartanten und Folianten geltend machen. Voltaire war es, welcher den von Bolingbroke aufgestellten Grundsätzen über die Geschichte und ihren eigentlichen Nutzen allgemeine Anerkennung verschaffte und es durchsetzte, daß nicht mehr Fleiß und Gedächtniß allein als die Eigenschaften des Geschichtschreibers angesehen wurden. Durch seine Art, die Geschichte zu behandeln, bei der man freilich historische Treue und Genauigkeit nicht erwarten darf, verbreitete Voltaire seine Ideen in ganz Europa unter die Menge der Gebildeten, und zwang auch Diejenigen, die ihn einen Atheisten und Frevler

nannten, seine Schriften zu lesen, weil er einige Zeit hindurch der Einzige war, welcher die Geschichte leicht, witzig und unterhaltend vorzutragen verstand. Eines seiner historischen Werke, der 1754 zum ersten Male erschienene Essai sur les mœurs et sur l'esprit des nations, hat sogar noch von einer anderen Seite her eine sehr große Bedeutung; denn dieses Werk ist nicht nur die erste philosophische Universalgeschichte, sondern es zeigt auch, verglichen mit der Universalgeschichte eines Bossuet oder anderer frommer Rhetoren des 17. Jahrhunderts, einen sehr bedeutender Fortschritt.

Zu der Zeit, als Voltaire die Geschichte Karl's XII. herausgab, schrieb er auch, nach dem Vorgange von Montesquieu's persischen Briefen, seine englischen Briefe, durch welche die damalige englische Religionsphilosophie und Lebensansicht in Frankreich eingeführt wurden. Diese Briefe hatten für die Litteratur und das Leben der Franzosen dieselbe Bedeutung und Wirkung, wie in unseren Tagen das Buch der Frau von Staël über Deutschland. Auch wurden sie durch die hierarchisch-despotische Regierung Fleury's aus demselben Grunde verfolgt, wie die Schrift der Frau von Staël durch die militärische Despotie Napoleon's. Voltaire's Buch ward nicht blos verboten, sondern auch förmlich verurtheilt und durch Henkers Hand verbrannt. Mit dem in den englischen Briefen enthaltenen Angriffe auf das herrschende System und auf die Dogmatik verband Voltaire, der sich damals in aller Form und ganz öffentlich vom Christenthum lossagte, fast gleichzeitig eine geistreiche und witzige Verspottung des Treibens der Gelehrten. Dies geschah durch seinen 1731 geschriebenen Tempel des Geschmackes, in welchem er die pedantische, mechanische, geschmacklose, unfruchtbare Schulgelehrsamkeit aufs Heftigste angriff.

Voltaire, welcher damals rathsam fand, seinen erbitterten Feinden durch einen neuen Aufenthalt außerhalb des französischen Reichs (in Lothringen) aus dem Wege zu gehen, trat um jene Zeit mit Friedrich dem Großen in freundschaftlichen Verkehr. Diese Verbindung steigerte seinen Ruhm ungemein, und Voltaire war bald von allen Fürsten außerhalb Frankreichs gesucht und gefeiert. Sogar der Papst fand sich dadurch, daß Voltaire seine Tragödie Mohammed ihm zusandte, geschmeichelt, obgleich ihm die Wirkung der in diesem Stücke enthaltenen Ausfälle auf den religiösen Fanatismus unmöglich hatte entgehen können. Wie der Papst sich täuschen ließ, so erging es der vornehmen Welt Europas mit einem neuen Werke Voltaire's, das in Frankreich Niemand lesen durfte, und welches dem Dichter eine neue Verfolgung zuzog. Dieses Werk, „das Weltkind" betitelt, war die erste und geistreichste Verkündigung derjenigen Lehre, welche den Vor-

nehmen und Reichen des 18. und 19. Jahrhunderts als Evangelium gilt; denn es predigt in geistreicher, dichterischer Darstellung die Philosophie der Industrie, die Wissenschaft des Luxus und die Lehre von den Vortheilen, welche die Erhöhung des Lebensgenusses mit sich führe. Vergebens eiferten die Zeloten gegen diese Schrift. Voltaire überschüttete sie dafür in zwei anderen Büchern mit seinem giftigen Spotte, und fand sich durch das ungemein große Aufsehen, welches er erregt hatte, zu einem Schritte bewogen, der für die Sittlichkeit verderblicher war, als die Verspottung der Eiferer und Heuchler. Er erkannte nämlich jetzt, was eigentlich die große Welt am liebsten lese, und schrieb, nur auf Ruhm und Ehre bedacht und durch keine höhere Triebfeder als die Eitelkeit bewegt, das schmutzigste, aber auch ausgezeichnetste Erzeugniß seines weder Gott noch Menschen scheuenden Witzes. Dies ist seine berüchtigte Jungfrau von Orleans, (La Pucelle), welche für die Kenntniß des Lebens, der Gesinnung und der Unterhaltung der damaligen europäischen Aristokratie eine eben so große Bedeutung hat, als die ihr allein zu vergleichenden Werke des Peter Aretinus für die Kenntniß des Charakters und Treibens der höheren Kreise Italiens im 16. Jahrhundert.

Während seines Aufenthaltes in Lothringen suchte Voltaire auch über die mathemathischen und physikalischen Wissenschaften den Reiz seines Witzes und seiner Darstellungsgabe zu verbreiten, und auch in diesen Fächern das Neue und Freiere statt des Alten und Jesuitischen zu empfehlen. Wissenschaftlich haben diese Arbeiten keinen Werth; aber sie trugen nicht nur wesentlich dazu bei, das alte System des Unterrichts zu erschüttern, sondern Voltaire, dessen Werk nachher d'Alembert und Andere vollendeten, hat auch bewirkt, daß die Erfahrungswissenschaften und die mathematische Distinction den Vorrang vor den Schulwissenschaften und der Contemplation erhielten.

Es würde sich weder mit dem Zwecke dieses Buches vereinigen lassen, noch bei dem beschränkten Umfange desselben möglich sein, die oben angeführten Schriften oder auch die hier gar nicht erwähnten didaktischen Werke, Komödien, eigentlichen Satiren, Romane und philosophischen Schriften Voltaire's im Einzelnen näher zu beurtheilen. Wir schließen deshalb damit, daß wir den Hauptcharakter Voltaire's als einer rein historischen Erscheinung oder mit anderen Worten seinen Einfluß auf die Entwickelung der Cultur und des politischen Lebens in aller Kürze andeuten. Dieser Einfluß bestand darin, daß Voltaire durch den klarsten und kältesten Verstand, durch die größte Schärfe des Witzes, durch eine bisher noch nie da gewesene Meisterschaft im Ausdruck und in der Sprache der höheren Pariser Kreise diejenigen Grundsätze, nach welchen bis dahin Fürsten und

Priester die Welt regiert hatten, verhaßt oder lächerlich machte. Seine Kenntniß und Auffassung des menschlichen Wesens waren allerdings einseitig, da er nur ein Leben, eine Zeit, eine Art von Bildung kannte, und nur eine Klasse von Menschen seiner Aufmerksamkeit für würdig hielt. Dafür kannte er aber auch diese Klasse ganz und von allen Seiten her, und Niemand hat die Blößen der Kreise, in denen Voltaire zu Hause war, besser enthüllt, als sein unvergleichlicher Kopf. Nur ein Geist, wie der seinige, vermochte der herrschenden Heuchelei und Sophistik, sowie der albernen Salbung und tollen Scholastik der Jesuiten und Jansenisten den Todesstoß zu geben.

2. Montesquieu.

Montesquieu hat ebenfalls das in Frankreich bestehende politische und kirchliche System erschüttert, aber von einer anderen Seite her, als Voltaire. Der Letztere richtete als Dichter und als Philosoph seine Angriffe mehr gegen Aberglauben und Pfaffenthum, die ihm am meisten im Wege waren; Montesquieu dagegen faßte als Rechtsgelehrter und Adliger mehr die politische Seite des Despotismus und den Mangel an Achtung vor dem Gesetze und vor den gesetzlichen Formen ins Auge. Außerdem schrieb Montesquieu zwar anfangs ganz in der Manier Voltaire's; während aber dieser sich bis zum Ende seiner Laufbahn getreu blieb, schlug Montesquieu nach seinem Aufenthalte in England eine ernstere Richtung ein, und nahm einen ganz anderen Ton und eine ganz andere Stellung gegen seine Zeit an, als er in seinem ersten Werke gethan hatte.

Dieses erste Werk Montesquieu's sind seine persischen Briefe, (1721) in welchen er ein paar Perser sich über die Regierung, die Sitten und die Zustände Frankreichs mit einander unterhalten läßt, und zwar so, daß er, um seinen ernsten Zweck bei den Lesern sicherer zu erreichen, nicht nur eine klare, angenehme, leicht gehaltene Schreibart wählt, sondern auch das Ganze mit einem schlüpfrigen orientalischen Roman durchwebt. Montesquieu hat in den persischen Briefen die Absicht, durch eine Schilderung des Zustandes, in welchem Frankreich am Ende des 17. Jahrhunderts und im Anfange des 18. sich befand, spottend zu beweisen, daß das ganze Lehr- und Regierungs-System der damaligen militärisch-hierarchischen Monarchie verkehrt und unhaltbar sei. Er schildert also mit bitterer Ironie und unter steter Hindeutung auf den Kontrast der bestehenden Verhältnisse mit den natürlichen, vernünftigen und zeitgemäßen die Zeiten Ludwig's XIV. und der Regentschaft. Er entwirft seine Schilderung mit so grellen Farben, daß ein Jakobiner der Revolutionszeit kaum in härteren Worten hätte reden können, und daß in einer Zeit, in welcher Niemand

die Regierung und die Kirche mit nackten Worten zu tadeln wagte, schon seine Dreistigkeit Staunen erregte. Die Schrift mußte nach allem diesem einen großen Eindruck hervorbringen, zumal da Montesquieu unter der Hülle des Orientalismus, welcher im Grunde nichts verhüllte, dasjenige ganz offen aussprach, was damals alle Verständigen im Stillen dachten. Wir können auch in Betreff dieser Schrift nicht auf das Einzelne eingehen, und bemerken deshalb nur, daß Montesquieu nicht blos alle Seiten der Verwaltung und Regierung Frankreichs, sondern auch die gewaltsam aufrecht erhaltene Kirchenlehre, die Hierarchie, das Mönchswesen und die Unduldsamkeit, sowie das abgeschmackte und gehaltlose Treiben der Schulgelehrten und die nur der Schmeichelei und dem Wortgepränge dienende Anstalt der Akademie mit den Waffen der Satire angreift. Ja, sogar die in Voltaire's Weltkind vorgetragene Theorie der Staats-Oekonomie, das Lieblings-Thema des 18. Jahrhunderts, wird in den persischen Briefen der Welt empfohlen.

Die beiden anderen Hauptwerke Montesquieu's, sein Geist der Gesetze (1749) und seine Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer (1734) stimmen mit dem, was in den persischen Briefen vorgetragen ist, nicht ganz überein. Zwischen ihre Herausgabe nämlich und die Erscheinung der persischen Briefe fällt des Verfassers Reise nach England, welche eine Aenderung in seinen politischen Ansichten bewirkte. Die gesetzliche Ordnung des englischen Volkes, der Gebrauch, den dasselbe von der Staats-Religion und den kirchlichen Pfründen machte, die in England herrschende rege Bewegung und die Blüthe dieses Reiches, in welchem damals noch nicht der grelle Unterschied zwischen ungeheurem Reichthum und unbeschreiblicher Armuth bestand, söhnten Montesquieu mit manchen Dingen aus, die er in den persischen Briefen angefeindet hatte. In England fühlte er erst recht lebhaft, mit welcher Erniedrigung die Völker des Festlandes die polizeiliche Ruhe unter dem Schutze der Gewalt bezahlen mußten, und welche schlimmen Folgen der Mangel an politischem Leben für sie habe. Er gewann daher unter den Engländern die Aristokratie und eine gewisse Art Hierarchie lieb, und änderte den Ton, indem er in seinen späteren Schriften der Religion und der Sitten schonte, die englischen Verhältnisse idealisirte und ein politisches System predigte, in welchem, wie bei den Engländern, Geistlichkeit, Adel und Reichthum eine Stelle erhielten. Dieses System fand nicht nur bei dem denkenden Theile des französischen Volkes Beifall, sondern Montesquieu's Schriften haben auch, in Verbindung mit der fortwährenden Zunahme der Macht, der Industrie und des Reichthums Englands, deren Grund man in der Verfassung des

englischen Volkes zu finden glaubte, die Wirkung gehabt, daß seit seiner Zeit die englische Verfassung und das englische self-government von den Bewohnern des Festlandes bewundert und als Muster angesehen wurde. Diese Wirkung ist sogar noch in unseren Tagen sichtbar.

In dem Buche über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer wird die römische Geschichte ebenso vom rein politischen Standpunkte aus und nach der Grundansicht, welche Montesquieu aus der Betrachtung der englischen Geschichte und Verfassung geschöpft hatte, aufgefaßt und behandelt, wie Bossuet die Weltgeschichte mit theologischen Augen und unter steter Bezugnahme auf den Geist der jüdischen Propheten und der Kirchenväter angesehen hatte. Dieses Werk war daher ebenso, wie die persischen Briefe, gegen die in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge und das dortige Pfaffenthum gerichtet. Es sollte keine eigentliche historische Schrift sein, sondern durch philosophische Betrachtungen die Welt aus ihrem Schlummer und ihrer Knechtschaft wecken. Montesquieu bedient sich der römischen Geschichte, um die niedergedrückten Seelen seiner Landsleute durch das Beispiel der größten und kräftigsten Nation aufzurichten und ihnen an dem Schicksale eines und desselben Volkes klar zu machen, welche Bedeutung einerseits der Patriotismus und das Bewußtsein eigener Kraft und unvergänglicher Rechte haben, und wie andererseits die Völker durch Despotismus herabgewürdigt und ihrem Untergange entgegengeführt werden. Diesen Zweck hat Montesquieu, obgleich er kein eigentlicher Historiker und Geschichtsforscher war, vollständig erreicht. Er hat durch sein Werk über die Römer ebenso, wie Bolingbroke, der neueren Zeit einen anderen Begriff von Geschichte und einen anderen Weg für ihre Behandlung und Darstellung gegeben und zugleich über die Politik ein ganz neues historisches Licht verbreitet, das nachher allen denen leuchtete, welche in den europäischen Staaten die veraltete, nur gewaltsam zu behauptende geistliche und weltliche Ordnung durch eine neue zu ersetzen suchten.

15 Jahre nach der Erscheinung der Schrift über den römischen Staat, als die neue Lehre schon große Fortschritte gemacht hatte, gab Montesquieu sein Werk über den Geist der Gesetze heraus (1749). Dieses erhielt jedoch erst neun Jahre später durch eine neue Ausgabe seine vollendete Gestalt. Es enthält eine Verfassungs-Theorie, welche den auf dem Continent bestehenden Regierungssystemen widerstritt, aber durch Montesquieu in den tonangebenden Klassen herrschend ward. Montesquieu verwirft ebenso, wie nach ihm Rousseau, die Grundlage, auf der man bis dahin sich den Staat gegründet gedacht hatte, und leitet, wie dieser, die Entstehung desselben daher, daß die

menschlichen Leidenschaften einen allgemeinen Krieg entzündeten, welcher dann das Bedürfniß eines gesellschaftlichen Vertrages fühlbar machte. Er träumt jedoch dabei nicht, gleich Rousseau, von einer ursprünglichen Reinheit des Naturmenschen. Jener Vertrag war nach Montesquieu's Ansichten nicht bei allen Völkerschaften derselbe. Dessen ungeachtet lassen sich, fährt Montesquieu weiter fort, alle Verfassungen auf drei Grundformen zurückführen, welche freilich nie rein, sondern in den mannigfaltigsten Mischungen angetroffen werden. Von diesen drei Grundverfassungen wird die Republik als ein unerreichbares Ideal dargestellt, die Despotie dagegen, von welcher die absolut monarchischen und militärischen Staaten des Festlandes am meisten an sich haben, als eine Pest der Menschheit, als eine Ursache der Entartung und als ein Verderben für die Sitten, die constitutionelle Monarchie aber als letzte Zuflucht der europäischen Völker. Uebrigens legt Montesquieu den größten Nachdruck darauf, daß jede Verfassung, in welcher nicht die drei Gewalten, die gesetzgebende, die ausführende und die richtende, durchaus von einander getrennt sind, in Despotie ausarten müsse. Dieser Satz wird dann auf sehr feine Weise benutzt, um die englische Verfassung zu preisen und das Regierungs-System der Continental-Staaten mit scharfem Tadel zu verfolgen. Wir übergehen die einzelnen Ausführungen des Hauptgedankens, welche einen großen Theil von Montesquieu's Schrift einnehmen, und heben nur den einen Punkt hervor, daß in diesem Werke die Religion von der politischen Seite her aufgefaßt, das Christenthum für die der gemäßigten Monarchie angemessene Religion erklärt und der Kirche ein ganz erträglicher Platz in dem Staatsgebäude Montesquieu's angewiesen wird.

Die ganze Art der Darstellung und Behandlung ist von derjenigen, welche Montesquieu in den persischen Briefen angewandt hat, sehr verschieden. Von Hohn und Spott findet sich im Geiste der Gesetze keine Spur, obgleich gründlicher Ernst fern gehalten wird, damit das Buch sich leicht lesen lasse. Der letztere Umstand vermehrte die Wirkung des Buches sehr; denn die vornehme Welt und sogar auch der weibliche Theil derselben konnte nun ohne Schwierigkeit sich über Politik, Gesetzgebung und Finanz-Wissenschaft belehren und diese Gegenstände in den Kreis ihrer Unterhaltung ziehen. In der That hat auch das Buch vom Geist der Gesetze bewirkt, daß Regierung, Staatsform und Gesetze Gegenstände der täglichen Unterhaltung in den Salons geworden sind, und daß von jetzt an sogar diejenigen, welche für die Menschheit und ihre großen Angelegenheiten keinen Sinn hatten, sich für diese Dinge interessiren mußten. Da nun überdies die ganze vornehme Klasse bei einer der englischen nachgebildeten

Verfassung, welche den Baronen der alten Zeit ihre Bedeutung und ihren Einfluß sicherte, nur gewinnen konnte, so ward Montesquieu's politisches System das Evangelium der höheren Stände.

Eine ganz besondere Bedeutung erhielt das Buch dadurch, daß bei der zweiten Ausgabe desselben fast alle gemäßigten Männer in Frankreich und England, die sich mit Geschichte und Staatswissenschaft beschäftigten, dem Verfasser Aenderungen und Verbesserungen angaben. Das Buch kann daher in seiner zweiten Auflage gewissermaaßen als das Ergebniß der Bemühungen aller jener edeln Freunde gemäßigter Freiheit angesehen werden, welche eine Veränderung der bestehenden Regierung wünschten, ohne doch, wie Voltaire und seine Schule, blos negativ und zerstörend wirken zu wollen oder, wie Rousseau und seine Anhänger, sich ganz vom Historischen und Wirklichen zu entfernen. Montesquieu ward auf diese Weise ein historisches und politisches Orakel seiner Zeit; die Besseren unter den sogenannten Philosophen schworen zu seiner Fahne, und wandten mit ihrer bekannten Dialektik seine Sätze für ihre Zwecke an. Uebrigens war die unmittelbare Wirkung des Geistes der Gesetze verhältnißmäßig nicht groß, weil man auf dem Continent zu sehr gewohnt war, das Volk zu verachten und gewissermaaßen ein Verbrechen darin zu sehen, wenn Jemand, ohne ein Beamter zu sein, sich um Staatsangelegenheiten bekümmerte. Auch war man in Frankreich mehr gegen die Aristokratie, als gegen die Monarchie erbittert. Dagegen ward der Geist der Gesetze 30 Jahre nach seiner Erscheinung ein allgemeines Handbuch der Staatsweisheit, und in der französischen Revolution erkennt man allenthalben die Wirkung der von Montesquieu gegebenen Winke, obgleich in der ersten Zeit der Revolution die Partei der Feuillants, der Anhänger einer gemäßigten Monarchie, gerade darum unterging, weil sie sich von Montesquieu's Grundsätzen nicht lossagen wollte. Als der Feudal-Adel endlich erkannte, daß er rettungslos verloren sei, ward Montesquieu der Anker des sich neu gestaltenden Baronenthums in Frankreich, sowie des ehemaligen Reichsadels in Deutschland, und Beide citirten, wenn sie sich zum Disputiren oder Bücherschreiben herabließen, den Geist der Gesetze ebenso, wie die Pietisten die Bibel.

3. Französische Schriftsteller in der Umgebung Friedrich's des Großen.

Ehe wir auf Rousseau übergehen können, müssen einige Bemerkungen über die ersten Apostel des Hohnes und Spottes oder der von Voltaire gepredigten Lehre gegeben werden, welche Friedrich der Große aus Holland zu sich berief, sowie über die sogenannten Geistes- und Witz-Kreise in Paris, welche für ganz Europa eine große Bedeutung erhielten.

Jene von Friedrich dem Großen begünstigten Spötter waren größtentheils Leute, die sich aus Frankreich nach Holland geflüchtet hatten und dort Bücher schrieben, welche allen Verboten zum Trotz in Frankreich verbreitet wurden. Sie waren insgesammt unbedeutende Männer, die blos durch einige zufällige Umstände eine historische Wichtigkeit erlangt haben. Erstens herrschte nämlich in Frankreich unter Fleury's Verwaltung ein frömmelnder Ton, in welchen jeder, der versorgt sein wollte, mit einstimmen mußte; man suchte sich also im Verborgenen zu entschädigen, und griff zu den an sich unbedeutenden, aber das Gegentheil aufgezwungener Frömmigkeit athmenden Schriften jener Flüchtlinge, welche dadurch ein unverdientes Ansehen erhielten. Zweitens muß die Aufnahme, welche diese Schriften im Publikum fanden, auch von dem Umstande hergeleitet werden, daß der größte Mann des Jahrhunderts ihre Verfasser hegte. Endlich verhalf ihnen auch noch die orthodoxe gelehrte Welt selbst zu größerem Ansehen; denn da die unverständigen Anhänger des Alten in Frankreich und Deutschland sich mit lautem Geschrei gegen jene Schriften erhoben, ohne doch mit ihren schwerfälligen Waffen die leichtbewaffneten Spötter erreichen zu können, so bewirkten sie durch ihre Angriffe nichts Anderes, als daß das Volk erst recht aufmerksam gemacht wurde. Was übrigens das Verhältniß dieser Schriftsteller zu Friedrich dem Großen betrifft, so fand der Letztere im Kreise dieser Leute Erholung und Erheiterung; er hatte aber von der Begünstigung französischer Schriftsteller außerdem auch einen großen politischen Vortheil, ohne daß er selbst diesen beabsichtigt hätte. Er gewann nämlich dadurch die französische Nation, deren Regierung ihm feindlich war, für sich und erwarb sich zugleich den Ruhm, auf der Höhe der Bildung und des Zeitgeistes zu stehen.

Fragt man nach dem Charakter und eigentlichen Werth dieser Berliner Franzosen, so können die zwei bekanntesten von ihnen, der Arzt La Mettrie und der Marquis d'Argens, uns am besten zeigen, wie wenig dieselben in geistiger und sittlicher Hinsicht ausgezeichnet waren. Der Erstere war ein sehr unwissender Mensch, hatte aber die Keckheit, fremde Erfindungen und Wahrnehmungen für die seinigen auszugeben, und brachte den Spott und Witz eines Voltaire und Anderer in ein förmliches System der Sittenlosigkeit und groben Sinnlichkeit. Alle seine Schriften sind auf widrige Weise mit trostlosen Lehren des Lasters angefüllt, und diese werden mit solcher Heftigkeit vorgetragen, daß selbst der Marquis d'Argens sagte, La Mettrie predige die Lehre des Lasters mit der Unverschämtheit eines Narren. La Mettrie's Bücher wurden in Paris auf Befehl des Parlaments, in Leyden durch den Magistrat der Stadt verbrannt. Als er ebenso aus Holland,

wie früher aus Frankreich, vertrieben wurde, ließ Friedrich der Große ihn nach Berlin kommen. Hier war er dann bis zu seinem Tode einer der Gesellschafter des Königs, und wußte sich als Schmeichler und Spaßmacher bei diesem so sehr beliebt zu machen, daß Friedrich nach La Mettrie's Tode sogar eine Lobrede auf ihn schrieb. Um dies erklärlich zu finden, muß man bedenken, daß Friedrich gerade zu der Zeit, als er mit La Mettrie in Verkehr trat, gegen das Treiben der Frömmler, Heuchler und Pedanten, welche unter seinem Vater geherrscht hatten, am heftigsten aufgebracht war und sich in der Gesellschaft witziger Franzosen für die Langeweile entschädigte, die er als Kronprinz hatte erdulden müssen.

Der Marquis d'Argens war in seiner Jugend Advokat und Officier gewesen, und hatte sich nachher durch Ausschweifungen, Schulden und Hader mit seiner Familie genöthigt gesehen, nach Holland zu gehen. Hier ernährte er sich damit, daß er schriftstellerische Speculationen auf den Geist der Zeit machte. Er verfertigte nämlich Bücher, welche in Voltaire's und Montesquieu's Manier geschrieben waren. Durch die große Dreistigkeit, mit welcher d'Argens die hergebrachten Meinungen und das herrschende System angriff, erwarb er sich den Beifall Voltaire's, und dieser empfahl ihn dem König Friedrich, der ihn dann an seinen Hof zog. d'Argens blieb bis an seinen Tod bei Friedrich, ward als Marquis und wegen seiner feinen Manieren, sowie weil er nicht mehr zu bedeuten strebte, als Friedrich an ihm haben wollte, der Vertraute desselben, und erhielt, da seine Bücher Glück machten, sogar die Stelle eines Directors der Klasse der schönen Wissenschaften an der Berliner Akademie. Uebrigens hatte er sich in seinem früheren Lebenslauf Menschenkenntniß erworben und viele Erfahrungen gesammelt. In Frankreich kannte man ihn nur dem Namen nach; für Deutschland dagegen ist er dadurch bedeutend geworden, daß er dort als Apostel eines neuen Evangeliums wirkte. Diese seine Wirksamkeit hatte für die deutsche Litteratur eine wohlthätige Seite. Der große Einfluß des Marquis und seine Stellung bei der Berliner Akademie erweckten nämlich, in Verbindung mit seiner Sophistik und seiner Oberflächlichkeit, die sich hinter eine große Belesenheit zu verstecken suchte, in Berlin sogar bei denjenigen Unwillen, welche aufs Heftigste gegen das Alte stritten, und diese machten daher Partei, um deutschen Ernst gegen französische Leichtfertigkeit und Seichtigkeit in Schutz zu nehmen.

4. Geistreiche Kreise (Bureaux d'esprit) in Paris.

Ein für die fortschreitende Bildung der Franzosen und für das Schicksal ihres Staates sehr wichtiger Umstand war das Verhältniß, in welches vom Anfange des 18. Jahrhunderts an der Hof zur Litteratur

und damit auch zugleich zur Stadt Paris kam. Bis zu jener Zeit hatte der Hof, welcher bekanntlich von Ludwig XIV. an bis zur Revolution nicht in Paris, sondern in Versailles seinen Sitz hatte, ebenso die Bildung, die Mode und den gesellschaftlichen Ton, wie den Staat beherrscht. Dies fing schon in der letzten Zeit Ludwig's XIV. an sich zu ändern; unter Ludwig XV. aber trennte sich der Hof völlig von der Bildung und Litteratur. Ja, unter dem letzteren König ward sogar die Stimme der Stadt Paris zur Opposition, und diese Opposition machte sich als Organ dessen, was Bedürfniß der Zeit und des Landes war, geltend. Der Cardinal Fleury nämlich, welcher 17 Jahre lang die Regierung leitete, betrachtete Alles als sündlich, was wie weltliche Wissenschaft oder Unterhaltung aussah, und begünstigte die Geistlichen, die Schulgelehrten und den Ton der Zeiten Ludwig's XIV. Der König selbst hatte von Jugend an nur für die religiösen Ceremonieen, die Jagd und die schönen Frauen Interesse. Seine Gemahlin, Stanislaus Leseinsky's Tochter, war neben sonstigen trefflichen Eigenschaften beschränkt an Geist, ganz von den Jesuiten abhängig und einer unverständigen Bigotterie ergeben. Von Ludwig's XV. Maitressen suchte freilich die Pompadour, als sie bemerkte, wie wichtig die Schriftsteller nach und nach geworden seien, sich das Ansehen zu geben, als wenn sie etwas für dieselben thun und der Litteratur ein Interesse schenken wolle; aber theils war auch sie ohne allen Sinn für das Schöne, theils wollten die besseren Gelehrten sich nicht gefallen lassen, was ein Marmontel und Andere, die allerdings Gunstbezeugungen von ihr erhielten, sich gefallen ließen. Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß die Litteratur und der große Einfluß, den dieselbe gerade damals auf das Volk übte, dem Hofe und den Ministern entzogen wurden, und daß dagegen die Nation fortan ebenso den tonangebenden Gelehrten und vornehmen Herren und Damen in Paris huldigte, wie früher den Ministern.

Es bildeten sich damals in Paris gewisse von Damen geleitete Kreise, welche die Herrschaft über die Litteratur an sich zogen und dadurch eine große historische Bedeutung für die europäische Bildung erlangten. Daß wir diese Privatgesellschaften und die Damen, in deren Häusern sie gehalten wurden, mit der allgemeinen Geschichte von Europa in Verbindung bringen müssen, ist eine Sache, welche, so sehr sie auf den ersten Blick befremdet, dem Charakter eines Zeitalters entspricht, dessen wichtigste Angelegenheiten im Kabinet von Maitressen ausgemacht wurden. Jene Pariser Privatgesellschaften waren nicht sittlicher oder sittsamer, als der Hof von Versailles, dessen Gedanken sich nur um Lustbarkeiten, Jesuiten und Proceſſionen, um Dirnen und Kuppler drehten; aber sie huldigten dem Zeitgeiste, unter-

hielten sich mit Spott und Witz, und führten Krieg mit allem dem, was von der Regierung und der Geistlichkeit begünstigt wurde. Sie erhielten daher einen entscheidenden Einfluß auf die Litteratur, und die Damen, welche die berühmten Schriftsteller an sich zogen und bewirtheten, wurden dadurch für die politische und litterarische Welt des 18. Jahrhunderts ebenso wichtig, als Richelieu und Colbert für das 17. gewesen waren.

Wir wollen die Namen der berühmtesten dieser Damen anführen und nur einige wenige Bemerkungen hinzufügen, durch welche das oben Gesagte nachgewiesen und anschaulich gemacht werden soll. Die erste Dame, welche einen solchen litterarisch-gesellschaftlichen Kreis in ihrem Hause versammelte, war die Frau von Tencin. Den Kern ihrer geistreichen Gesellschaften bildeten Montesquieu, die beiden Akademiker Fontenelle und Mairan und der damals noch sehr junge Helvetius. Sie selbst war in früheren Jahren durch nichts weniger als durch Sittlichkeit, ja sogar nicht einmal durch die Rücksicht auf ganz gewöhnliche Schicklichkeit ausgezeichnet gewesen; dessenungeachtet erlangte sie ein solches Ansehen, daß sogar Papst Benedict XIV., der als Kardinal oft ihren geistreichen Gesellschaften beigewohnt hatte, einen Briefwechsel mit ihr unterhielt, daß sie ihrem Bruder die Kardinals-Würde zu verschaffen vermochte, und durch diesen einen großen Einfluß am Hofe erlangte.

An Geist und Kenntniß stand dieser Dame die Frau Geoffrin nach, die sich nur durch Haltung, Tact und große Feinheit im Benehmen auszeichnete. Sie verstand von Kunst und Wissenschaft fast gar nichts, konnte noch weniger, als die Frau von Tencin, die bekannte Verachtung, welche oberflächliche Vornehmheit gegen die Wissenschaft hegt, verleugnen, und entsagte für ihre eigene Person dem alten Glauben durchaus nicht, sondern hielt ihre ängstlichen kirchlichen Uebungen nur geheim. Sie zog daher auch die berühmten Schriftsteller blos aus dem Grunde an sich, um mit ihnen vor fremden Fürsten, Ministern und anderen hohen Personen des Auslandes Parade machen zu können. Nichs destoweniger ward sie in ganz Europa berühmt, weil sie einen Theil ihres Einkommens und ihrer Zeit der geistreichen Geselligkeit widmete. Ihr Haus galt als die Schule des guten Tones. Kein angesehener Mann kam nach Paris, ohne sie zu besuchen; alle deutschen Höfe, die der Mode huldigten, bezahlten Correspondenten, um Alles, was an diesem litterarischen Hofe vorgehe, zu erfahren; Katharina II. besoldete einen Geschäftsträger an demselben; der polnische König Stanislaus Poniatowsky lud die Frau Geoffrin nach Warschau ein, und empfing sie dort wie eine große Herrschaft; ja, sogar Maria Theresia zeichnete diese Frau, als dieselbe

auf ihrer Rückreise von Polen nach Wien kam, in auffallender Weise aus. Im Hause der Frau Geoffrin fand sich Alles, was damals ausschließend Geist genannt wurde, vereinigt. Außer den Männern, die der Tencin gehuldigt hatten, versammelten sich dort namentlich alle geistreichen Gelehrten aus Voltaire's Schule und anfangs war sogar Rousseau dort zu finden. Am häufigsten sah man bei der Geoffrin den oberflächlichen Marmontel, den größten Verehrer derselben. Unter den Ausländern, welche zu ihren Gästen gehörten, sind der schwedische Gesandte Creutz und der östreichische Staatsmann Fürst Kaunitz besonders hervorzuheben.

Gleichzeitig mit der Geoffrin spielte die Deffant ihre Rolle. Diese Frau, welche in ihrer Jugend ebenso wenig durch Sittlichkeit ausgezeichnet gewesen war, als die Tencin, übertraf die Letztere und die Geoffrin an Geist und Witz. Auch nahm sie gegen die Gelehrten einen anderen Ton an, als jene beiden Damen; denn sie warf sich zur Richterin über Philosophie und Geschmack auf, und stand in Correspondenz mit Voltaire und dem englischen Schriftsteller Horace Walpole. Unter den Theilnehmern an ihren Gesellschaften waren außer diesen beiden Männern Montesquieu, d'Alembert und der Präsident des Pariser Parlaments, Hénault, die berühmtesten. Die Deffant ward übrigens, wie die Geoffrin, ihren gelehrten Freunden später untreu; denn sie mißbilligte die Heftigkeit, mit welcher diese das Bestehende angriffen, indem sie die Freiheit des Urtheilens zwar für sich und ihre Freunde, die Reichen und Vornehmen, genießen, nicht aber den gemeinen Leuten zugestanden und verkündigt haben wollte.

Als sie später einen großen Theil ihres Vermögens verlor und blind ward, bezog sie eine Wohnung in einem geistlichen Stifte zu Paris, fuhr aber fort, Gelehrte und Dichter bei sich zu vereinigen. Sie nahm damals, um der Unterhaltung mehr Leben zu verleihen, ein armes Fräulein, die l'Espinasse, zu sich, welche jung, liebenswürdig, lebhaft und beweglich war. Da die Deffant in ihren älteren Tagen bitter und zugleich egoistisch gefühllos ward, so kam es zwischen den beiden Damen bald zu einem Bruche; und man kann daraus, daß dieser Bruch gewissermaaßen als ein europäisches Ereigniß angesehen ward, erkennen, welche Bedeutung damals solche Damen und ihre Gesellschaften hatten. Die l'Espinasse bildete, als sie sich von ihrer bisherigen Gönnerin getrennt hatte, einen neuen Kreis für geistreiche Unterhaltung; und es bestanden also in Paris neben einander zwei tonangebende Tribunale, deren Urtheile durch Briefe in alle Länder verbreitet wurden. In dem Kreise, der sich um die l'Espinasse versammelte, führten d'Alembert und Diderot das Wort.

Auch der nachherige Minister Turgot war Mitglied dieses dreisteren Kreises von Männern, welche später unter dem Namen der Encyklopädisten berühmt und berüchtigt geworden sind.

Andere witzige Pariser Gesellschaften müssen hier übergangen werden. Wir bemerken nur, daß in etwas späterer Zeit der Baron Holbach an seiner reich besetzten Tafel alle diejenigen vereinigte, welche jeder Art von Religion, sowie jeder Sittlichkeit offen den Krieg erklärt hatten. Dieser pfälzische Baron (geb. 1723) ist durch die rein materialistische Theorie, welche der in seinem Hause versammelte Kreis von Epikureern verbreitete, ebenso berühmt geworden, wie nachher in der Revolution der preußische Baron Klotz durch den Wahnsinn seiner Gottesleugnung und seiner allgemeinen Republik. In diesem Kreise fand Diderot sein rechtes Element; d'Alembert dagegen, welcher anfangs auch zu demselben gehörte, zog sich bald wieder zurück. Auch der gothaische Geschäftsträger Grimm, welcher damals noch ein Bürgerlicher war und bei dem Grafen von Friese als Secretair in Diensten stand, bewirthete die geistreichen Herren. Anfangs gehörten sowohl Rousseau als Büffon zu den beiden erwähnten Gesellschaften; der Eine wie der Andere zog sich aber nachher von ihnen zurück.

5. Rousseau in der früheren Zeit seines Wirkens.

Von den zuletzt genannten Männern heben wir zuerst Rousseau hervor, obgleich er ebenso wie Montesquieu während seiner Lebenszeit weniger Gehör fand, als Holbach, Diderot, d'Alembert und Helvetius, welche nicht von einem entarteten, selbstsüchtigen Geschlechte eine ihm unmögliche Tugend forderten. Jene Zeit war eine Zeit der Bewegung und des Ueberganges; in solchen Zeiten aber findet nur die Leidenschaft Anhänger, und blos die Extreme sind im Stande, Parteien zu bilden, während dagegen jeder vermittelnde Versuch scheitert.

Rousseau's Hauptbedeutung besteht darin, daß er Religion, Erziehung und häusliches Leben, also die wesentlichsten Dinge, zu reformiren suchte. Um Rousseau's Verhältniß zu seiner Zeit, sowie seine Tendenz, welche von der der berühmtesten Pariser Gelehrten ganz verschieden war, richtig zu beurtheilen, muß man, ohne alle Rücksicht auf seinen Privat-Charakter, den zwiefachen Umstand ins Auge fassen, daß Rousseau nicht durch Geburt, sondern nur durch die Sprache Franzose war, und daß er nicht, gleich den Sophisten der Akademie, in Paris sein Glück zu machen suchte. Rousseau war in Genf geboren (1712), der Sohn eines Uhrmachers, und hatte seine Erziehung und erste Bildung unter Protestanten und in einer Republik erhalten, in welcher damals noch strenge religiöse Zucht, ernste Sittlichkeit, Einfachheit und Häuslichkeit bei großem Reichthum, mit einem Worte ein Leben nach der Natur und in der Natur bestand. Die Eindrücke der Kindheit und Jugend

wirken bekanntlich bei jedem Menschen um so mächtiger ein, je stärker der Contrast ist, den die guten oder bösen Eindrücke des späteren Lebens mit ihnen bilden; auf Rousseau mußten aber die idealisirten Jugend-Erinnerungen noch stärker wirken, als auf jeden Anderen, weil er seiner innersten Natur nach einen ganz anderen Weg einschlug, als die Schmarotzer und Schwätzer der großen Welt, aus denen die Mehrzahl der sogenannten genialen Philosophen bestand. Er kam zwar ebenfalls in die Kreise der Vornehmen, Begüterten und Geistreichen; aber er konnte sich nicht, wie Diderot und Marmontel, zu jener industriellen Art von litterarischer Thätigkeit verstehen, welche ihm die Mittel gewährt hätte, sich unter reichen Leuten mit Anstand zu bewegen. Außerdem besaß er auch zu viel edeln Stolz, um die Rolle eines bloßen geduldeten Schmarotzers zu spielen, der mit Fertigkeit der Zunge, mit Witz und mit Geist die Zeche bezahlt. Dadurch entging Rousseau einer Klippe, an welcher damals die edelsten Geister scheiterten: er lernte das sogenannte höhere Leben durch unmittelbare Anschauung kennen, ohne dabei selbst ein Weltmann zu werden.

Rousseau hatte ferner nie einen regelmäßigen Schulunterricht genossen, wie alle übrigen Philosophen und Belletristen seiner Zeit, welche insgesammt nach der alten Methode geübt und erzogen worden waren. Er war Autodidakt, holte sich seine historischen Kenntnisse aus dem Plutarch, seine poetische Bildung aus Romanen, und studirte später mit hartnäckigem Fleiß die verschiedenartigsten Dinge. Mit diesem Umstande hängt die Richtung seines Talentes und sein Widerwille gegen Staats- und Facultäts-Gelehrte enge zusammen. Hierzu kam noch, daß seine äußeren Verhältnisse und die angeborenen Eigenthümlichkeiten seiner Natur ihn in die sonderbarsten Schicksale und Abenteuer verwickelten. Er trat schon in früher Jugend vom Protestantismus zum katholischen Glauben über, den er später wieder mit jenem vertauschte, war eine zeitlang Bedienter, dann Jahre lang der Günstling einer vornehmen Dame, nachher wieder Notenschreiber, hierauf Secretär eines Gesandten u. s. w. In diesem Wechsel seiner Geschicke und Lebenskreise büßte er schon sehr früh die Einfalt der Sitten, die Tugend und Unschuld ein, deren eifrigster Vertheidiger er in seinem höheren Alter ward.

Als Rousseau gegen 1745 nach Paris kam, suchte er, wie alle angesehenen Schriftsteller jener Zeit, Voltaire's Protection. Er erlangte dieselbe, und ward außerdem auch von Diderot und Anderen, welche damals das unter dem Namen der Encyklopädie bekannte große Werk ausarbeiten, als guter Verbündeter angesehen. Diese Männer führten ihn in die Salons ein. Um sich einen Anspruch an eine Auszeichnung zu erwerben und zugleich einen Platz in den Salons zu sichern,

beantwortete er 1750 eine Preisfrage. Bei dieſer Gelegenheit änderte er plötzlich ſeine ganze Denk- und Lebensweiſe. Die von ihm bearbeitete Preisaufgabe war von der Akademie zu Dijon geſtellt worden, und beſtand in der Frage, ob die in den letzten drei Jahrhunderten ſtatt gefundene Wiederherſtellung der Wiſſenſchaft des Alterthums zur Verbeſſerung der Sitten beigetragen habe. Rouſſeau faßte dieſe Frage philoſophiſch auf, und wandelte ſie in die allgemeine Frage um, ob der Menſch überhaupt durch Bildung moraliſch beſſer werde. Er beantwortete ſie mit Nein und erhielt, obgleich die Akademie in der Hauptſache nicht ſeiner Meinung war, wegen des Scharfſinns, der Kraft und Beredtſamkeit, mit welcher der Gegenſtand durchgeführt worden war, den Preis. In dieſer Preisſchrift ſprach Rouſſeau zum erſten Male die Grund-Idee aus, von der er ſich nachher ebenſo im Leben wie in allen ſeinen anderen Arbeiten leiten ließ, daß nämlich der Naturzuſtand des Menſchen die Grundbedingung ſeiner Sittlichkeit und ſeines Glückes ſei, und daß das Heraustreten aus demſelben, alſo auch die wiſſenſchaftliche Ausbildung, die Urſache alles Verderbens und alles Unglückes der Menſchheit ſei. Dieſen Satz hatte Rouſſeau nicht allein ſein ganzes Leben hindurch mit einem Enthuſiasmus, wie er nur aus eigener und wahrer Ueberzeugung hervorgeht, gepredigt, ſondern auch mit Aufopferung aller Güter, ja ſelbſt bis zur Thorheit anzuwenden und durchzuführen geſucht. Es war daher jene Preisſchrift Rouſſeau's ebenſowohl für ihn ſelbſt, als für die Welt ein Ereigniß von großer Bedeutung. Auch hat er ſelbſt ſpäter ausgeſprochen, daß das ganze Verhältniß, in welchem ſeine Schriftſtellerei zu ſeiner Zeit ſtehe, ſich an jene Schrift anknüpfe. Was die Bedeutung derſelben für die Welt angeht, ſo traf die Richtung, welche Rouſſeau in ihr nahm, ſo ſehr mit dem ſich überall regenden Bedürfniſſe einer radikalen Verbeſſerung zuſammen, daß er nothwendig Prophet der neuen Welt und Zeit werden mußte. Uebrigens hat Rouſſeau in jener Schrift, wie in ſeinen ſpäteren Werken, ſein Syſtem als Dialektiker und Rhetoriker aufgeſtellt und durchgeführt. Er geht von einem beſtimmten Satze aus, an welchen, wenn er einmal zugeſtanden iſt, alle übrigen Behauptungen ſich folgerecht anreihen. Außerdem ſtützte er ſich auf eine unkritiſche, rhetoriſche und romanhafte Behandlung der Geſchichte, indem er bei den Spartanern, bei den Römern der früheren republikaniſchen Zeit, bei den Hottentotten, den Ladronen und anderen Wilden die Ueberbleibſel ſeines Menſchheits-Ideals zu finden glaubt. Er führte endlich ſeine Hypotheſen mit hinreißender Kraft der Darſtellung und mit der Beredtſamkeit einer wahren Ueberzeugung aus. Dem letzteren Umſtande, ſowie dem Reize, welche jede ganz neue Idee hat, und der Eigenſchaft der meiſten Gebildeten, daß ſie nur der Ueber-

redung zugänglich, nicht der Ueberzeugung fähig sind, ist es zuzuschreiben, daß Rousseau's Lehre Eingang gefunden hat.

Nicht lange nach dem Erscheinen dieser Preisschrift verfaßte Rousseau eine Schrift über die französische Musik (1753), durch die er sich zwar sehr viele Feinde, aber auch sehr großen Ruhm erwarb. Es war ihm also jetzt der gewöhnliche Weg gebahnt; er schlug jedoch diesen nicht ein, sondern wählte einen ganz anderen, den des Entbehrens. Er zog sich vom Pariser Leben zurück. Mag hierbei auch Eitelkeit mit im Spiele gewesen sein, so war diese doch dem Wesen des Weisen weit näher verwandt,als der Ehrgeiz vornehmer Sclaven und die Schmarotzer-Neigung der berühmten Akademiker.

Im Jahre 1753 gab dieselbe Akademie, welche Rousseau's erste Preisschrift veranlaßt hatte, ihm auch Gelegenheit, seinen Hauptgedanken oder den Grundirrthum seines Geistes weiter auszuführen und zugleich mit einem damals ganz unerhörten demokratischen System zu verbinden. Dies geschah durch die ebenfalls gekrönte Preisschrift über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Rousseau widmete dieselbe in einer sehr würdigen Dedication dem Magistrat seiner Vaterstadt Genf, die ihm durch die lebhafte Erinnerung an seine Jugendzeit und an den Genuß der Natur das Ideal eines Gemeinwesens geworden war. Er erklärt in dieser Schrift alle Ungleichheit der Menschen für eine Folge der Entartung, welche durch das Zusammenleben entstehe, und leitet jede gesellschaftliche Ordnung vom Mißbrauche der Gewalt auf der einen Seite und von der Schwäche auf der anderen ab. Er nimmt an, daß die auf solche Weise entstandene Ungleichheit die schrecklichste Verwirrung hervorgebracht habe, und fügt dann im Widerspruch mit allem dem, was wir von den Urstaaten wissen, die Behauptung hinzu, jener Kampf habe das Bedürfniß eines Vertrages erzeugt, und auf diesem beruhe die Entstehung des ersten Staates. Rousseau schlägt also auch hier den Weg der Theorie ein, nicht den der Erfahrung und Untersuchung des wirklich Geschehenen, welcher allein über Staat und Staatsverfassung Aufschluß geben kann; er jagt dem blos Allgemeinen nach, welches nirgends ist und war. Die Wirkung der mit hinreißender Beredtsamkeit geschriebenen zweiten Preisschrift Rousseau's konnte, bei einem mit seinem Zustande unzufriedenen Geschlechte, keine andere sein, als die, daß man auf folgende Schlüsse kam: der gegenwärtige Zustand der Geselligkeit unter den Menschen ist unnatürlich und die Entwickelung der höheren geistigen Anlagen für den Menschen nachtheilig; der Zustand des physischen Wohlbehagens dagegen ist der normale. Solche Vorstellungen mußten aber nothwendiger Weise zur Idee eines ganz anderen Staatsgebäudes führen, als dasjenige war, welches die da-

malige Welt bei Montesquieu bewunderte, zumal da Rousseau als Denker und als Schriftsteller dem Wortführer der Aristokratie weit überlegen war. Man kann daher jene dem Umfange nach kleine Schrift Rousseau's ein an die Gebildeten erlassenes heftiges Manifest gegen die ganze bestehende gesellige Ordnung nennen.

Rousseau selbst, vom Ruhme berauscht und von der Phantasie fortgerissen, glaubte eine philosophische Erlösung des Menschengeschlechtes hoffen zu dürfen, wenn seine Ideen unbedingt durchgeführt würden. Er machte daher unmittelbar nachher den Entwurf zu zwei Werken, vermittelst deren er seine Ideen zu begründen und in alle Adern des Lebens zu treiben gedachte. Diese Werke waren die neue Heloise (1761) und der Contrat social (1762). In dem letzteren Buche legte Rousseau das nach seiner Art wissenschaftlich begründete neue System eines Staates nieder, der sich zu Montesquieu's Staat ebenso verhielt, wie die sogenannte gute Gesellschaft in Paris zu den nach Rousseau's Theorie gebildeten Menschen. Das erstere Werk dagegen, welches noch vor jenem erschien, sollte in der Form eines Romans die ganze Lebensansicht Rousseau's, die ihm eigenthümliche Moral und Sentimentalität, seine Gedanken über Familienleben und Naturgenuß, über Leidenschaft und vorurtheilsfreie Tugend, über das Pariser Leben und die Pariser Philosophen, über die Religion und die Kirchenlehre unter das eigentliche Volk bringen und diesem empfehlen. Es ist hier nicht möglich, den Inhalt beider Werke im Einzelnen anzugeben; wir müssen uns vielmehr begnügen, blos anzudeuten, was Rousseau's Haupt-Tendenz war, und worin der Grund der großen, sogar noch jetzt fortdauernden Wirkung und Bedeutung, welche beide Schriften erhalten haben, zu suchen ist.

Der Inhalt des Contrat social knüpft sich an den Hauptgedanken der beiden Preisschriften Rousseau's an, oder mit anderen Worten, er geht von jenem Ur-Vertrage aus, auf welchem die Entstehung des Staates beruht haben soll, von dem aber auch hier nicht nachgewiesen ist, daß er zu irgend einer Zeit und an irgend einem Orte wirklich geschlossen wurde. Auf diesem Satz baute Rousseau mit dialektischer Spitzfindigkeit, mit rhetorischen Mitteln und mit zusammengerafften Notizen und Beispielen ein glänzendes Gebäude auf, dessen Unhaltbarkeit nur derjenige nachzuweisen vermag, der die schlechte Beschaffenheit des Fundamentes erkannt hat. Der praktische und historische Sinn, welcher einem Gründer von Staaten eigen sein muß, mangelt dem Verfasser gänzlich. Obgleich daher Rousseau selbst in der Einleitung sagt, man müsse die Menschen so nehmen, wie sie seien, und die Gesetze so, wie sie sein könnten, so geht er doch nicht von dem wirklichen Leben und von den bestehenden Verhältnissen, sondern von einem

bloßen Begriff, einer Abstraktion aus. Er schafft also ohne Rücksicht darauf, daß der wirkliche Staat von unzähligen Zufälligkeiten abhängt, nichts als weitere unpraktische Abstractionen oder, wenn man es so lieber nennen will, ein unausführbares Ideal. Es war ihm auf diese Weise leicht, der Lehre Montesquieu's von der constitutionellen Monarchie die Idee der Volks-Souverainetät und der Demokratie entgegen zu stellen und, statt der von jenem empfohlenen englischen Verfassung, die Einrichtungen kleiner Schweizer Kantone auf ganze Nationen anwendbar zu finden.

Rousseau's ganze Theorie von dem Staat und seiner Verfassung hat durchaus keinen praktischen Werth in einer Welt, die sich nicht mehr construiren läßt, sondern schon vor Jahrtausenden construirt war. Nichtsdestoweniger hatte sie für die neuere und neueste Geschichte die größte historische Bedeutung erhalten. Sie ist nämlich nicht, wie so viele andere Theorieen und Systeme, innerhalb des Kreises der Schulen geblieben, sondern in den Geist der Menschen eingedrungen. Hierzu wirkten verschiedene Ursachen mit. Rousseau ward nämlich erstens durch seine Romane der Apostel der sogenannten Gebildeten. Außerdem mußte nicht nur die Kühnheit einer den Forderungen der Zeit entsprechenden Speculation und die Form ihrer Abfassung, sondern es mußten auch die Bewegungen, welche noch vor der französischen Revolution in Nordamerika, in Polen, in Korsika und in Genf statt fanden, den Lehren des Contrat social nothwendig Eingang verschaffen. Hierzu kommt endlich noch, daß die Menge in allen Zeiten und unter allen Umständen sich freut, wenn aus einem Begriffe eine Reihe anderer folgerecht abgeleitet wird, daß sie sich von einer solchen Demonstration unbewußt hinreißen läßt und gar nicht daran denkt, daß im Leben und für das Leben ein Begriff kein Ding ist. Die größte Bedeutung erhielt das Werk in der französischen Revolution und durch seine Beziehung auf dieselbe. Während der dieser unmittelbar voraufgehenden Zeit drang nämlich Rousseau's Lehre in das Volk ein, und es wurden damals gerade die edelsten Seelen durch Rousseau's Dialektik und Idealität irre geleitet. Die Männer, welche dann 1793 die Herrschaft in Frankreich erhielten, waren ebensosehr von Rousseau's Contrat social erfüllt, wie diejenigen, welche die Verfassung des Jahres 1791 gemacht hatten, von Montesquieu's Geist der Gesetze. Sogar jetzt noch wurzelt Rousseau's Lehre im Volke und bildet in einer Form, welche Rousseau selbst vielleicht verwerfen würde, den Schrecken der französischen Regierung.

Den vor diesem Werke erschienenen Roman, die neue Heloise, hat Rousseau nach seiner eigenen Versicherung in der Absicht geschrieben, die Haupt-Idee seiner beiden Preisschriften und seine mit ihnen zu-

sammenhängenden Ansichten über Menschheit und Menschlichkeit, über Liebe und Natur, über Moral, Religion und Leben in unmittelbarer Anwendung zu zeigen. Der Roman selbst als solcher ist das am wenigsten Bedeutende an dem Werke; die Hauptsache sind die demselben beigegebenen Briefe, weil in ihnen Rousseau seine Ansichten und diejenige Art von Empfindung und Leidenschaft, welche er aus Erfahrung kannte, ausspricht, und weil sie als Theile eines allgemein gelesenen Romans eine größere Verbreitung und Wirkung erhielten, als sie für sich allein hätten erhalten können. Diese Wirkung mußte um so größer sein, da zu Rousseau's Zeit noch nicht, wie in unseren Tagen, ein Roman und ein heftiger Eindruck den anderen verdrängte und dadurch auslöschten. Von den früher erwähnten Romanen Richardson's und Fielding's unterscheidet sich die neue Heloise dadurch, daß Fielding, der es mit der derbsten Wirklichkeit zu thun hat, sich auf das Moralisiren nur wenig einläßt, und daß Richardson, mit dem es sich hierin anders verhält, nichts als die Gewohnheitsmoral seiner Kirche und seines Volkes vor Augen hat, während dagegen Rousseau sich eine eigene Moral schafft und durchaus nur das, was er selbst empfunden und erlebt hat, dem Leser vorführt.

Rousseau's neue Heloise wirkte auf seine Zeitgenossen in weit höherem Grade, als jemals ein anderer Roman auf die Menschen gewirkt hat, und dies hauptsächlich auch aus dem Grunde, weil Rousseau hier nicht als Sophist und Rhetor auftritt, sondern aus voller und inniger Ueberzeugung spricht. Der mächtige Eindruck, den die neue Heloise machte, läßt sich höchstens etwa mit der Wirkung vergleichen, welche einst Göthe's Werther in Deutschland hatte. Durch Rousseau's Roman wurden einerseits nicht nur alle Anhänger des Alten, sondern auch die Sophisten der neueren Lebensansicht und die zahlreichen Vertheidiger einer genialen, witzigen und schwelgenden Cultur gegen den schwärmerischen Verkündiger einer entgegengesetzten Weisheit in Harnisch gebracht. Andererseits aber — und hierin bestand die Hauptwirkung — ward jenes Buch ein Orakel der Zeit, und wirkte als solches auf den besseren Theil der Stände, welcher das Bedürfniß einer Reformation der Sitten, des Lebens und der Regierung empfand. Namentlich wurde durch die neue Heloise eine ganz andere Klasse von Menschen gegen die alte Ordnung des Lebens eingenommen, als diejenige war, welche einen Voltaire, Diderot und Helvetius verehrte. Die edeln und gefühlvollen Menschen nämlich, die in jener Zeit des Erwachens zu einem neuen Leben das Steife, Erkünstelte und Entartete verbannt und die Menschen wieder der Natur näher gebracht haben wollten, schauderten vor einem Voltaire und Anderen, welche mit bitterem Hohn und Spott nur auf Zerstörung auszugehen schie-

nen; sie wandten sich aber dem Verfasser der Heloise zu, welcher statt der starren und öden Dogmatik eine Religion des Herzens und statt der alten Katechismus-Moral eine Tugend des Gefühles verkündigte. Uebrigens hat auf der anderen Seite die Heloise, besonders in Deutschland, auch unzählige schlechte Nachahmungen und eine Fluth von elenden sentimentalen Romanen und Schauspielen hervorgerufen, durch welche ein kränkliches Spielen mit Gefühlen, ein albernes Schwätzen über Natur und Naturleben erweckt und fast 30 Jahre lang im Schwunge erhalten wurde.

Die Menschen, mit welchen Rousseau in der Heloise es zu thun hat, gehören nicht dem bürgerlichen Leben an, sondern dem edleren Theile der großen Welt. Rousseau stellt uns also die bessere Seite der damaligen Modebildung dar. Für diese zeichnet er das Gekünstelte und Widernatürliche, das in den Verhältnissen und dem Leben herrschend geworden war, sowie als Gegensatz desselben den idyllischen Reiz eines einfachen Lebens und der Sentimentalität. Wir wollen, um Rousseau's Zweck und Manier anschaulich zu machen, einiges Wenige hervorheben und auf die Wirkung, die sein Buch im Einzelnen gehabt hat, hinweisen.

An einer Stelle des Buches wird jener Gegensatz in Hinsicht auf die Verschrobenheit der durch Etikette und Formen aller Art entstellten Lebensverhältnisse hervorgehoben. Bei dieser Gelegenheit stellt Rousseau diejenige Art von Bildung und Feinheit, welche in der sogenannten guten Gesellschaft herrscht, in ihrer Leerheit und Unnatürlichkeit dar, und führt uns das Ideal eines praktischen Philosophen, eines Gutsbesitzers und vornehmen Hausherrn, auf eine solche Weise vor, daß seine Schilderung einen wohlthätigeren Einfluß gehabt hat, als ganze Bibliotheken von Predigten. Unmittelbar darauf weist er die Verschrobenheit und den entarteten Sinn seiner Zeitgenossen an der Steifheit und Geschmacklosigkeit ihrer Kleider und Gebäude nach, sowie an jener Entstellung der Natur, welche bei den Gartenanlagen Mode geworden war, indem er zugleich durch reizende Schilderungen den Sinn für die Natur und ihre Schönheiten weckt. Schon in Betreff dieser wenigen Dinge läßt sich die mächtige Wirkung von Rousseau's Buch klar machen. Diese Dinge haben sich nämlich seit der Verbreitung des Buches geändert. Alle diejenigen, welche zur neuen Welt gehören wollten, näherten sich der Natur wieder; der alten Baukunst ward zum Siege über die Schnörkel der Hofbaumeister verholfen; und die Gärten vertauschten ihr steifes Aussehen, ihre durch die Scheere des Gärtners gebildeten wunderlichen Baumformen, ihre Beete voll Tulpen und Muscheln mit der die Natur nachahmenden Anlage des englischen Parkstils. Nur der Hof und was zu ihm gehörte, blieb der

alten Etikette, dem ſteifen Ceremoniell, den häßlichen Formen der Wohnung und Kleidung, der altfranzöſiſchen Gartenbaukunſt und der holländiſchen Blumiſterei getreu, wodurch dann die Kluft zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen noch größer gemacht wurde und das Treiben des Adels lächerlicher erſchien.

Ein anderer Theil des Buches iſt beſonders für Genf und für Deutſchland wichtig, weil hier wie dort der Einfluß, welchen Rouſſeau's Sentimentalität hatte, nicht ſobald wieder aus dem conventionellen Leben verſchwand, als in Frankreich. Die alte Kinderzucht nämlich, das Despotiſche, welches im Verhältniſſe der Eltern zu den Kindern herrſchte, die Härte und Strenge, mit der man Adam's Sünde an den Kindern verfolgte, die Entfernung, in welcher man dieſe hielt, und die äußere unnatürlich geſchraubte Ehrfurcht, die ſie den Eltern erweiſen mußten, wurden von Rouſſeau einem ungezwungenen idylliſchen Familienleben entgegengeſtellt, und erſchienen im Vergleich mit dieſem neuen Ideal ſo läſtig und unbequem, daß auch hierin Alles ſich änderte. In unſerem Vaterlande wirkten dazu nicht nur Baſedow, Campe und Andere, welche Rouſſeau's Ideen deutſch umprägten, mit, ſondern auch Claudius, Voß, Hölty und andere Dichter ſtimmten ihre Poeſie nach dem von Rouſſeau angeſchlagenen Tone. Unſer häusliches Leben ward in Folge davon freundlicher und milder, und der Genuß der Natur wurde zuerſt Mode und dann wirkliches Bedürfniß.

Der Erſcheinung der neuen Heloiſe und des Contrat social folgte bald ein anderes Werk Rouſſeau's, welches unter dem Titel „Emil oder über die Erziehung" (1762) eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung alles deſſen enthält, was Rouſſeau in der Heloiſe hier und da über Leben und Lebenseinrichtungen, beſonders aber über Religion und Erziehung ausgeſprochen hatte. Auch dieſe Theorie ward in das Gewand eines Romans gekleidet, und erhielt dadurch eine allgemeine Verbreitung. Väter und Mütter wurden durch die Form angelockt, ein Buch zu ſtudiren, welches nicht nur die durchaus verkehrte Weiſe der Erziehung und des Unterrichts jener Zeit auf das Ueberzeugendſte nachwies, ſondern auch durch den Umſtand, daß Rouſſeau's Erziehungsſyſtem alle Mühe und Sorge aus dem Leben zu entfernen ſchien, einen ungemein großen Reiz erhielt. Unterricht und Erziehung erſchienen nämlich in dieſem Buche wie ein Spiel. Das Kind ſollte ohne Anſtrengung, ohne Schläge, ohne Quälerei mit Büchern erzogen werden, ja ſogar ohne eigene Anlagen Alles auf leichte Weiſe faſſen und begreifen lernen, und dabei nichts in ſich aufnehmen, als was im Leben unmittelbar nützlich war. Am ſtärkſten war die Wirkung dieſes Buches in Deutſchland, weil hier mittelmäßige Köpfe, Enthuſiaſten und Speculanten das, was wie Plato's Republik nur Ideal

sein sollte, der platten Wirklichkeit anzupassen suchten, indem sie einzelne herausgerissene Theile von Rousseau's Dichtung in ein System brachten und als Evangelium der Erziehung ins Leben einzuführen suchten. In Frankreich konnte dies unter der alten Regierung und Hierarchie nicht geschehen. Uebrigens scheint uns der belehrende und positive Theil des Buches am wenigsten Bedeutung zu haben, weil Rousseau den Boden der Erfahrung ganz verläßt; dagegen ist der negative Theil oder der Angriff auf das herrschende System ihm völlig gelungen.

Der Emil beginnt mit dem Satze: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; Alles artet unter den Händen des Menschen aus.“ Rousseau erklärt also gleich anfangs selbst, daß er den Finger der Gottheit nur in der äußeren Natur und ihrem Gesetze, keineswegs aber in der Entwickelung der menschlichen Vernunft und der fortschreitenden Cultur erkenne. Von jenem Satze ausgehend, trägt er dann in abwechselnd erzählender und dialogischer Form sein Ideal von Erziehung und Unterricht vor, welches nachher Männer wie Basedow, Salzmann und Campe in Deutschland zu verwirklichen suchten. Nachher geht er zu derjenigen Religion und Moral über, die er seinem Jünglinge statt der durch Gesetze, Polizei und Gerichtsordnung aufrecht erhaltenen Staats-Religion empfiehlt. Er erklärt sich dabei heftig gegen positive Religionen, nachdem er vorher über die Nothwendigkeit religiöser Gefühle als Stütze der Moralität vortreffliche Bemerkungen gemacht hat. Am bestimmtesten spricht er seine Ansichten über Religion und Christenthum in dem unmittelbar nachher folgenden Glaubensbekenntniß eines savoyischen Pfarreiverwalters (Vicaire) aus.

Dieser Theil des Buches ist es, der das lauteste Geschrei gegen Rousseau erregte. Und zwar erhoben sich nicht nur die starren Jesuiten, die strengen Jansenisten und die kirchlich gläubigen Protestanten gegen ihn, sondern auch die große Zahl der Ungläubigen, welche auf geniale Weise aller Religion und Moral Hohn sprachen. Die Letzteren wurden erzürnt, weil Rousseau ihrem kalten Verstandeswesen eine Religion des Herzens entgegensetzte, weil er die Lehre von Gott, Vorsehung und einem anderen Leben gegen ihren Zweifel in Schutz nahm, und weil er das Gefühl unverdorbener Seelen gegen ihren frechen Witz und Spott zu Hülfe rief. Die Ersteren erbitterte Rousseau dadurch, daß er, wenn auch nicht im Tone jener Spötter, doch gleich ihnen Offenbarungen, Wunder, Eingebungen und den überlieferten Glauben bestritt. Diese Partei ließ sich zur Verfolgung des Verfassers hinreißen, anstatt sich durch seine Stimme warnen zu lassen und den dahingeschwundenen alten Glauben in einem neuen Gewande wieder

herzustellen. Sie erreichte dadurch nichts Anderes, als daß die ganze gebildete Welt sich des Verfolgten annahm, ihn als Apostel und Märtyrer ansah und sich seiner Lehre zuwandte. Zuerst übten die Jansenisten vermittelst des Pariser Parlaments, in welchem sie vorzugszugsweise mächtig waren, ihre Rache aus. Auf Befehl des Parlaments wurde Rousseau's Buch durch Henkershand verbrannt und gegen ihn selbst persönliche Haft ausgesprochen, der er sich jedoch durch die Flucht entzog. Nachher ließ der protestantische Magistrat von Genf die nämliche Justiz gegen das Buch ausüben und den Verfasser verfolgen. Als dieser sich hierauf nach Bern wandte, wiesen auch die dort herrschenden Patricier ihn zurück, und Rousseau fand erst in dem neuenburgischen Dorfe Motiers Travers unter preußischem Schutze eine Zufluchtsstätte. Hier schrieb er gegen den Erzbischof von Paris, der ihn wegen seines Emil in einem besonderen Hirtenbriefe verketzert hatte, den berühmten Rechtfertigungsbrief, welcher in Bezug auf Kraft und Schönheit der Darstellung neben den bekannten Briefen des Junius und den Schriften Lessing's gegen Götze eines der Meisterstücke des 18. Jahrhunderts ist. Rousseau starb, wahrscheinlich durch Selbstmord, 1778 auf einem Landgute zu Ermenonville.

6. Das Theater.

Die Veränderung, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem französischen Theater vorgenommen wurde, ist besonders für uns Deutsche wichtig, weil die damals in Frankreich entstandene Zwittergattung des Drama's, das sogenannte Schauspiel, in Deutschland weit mehr Glück machte, als in Frankreich, und weil die deutschen Dramatiker, welche diese Gattung zu uns verpflanzten, ein Iffland, ein Kotzebue und Andere, sogar noch jetzt mehr Einfluß auf die Menge haben, als ein Lessing, Schiller und Göthe.

In der Tragödie hatten unter den Franzosen Corneille und Racine Alles geleistet, was auf dem sogenannten klassischen Wege sich leisten ließ. Wenn nach ihnen Voltaire sich als Dramatiker geltend zu machen vermochte so beruhte dies blos darauf, daß er dreiste Behauptungen, die man sonst nicht verbreiten durfte, in vortrefflichen Versen auf der Bühne verkündigen ließ. Einen schöpferischen Geist und hohe Poesie wird Niemand ihm zuschreiben wollen; allein seine Nation und seine Zeit forderten auch ächte Poesie nicht. Man muß daher in Voltaire's Tragödien nicht sowohl den Dichter, als vielmehr den Volksredner erkennen, welcher seine Gewandtheit und Feinheit in Betreff der Sprache und des Versbaues benutzte, um auch von der Bühne herab gegen Fanatismus, Buchgelehrsamkeit, Sclavensinn und Despotismus zu wirken.

Das Lustspiel hatte Moliere so meisterhaft behandelt, daß seine

Nachfolger, Regnard und Destouches, eine andere Gattung des Komischen wählen mußten, um nicht durch Vergleichung mit ihm zu viel zu verlieren. Anstatt nämlich die Contraste der menschlichen Natur und Sitte überhaupt an einzelnen Charaktern zu zeigen, stellten sie mit Witz und Kunst Scenen aus dem Leben dar, oder verwandelten dieselben, um Lachen zu erregen, in Karrikaturen. Nachher entfernte sich das Lustspiel in demselben Grade immer weiter von der Poesie, als der Geist der Zeit prosaischer ward und sich dem rein Reellen, dem platt Wirklichen zuwandte. Die Komödie sank zur bloßen geselligen Unterhaltung herab, stellte nur die gewöhnliche witzige oder verdorbene Gesellschaft des Salons dar, und gestaltete sich immer mehr nach dem Bedürfnisse einer entarteten Welt, welche für wahre Kunst keinen Sinn und keine Kraft mehr hatte, sondern vorzugsweise am Witzigen, Schlüpfrigen und Leichtfertigen Gefallen fand.

Diesen Charakter haben mehr oder weniger die Stücke eines Piron, Gresset und Le Sage (1668—1747). Der zuletzt genannte Dichter ist unter uns weniger durch seine Lustspiele, als durch seine Romane bekannt. Von diesen hat der berühmteste, der Gil Blas (1715), keine ausdrückliche Beziehung zur Zeit des Dichters, während dagegen Le Sage's hinkender Teufel (1719), welchem ebenso, wie jenem, ein spanischer Roman zu Grunde liegt, Personen und Verhältnisse des Pariser Lebens unter spanischen Namen und Erzählungen vorführt. Von Le Sage's Komödien ist der Türcaret die bedeutendste, weil er auf meisterhafte Weise die Schattenseite der glänzenden Regierung Ludwig's XIV. darstellt, und uns namentlich die berüchtigten Geld-Speculanten und Blutsauger der letzten Zeit derselben vorführt. Dieses Stück ist übrigens als bloßes Bild des Lebens in Prosa geschrieben, und gehört zu den ersten Lustspielen, welche auch hierin dem Leben näher standen, als der Dichtung.

Das ganze historische Resultat, das sich aus diesen blos andeutenden Bemerkungen ziehen läßt, würde wohl auf folgende Weise kurz ausgedrückt werden können: der religiöse Sinn, der beim großen Publikum vorausgesetzt werden muß, wenn ihm ein Trauerspiel geboten wird, war ebenso wohl geschwächt, als der moralische, der dem Lustspiel seinen poetischen Charakter verleiht. Das Theater stand daher eine zeitlang still. Während dieses Stillstandes kam an der Stelle jener beiden Elemente ein anderes auf. Viele Männer der neueren Richtung nämlich, unter ihnen sogar Voltaire, suchten ein unbestimmtes Gefühl der Menschlichkeit oder der Rührung, also der Sentimentalität, an die Stelle des Pflichtgesetzes und des religiösen Gebotes zu setzen; und das Publikum der Schauspielhäuser, welches nicht mehr erschüttert oder erhoben, sondern gerührt und unterhalten sein wollte,

ſchenkte ihnen Beifall. Auf dieſe Weiſe entſtand das gemiſchte Drama oder das rührende Schauſpiel. Der Dichter La Chauſſée war der Erfinder dieſer neuen Gattung. Vergebens richtete Voltaire den Stachel ſeines Witzes gegen dieſelbe; die Sache war aus dem Geiſte der Zeit hervorgegangen, und ſelbſt ein Voltaire mußte ſich daher den Forderungen des Publikums fügen.

Vollendet wurde die neue Erfindung durch Diderot (1712—1784). Dieſer brachte nämlich die neue Art von Dramen dadurch dem gewöhnlichen Leben näher, daß er in ſeinen Stücken ſich der proſaiſchen Form bediente, während La Chauſſée und Voltaire ihre Perſonen noch in Verſen hatte reden laſſen. Außerdem machte Diderot aber auch, was noch wichtiger iſt, das Rührende und das Romanhafte der Verwicklung zur Hauptſache, und verbannte das komiſche Element ganz. Der bedeutende Einfluß, welchen Diderot auf das franzöſiſche Theater ausübte, hängt mit der ihm eigenthümlichen philoſophiſch-moraliſchen Richtung zuſammen. Diderot war einer von den Männern, welche ſowohl in ihrem Leben als in ihrem Charakter die ſonderbarſten Contraſte zeigten. Er beſaß einerſeits angeborene Gutherzigkeit und ein wahrhaft edles Gefühl, und hatte ſich gute und gründliche Schulkenntniſſe erworben; er jagte aber andererſeits dem bloßen Genuſſe nach, und hegte eine förmliche Verachtung gegen die hergebrachte Sittlichkeit. Dieſe Verachtung entſprang jedoch bei ihm nur aus jenem übermäßigen Widerwillen gegen alle geiſtigen Feſſeln, welcher eine an ſich edle Seele zu ergreifen pflegt, wenn ſie inne wird, daß man ſie lange gegängelt und getäuſcht hat. Später ließ Diderot ſich durch die Umſtände beſtimmen, das, was urſprünglich nur Muthwille geweſen war, zu einer Finanzſpeculation zu machen; und zuletzt wurde er ebenſo fanatiſch für ſeine Art von Lebensphiloſophie eingenommen, wie Rouſſeau für die ſeinige.

Die beiden Schauſpiele ſelbſt, welche Diderot ſchrieb, der natürliche Sohn und der Hausvater, haben an ſich und in Betreff ihres Einfluſſes nur geringe Bedeutung; um ſo mehr wirkt er dagegen durch ſeine dramaturgiſchen Abhandlungen. Dieſe ſind freilich in ſehr gedehnter Manier geſchrieben, und enthalten mitunter die ſonderbarſten Einfälle und Urtheile; ſie haben aber beſonders bei dem gemüthlichen und häuslichen Volke der Deutſchen einen außerordentlichen Einfluß gehabt. Von ihnen iſt nämlich die Entſtehung des deutſchen Schauſpieles der Jünger, Iffland und Kotzebue herzuleiten. Diderot's Schauſpiele bieten jedoch auch in Betreff der franzöſiſchen Verhältniſſe eine beachtungswerthe Seite dar. Es ſcheint uns nämlich ſehr merkwürdig, daß dieſelben Leute, welche die alte Zucht der Moral und Kirche durch laut ausgeſprochene Verachtung, durch unmoraliſche

Romane und durch anstößige, bittere Satiren zu zerstören bemüht waren, auf der Bühne eine Moral der Gefühlsamkeit und eine idyllische Zärtlichkeit darstellten. Dies gilt übrigens nicht blos von Diderot, sondern noch mehr von seinen beiden Nachahmern, Beaumarchais und Fabre d'Eglantine.

7. Die Encyklopädisten und Materialisten.

Diderot ist nicht nur wegen seines Einflusses auf das Theater bedeutend, sondern er gehört auch zu jenen sogenannten starken Geistern, welche mit der größten Dreistigkeit alle überlieferten Vorstellungen, insbesondere aber das Christenthum und überhaupt jede Art von Religion, bekämpften. Den ersten Anfang dieser kühnen Schriftstellerei machte Diderot unter dem Schilde eines Engländers. Er bearbeitete nämlich 1745 eine Schrift von Shaftesbury, und zwar so, daß seine Uebersetzung weit kühner und heftiger war, als das Original. Er verfuhr jedoch dabei immer noch vorsichtig und behutsam. Erst sechs Jahre später, als er seine Pensées philosophiques schrieb, brach er plötzlich mit der herrschenden Schule, und begann seinen Vernichtungskampf gegen alles das, was vom Volke treuherzig geglaubt wurde. Diese Schrift war, wie schon der Titel andeutet, den berühmten Pensées Pascal's entgegengesetzt. Wie nämlich Pascal vermittelst einer Reihe von Sätzen, welche durch ihre unauflösliche Zweifelhaftigkeit die Schwäche der menschlichen Vernunft zu erkennen geben, die Nothwendigkeit einer Offenbarung beweisen zu können hofft, so suchte Diderot auf demselben Wege umgekehrt die Welt zu der Ueberzeugung zu führen, daß kein Mensch jemals durch eigenes Denken, noch durch Offenbarung zu übermenschlicher Erkenntniß gelangen könne. Er hat es dabei nicht blos mit der Philosophie zu thun, sondern er greift auch mit einer Schärfe und Bestimmtheit, durch welche diese Schrift sich sehr vortheilhaft von seinen zuvor erwähnten ästhetischen Abhandlungen unterscheidet, das Christenthum im allgemeinen und von seinen einzelnen Seiten her an.

Drei Jahre später trieb Diderot in einem anderen Werke (Briefe eines Blinden zum Nutzen der Sehenden) seine kühne Bekämpfung der herrschenden Lehre noch weiter. In diesem Werke zeigen sich nämlich schon die ersten Spuren seines Fanatismus für den Unglauben und der aus demselben fließenden Beredtsamkeit, obwohl Diderot sich damals noch des thörichten Gottesleugnens und des groben Materialismus enthielt. Diderot wurde wegen dieser Schrift in Vincennes eingesperrt; man erreichte aber damit, wie in allen ähnlichen Fällen, nichts Anderes, als daß der Verfasser für einen Märtyrer gehalten und seine Schriften nur um so eifriger gelesen wurden.

Nach seiner Freilassung entwarf Diderot den Plan zu einem in

Gemeinschaft mit Gleichdenkenden zu bearbeitenden Werke, in welchem alles Wissenswürdige enthalten sein sollte, und dessen Hauptzweck darin bestand, daß man alle übrigen Bücher entbehrlich machen und die der alten Philosophie und Religion entgegengesetzte neue Lehre über alle Fächer des Wissens und unter alle Stände und Klassen der Menschen verbreiten wollte. Dies war die berühmte Encyklopädie (1751—1772). Die Mitarbeiter an derselben oder die sogenannten Encyklopädisten sind es besonders, die man unter dem Namen der Philosophen des 18. Jahrhunderts lange übermäßig gepriesen hat und auf die man jetzt ebenso übermäßig zu schelten und zu schimpfen liebt. Sie bildeten zur Zeit des siebenjährigen Krieges eine Art von Akademie oder Lehrkörper, welcher fast gerade in dem Augenblicke thätig und wirksam war, als die Gesellschaft der Jesuiten durch den Papst selbst zersprengt wurde. Der Bedeutendste unter den Encyklopädisten war d'Alembert, welcher anfangs gemeinschaftlich mit Diderot das ganze Unternehmen leitete und die berühmte Einleitung zur Encyklopädie schrieb, deren wir weiter unten näher gedenken werden. Diderot selbst verfaßte die Artikel über Künste und Gewerbe, sowie über die älteste Philosophie. Er schadete durch den wüsten Materialismus, welchen er in denselben predigte, und durch seine Mißhandlung des Christenthums, dessen Geist und moralische Wirkung nur ein Narr oder ein Frevler verkennen kann, dem Unternehmen sehr. Dies hatte die unmittelbare Folge, daß manche Mitarbeiter, unter ihnen selbst d'Alembert, sich von der Sache zurückzogen, daß das ganze Geschäft immer schwieriger wurde, und daß Diderot zuletzt nur noch von Voltaire, welcher ebenso fanatisch war als er, unterstützt wurde. Diderot gerieth mit allen besonnenen Männern, mit der Regierung, welche das Werk bald einmal verbot, bald wieder frei gab, mit dem Verleger und sogar mit dem Publikum in Zwist. Er bewies dabei eine erstaunliche Ausdauer, war aber doch der Leitung des Geschäftes nicht gewachsen, und sah sich genöthigt, Fabrik-Arbeiter anzunehmen, welche natürlich auch nur Fabrik-Waare lieferten.

Wir werden später noch einmal auf Diderot zurückkommen, um von seinen Romanen zu reden. Hier ist nur noch zu bemerken, daß nicht blos die Deffant und die Geoffrin ihm und seinen Freunden die Thür schlossen, sondern daß auch König Friedrich II. sich schon 1773 von ihm abwandte. Dagegen nahm Katharina II., welche allerdings einen solchen europäischen Stentor ihres Ruhmes eher nöthig hatte, als Friedrich II., sich seiner an und unterstützte ihn durch reichliche Geldspenden.

Ein Theil der Encyklopädisten bildete mit anderen Männern die

oben erwähnte Holbachische Gesellschaft, welche mit wahrem Fanatismus ein durchaus materialistisches System der Selbstsucht und des Genusses lehrte, und deren Mitglieder man deshalb die Materialisten zu nennen pflegt. Die berühmtesten Männer dieses Kreises waren Holbach, Diderot, Helvetius, Grimm, Marmontel, Condorcet und Raynal. Die Gesellschaft bildete ein förmliches Complot gegen die herrschende Religion und Moral, die sie durch zahlreiche Schriften zu vernichten trachteten. In den Zusammenkünften hielt man, wie auf einem Kongresse, förmliche Debatten über die Lehren, welche verbreitet, und über die Schriften, welche herausgegeben werden sollten. Das dreisteste und berüchtigste der Bücher, welche aus dieser Gesellschaft wie aus einer litterarischen Fabrik hervorgingen, war das sogenannte Natur-System (Système de la nature) (1770), in welchem die Natur als bloße Maschine dargestellt, die Religion für leerer Wahn, die Moral für Vorurtheil oder Gewohnheit, kurz Alles ohne Ausnahme, was sich nicht auf physische Gesetze zurückführen läßt und nicht dem Genusse dient, für Unsinn erklärt wird. Gegen einen solchen Mißbrauch der Skepsis und des Spottes erhob sich selbst Voltaire. Auch ist es unbegreiflich, daß ein Mann, wie der wackere, nur aus Ruhmsucht leichtfertige Helvetius war, an einer solchen Thätigkeit Freude finden und Theil nehmen konnte. Dies läßt sich nur dadurch einigermaaßen erklären, daß es damals eine Sache der Ehre geworden war, bei der allgemein herrschenden Servilität und Heuchelei Freisinn und offenen Trotz zu zeigen.

Aus dem nämlichen Grunde muß man es herleiten, daß Helvetius sein trostloses Buch „Vom Geiste" (L'esprit 1758) geschrieben hat, welches die Grundsätze der damaligen vornehmen Welt in ein förmliches System bringt. Helvetius strebte als Weltmann nach dem, was unter den Menschen seiner Zeit als Ruhm galt, und erreichte durch jene Schrift seinen Zweck um so leichter, da ihm dabei seine persönlichen Verhältnisse zu Statten kamen. Er war nämlich dadurch, daß er schon im 23. Lebensjahre einen Antheil an dem einträglichen Geschäfte der Generalpacht der Abgaben erhielt, früh zu einem mehr als fürstlichen Reichthum gelangt, gehörte seit dieser Zeit zu den ersten Männern der Pariser Salons, und verkehrte mit der gesammten großen Welt von Europa, deren Sammelplatz sein Haus war. Diese Verhältnisse rechtfertigten auch gewissermaaßen den Inhalt seines Buches; denn er lernte die übrigen Klassen der Menschheit nie kennen, und es war deshalb ganz natürlich, daß er das geistige und sittliche Leben nicht anders ansah, als die damalige vornehme Welt es that. Die Deffant soll daher auch bei der Erscheinung jenes Buches geäußert haben, dasselbe verrathe das Geheimniß von Jedermann,

d. h. mit anderen Worten, des Helvetius Schrift spreche vor aller Welt die Weisheit und Lebensansicht aus, welche seither nur der sogenannten guten Gesellschaft vorbehalten geblieben war. Die ganze große Welt von Europa äußerte, als des Helvetius Schrift erschienen war, laut ihre Bewunderung, wie vortrefflich in derselben das, was sie Alle dachten, in ein System gebracht sei; und der Verfasser ward um seines Buches willen, obgleich dasselbe in einer ungemein trockenen Form abgefaßt war, von allen Fürsten und großen Herren, welche nach Paris kamen, aufgesucht. Nur Friedrich der Große erkannte, daß die Kundmachung dessen, was die vornehme Welt als ihr Lebens-Princip anerkenne, für diese selbst verderblich werden müsse. Nichtsdestoweniger förderte auch er die Wirkung des Buches dadurch, daß er dem Verfasser, den er freilich nicht als solchen, sondern als Rathgeber bei der Einführung der Regie in Preußen nach Berlin eingeladen hatte, die ehrenvollste Aufnahme in seinem Schlosse gewährte. Natürlich folgten alle deutschen Fürsten von französischer Bildung diesem Beispiele. Sogar der streng rechtgläubige und kirchlich fromme König Georg III. von England, welcher wahrscheinlich das Buch vom Geiste gar nicht gelesen hatte, zeichnete den berühmten Verfasser desselben bei seinem Aufenthalte in England aus.

Was den Inhalt des Buches betrifft, so können hier nur einige wenige Andeutungen über denselben gegeben werden. Helvetius leitet alle unsere Vorstellungen blos von sinnlichen Eindrücken her, und setzt die ganze Thätigkeit des menschlichen Geistes in das bloße Wahrnehmen der Erscheinungen und ihrer Verhältnisse. Er stellt also ein System des reinen Materialismus auf, und gelangt in philosophischer, moralischer und praktischer Hinsicht zu Resultaten, die uns das Räthsel des Beifalles der vornehmen Welt lösen. Er läßt nämlich nur die Selbstliebe als Triebfeder menschlicher Handlungen zu, erkennt keine moralische Freiheit an, erklärt die sogenannte moralische Ordnung der Dinge blos für eine andere Art von physischer Ordnung, beschränkt den Begriff Tugend auf die Gewohnheit, dasjenige, was bleibend nützlich sei, zu thun, und findet die Weisheit und Wissenschaft eines Aristoteles nicht größer und bewunderungswürdiger, als die Kunst einer ausgebildeten Schauspielerin oder Kokette. Dabei verbirgt er sogar da, wo er die reichen und tiefen Erfahrungen eines bei aller Verkehrtheit seines Systems edeln Weltmannes ausspricht, eine Verachtung des sittlichen Princips nicht, die ihm selbst nicht einmal eigen war, die aber damals in der großen Welt für Genialität gehalten wurde. Alles dies beweist klar und deutlich, daß die Ansprüche der höheren Klassen bis zu einem Grade gesteigert waren, der eine Umgestaltung der geselligen Ordnung unvermeidlich machte.

Auch kommt Helvetius da, wo er von Staat, Regierung, Gesetzgebung und Erziehung redet, trotz der großen Verschiedenheit der Grundsätze zu demselben Resultat, zu welchem Montesquieu mit seinem Ernst und Rousseau mit seiner Begeisterung für den Naturzustand gelangt waren. Man darf übrigens neben der einen Seite des Buches, welche die Verdorbenheit der höheren Klassen enthüllt, die andere nicht unbeachtet lassen, die uns mitten in der sittlichen Entartung echte Menschenliebe, sowie eine alle besseren Seelen belebende geistige Bewegung und einen Enthusiasmus für das Fortschreiten der Menschheit, von welchem auch jene Klassen beseelt waren, zu erkennen gibt. Blinder Glaube und Aberglaube, willkürliche Herrschaft und die Schul-Systeme der Männer, welche die Meinungen der byzantinischen und römischen Kirche und die eiserne Gewalt der Militär-Herrschaft aufrecht zu erhalten strebten, werden hier in derselben Weise mit Reden bestürmt, wie sie später von Danton und seinen Genossen mit der Faust niedergeschmettert worden sind.

Daß Helvetius wirklich die Absicht hatte, auf einem anderen Wege dasselbe zu erreichen, was Montesquieu und Rousseau durchzusetzen suchten, geht aus seinem zweiten Werke, welches 1771 unter dem Titel „De l'homme" erschien, deutlich hervor. Dieses Buch enthält zwar im Ganzen dieselbe Lehre, welche in der Schrift vom Geiste vorgetragen ist; es werden aber hier die in dieser blos angedeuteten radikalen politischen Grundsätze schon so bestimmt und nackt ausgesprochen, daß Friedrich der Große, welcher bereits damals die in der Litteratur herrschend werdende demokratische Tendenz erkannte, von dem Buche nicht reden hören wollte.

Wir wenden uns schließlich noch zu d'Alembert, welcher nicht allein in Betreff seines Antheiles an der Encyklopädie, sondern auch als Voltaire's Freund und Repräsentant in Paris noch bedeutender war, als Diderot, und dabei vorsichtiger, feiner und verständiger verfuhr, als dieser, obgleich er der bestehenden Religion ebensowenig gewogen war, als Helvetius. Seine Hauptbedeutung besteht darin, daß er nicht blos, wie Voltaire, Montesquieu und Rousseau, einen großen Einfluß auf die vornehme Welt ausübte, sondern auch die neue Lehre in die Wissenschaft brachte und sogar über die Gelehrsamkeit zu verbreiten suchte. D'Alembert ward zuerst als Mathematiker, dann als einer der Freunde Voltaire's und als geistreicher Mann bekannt. Er spielte in den Salons und Bureaux d'esprit eine große Rolle, ward nachher ein vertrauter Freund Friedrich's des Großen, der einen beständigen Briefwechsel mit ihm unterhielt, und führte bei der Akademie lange das Amt eines Lobredners, dessen Spenden

damals für manches Menschen Eitelkeit mehr Werth hatten, als ein Ordenszeichen.

Das erste für die Geschichte der Entwickelung des Zeitgeistes wichtige Werk d'Alembert's war seine schon früher erwähnte Einleitung in die Encyklopädie, welche gewissermaaßen als ein Manifest der Doctrinärs jener Zeit angesehen werden kann. Sie gilt in Frankreich noch jetzt als ein Meisterstück des Lehrstiles, und verdient unsere Bewunderung in der That, sowohl wegen ihres ruhigen, klaren und gleichförmigen Vortrages und der kunstvollen Anordnung des Ganzen, als auch wegen der großen Gewandtheit, mit welcher das alte Lehr-System zerstört und die bisherige Rangordnung der Wissenschaften auf fast unmerkliche Weise umgekehrt wird. Diese Schrift d'Alembert's ist eine folgerechte Entwickelung und Durchführung des Lockeschen Satzes, nach welchem alle menschliche Erkenntniß nicht blos mit sinnlichen Erfahrungen beginnt, sondern auch blos auf ihnen beruht. Von diesem Satze ausgehend, beschränkt d'Alembert die Wissenschaft auf Reflexion, auf Vergleichung der sinnlichen Wahrnehmungen und auf Auffindung dessen, was uns Nutzen oder Schaden bringt. Er ordnet daher auch alles Geistige dem Thierischen als seiner alleinigen Grundlage unter, verwirft jede innere Anschauung, jede schöpferische Kraft der Phantasie und alles abstracte Denken, und findet nicht einmal die Vorstellung von Recht und das Gefühl der Tugend in der geistigen Natur des Menschen begründet. Man wird es danach begreiflich finden, daß d'Alembert der Naturkunde und der Mathematik den ersten Rang in der Reihe der Wissenschaften ertheilt. Man wird es ebenso erklärlich finden, daß er in der Poesie und Kunst nichts Schöpferisches, sondern blos eine nachbildende Kraft erkennt, und daß er die mechanischen Künste über die speculative Wissenschaft weit empor hebt. Man wird sich endlich nicht wundern, daß er keck behauptet, das Mittelalter habe nur Barbarei und barbarische Litteratur gekannt, und daß er offenbar absichtlich sogar die großen Gelehrten aus jener herrlichen Periode Italiens, welche man die Zeit des Humanismus nennt und welche nur mit der Blüthezeit Athens verglichen werden kann, bespöttelt und schmäht.

Von den vielen anderen Schriften d'Alembert's erwähnen wir nur seiner Streitschrift gegen Rousseau, weil sich aus ihr und aus Rousseau's Gegenschrift erkennen läßt, auf welche Weise jene Zeit durch die beiden Hauptschriftsteller der neuen Philosophie angeregt wurde, und wie sehr Beide darin übereinstimmten, daß eine polizeilich aufrecht gehaltene Moral und eine auf Soldaten gestützte Regierung in gleicher Weise verderblich seien. Der Streit zwischen Rousseau und d'Alembert entstand über den von Letzterem verfaßten Artikel

„Genf" in der Encyklopädie. d'Alembert hatte bei diesem Artikel die Absicht, durch übertriebene Lobpreisung der Republik Genf, die Mängel der französischen Monarchie und die Unhaltbarkeit des in Frankreich herrschenden Systems indirect nachzuweisen. Dies geschah auf eine äußerst feine und schonende Weise, welche mit dem frevelhaften Hohn und Spott eines Holbach und Diderot sehr contrastirte. d'Alembert rühmte in jenem Artikel unter Andern auch die in Genf herrschende Toleranz, und forderte bei dieser Gelegenheit die Genfer auf, noch den letzten Rest der früheren Unduldsamkeit, das Verbot des Theaters in ihrer Stadt, zu vertilgen. Dadurch rief er nicht nur eine Protestation der Genfer Geistlichkeit, sondern auch eine Gegenschrift Rousseau's hervor. Die Genfer Geistlichen waren durch d'Alembert's Lobspruch, da sie auf die Dogmatik keine Bedeutung legten, sondern nur Moral predigten, erzürnt und in Verlegenheit gebracht worden. Rousseau dagegen wollte die Gelegenheit benutzen, um seine demokratische Philosophie gegen die aristokratische der Encyklopädisten zu vertheidigen. Wir verweilen bei der Erklärung der Genfer Geistlichkeit nicht, und wenden uns dagegen der Rousseau'schen Schrift zu.

Rousseau scheint in seiner Gegenschrift nur vom Nutzen oder Schaden des Theaters zu reden, hat aber dabei die Hauptabsicht, jene modischen Sophisten zu entlarven, welche den in allen Klassen erwachten besseren Geist und freieren Sinn zu ihrem und der Reichen Vortheil zu benutzen und folglich die Welt in neue Ketten zu schlagen suchten. Er zieht mit schneidenden Worten gegen die damals herrschenden Akademiker zu Felde, gegen die sophistischen Schmarotzer der Großen und Reichen, welche die Laster derselben vertheidigten und eine ihrer Sinnlichkeit entsprechende Tugend erfanden. In Betreff der eigentlichen Frage faßt Rousseau, in seinem Unwillen über die falsche Aufklärung, die dramatische Poesie von der moralischen, nicht von der ästhetischen Seite auf. Er sucht an einigen berühmten Tragödien nachzuweisen, daß die Größe und Ueberlegenheit, mit welcher die Bösewichter in denselben auftreten, auf die Sittlichkeit nachtheilig wirken müsse, wenn auch poetische Gerechtigkeit an ihnen geübt werde. Dann legt er denselben Maaßstab an die Komödien. Besonders ausführlich handelt er über Moliere's Komödie der „Menschenhasser", bei dessen Prüfung er absichtlich seine Theorie vom menschlichen Leben der herrschenden Sitte und Bildung entgegenstellt. Er sagt, Moliere habe die Gebrechen und Lächerlichkeiten derjenigen Menschen, welche nicht zur sogenannten guten Gesellschaft gehörten, auf die Bühne gebracht, in seinem Misanthropen insbesondere aber das, was die Leute von gutem Ton niemals verzeihen, nämlich die Tugend, dem Spotte

preisgegeben. Dies sei, fährt er fort, namentlich dadurch geschehen, daß Moliere dem offenen und edeln Manne, welcher zur Belustigung der Weltleute lächerlich gemacht werde, in der Person Philint's das Ideal des ruhigen und kalten Weltmannes entgegengestellt habe, welcher nie warm werde, außer wenn es sich um seinen eigenen Vortheil handle. Dann gibt Rousseau eine ganz vortreffliche Charakteristik der Philinte aller Zeiten und Länder. Er schildert unter dem Namen derselben auf unvergleichliche Weise die Hof- und Welt-Philosophie, die geniale Beschönigung aller Laster durch glatte Sophistik, das ganze Treiben der Encyklopädisten und der ihnen ähnlichen Doctrinäre und Optimisten der großen Welt, deren Lebensweisheit, wie er sagt, mit der der Spitzbuben sehr übereinstimme. Erst nach diesen und ähnlichen heftigen Ergießungen seines Unwillens über das Leben der Leute, deren Grundsätze d'Alembert und seine Freunde verbreiten wollten, kommt er auf die Frage über die Einführung des Theaters in Genf. Bei der Beantwortung dieser Frage setzt er den nachtheiligen Einfluß auseinander, welchen das Treiben der Schauspieler und Schauspielerinnen, der durch das Theater verbreitete Geschmack an Putz- und Zerstreuungssucht und Anderes dieser Art auf eine der Einfachheit treu gebliebene Bevölkerung ausüben müßten.

Rousseau's Schrift hatte, wie die neue Heloise, hauptsächlich den Zweck, das Pariser Leben und die von den Encyklopädisten empfohlene Bildung verächtlich zu machen. Sie erregte daher auch so großes Aufsehen, daß d'Alembert nicht schweigen durfte. Allein die Antwort des Letzteren konnte nur denen genügen, welche Rousseau nicht verstehen wollten oder konnten. d'Alembert schrieb nicht nur eine triviale Widerlegung, sondern er vermischte auch nach der boshaften Weise der Salons-Menschen die Sache seines Gegners mit dessen Person. Die eigentlich schwache Seite der Rousseau'schen Schrift vermochte ein Mann wie d'Alembert, gar nicht zu erkennen. Diese bestand darin, daß Rousseau für die echte Poesie keinen Sinn hatte, daß er mit anderen Worten, bei der Dichtkunst nur an Gefühl und Verstand dachte, das Schöpferische in ihr aber nicht kannte. Dagegen war d'Alembert glücklicher darin, daß er mit mehr Menschenkenntniß und weniger Hypochondrie, als Rousseau, von den Sitten der Schauspieler und von ihrem Einflusse handelte. Auch wußte er als welterfahrener und praktischer Mann eine große Blöße, welche sich Rousseau gegeben hatte, zu benutzen. Diese bestand darin, daß Rousseau seinen Landsleuten statt des Theaters Unterhaltungen seiner eigenen Erfindung vorgeschlagen, und dabei sentimentale Dinge mit dem wirklichen Leben vermischt hatte.

4. Streben der Deutschen nach einer dem Geiste des übrigen Europa angemessenen Litteratur und Einfluß dieses Geistes auf Deutschland.

1. Die Pietisten und Christian Thomasius.

In Deutschland dämmerte zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Licht der neuen Zeit noch nicht, und noch weniger empfand man damals das Bedürfniß einer ganz neuen Litteratur. Es herrschte vielmehr Pedantismus und Geschmacklosigkeit neben der alten Rohheit, Derbheit und Steifheit; und die deutsche Sprache war so barbarisch geworden, daß sogar noch gegen die Mitte des Jahrhunderts hin kein gebildeter Mann, der nicht Schulgelehrter war, Deutsch lesen wollte, und daß unsere Sprache nachher erst eines Gottsched bedurfte, um nur erträglich zu werden. Doch hatte sich neben allem diesem auch die alte Herzlichkeit und Gemüthlichkeit erhalten, und der Verstand war gesund geblieben. Ein Hinderniß des Fortschrittes in Deutschland war die Verfassung des Reiches und die strenge Polizei, welche jede freie Bewegung des Geistes hemmte. Auch war die Nation in zwei Klassen oder Kasten geschieden, welche einander kaum kannten; die Höfe und der Adel, welche von Fremden im französischen Geiste erzogen worden waren, sprachen und lasen ebenso, wie die wenigen wahrhaft Gebildeten, die es gab, blos französisch; alle Uebrigen lasen theils nur ganz geschmacklose, im schlechtesten Deutsch geschriebene Bücher, theils waren sie in abstruse Gelehrsamkeit, unfruchtbares Wissen und bloße Systematik versunken.

Die erste Anregung zum Besseren ging in Deutschland von den Pietisten aus. Diese Männer, aus deren Zahl besonders Philipp Jakob Spener, August Hermann Francke und Gottfried Arnold hervorzuheben sind, erwarben sich das Verdienst, daß sie, im Gegensatze gegen die herrschende stroherne Dogmatik der Schul- und System-Theologen, in echt nationalem Geiste die wahre Frömmigkeit wieder erweckten. Sie übten dadurch zugleich eine sehr wohlthätige Wirkung auf das Gemüth, die Sprache und den Geschmack des deutschen Volkes aus. Die zuerst auftretenden Pietisten würden sogar, wenn ihre Schüler nicht in Frömmelei und Conventikel-Wesen abgeirrt und entartet wären, das deutsche Volk dahin geführt haben, daß es aus sich selbst heraus, durch seine Gemüthlichkeit und seine Sprache, zu einer ihm eigenthümlichen Bildung gelangt wäre und dann der Voltaire und Bolingbroke nicht bedurft hätte. Die Pietisten schöpften aus der Bibel, aus Luther und Arnd nicht blos frommen Sinn, sondern auch Licht, Wahrheit, Leben und Poesie. Sie brachten dadurch dem besseren Theile der Gebildeten, der noch an Marino

und an den Hof-Poeten Ludwig's XIV. Gefallen fand, einen viel reineren und besseren Geschmack bei. Sie erweckten außerdem zugleich mit der unserem Volke eigenen Hinneigung zur Mystik auch die nationale Gemüthlichkeit wieder. Sie wirkten endlich verbessernd auf den ganz hölzern und barbarisch gewordenen Stil, indem sie eine ungekünstelte Prosa schrieben und ihre Sprache aus den Quellen schöpften und erfrischten, in welchen sie ungetrübt vom Schlamme der Nachbarn und vom lateinischen Schmutze des Mittelalters floß.

Uebrigens trafen auch die Pietisten in einem Punkte mit den freieren Geistern und den Spöttern ihrer Zeit zusammen, und ihre Wirksamkeit erscheint von dieser Seite her als eine Frucht des nach Licht und Freiheit strebenden Zeitgeistes. Sie eiferten nämlich zu Gunsten der Bibel und der reinen Frömmigkeit, gegen die Lehre der Concilien, gegen die systematischen Theologen, gegen die verketzernden und verdammenden Pfarrer, gegen die despotisch gebietenden Consistorien. Sie kämpften also gleich jenen Skeptikern im Geiste der neueren Zeit für innere Unabhängigkeit. Dies läßt sich aufs Klarste an der „europäischen Kirchen- und Ketzer-Historie" des Pietisten Gottfried Arnold erkennen (1699), in welcher das bestehende Kirchen-System und die geltende Dogmatik fast ebenso heftig, als von Bolingbroke geschehen war, wiewohl von ganz entgegengesetzter Seite her, bestritten und die Geschichte nach kritischen Grundsätzen, wie dieser sie aufgestellt hatte, behandelt wird.

Ganz in demselben Geiste der Freiheit, aber in viel größerem Umfange, wirkte Christian Thomasius, (1655—1728), Professor der Jurisprudenz und Philosophie zu Leipzig und Halle. Das ganze Leben dieses Mannes war dem Kampfe mit der Barbarei der Schulen, der Gesetze und der Gerichte gewidmet. Thomasius hat zwar weder durch eine neue Schöpfung in den Wissenschaften, noch auch als Redner sich ausgezeichnet, allein als Organ seiner Zeit und als Herold und Vertheidiger der Forderungen seines Jahrhunderts muß er zu den bedeutendsten Männern der neueren Zeit gezählt werden. Er ist es namentlich gewesen, der die Deutschen zuerst mit den Fortschritten der Engländer und Franzosen bekannt machte und zwar auf eine dem Geiste und den Verhältnissen unserer Nation angemessene Weise; denn er schrieb, lehrte und dachte stets deutsch.

Thomasius begann seine Laufbahn damit, daß er die Deutschen ermunterte, den Franzosen nachzueifern und die Sprache und Litteratur derselben zu studiren. Mit dieser Bemühung hing es enge zusammen, daß er schon früh für deutsche Sprache zu eifern begann; denn den Gebrauch des Deutschen in der Wissenschaft und Litteratur

herbeizuführen, war eine Hauptforderung der Zeit, deren Geltendmachung deshalb nachher auch dem an sich unbedeutenden Gottsched eine Art Unsterblichkeit verschaffte. Thomasius kündigte 1688 als Leipziger Magister zuerst eine Vorlesung in deutscher Sprache an, und fuhr nachher fort, auch seine übrigen Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Dies mußte unter den damaligen Verhältnissen in Deutschland eines Theiles den größten Lärm erregen, anderes Theiles aber auch die bedeutendsten Folgen nach sich ziehen. Aller wissenschaftliche Unterricht war bisher in lateinischer Sprache ertheilt worden, alle Bücher über Wissenschaften, selbst über die dem Leben näher stehenden, waren in dieser Sprache geschrieben worden; die Philosophie der Schulen und die praktischen Wissenschaften hatten also nie die Prüfung der Lebenserfahrung und des gesunden Menschenverstandes, welcher in der unlateinischen Menge waltete, bestanden, alle Wissenschaften waren dem größten Theile der Nation unzugänglich geblieben, und der Lehrvortrag war in engen Schranken gehalten worden. Dies änderte sich dadurch, daß Thomasius vermittelst seiner Vorträge und Schriften in deutscher Sprache ein Beispiel gab, welches auch bald von Anderen befolgt wurde. Der von ihm gethane Schritt war um so folgenreicher, da Thomasius zugleich durch die Herausgabe einer Monatsschrift, „Monatsgespräche" betitelt (1690) auch die Bahn zur Volksbelehrung vermittelst der Zeitschriften brach. Sogar die Philosophie suchte er, zum großen Aerger der Gelehrten, durch deutsche Bücher der Nation zugänglich zu machen.

Wir übergehen seine einzelnen Schriften und heben nur das Eine hervor, daß Thomasius in Büchern wie durch Vorträge gegen Pedantismus und unfruchtbare Gelehrsamkeit, gegen die Verkehrtheiten der Systematiker und gegen die Barbarei in der Justiz kämpfte, daß er die Deutschen aus dem Staube der Studirzimmer in die Frische des praktischen Lebens zurückzuführen suchte. Er fand dabei nicht blos in den herrschenden Vorurtheilen und in dem Kastengeiste der Gelehrten schwer zu überwindende Hindernisse, sondern er mußte sich auch, um seinen Zweck zu erreichen, mit Dingen abgeben, zu denen ein angesehener akademischer Lehrer sich heut' zu Tage schwerlich verstehen würde. Er war nämlich wegen der Beschaffenheit des Schulunterrichtes genöthigt, seine Zuhörer in deutschen Aufsätzen zu üben und sogar Declamations-Uebungen halten zu lassen.

Am berühmtesten ist Thomasius durch seinen Kampf gegen die Folter und die Hexenprocesse geworden. Daß er sich in dieser Hinsicht vom herrschenden Vorurtheile frei machte und einer Meinung entsagte, die mit dem biblischen Glauben zusammen zu hängen schien, beweist mehr als alles Andere, seine reine Liebe zur Wahrheit. Diese

zeigt sich auch in seinem Verhältnisse zum Pietismus. Er gehörte anfangs zu den Pietisten, weil das Streben derselben für ihn, der es mit rohen Studenten und ebenso rohen Collegen zu thun hatte, ein Mittel der Civilisation war. Er behauptete aber den Pietisten gegenüber nicht blos stets seine Unabhängigkeit, sondern er trennte sich auch 1708, als sie sich durch ihre Frömmigkeit zu Verfolgungen hinreißen ließen, ganz von ihnen. Er ging damals zu Locke und dessen Reflexions-Philosophie über, und war also von dieser Zeit an noch entschiedener im Sinne der neuen französischen Weisheit thätig.

Was sein Auftreten gegen die Hexen-Prozesse betrifft, so hatten vor ihm schon zwei Holländer dieselben vom philosophischen und theologischen Standpunkte aus bekämpft; Thomasius aber faßte die Sache hauptsächlich von der juristischen Seite her, suchte aber das Unsinnige und Ungerechte derselben nicht blos den Gelehrten, sondern auch dem großen Publikum begreiflich zu machen. Er hatte dafür sein ganzes Leben hindurch Schmähungen und Verfolgungen zu erleiden; aber sein rastloser Kampf bewirkte doch, daß die Hexen-Prozesse bald ganz verschwanden. In Rücksicht seines Strebens, auch die Abschaffung der Tortur zu bewirken, war er weniger glücklich; denn er erlangte vorerst nichts weiter, als daß einzelne Richter die Anwendung der Folter hinderten oder milderten. Gesetzlich ward dieselbe erst gegen das Ende des Jahrhunderts und auch da nur in wenigen Staaten abgeschafft: in Deutschland zuerst durch Friedrich den Großen am 3. Juni 1740, zuletzt in Hannover am 25. März 1822.

2. Die durch Gottsched veranlaßten Aenderungen in Sprache und Litteratur.

Unmittelbar nach Thomasius setzte ein anderer Professor, Johann Christoph Gottsched, (1700—1766) von Leipzig aus dasjenige weiter fort, was Thomasius in Halle begonnen hatte. Dieser Mann hat sich ebenfalls um das deutsche Volk unschätzbare Verdienste erworben, aber aus ganz anderen Beweggründen, als Thomasius. Gottsched's Seele achtete und kannte die wahre Begeisterung nie. Ihn spornte nicht der edle Trieb, sein Vaterland von Barbarei und Geistesdruck zu befreien, er speculirte vielmehr auf den Zeitgeist, um Ruhm, Universitätswirksamkeit und die damit verbundenen äußeren Vortheile zu erlangen. Er bediente sich endlich aller jener elenden Künste, vermittelst deren schlechte Schriftsteller sich Freunde und Ruhm zu erwerben pflegen. Nichts destoweniger war er ein um unsere Sprache, Litteratur und Bildung sehr verdienter Mann. Ja, man muß sogar sagen, daß gerade das Platte, Gemeine und Prosaische seines Wesens ihn geeignet gemacht haben, Bahn zu brechen und ein Reformator unserer Sprache, sowie des Schulunterrichtes zu werden;

denn um die herrschende Gemeinheit zu zerstören, war eine andere Art von gemeiner Thätigkeit nöthig. Gottsched bewirkte eine Reformation unserer Litteratur, welche nicht, wie es mit der französischen der Fall war, von oben nach unten hinabging, sondern von unten nach oben hinaufstieg. Die Mittel, durch welche er dies zu Stande brachte, bestanden hauptsächlich darin, daß er, um die Beschäftigung mit der deutschen Sprache in die Schulen einzuführen, Grammatiken, Wörterbücher und Lehrbücher verfaßte, und daß er Zeitschriften für das große Publikum, sowie Gedichte, die dem Bildungsgrade des Haufens angemessen waren, schrieb. Welcher große Geist würde sich zur Betretung dieses Weges verstanden oder auch, da das Genie an und für sich bei der Menge nichts gilt, eine Wirkung, wie die Gottsched's war, zu üben vermocht haben!

Um Gottsched's Verdienste, die man wegen seiner gehässigen Persönlichkeit oft unterschätzt hat, gehörig würdigen zu können, muß man sich den Geist klar machen, welcher unmittelbar vor ihm in der Litteratur und dem Leben waltete. Zu diesem Zwecke würde es am besten sein, hier die Namen aller berühmten Schriftsteller jener Zeit anzugeben, sowie einige Proben ihrer Schreibart und dessen, was man damals Poesie nannte, beizufügen. Da aber hierzu der Raum nicht ausreicht, so müssen wir uns mit einigen allgemeinen Angaben über Manier und Geschmack der damaligen Schriftsteller begnügen.

In den prosaischen Schriften, selbst in denen eines Thomasius und Pufendorf, waren lateinische oder französische Wörter und Wendungen im Uebermaaße gebräuchlich, und diese Sprachmengerei wurde für so zierlich gehalten, daß man die fremden Wörter und Endungen sogar durch den Druck unterschied. Ebenso waren Steifheit und Geziertheit des Ausdruckes, Holperigkeit und Gedehntheit der Perioden, Umständlichkeit und Pedanterie in der Darlegung der Gedanken, kurz, Mangel an Einfachheit, Natur, Würde und Geschmack Haupt-Charakterzüge der Schreibart. Dieser Prosa entsprach auch die Poesie. Die Gedichte jener Zeit, in welcher alle Poesie aus dem Leben verschwunden war, bestanden aus bloßen prosaischen Reimereien, die in steifen Versen fast nichts als gesuchte Bilder und Wendungen enthielten. Selbst die Wahl der zu besingenden Gegenstände zeigt den Mangel an Geschmack und natürlichem Sinn, sowohl bei den Dichtern als im Publikum. Ein Chr. Neukirch z. B. verwandelte Fenelon's Telemach in ein Heldengedicht, welches sogar zweimal mit prachtvollem Drucke erscheinen konnte; ein Johann von Besser, welcher ebenfalls als Dichter sehr berühmt war, machte das Leben des großen Kurfürsten zum Gegenstande eines langweiligen Epos; ein dritter Dichter jener Zeit endlich, Postel, besang in einer Sprache, welche tief unter

den Geschmack gebildeter Menschen herabging, die Göttin Juno und den Sachsen-Herzog Wittekind, und zwar Letzteren unter dem Namen des großen Wittekind in zehn Gesängen. Zwar gab es auch einige wenige Dichter, welche von etwas besserer Art waren, wie Günther, Wernicke, Brockes und vor Allen Hagedorn (1708—1754); allein theils ward ihr Verdienst erst dann recht anerkannt, als Gottsched bereits in unserem Mittelstande Sinn für allgemeine Bildung erweckt hatte, theils hatten sie, mit alleiniger Ausnahme von Brockes, keinen Einfluß auf ihre Zeit. Uebrigens fing man, als Gottsched auftrat, bereits an verschiedenen Orten Deutschlands an, die Wirkung des Zeitgeistes zu empfinden. Es regte sich nämlich zugleich in Halle, in Zürich, in Leipzig und in Hamburg, an welch letzterem Orte Postel, Brockes und Hagedorn das Theater zur Bildung des Publikums benutzten.

Gottsched kam 1723 mit guten Schulkenntnissen versehen nach Leipzig, wo man in Folge der Anregung, welche von Thomasius ausgegangen war, bereits eine deutsche gelehrte Zeitschrift hatte. Er ward dort alsbald ein Schützling des Professors Menke, des Gründers dieser Zeitschrift, der ihn als Gehülfen bei der Redaction derselben annahm. Menke's Protektion machte den jungen Mann schnell berühmt; noch mehr aber erwarb sich Gottsched dadurch schnell einen Namen, daß er die Kunst schlechter Schriftsteller und Lehrer, preisend oder schimpfend Lärm zu machen und sich vermittelst des Lobens und Empfehlens einen Anhang zu bilden, sehr geschickt zu handhaben verstand. Gottsched erkannte und benutzte mit einem Instinkt, welcher Menschen seiner Art sicher leitet, daß Leipzig die einzige deutsche Universität sei, auf der man allgemeine Bildung erwerben konnte, und daß es möglich sei, von dort aus am besten auf die Weise zu wirken, wie nachher am Ende des Jahrhunderts von Weimar aus geschah. Er wählte, um eine neue Litteratur emporzubringen, einen Weg, der ihn zum gewünschten Ziele führte: er hielt nämlich in deutscher Sprache Vorlesungen über die schönen Wissenschaften, und suchte durch Regeln und Vorschriften die Poesie zur Einfalt oder vielmehr, was ihm für solche galt, zur Plattheit zurückzurufen.

Sobald Gottsched als Lehrer und Schriftsteller einigen Einfluß erlangt hatte, trat er als Journalist und als Haupt einer gelehrten Verbindung auf, und verschaffte sich dadurch Clienten und Bundesgenossen. Er trat nämlich an die Spitze der von Menke gestifteten deutschen Gesellschaft in Leipzig, und gab nach dem Vorgange von Addison und Steele, die ihm auch in anderer Hinsicht Vorbilder waren, eine ästhetische Zeitschrift „die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725) heraus. Diese Zeitschrift konnte nicht mit denen der genannten Eng-

länder verglichen werden; aber sie hatte auch, da sie für den deutschen Mittelstand bestimmt war, ein ganz anderes Publikum, als jene. Der Despotismus, welchen Gottsched und seine Schüler in ihren Zeitschriften sowie in Büchern sich anmaaßten, hatte die wohlthätige Folge, daß in Berlin, in Hamburg und in der Schweiz eine Opposition entstand, und daß die Zahl der litterarischen Journale und Streitschriften zunahm, daß also in Deutschland damals ebenso für die Litteratur eine Aufregung hervorgerufen ward, wie zwei Jahrhunderte früher für die Religion. Namentlich hatten zwei Schriften Gottsched's, seine kritische Dichtkunst und sein Buch über die Redekunst, eine sehr wohlthätige Wirkung. Gottsched stellte nämlich in diesen Schriften zwar die Arbeit des Dichters ganz wie das Verfertigen eines Exercitiums dar, und machte daher, wie Batteux und andere Franzosen, aus denen er seine Vorschriften entlehnte, Regel und Muster zur Hauptsache; allein es mußte damals eines Theiles vor allem Anderen der Schwulst und falsche Geschmack der Marini und Lohenstein verbannt werden, was blos durch kühlen Verstand geschehen konnte, und anderes Theiles war, wie schon bemerkt, das Platte und Gemeine nur mit seinen eigenen Waffen zu überwältigen.

Der Einfluß, welchen Gottsched als Organ der Zeit durch sein Verdienst um die Sprachlehre, durch seine Sammlungen, durch seine Handbücher über Poesie und Redekunst erhalten hatte, täuschte ihn über sich selbst und seine eigentliche Sphäre. Er war dreist genug, sich ohne Beruf dem Publikum als Dichter, Redner und Uebersetzer aufzudrängen. Selbst dies gereichte indessen der Nation zum Nutzen. Es war heilsam für die deutsche Bildung, daß Gottsched ein ganz ungewöhnliches, jetzt kaum zu begreifendes Ansehen erlangte, und außerdem erweckten selbst die Dramen und anderen Gedichte, welche er und seine Frau, welche mehr Geist besaß als er, verfertigten oder aus dem Französischen übersetzten, eine Ahnung des Besseren in den Gemüthern des freieren Theiles unserer Nation, besonders der Bürger der Reichsstädte. Uebrigens ward Gottsched durch das Glück, welches bei der völligen Geschmacklosigkeit des Publikums seine Dramen machten, zu dem Gedanken gebracht, auch der Reformator unseres Theaters zu werden und das Jahr 1737 dadurch als den Anfang dieser Reform zu bezeichnen, daß er damals in Leipzig mit einer lächerlichen Feierlichkeit den Hanswurst von der Bühne vertreiben ließ.

Auch die philosophischen Schriften, welche Gottsched und seine Schüler verfaßten, hatten, obgleich sie wissenschaftlich ohne allen Werth waren, ihren Nutzen. Sie brachten das Wesentliche von dem, was damals auf den gelehrten Schulen getrieben ward, unter das Volk, dem man seither fast nur Gebetbücher in die Hand gegeben hatte.

Da Gottsched in seiner Selbsttäuschung sich nicht entschließen konnte, tüchtigeren jüngeren Männern Platz zu machen, so fing sein Ansehen schon in den vierziger Jahren an zu sinken. Er ward völlig lächerlich, als er 1752—53 siebenmal versuchte, den angehenden Dichter Klopstock, der schon als Jüngling einen hohen poetischen Geist zeigte, durch eine Kritik der Messiade niederzuschlagen. Gottsched machte in dieser Kritik freilich Ausstellungen, welche später durch die Zeit bestätigt worden sind; er tadelte namentlich nicht mit Unrecht das Ueberspannte, Schmelzende, Weinerliche und übertrieben Gefühlvolle in Klopstock's Gedichten, sowie den scholastisch-dogmatischen Stoff der Messiade. Allein er erlaubte sich dabei, zwei Männer ohne alles und jedes poetische Talent, Naumann und Schönaich, als Epiker weit über Klopstock emporzuheben, und dies brachte ihn um den Rest seines Ansehens. Ganz Deutschland gerieth damals in Unwillen, daß Gottsched seine eigene Dicht- und Redekunst zur Richtschnur deutscher Bildung machen wollte, daß er neben der begeisterten Dichtung eines Klopstock seine eigenen schlechten Reime und die Verse eines Naumann und Schönaich auch nur zu nennen wage.

3. Einige Männer aus Gottsched's Schule und die Dichter Hagedorn und Haller.

Es ist jetzt zunächst von einigen Dichtern zu reden, welche, aus der Leipziger Schule hervorgegangen, ihrem Lehrer und Meister lange Zeit getreu blieben, die aber, als sie sich endlich von ihm entfernten, keinen höheren Flug nahmen als er, sondern sich verständiger Weise innerhalb des bürgerlichen Kreises hielten, dem sie in ihrer wohlmeinenden Breite sehr nützlich wurden. Diese Männer waren: Johann Elias Schlegel, Adolf Schlegel, Zachariä, Rabener, Gellert und der Epigrammen-Dichter Kästner, der sich jedoch nie öffentlich von Gottsched trennte.

Sie alle stehen zwar in Betreff ihres poetischen Werthes und ihrer Sprache über Gottsched; es findet sich aber auch bei ihnen, wenn man Gellert etwa ausnimmt, kein Element des Lebens, das über Gottsched hinausginge. Ihr Hauptverdienst dürfte darauf zu beschränken sein, daß sie eines Theiles die von Gottsched angeregte Bewegung in der Nation unterhielten, und anderes Theiles die deutsche Sprache von der Barbarei der Schule reinigen halfen. Für sie wie für alle deutschen Dichter bis zu der Zeit, als die Barden des Göttinger Vereins und neben ihnen Herder und Göthe eine ganz neue Poesie schufen, war Pope ein großer Dichter und ein unerreichbares Muster. Wir brauchen hier nicht von allen diesen Dichtern im Einzelnen zu reden, und glauben in Betreff ihrer Werke nur dasjenige hervorheben zu

müssen, was zur Erkenntniß des damals im deutschen Mittelstande herrschenden Geistes und Geschmackes dienen kann.

In dieser Hinsicht sind besonders die burlesken Gedichte Zacharia's (1726—1777) lehrreich, die schon wegen der Gemeinheit und Plattheit ihres Stoffes jetzt nicht mehr lesbar sind; denn sie zeigen uns, gerade weil sie zu ihrer Zeit sehr gern gelesen wurden, welche Kleinstädterei und Trivialität in den bürgerlichen Kreisen herrschte, und wie roh und gemein selbst diejenigen waren, die sich ihre Bildung auf der Universität erworben hatten.

Ein anderer dieser Dichter, der Satiriker Gottlob Wilhelm Rabener, (1714—1771) kann als Beweis dienen, wie schwer es bei den politischen und geselligen Verhältnissen jener Zeit in Deutschland war, Wahrheit ins Leben zu bringen. Rabener faßt, anstatt, wie der echte Satiriker soll, mit Feuer und Schwert für Wahrheit, Freiheit und Recht zu kämpfen, entweder nur das Unbestimmte und Allgemeine ins Auge, oder er verspottet, wenn er einmal bestimmte Individualitäten angreift, nur solche Leute, deren Gebrechen und Thorheiten blos in ihren eigenen Kreisen schädlich wirken. Er hütet sich namentlich, die Urheber dessen anzugreifen, was gerade damals unsägliches Elend über seine Heimath Sachsen brachte. Pfarrer, Pedanten, Schulmeister, dann und wann ein Landjunker, altmodische Närrinnen und Leute ähnlicher Art sind die Gegenstände seiner zahmen Angriffe. Ein Satiriker ganz anderer Art war sein Zeitgenosse Liscov (1701—1760), der überdies auch nicht, wie Rabener, nach der Regel zum Satiren-Schreiben gebildet worden war, sondern einen angeborenen Beruf dazu hatte. Dieser Mann forderte schon im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts seine Landsleute auf, die Fesseln des Mittelalters abzuwerfen und einer neuen Bildung nachzustreben. Er wagte es, mitten im Drucke und in der Finsterniß, seine Geisel über alle Feinde des Lichtes zu schwingen und diese dem Hohne preiszugeben. Dabei faßte er bestimmte Personen ins Auge. Diese greift er jedoch, wie später Lessing in seinem Streit mit Götze, nicht ihrer selbst wegen an, sondern um an einzelnen Menschen nationale Gebrechen und mangelhafte Seiten des Zeitgeistes verhaßt oder lächerlich zu machen. Dafür war dann freilich, wie sich in Deutschland und besonders in Sachsen damals nicht anders erwarten ließ, sein Loos sehr verschieden von dem Schicksale Rabener's: dieser blieb ein angesehener Beamter im Fache des Steuerwesens, Liscov dagegen verbrachte seine letzten Lebensjahre in langjährigem Gefängnisse.

Ein dritter Dichter aus Gottsched's Schule, den wir hervorheben, ist Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769). Die Werke dieses Mannes waren, wie uns scheint, ein Mittelglied zwischen dem

alten Ton des bürgerlichen Lebens und dem französisch kecken derjenigen Kreise, für welche nachher Wieland schrieb, zwischen der platten und matten Sprache Gottsched's und der kernigen und kräftigen Lessing's, zwischen der Pedanterei von Gottsched's Schule und dem leichtfertigen Wesen der französischen Spötter. Daß er über ein Viertelj hrhundert einer der beliebtesten und gelesensten deutschen Schriftsteller war, läßt sich auf den ersten Blick hin nur in Betreff der niederen bürgerlichen Kreise, welche ihn lasen, und auch bei diesen nur in Hinsicht auf seine Fabeln und einige populäre Lieder begreiflich finden; denn seine anderen Schriften sind matt, geistlos und tödtlich langweilig. Die Sache erklärt sich jedoch bei näherer Betrachtung auf eine für Gellert's Leser ehrenvolle Weise. Von Genialität, von Poesie, von Philosophie, von scharfem Witz und beißender Laune hatte man in den einfachen Bürgerkreisen jener Zeit keine Vorstellung. Flug der Poesie und Reichthum der Erfindung waren bei den Zeitgenossen Gottsched's verschwendet. Diese suchten einen Schriftsteller, welcher furchtsam, bescheiden, demüthig, gläubig, mitunter pedantisch und geschwätzig war, wie sie. Gellert mit seiner Demuth und Schwäche, mit seiner Moral, welche keinem Menschen mehr zumuthet, als er erreichen kann, mit seiner bürgerlichen Bescheidenheit gegen alles Vornehme und äußerlich Angesehene gab ihnen nicht mehr, als sie verstehen und gebrauchen konnten.

Gellert hatte indessen neben der Mittelmäßigkeit, welche den großen Haufen zu ihm hinzog, auch noch andere Eigenschaften, die ihn zum Volksschriftsteller machten. Seine Sprache war auf der einen Seite reiner und edler, als die Sprache der von Gottsched empfohlenen Schriftsteller, und er widerstrebte auf der anderen nicht, wie Klopstock, Cramer und Bodmer, durch die Art und Manier seiner Frömmigkeit dem Geiste des Jahrhunderts. Er reformirte ferner zwar auch seinerseits; aber diese Reformation erschreckte Niemand, weil er mehr den Wandel und die Sittlichkeit, als den Glauben und die Dogmen im Auge hatte. Außerdem mußte er sich, da von dem Geiste der Alten nur wenig in ihn gedrungen war, an schlesische, französische und englische Vorbilder halten, und dies brachte ihn den höheren Klassen näher. Endlich empfahl noch sein rechtgläubiger, gutmüthiger, sittsamer Vortrag, welcher den damals noch wackeren mittleren Ständen angepaßt war, ihn allen denen, aus deren Sphäre sein unschuldiger Witz seine harmlosen Geschosse entlehnt, und für die derselbe auch bestimmt war. Seine Fabeln und gelegentlich sogar seine Erzählungen wurden Volksbücher.

Die besseren Schüler Gottsched's, von welchen die genannten nur die vorzüglichsten waren, wendeten sich zuletzt von ihrem Meister ab,

um einen anderen Weg einzuschlagen, als der von ihm und seinen talentlosen Anhängern betretene war. Die Veranlassung dazu gaben die heftigen Angriffe der Züricher Gelehrten Johann Jakob Bodmer (1698—1783) und Johann Jakob Breitinger (1701—1776) mit Gottsched, deren wir unten näher gedenken werden. Als nämlich der Streit zwischen Gottsched und den Zürichern die Deutschen zu der Erkenntniß brachte, daß es dem Manne, der sich zum Dictator in der Litteratur aufgeworfen hatte, durchaus an Geschmack fehle, trennten sich die besseren Schüler Gottsched's von ihm und bildeten, anstatt wie bisher im Verein mit elenden Mitarbeitern Beiträge zu seinen Zeitschriften zu liefern, in den vierziger Jahren zu Leipzig eine besondere poetische Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist für die deutsche Bildung nahezu ebenso wichtig als 30 Jahre später der sogenannte Hainbund in Göttingen. Die Mitglieder derselben hielten regelmäßige Zusammenkünfte, in denen sie ihre Arbeiten einer gegenseitigen Kritik unterwarfen. Nachher gründeten sie auch eine besondere Zeitschrift, die zum Unterschiede von den Gottsched'schen nur solche Arbeiten enthalten sollte, welche für die begonnene Verbesserung des Geschmackes wirklich förderlich waren. Diese Zeitschrift, welche nach ihrem Druckort gewöhnlich nur mit dem Namen der Bremer Beiträge (1744) bezeichnet wird, ward für den Fortgang der deutschen Nationalbildung sehr wichtig; denn die Herausgeber hatten nicht nur, ohne irgend einen Gedanken an Speculation, blos den damaligen Zustand der Litteratur und des Lebens im Auge, sondern sie blieben auch, da ein strenger Kritiker, Gärtner, zu ihnen gehörte, ihrem Vorsatze, allem Platten und Gemeinen die Aufnahme zu versagen, mit geringen Ausnahmen getreu.

Die bemerkenswerthesten unter den Männern, welche an den Bremer Beiträgen arbeiteten, waren: Gärtner, Cramer, die beiden Schlegel, Rabener, Gellert, Arnold Schmidt, Zachariä Ebert, Giesecke und Hagedorn. Später nahmen auch Gleim, Götz, Uz und Klopstock daran Theil. Das Verhältniß, in welchem der zuletzt genannte Dichter und seine näheren Freunde zu der Sache standen, kann uns am besten zeigen, wie ernst jene Männer es mit ihrer Absicht meinten, und welche Veränderung durch sie unmerklich im Geiste der Nation hervorgebracht wurde. Die Mitglieder des Leipziger Bundes täuschten sich nämlich trotz der Verehrung, die sie für Klopstock's heilige Poesie und für seine und seiner Freunde Cramer und Ebert empfindsame und schwärmerische Gedichte hegten, über das eigentliche Ziel ihrer litterarischen Thätigkeit nicht; denn sie fühlten, was die Folgezeit bewährt hat, daß der Nation weder mit der bloßen Frömmigkeit, noch mit Threnodien geholfen werden könne,

daß man vielmehr allem dem, was dem Geiste der alten Zeit angehöre, entsagen und an dem neuen europäischen Leben Antheil nehmen müsse.

Wir verweilen, da von Klopstock noch später die Rede sein wird, nur bei einem der genannten Dichter, bei Hagedorn, und fügen dann noch einige Bemerkungen über Albrecht von Haller hinzu, welcher, wie dieser, ganz unabhängig von dem Streite der Züricher und Leipziger seinen eigenen Weg ging. Beide Männer haben, der Eine in Niedersachsen, der Andere von der Schweiz aus, fast in gleichem Grade das Aufkommen eines besseren Geschmackes in unserer Nation gefördert. Zum Hauptschritte freilich, welcher gethan werden mußte, hat keiner von Beiden die Nation zu leiten vermocht. Dies geschah erst später durch Wieland, Lessing und Göthe. Wieland hat zuerst die beiden ganz verschiedenen Klassen und Bildungsarten, welche in Deutschland neben einander bestanden, die adelig-französische und die bürgerlich-platte, in einer dritten gemeinschaftlichen verschmolzen, indem er eine französisch-deutsche Litteratur in griechischer Hülle schuf; die beiden anderen Männer aber haben zuerst unsere Nation auf den Punkt geführt, auf welchem die übrigen gebildeten Völker Europa's schon längst standen.

Hagedorn war weder ein Klopstock, noch ein Göthe oder Schiller; er hat sich aber nichtsdestoweniger unsterbliche Verdienste um Deutschland erworben. Diese Verdienste beruhen hauptsächlich darauf, daß er durch Veredelung des Ausdruckes und durch eine freie, heitere Anschauungsweise, welche ebenso weit von der steifen, pedantischen Sitte der alten Zeit, als von dem unzüchtigen Ton eines Wieland entfernt war, den begonnenen Aufschwung in der Litteratur wesentlich gefördert hat. Hagedorn hatte sich den Geist der besseren französischen und italienischen Schriftsteller zu eigen gemacht. Er suchte bei den Franzosen nicht, wie Gottsched, blos den Buchstaben und die Regel; er stimmte sich nicht, wie Gellert und Rabener, zur platten alltäglichen Gesellschaft herab; er schwärmte nicht, wie Klopstock, idealisch und theologisch, noch wie Klamer Schmidt und Jakobi, petrarchisch; er machte sich endlich nicht, wie Ramler durch Künstlichkeit im Versbau und in der Sprache den Ungelehrten unzugänglich und unverständlich. Die Feinheit seines Ausdruckes und die Züchtigkeit des Inhalts seiner Gedichte gab ihm für die gesellige Bildung der Deutschen eine um so größere Bedeutung, je platter und gemeiner der Ton des einen Theiles der Schriftsteller, je schwärmerischer und geistlicher der des anderen war. Außerdem hat Hagedorn auch den Volksgesang, der sich seit längerer Zeit ganz allein in die protestantischen Kirchen geflüchtet hatte, aufs Neue belebt; denn er war der einzige Mann seiner Zeit, welcher singbare gesellige Lieder dichtete, und diese waren bei dem

musikalischen Volke der Deutschen bald in Aller Mund. Uebrigens zeigt sich darin, daß Hagedorn in jeder Ausgabe seiner Gedichte Verbesserungen vornahm, der rasche und bedeutende Fortschritt, den die Entwickelung der deutschen Bildung und Sprache machte.

Haller (1708—1777), der auch als gelehrter Schriftsteller und als öffentlicher Lehrer eine große Bedeutung hatte, blieb dadurch, daß er in einer größeren Welt und in wahrer Wissenschaft einheimisch war, von der Eitelkeit und abgeschmackten Rechtgläubigkeit eines Bodmer, von der Dogmatik und Schwärmerei eines Klopstock und von Gottsched's einseitiger Verehrung der Franzosen frei. Sein Hauptwerth besteht in dem Einflusse, den ein Mann von vielseitiger Bildung und umfassender Weltansicht durch seine Poesie haben mußte. Dieser Einfluß war um so bedeutender, weil durch Haller's Gedichte die neue Bildung gerade solchen Leuten empfohlen ward, welche weder Gottsched's, noch Gellert's, noch auch Hagedorn's oder Klopstock's Schriften in die Hand genommen haben würden. Haller wirkte übrigens mehr durch lehrende, beschreibende und lebhaft schildernde Verse, als durch eine schöpferische Poesie. Das Anziehende, welches seine Gedichte hatten, bestand in der treuen Schilderung schweizerischer Gegenden und Sitten, in der Darstellung des reinen Naturgenusses und einfacher Freuden, in der Philosophie eines denkenden und gebildeten Mannes, welche nicht aus Büchern, sondern aus dem Gemüthe und Geiste des Dichters entsprossen und für das Leben, nicht für die Schule berechnet war. Dabei besaß Haller eine richtige Ansicht von dem Verhältnisse, in welchem er als Dichter zu seiner Zeit stand, wenn anders dasjenige, woraus wir dies schließen, wirkliche Einsicht und nicht Zufall war. Er hat nämlich nicht nur schon 1748, wo ein Hagedorn, Klopstock, Kleist, Gleim und Gerstenberg seine Poesie überflüssig machten, zu dichten aufgehört, sondern auch in den nachherigen Ausgaben seiner Gedichte immer mehr von dem Früheren weggelassen.

4. Streit der Züricher und Anderer mit Gottsched und Einfluß dieses Streits auf den Fortgang der deutschen Bildung.

Gegen Gottsched's Anmaaßung, der poetische Gesetzgeber unserer Nation sein zu wollen, erhoben sich einerseits die beiden Züricher Professoren Bodmer und Breitinger im Verein mit ihren Freunden, andererseits der Wolfianer Alexander Gottlieb Baumgarten, Professor zu Frankfurt an der Oder, und sein Famulus Georg Friedrich Meier. Mit dem Letzteren verband sich der Berliner Konrector Pyra, der durch heftige Schmähschriften gegen Gottsched berühmt geworden war, sowie der Pastor Lange, dessen elende Uebersetzung des Horaz von Lessing durch eine seiner frühesten und furchtbarsten Kritiken vernichtet ward.

Die Züricher griffen den Leipziger Schulmonarchen aus Leidenschaft an, oder vielleicht auch weil sie einen etwas besseren Geschmack als er hatten. Dem Frankfurter Professor aber, welcher nebst seinem Bruder als gelehrtes Orakel verehrt und angestaunt wurde, war der Ruhm des flachen Leipziger Verehrers der französischen Philosophie ein Aergerniß. Beide Parteien der Feinde Gottsched's verbanden sich schon früh mit einander, wozu namentlich der Umstand beitrug, daß Bodmer ein strenger Orthodoxer war und deshalb besonderes Wohlgefallen an Baumgarten hatte, der wie seine beiden Meister, Leibnitz und Wolf, den christlichen Glauben philosophisch demonstrirte. Die Züricher hatten übrigens, was bei Baumgarten und Meier nicht der Fall war, auch die eitle Schwäche, ohne den geringsten poetischen Beruf Dichter sein zu wollen. Wir gedenken zuerst der Wolfianer und reden nachher von den Zürichern.

Baumgarten war der erste deutsche Professor, welcher eine Aesthetik schrieb. Er verfaßte dieselbe, ohne die Meisterwerke der Poesie aller Zeiten und Völker, die lateinischen etwa ausgenommen, gelesen zu haben; nichtsdestoweniger erkannten die gelehrten Deutschen ihn als Gesetzgeber über das, was nothwendig schön sein muß, an. Noch ehe die in lateinischer Sprache geschriebene Aesthetik Baumgarten's erschien, hatte der Hallische Professor Georg Friedrich Meier die neue Weisheit seines Herrn und Meisters in einem barbarischen Deutsch dem Publikum mitgetheilt. Auch dieser Mann kannte Homer und die Griechen, sowie die Italiener, Engländer und Franzosen gar nicht oder nur sehr wenig; er ging aber mit Baumgarten von dem Gedanken aus, daß man, wie er selbst sich ausdrückte, bei den großen Fortschritten der deutschen Litteratur jetzt nothwendig auch Kunst und Poesie in das System hineinpassen müsse. Wir gehen weder auf den Inhalt und die Form der gelehrten Aesthetik Baumgarten's und Meier's ein, noch gedenken wir der Schriften, in denen der Letztere schon vorher den Leipziger Kunstrichter angegriffen hatte. Dagegen muß in der Kürze angegeben werden, worin die Hauptbedeutung des Eingreifens beider Männer in die Angelegenheiten der deutschen Litteratur bestand. Durch das Auftreten dieser Professoren übte zum ersten Male die gelehrte Schul-Philosophie in Deutschland einen Einfluß auf die Litteratur und auf den Ton der Gesellschaft aus. Es ward nämlich unter die Universitäts-Wissenschaften eine neue heitere und rein geistige aufgenommen, welche seither den von Baumgarten aufgebrachten Namen der Aesthetik führte, und die grübelnden Gelehrten wandten ihre Spitzfindigkeit der schönen Litteratur zu. Dies mußte, da man in Deutschland die höhere Bildung nur auf Universitäten zu suchen pflegte, den zweifachen Erfolg haben, daß es auf solche Weise möglich ward,

Boileau, Batteux und ihre Anhänger in Deutschland zum Schweigen zu bringen, und daß die Deutschen jetzt das Flache verließen, weil ihnen Schwierigeres geboten ward. Die Theoricen selbst, welche von den demonstrirenden Wolfianern aufgestellt wurden, wichen nicht lange nachher der gesunden und mit Geschmack vorgetragenen Lehre eines Mendelssohn und Lessing.

Schon vor den Wolfianern in Frankfurt und Halle hatten Gottsched's Feinde in Zürich den Kampf begonnen. Bodmer und Breitinger hatten sich mit Philosophie, sowie mit englischen und französischen Schriften bekannt gemacht, und kamen um die Zeit von Gottsched's erstem Auftreten in Leipzig (1719—21) auf den Einfall, unter ihren Landsleuten eine Gesellschaft zu bilden, die sich mit der Verbesserung der Sprache und des Geschmackes beschäftigen und die von den englischen Zeitschriften empfohlene und vorbereitete Volksbildung verbreiten sollte. Diese Gesellschaft gab nach Addison's und Steele's Muster eine Zeitschrift heraus. Gottsched befolgte alsbald das von den Zürichern gegebene Beispiel. Dadurch ward dann Bodmer's Zorn geweckt, und es entspann sich zwischen ihm und Gottsched eine in gemeinem Tone geführte Fehde über ihre beiderseitigen Zeitschriften, sowie über Sprache, Poesie und Philosophie. Gerade das heftige Schimpfen und der ungezogene Ton beider Theile waren für den Fortgang der deutschen Litteratur sehr förderlich, weil dadurch das damalige große Publikum zur Theilnahme an dem Streite gezogen, und so das Interesse an den Angelegenheiten der Litteratur vermehrt wurde. Außerdem machte das Benehmen der streitenden Parteien diese lächerlich, und bewies aufs Einleuchtendste das Bedürfniß einer vollständigen Reformation, was dann der nachherigen besseren Generation den Weg bahnte. Uebrigens erwarben sich die Züricher namentlich das große Verdienst, daß sie auf die Nothwendigkeit einer strengen Kritik aufmerksam machten, daß sie zeigten, wie diese von Gottsched's Flachheit nie zu erwarten sei, und daß sie Lehrbücher verfertigten, welche mehr Kenntniß der schönen Litteratur bewiesen, als Baumgarten's und Meier's hohle Speculation, und etwas mehr Philosophie, als Gottsched's Regeln. Andererseits wurde aber ebenso durch die Leipziger die Untauglichkeit Bodmer's und Breitinger's für das Werk der Reformation nachgewiesen. Das Volk erkannte also, daß es eines Anderen harren müsse, und dieser Andere erschien denn auch in Lessing.

Wir gedenken der gehaltlosen poetischen Werke Bodmer's ebenso wenig, als wir früher die Gottsched'schen Gedichte besprochen haben. Auch braucht hier des Verdienstes nicht gedacht zu werden, das sich Bodmer dadurch erwarb, daß er auf die deutschen Dichter der Hohenstaufischen Zeit als eine Quelle für die Litteratur hinwies. Nur seine

und seines Freundes Breitinger kritische Arbeiten sind für die Geschichte der deutschen Bildung von einiger Bedeutung. Diese Arbeiten waren hauptsächlich gegen Gottsched gerichtet, und gewährten, da der Leipziger Dictator fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des ersten kritischen Werkes der beiden Züricher seine kritische Dichtkunst heraus gab, dem Streite zwischen den Schweizern und Norddeutschen neue Nahrung. Nähere Angaben über die einzelnen kritischen und ästhetischen Schriften der Züricher zu machen, gestattet der beschränkte Umfang dieses Werkes nicht, welcher nur für eine andeutende Uebersicht der Entwickelung der Litteratur ausreicht, und deshalb für diejenigen Leser, die eine tiefer eindringende Belehrung suchen, das Studium des größeren Werkes des Verfassers nothwendig macht. Die Züricher, welche nichts besseres als Addison's Weisheit kannten, waren Pedanten und Schulgelehrte, wie Gottsched, und suchten gleich diesem Alles auf Regeln zurückzuführen; allein sie reihten doch nicht blos Regel an Regel, zogen außer den Franzosen auch das geistreiche Werk des Platonikers Longinus zu Rathe, besaßen etwas mehr Geschmack und Philosophie als Gottsched, und waren gründlicher und denkender, als dieser, sowie praktischer, als Baumgarten und Meier. Von einer nachhaltigen Wirkung konnte freilich auch bei ihnen nicht die Rede sein, weil sie nicht aus dem alten engen Kreise herauszutreten vermochten und dem begonnenen Fortschritte des Jahrhunderts ein willkürliches Ziel setzen wollten. Haben sie ja doch z. B., im Widerspruch mit der Geschichte aller Völker, geradezu die Behauptung ausgesprochen, daß der Dichtkunst die Theorie derselben vorausgehen müsse! Und hat doch Bodmer wahrscheinlich alle seine Gedichte, wie er von einigen derselben selbst aussagte, so verfertigt, daß er sie zuerst in Prosa niederschrieb und dann die prosaischen Gedanken in ein Versmaaß zwängte! Vergebens bot Sulzer aus Winterthur (1720 bis 1777), welcher in Berlin Professor und Mitglied der Akademie geworden war und sich als Aesthetiker berühmt machte, alle gelehrten Künste auf, um den Theorieen seiner Landsleute in Norddeutschland den Sieg zu verschaffen. Vergebens spendete er in seiner viel gelesenen Theorie der schönen Künste dem schlechten Heldengedichte Bodmer's Noah, welches er sogar der Iliade an die Seite setzte, unmäßiges Lob. Die Zeit übte ihr Recht an den Theorieen wie an den Gedichten der Züricher, und das ersehnte Heil kam der deutschen Litteratur nicht von ihnen, sondern von Lessing.

5. Erste Spuren der Bewegungen, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Litteratur und Leben der Deutschen völlig umgestalteten.

Am Ende des ersten Zeitraumes der neueren deutschen Litteratur gab es, zum großen Unterschied von unseren Tagen, für einen deutschen Schriftsteller noch kein anderes Publikum, als den sehr geringen Theil der Nation, welcher seine Jugendbildung auf Universitäten erhalten hatte. Dies änderte sich nicht früher, als nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, weil erst in dieser Zeit die Deutschen zu der Einsicht gelangten, daß man ganz anders als seither schreiben und alle Fesseln abwerfen müsse, welche eine freie Bewegung des Geistes unmöglich machten. Die größtentheils noch jungen Männer, von denen diese entschiedene und durchgreifende Richtung ausging, wandten sich ebenso von Gottsched's Pedantismus und Geschmacklosigkeit, wie von Bodmer's strenger Kirchlichkeit und moralischer Aengstlichkeit und von der zwar poetischen, aber auch zugleich dogmatisch-religiösen Schwärmerei Klopstock's ab. Sie folgten statt dessen der Leitung Wieland's, Lessing's und Herder's, und erst durch ihre Bemühungen ward eine gänzliche Reformation der Bildung und Litteratur bewirkt.

Der Weg, welchen jene Männer einschlugen, war derselbe, den auch alle späteren Reformatoren der deutschen Litteratur betreten haben. Sie gründeten nämlich, weil in Deutschland das Schicksal aller Schriften von dem Urtheile der Recensenten abhing, eine kritische Anstalt, bildeten eine Partei und warfen sich zum Organ derselben auf. Der erste Schritt, welcher auf diesem Wege gethan wurde, um Gottsched zu stürzen, ward von Sulzer und Ramler gethan. Beide schufen in Berlin, wohin sie fast zu gleicher Zeit gekommen waren, eine gelehrte Zeitschrift. Ihr Versuch mißlang aber, theils weil beiden Männern die nöthige Schärfe und Dreistigkeit fehlte, theils weil sie in ihren Ansichten und ihrem Geschmack zu sehr von einander verschieden waren. Ramler war nämlich ein in Hinsicht auf Form und Sprache ausgezeichneter Oden-Dichter, welcher das Versmaaß und die Manier des Alterthums zuerst in Deutschland einführte. Sulzer dagegen, den wir schon als Verehrer und Lobredner Bodmer's kennen gelernt haben, vermochte sich nie über den Standpunkt dieses seines Patrons zu erheben, und entfernte sich auch nachher immer weiter von Ramler, Lessing und Herder, so daß er zuletzt auf diese Urheber eines besseren Geschmackes in Deutschland schmähte.

Der zweite Versuch zur Errichtung eines kritischen Tribunals, durch welches die seitherige Pedanterei vernichtet werden sollte, ward 1757—1759 ebenfalls in Berlin gemacht, und zwar von Nicolai, Weiße, Lessing und Mendelssohn. Die Vereinigung dieser da-

mals noch jungen Männer von ganz verschiedenen Talenten und Richtungen bewirkte für die Bildung des deutschen Mittelstandes mehr, als unter den damaligen Umständen durch einen überlegenen Geist hätte geschehen können.

Christian Felix Weiße (1726—1804), war ein Mann ohne Genie; er besaß aber die Gabe, sich leicht und mit Geschmack auszudrücken, sowie jene Art von Vielseitigkeit, die der Menge genügt, und jene Unermüdlichkeit und Gewandtheit im Schreiben und Urtheilen, welche in Deutschland zuletzt stets ein großes Publikum verschafft. Er und sein Freund Lessing hatten, schon als sie in Leipzig studirten, dem Theater ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und Weiße schrieb nachher eine große Zahl von Dramen, unter welchen besonders ein Lustspiel, das den gemeinen Streit der beiden gleich geschmacklosen Parteien Gottsched's und Bodmer's verspottete, Aufsehen erregte. Weiße verstand es, sich der zahlreichen Mittelklasse anzuschließen, ohne zum Platten herunterzusinken. Er ließ außerdem die Sittlichkeit und das moralische Gefühl unangetastet, ohne sich wie Klopstock in seraphischen Empfindungen zu gefallen. Er näherte sich endlich in Ton und Sprache dem Charakter der französischen Schriftsteller und demjenigen, was die gute Gesellschaft als ihren eigenen Ton anerkannte. Alles dies machte ihn nicht nur beliebt, sondern bewirkte auch, daß Weiße's Dramen, obgleich sie nichts weniger als klassisch sind, mehr als alle Messiaden zur Anregung des Volkes beigetragen haben.

Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811) besaß noch weniger poetisches Talent, als Weiße. Er war eine derbe, einseitige, dem Materiellen zugewandte verständige berliner Natur, welcher Begeisterung und edle Schwärmerei gleichbedeutend mit Fanatismus und Aberglauben waren, und der Alles, was über das Handgreifliche hinausging, stets tödtlich verhaßt blieb. Er war jedoch um 1755 das Organ der Partei geworden, welche gegen Gottsched, Bodmer und Klopstock kämpfte, und wies damals nicht nur durch eine vielgelesene Schrift das Mangelhafte der herrschenden Bildung und Litteratur nach, sondern er machte dabei zugleich auch eine ganz neue Art von Kritik in Deutschland geltend.

Den beiden genannten Männern lieh Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) bei ihren ersten kritischen Bestrebungen seinen großen Geist. Durch ihn ward namentlich Weiße auf Shakespeare hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß die steife moralische Aengstlichkeit, welche sogar den besseren Schriftstellern jener Zeit anhaftete, mit höherer Bildung und mit einem freieren Fluge des Geistes unvereinbar sei. Lessing war zum Kritiker geboren und gebildet, und bewies schon früh durch eigene Leistungen, daß er auch in der Poesie

Gediegenes zu liefern vermöge. Er verfaßte ferner schon als sechsundzwanzigjähriger Mann (1755), in Verbindung mit Moses Mendelssohn, die einzige gründliche und doch von aller Schulsprache freie, für Jedermann lesbare philosophische Schrift, die wir in Deutschland haben. Diese Schrift, welche den Titel „Pope ein Metaphysiker" führt, und in welcher der Inhalt wahrscheinlich vorwiegend Mendelssohn, der Stil und die Sprache vorwiegend Lessing angehören, enthält eine vortreffliche Prüfung der gewöhnlichen Lehre und Lehrart von der Vorsehung, sowie eine Darlegung des Verhältnisses der Dichter zu den Philosophen und eine bis jetzt noch durch nichts Besseres ersetzte Erklärung vom Wesen des Lehrgedichts. Sie zeichnet sich außerdem aber auch durch alle jene Vorzüge der Behandlung aus, welche Lessing's Schriften dem Deutschen vor allen anderen werth machen; denn hier ist Klarheit und Kraft, Leben und Bewegung, sowie Sinn für wahre Poesie, und es zeigt sich keine Spur von Bombast, leerem Pathos und Rhetorik.

Lessing hatte als Redacteur der Vossischen Zeitung bereits kritische Artikel über die Litteratur und Bildung seiner Zeit geliefert, als er durch seine Freunde endlich zur oben erwähnten Ausführung der Idee kam, eine tüchtige ästhetische Kritik in einer besonderen Zeitschrift zu üben. Der erste Gedanke dazu ging von Nicolai aus; die Ausführung aber übernahm Weiße. So entstand 1757 die sogenannte Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, für welche Lessing nur eine einzige Kritik, Mendelssohn dagegen um so mehr lieferte. Zwei Jahre später gründete Nicolai eine zweite kritische Zeitschrift, welche weit bedeutender und einflußreicher geworden ist. Dies sind die berühmten Litteratur-Briefe, bei denen die wichtigsten Mitarbeiter Lessing und Mendelssohn waren. Welchen Zweck Nicolai, Weiße, Lessing und Mendelssohn bei der Errichtung dieser beiden kritischen Tribunale hatten, kann man aus ihrem freundschaftlichen Briefwechsel ersehen. In allen ihren Briefen aus jener Zeit klagen sie nämlich über die lächerlichen und pedantischen Nachahmer der Alten, der Engländer oder der Franzosen, über das matte Sitten-Predigen, über das breite Beschreiben, Erklären und Ausmalen, über die schlechten Uebersetzungen und endlich über den Mangel an Genialität und Originalität.

Da die Litteratur-Briefe sowohl ihrem Ton, als ihrem Inhalte nach ganz dem folgenden Zeitraum angehören, so kann von ihnen erst später die Rede sein. Ueber die Bibliothek der schönen Wissenschaften aber, welche in reformirendem Eifer weit hinter ihnen zurückblieb, kann hier nichts Näheres angegeben werden, weil zu einer ausführlichen Bezeichnung ihres Inhaltes und ihres Tones der Raum fehlt, eine kurze Andeutung aber nutzlos sein würde. Wir

bemerken nur, daß die Kritik der Bibliothek nicht über das Lehrgebäude hinausging, welches Sulzer und Ramler mit Hülfe französischer Regeln errichtet hatten. Erst mit dem Erscheinen der Litteratur-Briefe begann eine selbstständige deutsche Kritik. Unmittelbar nachher aber entstanden durch Lessing, Herder und Wieland Bewegungen, welche bis 1770 dauerten und in dieser Zeit endlich eine ganz neue und wahrhaft klassische deutsche Litteratur erzeugten.

Als Anfangspunkt dieser neuen Zeit, die sich mit so viel Mühe ans Licht rang, pflegt man das Jahr 1746 zu nennen, in welchem Klopstock die ersten drei Gesänge seines Messias in den Bremer Beiträgen veröffentlichte. Die Bewegung, welche mit diesem litterarischen Ereigniß beginnt, wird in ihren wichtigsten Momenten durch die Namen Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Göthe und Schiller bezeichnet, und vollendete ihre Bahn durch die beiden Letzteren.

V. Der östreichische Erbfolgekrieg.

1. Einleitung.

Als im October 1740 Maria Theresia, gestützt auf die pragmatische Sanction, ihrem Vater Karl VI. in Oestreich, mit welchem der Habsburgische Mannsstamm erlosch, nachfolgte, machten Spanien und Baiern auf das ganze Erbe Karl's, Preußen auf einen Theil von Schlesien Anspruch. Bald nachher entschloß sich Frankreich, den Kurfürsten von Baiern und um seinetwillen auch den König von Preußen zur Durchführung ihrer Ansprüche zu unterstützen; es brachte daher zwischen allen Feinden der Maria Theresia einen Bund zu Stande, in welchen es auch den Kurfürsten von Sachsen hineinzog.

Von allen den Fürsten, welche das Luftgebäude der pragmatischen Sanction angriffen, besaß nur der preußische eine festgeschlossene, jeden Augenblick verfügbare und nur vom Könige selbst abhängende Macht. Dies verdankte der Beherrscher von Preußen, Friedrich II., seinem Vater, Friedrich Wilhelm I., dem er am 31. Mai 1740 nachgefolgt war. Der Letztere hatte ein etwa 80,000 Mann starkes, unter trefflichen Anführern geübtes Heer eingerichtet und einen reichen Schatz gesammelt, ohne Beides je selbst zu einem Kriege von größerer Bedeutung gebraucht zu haben. Sein Sohn besaß daher ein zahlreiches Heer und eine wohlgefüllte Staatskasse. Dagegen waren

Frankreich und Oestreich tief verschuldet, und das Heer des ersteren Staates bestand aus nicht mehr als 150,000 Mann, das des letzteren aber war nach dem unglücklichen Türken-Kriege völlig zusammengeschwunden und in wenig schlagfertigem Zustande.

Der Gedanke, daß nur Geld, Soldaten, Energie und Enthaltung von der herrschenden Ueppigkeit der Höfe einem Staate von nicht ganz drei Millionen Einwohnern ein Gewicht in den europäischen Angelegenheiten geben könnten, hatte schon Friedrich's Vater geleitet, ohne daß dieser sich desselben deutlich bewußt geworden war. Friedrich seinerseits hatte schon als Kronprinz einen Kampf mit den ererbten Vorurtheilen begonnen. Er ward in Frankreich von den tonangebenden Männern als einer der Ihrigen gepriesen; und Rheinsberg, wo er in den letzten Jahren seines Vaters residirte, war ein Sammelplatz für die Bekämpfer der herrschenden Finsterniß gewesen. Als König begann er einen ähnlichen Kampf mit den morschen Staaten seiner Zeit, deren Verfassung und Einrichtung sich überlebt hatte. Energische Schritte, die er gleich nach seiner Thronbesteigung that, bewiesen der Welt hinreichend, daß er in Staatssachen ebenso, wie in geistigen Dingen, einen ganz anderen Weg als sein Vater betreten wolle. Sie bewiesen, daß Friedrich zwar ebenfalls nur seine eigenen Ansichten zur Richtschnur nehmen, dabei aber nicht, wie sein Vater, durch Vorurtheile und Formen sich abhalten lassen werde, seinen Zweck zu verfolgen.

Dies zeigte Friedrich gleich anfangs sowohl in Hinsicht seines Glaubens, als auch in seinen Staatsgeschäften. Er entriß der steif rechtgläubigen Umgebung seines Vaters den Einfluß, den sie zu Gunsten der Ihrigen ausgeübt hatte, und rief den von ihr vertriebenen Professor Wolf nach Halle zurück, nicht weil er diesem Schul-Monarchen einen großen Werth beigelegt hätte, sondern weil er aus politischer Berechnung einem Philosophen, welcher von der neuen Generation laut gepriesen wurde, seinen Schutz gewähren wollte. Statt der frommen und steifen Gesellschafter seines Vaters hatte er eine Anzahl witziger Leute um sich, welche ihn in den Stunden, die sein Vater in der Tabaks-Gesellschaft zugebracht hatte, erheiterten, und mit ihm in französischer Sprache den Glauben und die Vorurtheile der niederen Welt verspotteten. Auf dieselbe Weise reformirte Friedrich, ohne im Wesentlichen etwas zu ändern, in den Staatsangelegenheiten. Er schaffte die kostspielige und ganz unnütze Riesen-Garde seines Vaters sofort ab, gab den Wüsten, welche dieser für seine Jagden geschaffen hatte, eine andere Bestimmung, und beseitigte manche sonderbare bürgerliche Sitte, ohne darum der militärischen Einfachheit untreu zu werden. Leider hielt er aber auch eine Anstalt

von der Art, wie die auf französische Eitelkeit und Rhetorik berechnete Akademie Ludwig's XIV. war, für ein geeignetes Bildungsmittel der Deutschen, und bevölkerte die Berliner Akademie mit Franzosen und Halb-Franzosen.

Der nämliche selbstthätige Geist, der sich gleich anfangs in Friedrich's Verwaltungsmaaßregeln zu erkennen gab, offenbarte sich auch in seinen ersten Schritten gegen Mindermächtige. Wir meinen sein Verfahren in Betreff eines zwischen Brandenburg und dem Bisthum Lüttich schwebenden Streites, welchen Friedrich auf gewaltthätige Weise rasch beendigte, und die Art, wie er durch Drohungen dem Landgrafen von Hessen-Cassel aus einem langwierigen Reichs-Processe mit Kur-Mainz half. Sein Verfahren war in beiden Fällen zwar keineswegs lobenswerth, aber doch wenigstens energisch und offenbar militärisch. Zwei andere Rechtsstreite, welche Friedrich militärisch zu beendigen gedachte, hängen mit der Entstehung des östreichischen Erbfolgekrieges enge zusammen. Sie betrafen die Ansprüche des Hauses Brandenburg an die Länder Jülich, Cleve und Berg und an einen Theil von Schlesien.

Die zuerst genannten Länder waren kurz vor dem Beginne des dreißigjährigen Krieges ein Gegenstand des Streites zwischen den Häusern Brandenburg und Pfalz-Neuburg gewesen (s. Bd. X., S. 367 ff.); sie waren aber nachher nicht nur in den Besitz des Letzteren gekommen, sondern Frankreich und der Kaiser hatten auch, als dasselbe dem Aussterben nahe war, dem Pfalzgrafen von Sulzbach die Nachfolge in jenen Ländern verbürgt. Friedrich's II. Vater hatte dagegen protestirt und seine Zustimmung zur pragmatischen Sanction an die Bedingung geknüpft, daß der Kaiser ihm den Heimfall von Jülich, Cleve und Berg zusprechе, wie ihm von Rechts wegen zukam. Das Letztere war jedoch nicht geschehen, sondern Karl VI. hatte vielmehr das ganze Erbe von Pfalz-Neuburg dem Hause Sulzbach zuerkannt. Was die Ansprüche Friedrich's an einen Theil von Schlesien betrifft, so hatte Kaiser Ferdinand II. im dreißigjährigen Kriege das schlesische Fürstenthum Jägerndorf, welches dem Hause Brandenburg gehörte, an sich gerissen (s. Bd. XI., S. 437). Außerdem war im Jahre 1675, beim Aussterben der in Brieg und Liegnitz herrschenden Familie, auch dieses Herzogthum an Oestreich gebracht worden, obgleich zwischen den Herzögen von Brieg und den Kurfürsten von Brandenburg eine alte Erbverbrüderung bestand. Friedrich säumte nicht, beim Tode Karl's VI. mit einem Schein des Rechtes unter denen aufzutreten, die sich beim Aussterben des Habsburgischen Mannsstammes auf Unkosten der Maria Theresia zu bereichern suchten. Dabei erklärte er jedoch ausdrücklich, daß er gleich seinem Vater die

pragmatische Sanction anerkenne, und nur seinen Anspruch an die bezeichneten Theile von Schlesien geltend machen wolle. Den Anspruch auf die Jülich'sche Erbschaft ließ er nachher auf sich beruhen, hauptsächlich weil er beim Kampfe um dieses Land Frankreich gegen sich gehabt haben würde, beim Kampfe um Schlesien aber die Franzosen für sich hatte. Schon im October 1740 stand Friedrich schlagfertig da. Er bedurfte dabei nicht, wie die andern Prätendenten an Karl's VI. Erbschaft, fremder Truppen und erbettelter Subsidien.

Diese Prätendenten waren zunächst König Philipp V. von Spanien und der Kurfürst von Baiern, Karl Albert. Der Erstere nahm eigentlich nur die italienischen Provinzen Oestreichs, welche früher zu Spanien gehört hatten, in Anspruch, der Letztere dagegen Tyrol, Böhmen und das Erzherzogthum Oestreich. Karl Albert hatte jedoch, obgleich er immer gegen die pragmatische Sanction protestirt hatte, beim Tode Karl's VI. weder Truppen noch Geld in Bereitschaft. Auch konnte er nicht, wie Friedrich II., welcher an den schlesischen Protestanten eine Stütze fand, auf die Zuneigung des Volkes in den von ihm geforderten Ländern rechnen. Er hatte außerdem in seinem Lande eine Staatsschuld von nicht weniger als 30 Millionen Gulden geerbt, und deshalb bei seinem Regierungsantritte (Februar 1726) die Zahl der Truppen bis auf 10,000 Mann vermindert. Sein Heer war zwar im polnischen Erbfolgekriege wieder vermehrt worden, aber nur weil er unter dem Namen Subsidien ein Almosen von Frankreich erhalten hatte (s. S. 84); denn man hatte sich in Baiern ebensowenig damals, als im spanischen Erbfolgekrieg, geschämt, für Geld deutsche Truppen dem Reichsfeinde in Sold zu geben. Dergleichen Dinge weckten am bairischen Hofe keine Gewissensscrupel. Dagegen war man dort um die Angelegenheiten des Kirchenglaubens und der Bigotterie aufs Aengstlichste besorgt, und es wurden sogar die französischen Subsidien, welche vertragsmäßig zur Verstärkung des Heeres hätten gebraucht werden sollen, an Kirchen, Klöster und Wallfahrtsorte verschwendet. Karl Albert und seine Gemahlin hatten eine ganz mittelalterliche Art von Frömmigkeit oder vielmehr von Bigotterie. Sie pilgerten Beide zu Fuß nach Alt-Oetting, stellten dort ein silbernes Bild, so schwer als ihr Kurprinz im achten Lebensjahre war, als Weihgeschenk auf, und bedachten auch den berühmten Wallfahrtsort Loretto, welchen sie ebenfalls besuchten, mit sehr reichen Gaben. Zu diesem Allen kam noch, daß am bairischen Hofe Festlichkeiten, Liebschaften und Kabalen die Gemüther sogar dann noch vorzugsweise beschäftigten, als Friedrich II. schon längst in Schlesien stand. Nicht einmal ein Manifest über die bairischen Ansprüche an Oestreich war beim Tode Kaiser Karl's VI. fertig.

Karl Albert und ſein Hof ſetzten ihre ganze Hoffnung auf eine falſche Teſtaments-Urkunde und auf die Unterhandlungen mit Frankreich, welche hauptſächlich von dem älteren und jüngeren Törring geleitet wurden. Man ſtützte ſich nämlich in München auf einen Artikel des von Kaiſer Ferdinand I. hinterlaſſenen Teſtamentes, nach welchem beim Ausſterben des Habsburgiſchen Mannsſtammes, Oeſtreich an die Nachkommen von Ferdinand's Tochter Anna, der Gemahlin Albrecht's V. von Baiern, fallen ſollte; es zeigte ſich aber bald, daß die bairiſche Abſchrift dieſes Teſtamentes fehlerhaft war, und daß das in Wien befindliche Original desſelben dem bairiſchen Fürſtenhauſe die Nachfolge nur dann zuerkannte, wenn keine ehelichen nicht wie die bairiſche Abſchrift beſagte „männliche" Erben des Kaiſers mehr vorhanden ſeien. Was die Unterhandlung mit Frankreich angeht, ſo hatte dieſes nicht nur nach Karl's VI. Tode Maria Thereſia als Erbin ihres Vaters anerkannt, ſondern Ludwig XV. und der Kardinal Fleury waren auch, obgleich ſie dem bairiſchen Hofe einige allgemeine und unbeſtimmte Zuſicherungen ertheilt hatten, feſt entſchloſſen, es bei den Beſtimmungen der pragmatiſchen Sanction bewenden zu laſſen. Baiern hatte alſo gar keine Ausſicht, ſeinen Anſpruch an Oeſtreich mit franzöſiſcher Hülfe geltend zu machen. Auch würde es dieſe niemals erlangt haben, wenn nicht am franzöſiſchen Hofe drei Männer, welche aus rein perſönlichem Intereſſe den Krieg wünſchten, die Regierung gegen Fleury's Willen zur gewaltſamen Unterſtützung der bairiſchen Anſprüche hingeriſſen hätten. Dies nöthigt uns, auf die geheime Geſchichte des franzöſiſchen Hofes und auf das Privatleben Ludwig's XV. etwas näher einzugehen.

Bis zum Jahre 1737 hatte Ludwig, ſo ſtark auch ſeine Sinnlichkeit war, wenigſtens öffentlich nur mit ſeiner Gemahlin gelebt; um dieſe Zeit verlor aber die Königin ihre Munterkeit und Friſche, und war nicht länger im Stande, einen Gemahl zu feſſeln, welcher nur die Jagd, die Freuden der Tafel, den Wein und loſe Geſellſchaften liebte. Jetzt kam daher die Herrſchaft an die königlichen Geliebten, und es begannen die ſchmählichen Orgien eines ſittenloſen Hofes; die Damen buhlten um die Gunſt des Königs, ſowie die Herren um die Ehre, dem Könige Weiber zuzuführen. Unter dieſen Herren zeichnete ſich der Herzog von Richelieu, des Königs ſteter Begleiter, am meiſten aus, weil er alle die Eigenſchaften beſaß, welche ihn befähigten, der Genoſſe eines ſinnlichen, für alles Edle unempfindlichen Fürſten zu ſein. Er war es auch, der die erſte Dame, welche als erklärte Geliebte des Königs glänzen ſollte, ausſuchte. Dieſe Dame war die Marquiſe von Mailly. Man ſagt, Richelieu habe in Gemeinſchaft mit dem Kardinal Fleury dieſe Frau zur königlichen

Geliebten auserlesen, weil Beide dieselbe für politisch unschädlich hielten. Von diesem Augenblicke an änderte sich der ganze Charakter der französischen Regierung; denn obgleich Fleury noch bis zum Tode Karl's VI. die ungetheilte Leitung der Geschäfte behielt, so hatte doch der König schon neben der Politik seiner Minister, eine besondere, sowie neben den officiellen Gesandten seine eigenen Agenten und Berichterstatter.

Auch Karl Albert erhielt endlich, nachdem er den französischen Hof lange vergebens mit seinen Bitten bestürmt hatte, durch drei der Mailly nahestehende Hofleute die Unterstützung desselben. Diese Männer waren die beiden Brüder Belleisle und der Herzog von Broglio. Sie wünschten im Kriege eine Rolle zu spielen, und bewirkten deshalb vermittelst der Mailly, daß gegen Fleury's Ansicht und Willen ein Bündniß mit Baiern gegen Oestreich geschlossen ward. Der ältere Belleisle, welcher gleich darauf zum Marschall ernannt wurde, entwarf einen Plan, und ward nachher auch mit der Ausführung desselben beauftragt. Ehe dies Alles geschah, hatte Karl Albert die demüthigsten Briefe an Fleury und Ludwig XV. geschrieben, um ihre Unterstützung zur Erlangung der deutschen Kaiserwürde zu erbetteln. Er hatte dabei sogar kein Bedenken getragen, den König von Frankreich als seine einzige Stütze und Hülfe für alle Zeiten zu bezeichnen, und dem Minister desselben das deutsche Kaiserthum auf schimpfliche Weise zu Füßen zu legen.

Der ältere Belleisle begab sich zu gleicher Zeit mit einem spanischen Gesandten nach Deutschland, um einen Bund gegen Oestreich zu Stande zu bringen, dem Kurfürsten von Baiern die Kaiserwürde zu verschaffen und so der französischen Krone wieder jene glänzende Stellung zu erneuern, welche Ludwig XIV. besessen. Er reiste mit einem Glanze, der dem französischen Volke ungeheuere Summen kostete, in Deutschland umher, und blendete durch denselben die deutschen Höfe oder gewann sie vermittelst seines Geldes. Bei Friedrich II. gelang ihm dies freilich nicht; im Gegentheil, Friedrich betrog den eiteln Grafen, als derselbe in seinem Lager erschienen war, während Belleisle ihn zu betrügen glaubte. Der preußische König schloß nämlich einen Vertrag, in welchem er, um mit Frankreichs Hülfe Schlesien zu erhalten, seinen Ansprüchen an Jülich, Cleve und Berg entsagte, und dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach, Frankreich aber die Absendung eines Heeres nach Baiern und eines anderen nach Westfalen zusagte, damit Hannover und Sachsen abgehalten würden, die Preußen im Rücken zu bedrohen.

Nachdem der Vertrag mit Preußen geschlossen worden war, kam auch ein Vertrag zwischen Spanien und Baiern, sowie ein anderer

zwischen Frankreich und Baiern zu Stande (Mai und Juni 1741). Diese beide Nymphenburger Verträge bestanden aus öffentlichen und geheimen Artikeln. In den Letzteren versprach Frankreich, die Ansprüche Baierns an Karl's VI. Erbe mit seiner ganzen Macht zu unterstützen, und erhielt dagegen die Zusicherung, daß alle Provinzen und Städte, die es am Rhein und in den Niederlanden erobern würde, in seinem Besitze bleiben sollten, und daß Karl Albert, wenn er Kaiser geworden sei, dieselben nie zurückfordern dürfe. Die öffentlichen Artikel sollten dies Alles verdecken und den Schein verbreiten, als wenn Frankreich nicht feindlich gegen Oestreich auftrete, sondern vielmehr blos dem Kurfürsten von Baiern ein Anlehen gewähre, und zwei von demselben zu unterhaltende Heeresabtheilungen schicke. Wir übergehen die übrigen Bestimmungen der Nymphenburger Verträge, weil das Gesagte genügt, um den Zustand der öffentlichen Moral und den Geist der Regierungen jener Zeit kennen zu lernen.

Im October 1741 ward auch Sachsen bewogen, den zwischen Frankreich, Baiern und Preußen geschlossenen Verträgen beizutreten und 20,000 Mann in Böhmen einrücken zu lassen. Dies zu bewirken, war nicht schwer gewesen, da an der Spitze der sächsischen Regierung unter Friedrich August II. (August III. von Polen) nach einander zwei adelige Herren standen, welche nichts weiter als bloße Hof-Cavaliere waren, und von denen der zweite sich nachher noch einen Lakaien zugesellte. Friedrich August hatte an Allem, was geschah, keinen unmittelbaren Antheil. Er war ein herzensguter, aber ganz phlegmatischer Mann, und wurde von den Leuten, welche statt seiner regierten, so sorgfältig bewacht, daß ihm nicht einmal eine Bittschrift überreicht werden konnte. Die zwei Männer, die statt seiner nach einander den Staat leiteten, waren Sulkowsky und der Graf Brühl, von welchen jener als Oberkammerherr der stete Gesellschafter des Königs war, dieser aber schnell vom Pagen bis zum Oberkammerherrn hinaufgestiegen war. Schon Sulkowsky hatte ungeheure Einkünfte gehabt; Brühl aber betrachtete das arme Sachsen gewissermaaßen blos als sein Landgut und die Einwohner desselben als seine Leibeigenen. Er unterhielt eine Dienerschaft von wenigstens 200 Personen, verschrieb seine Perrücken zu Dutzenden, seine Schuhe zu Hunderten aus Paris, besaß eine überreiche Garderobe von Kleidern, aller Art, — 165 Anzüge, wer sie zählen wollte, — ließ Pasteten aus Paris, Chokolade aus Rom und Wien kommen u. dgl. m. Kurz, er machte einen fast mehr als königlichen Aufwand, und seine Gärten, Bibliotheken und Kunstsammlungen wurden so berühmt, daß die deutschen Gelehrten ganze Bücher über dieselben schrieben. Dagegen ward

das arme Sachsen, welches die Mittel zu allen diesen Verschwendungen liefern mußte, unter Brühl's Leitung im östreichischen Erbfolgekrieg und im siebenjährigen Krieg förmlich zu Grunde gerichtet. Brühl verstand nämlich von Staatsgeschäften gar nichts, und Alles wurde daher durch seine Secretäre und Bedienten entschieden. Unter den Letzteren erhielt ein gewisser Hennike die größte Bedeutung. Dieser war noch im 30. Jahre seines Lebens Lakai, heirathete ein Kammermädchen des Grafen Brühl, stieg nachher von einer Stelle zur anderen empor, ward zuletzt Graf, und leitete ganz unbeschränkt das Geschäft der Ausbeutung des sächsischen Volkes zum Vortheile seines ehemaligen Dienstherrn.

Im englischen Reiche, welches ebenfalls in den östreichischen Erbfolgekrieg verwickelt wurde, hatte sich, wie wir sahen, Robert Walpole lange Zeit hindurch im Besitze der Regierungsgewalt behauptet, weil er mit dem Gelde des betriebsamen Volkes die Mehrheit des Parlamentes erkaufte, und die persönlichen Interessen des Königs Georg II. befriedigte. Er hatte jedoch zuletzt, trotz seiner Gewandtheit und Verschlagenheit, dem Geschrei des Volkes weichen müssen. Die Veranlassung dazu war Englands Verhältniß zum spanischen Reiche gewesen. Die Spanier waren seit dem Assiento-Vertrage (1711. 1713) mit den Engländern in stetem Streite, weil die englischen Kaufleute durch das spanische Colonialsystem, sowie durch die drückenden Zoll- und Mauth-Gesetze Spaniens in ihrem Handel sehr belästigt wurden. Walpole kümmerte sich, wie in allen Dingen, so auch in dieser Angelegenheit, nicht im Geringsten um die Stimme des englischen Volkes, welches eine Kriegserklärung gegen Spanien verlangte. Man setzte daher allerlei übertriebene oder erdichtete Geschichten von Mißhandlungen englischer Seeleute und von dem unmenschlichen Verfahren der spanischen Zollwächter gegen englische Schleichhändler in Umlauf. Dadurch wurde die Nation nach und nach so sehr aufgeregt, daß das Parlament endlich (1738) die ernstesten Maaßregeln gegen Spanien verlangte. Walpole war jedoch mit Recht der Meinung, daß bei einem Kriege nichts zu gewinnen sein werde. Er knüpfte daher mit Spanien Unterhandlungen an, und brachte endlich am 14. Januar 1739 einen zu el Pardo bei Madrid abgeschlossenen Vertrag zu Stande, durch welchen er das Parlament beschwichtigen zu können glaubte. Dies gelang ihm jedoch nicht, und er sah sich daher endlich doch genöthigt, an Spanien den Krieg zu erklären (October 1739).

Dieser Krieg war, wie Walpole vorausgesehen hatte, sehr kostspielig, ohne dem englischen Volke einen wesentlichen Nutzen zu bringen. Er kam nur den englischen Kapern zu Statten, sowie den beiden

Staaten Dänemark und Hessen, welche für englisches Geld Truppen bereit hielten, damit der persönliche Zwist des Königs Georg II. mit Preußen nicht für Hannover verderblich werde. Die Spanier schickten zahlreiche Kaper aus, nahmen den Engländern viele Schiffe weg, und störten ihren Handel. Zwar eroberte der englische Admiral Vernon, zum Staunen der Welt, mit nur wenigen Schiffen die Stadt Portobello am Isthmus von Panama; allein eine andere sehr kostspielige Unternehmung, zu welcher dieses Glück den Anlaß gab, scheiterte völlig. Es ward nämlich eine sehr große Flotte unter Vernon gegen die Landenge von Darien und eine andere unter dem Admiral Anson in das Südmeer abgeschickt; die Millionen aber, welche die Ausrüstung beider Flotten erfordert hatte, waren vergebens aufgewendet worden. Vernon scheiterte bei den Angriffen, die er auf Darien und Cuba machte, und verlor mehr als 20,000 Mann. Anson war nicht glücklicher; denn er brachte von allen seinen Schiffen nur eins nach England zurück. Allein er erntete doch wenigstens großen Ruhm, und stärkte das Vertrauen seiner Nation auf ihre Tüchtigkeit im Seewesen. Er machte die damals noch schwierige Fahrt um die Südspitze Amerikas herum, während die ihm nachgesandte spanische Flotte dort wieder umkehren mußte. Er fügte ferner an der Westküste von Amerika den Spaniern durch Landungen und Zerstörungen vielen Schaden zu, machte ungeheuere Beute, trotzte den Gefahren in unbekannten Meeren, und kehrte dann nach drei Jahren in sein Vaterland zurück. Uebrigens hat die Beschreibung seiner Fahrten eine besondere Bedeutung für das lesende Publikum in ganz Europa erhalten, und zugleich zur weiteren Verbreitung von Anson's Ruhm viel beigetragen. Der Verfasser derselben hat nämlich aus den Ladronen-Inseln in der Südsee ein Elysium gemacht und dadurch den guten Rousseau so sehr bezaubert, daß jeder Romanleser in Europa den Admiral Anson kennen und bewundern lernte.

Durch die angegebenen Umstände ward das englische Ministerium gehindert, beim Tode des Kaisers Karl VI. England zu Gunsten der Maria Theresia in den Krieg über deutsche Angelegenheiten einzumischen, wie König Georg II. es wünschte. Die Minister gaben dem Könige zwar Geld, damit er als Kurfürst von Hannover für Maria Theresia Partei ergreife; er wurde aber, wie wir unten sehen werden, sehr bald genöthigt, wieder hiervon abzustehen. Die Spanier dagegen ließen sich durch ihren Krieg mit England nicht abhalten, die Erbin von Oestreich in Italien anzugreifen.

2. Der Oestreichische Erbfolgekrieg bis zum Breslauer Frieden.

Während die anderen Staaten, welche auf Karl's VI. Hinterlassenschaft Anspruch machten, sich theils erst nach den Mitteln zur Kriegführung umsahen, theils eiteln und leichtsinnigen Menschen preisgegeben waren, hatte der junge König von Preußen bereits gehandelt. Er war nach den nöthigen Erklärungen an den östreichischen Gesandten in Berlin mit seinem Heere im December 1740 in Schlesien eingerückt „zur vorläufigen Sicherung seiner Gerechtsame," und besetzte Breslau, nahm Glogau und erfocht am 10. April 1741 bei Molwitz einen Sieg über die Oestreicher. Diese hatten an dem Grafen von Neipperg, welchen Maria Theresia aus seiner verdienten Haft befreit hatte, einen Führer, der einem Leopold von Dessau, einem Schwerin und anderen preußischen Generalen durchaus nicht gewachsen war. Sie wurden daher aus Schlesien gedrängt, und die Umstände nahmen eine für Maria Theresia bedenkliche Gestalt an. Die Sachsen und Franzosen fielen, während die Preußen ganz Schlesien besetzten und bis nach Mähren streiften, in Böhmen ein; die Baiern ihrerseits drangen, von einem französischen Corps unterstützt, an der Donau hinab bis Linz vor; Spanien ließ ein Heer in die italienischen Provinzen Oestreichs einrücken; König Georg II. von England endlich, der einzige Regent, von welchem Oestreich Hülfe erwarten konnte, verstand sich aus Besorgniß für sein durch ein preußisches Armeecorps bedrohtes Kurfürstenthum Hannover, zur Neutralität, und gewährte dadurch dem preußischen Könige den Vortheil, daß derselbe jenes Beobachtungscorps, welches unter dem alten Dessauer bei Göttin an der Elbe aufgestellt war, anderwärts gebraucht werden konnte. Die Lage der Königin Maria Theresia war um so bedenklicher, da unter den verschiedenen Provinzen ihres Reiches nicht nur Böhmen schwankte und Mähren sich neutral verhielt, sondern auch die Lombarden von einem spanischen Prinzen eine National-Regierung erwarten konnten, und die vielen Protestanten Schlesiens den preußischen König als ihren Retter von langjährigem Drucke und verhaßter Jesuitenherrschaft ansahen.

Unter diesen schwierigen Umständen zeigte sich Maria Theresia als eine große Regentin. Sie setzte die Welt namentlich dadurch in Erstaunen, daß sie in Ungarn, Oestreich und Tyrol einen wahren Patriotismus zu erwecken wußte. Sie hatte ihren Gemahl als Mitregenten anerkannt, dabei aber jede Verletzung der pragmatischen Sanction sorgfältig vermieden. Sie hielt denselben von den Geschäften fern, weil er ein besserer Kaufmann als Regent war, und von

der östreichischen Aristokratie als Fremdling angesehen wurde. Sie entließ den größten Theil der 40,000 sogenannten Kameralisten, welche unter ihrem Vater vom Hofe gelebt und jährlich zehnthalb Millionen gekostet hatten. Sie befreite die bekannten Generale Neipperg, Wallis und Seckendorf aus der Haft, was ihr vortheilhaft war, obgleich sie dabei den Fehler beging, den Ersteren wieder auf eine zeitlang an die Spitze des Heeres zu stellen. Sie reiste endlich, nachdem sie schon im Juni 1741 sich als Königin von Ungarn hatte krönen lassen, im Herbste noch einmal in dieses Reich, und erregte dort durch ihre edle und imposante persönliche Erscheinung, verbunden freilich mit wichtigen politischen Zugeständnissen einen in neuerer Zeit seltenen Enthusiasmus. Der streitbare Adel der Ungarn ergriff die Waffen für eine von allen Seiten bedrängte edle, schöne und junge Königin und ihren erst einige Monate alten Sohn, den künftigen Thronerben; und ganze Schaaren der von Ungarn abhängigen Rothmäntel, Panduren, Kroaten und anderen Völkerschaften zogen nach Oestreich hin, um die Feinde ihrer Königin zu bekämpfen. Auch in Oestreich ward der Krieg Sache des Volkes, und die Tyroler standen beinahe in Masse auf. Uebrigens hat Maria Theresia in Ungarn zwar durch ihre Persönlichkeit, besonders durch die Art, wie sie dem Nationalgefühle der Ungarn schmeichelte, das Meiste zur Erweckung jener Begeisterung beigetragen; daß sie aber mit ihrem kleinen Sohne auf dem Arme in die Reichsversammlung eingetreten sei und diesen den versammelten Magnaten als seinen alleinigen Schützern entgegen gehalten habe und diese darauf in den begeisterten Ruf: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia, „bis in den Tod für unsere Königin Maria Theresia" ausgebrochen seien, ist eine bloße Sage, da das Kind, wie urkundlich nachgewiesen werden kann, erst später nach Preßburg gebracht wurde.

Während Maria Theresia nur um die Mittel zu ihrer Vertheidigung und Rettung besorgt war, hatten Karl Albert und sein Protector Belleisle ihre Gedanken blos auf Prunk und Ceremonieen gerichtet. Karl Albert vergeudete die französischen Subsidien für Goldschaum und Flitter, den er zur Verherrlichung seines bevorstehenden Kaiserthumes aus Paris kommen ließ. Belleisle war, nachdem er in Paris trotz der Entgegenwirkung Fleury's die Pläne seiner hochfliegenden Eitelkeit durchgesetzt hatte, nach Deutschland zurückgekehrt, und erfreute sich in Frankfurt der theuer erkauften Ehre, im Namen seines Königs die Ceremonieen der Einsetzung eines neuen Kaisers zu leiten. Er hatte dort den Vorrang vor allen deutschen Fürsten, stand dem ersten Kurfürsten, dem Erzbischof von Mainz, gleich, und vergeudete, um mit dem größten Glanze aufzutreten, ungeheure Summen. Er hatte

unter Anderem, blos um alle Woche Pariser Leckerbissen für seine Gastmäler zu erhalten, ein ganzes Jahr hindurch auf allen Post-Stationen zwischen Frankfurt und Paris einen Vorspann für zwei Wagen aufgestellt.

Ende Oktober 1741 rief Karl Albert, anstatt gegen Wien zu ziehen, die bairischen und französischen Truppen aus Oestreich zurück, um sie nach Böhmen zu schicken, weil er den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er in Prag als König gekrönt werden sollte. In Böhmen vereinigten sich seine Truppen mit 20,000 Sachsen und zogen gegen Prag. Diese Stadt wurde am 26. November erobert, weil die in ihr liegenden 3000 Oestreicher eine Festung von solchem Umfange unmöglich gegen 40,000 Feinde vertheidigen konnten. Nach der Einnahme von Prag hätte Karl Albert sogleich gegen den Großherzog Franz, den Gemahl der Maria Theresia aufbrechen sollen, welcher zur Rettung dieser Stadt mit einem Heere herbeizog, und auf die Nachricht von ihrem Falle wieder umgekehrt war. Allein er spielte, anstatt sich durch die Besiegung dieses Heeres den Besitz von Böhmen zu sichern, lieber in Prag den König. Er ließ sich daselbst im December krönen, und feierte mit Belleisle, welcher damals von Dresden nach Prag kam, glänzende Feste. Dann reiste er mit seinem Protector nach Frankfurt, um sich dort als Creatur der Franzosen zum deutschen Kaiser wählen und krönen zu lassen. Auch bei dieser Gelegenheit hielt Karl Albert, fortan als Kaiser Karl VII. genannt, verschwenderische Festlichkeiten, obgleich gerade damals die Kriegsereignisse eine solche Wendung genommen hatten, daß er mit dem Verluste seines eigenen Landes bedroht war.

Das Commando über die Truppen in Böhmen hatte, nach dem Abgange Karl Alberts und Marschall Belleisle's, der Herzog von Broglio übernommen. Dieser fand bei den Sachsen und Baiern Widerspruch, während zugleich keiner von den Verbündeten dem preußischen Könige traute. Der Letztere fiel, nachdem er in Schlesien sich festgesetzt, im Januar 1742 in Mähren ein, um die 16,000 Baiern und Franzosen, welche zerstreut in Oestreich zurückgeblieben waren und unter Ségur standen, zu retten. Er hatte aber nur mit großer Mühe bewirken können, daß das sächsische Heer unter seine Befehle gestellt wurde; und als er einen Theil von Mähren erobert hatte, fehlte es so sehr an Einigkeit und gegenseitigem Vertrauen, daß Ségur nicht zu retten war und Friedrich, für Schlesien besorgt, die Unternehmung gegen Mähren wieder aufgeben mußte. Mittlerweile hatte nämlich der Enthusiasmus in Ungarn und Oestreich Tausende zur Ergreifung der Waffen getrieben, und General Khevenhüller war an der Spitze eines neuen Heeres gegen Ségur gezogen, der

dann in Linz eingeschlossen worden war. Zugleich hatten die Obersten Menzel, Trenk, Bärenklau und andere wilde Führer von Kroaten, Panduren und ähnlichen Horden nicht nur die Verbindung mit Baiern abgeschnitten, sondern sogar auch einen Theil dieses Landes besetzt. Am 24. Januar 1742 ward denn in Folge einer Niederlage, welche der bairische General Törring zwischen Braunau und Schärding erlitten hatte, Ségur zu einer Capitulation genöthigt worden. Hierauf zog Menzel in München und Khevenhüller in Landshut ein, und im März war das Land zwischen Donau und Lech von 50,000 Barbaren überschwemmt, welche die Einwohner auf arge Weise plagten. An demselben Tage, an welchem Ségur aus Linz ausgezogen war, hatte Karl Albert in Frankfurt den Pomp seiner Kaiserkrönung gefeiert. Der Urheber alles des Elendes, welches damals über einen Theil von Deutschland kam und zugleich Tausenden von Franzosen das Leben kostete, Belleisle, ward von dem neuen Kaiser zum Reichsfürsten, sowie von seinem eigenen Könige zum Herzoge von Gisors ernannt.

Einen ganz anderen Ausgang, als für Baiern, hatte der Krieg für Preußen; aber der Regent dieses Staates verfuhr auch ganz anders, als der Kurfürst von Baiern oder als der von Sachsen. Der Letztere lebte nur für sich selbst und seinen Hof, und sein Graf Brühl vergeudete große Summen für die Oper in Dresden, deren Pracht freilich ganz Deutschland in Staunen setzte. Karl Albert verwendete für den Glanz seiner neuen Kaiserwürde nicht nur die französischen Subsidien, sondern er machte auch, um Feste halten zu können, Schulden, so daß er zuletzt von Frankreich sogar Summen erbetteln mußte, um, wie es in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Noailles heißt, nicht Hungers zu sterben. Friedrich der Große dagegen lebte aufs Einfachste, theilte alle Beschwerden mit seinen Soldaten, und verwendete sogar die reichen Einkünfte Schlesiens nur zur Vergrößerung seines Heeres. Er lieferte, während ein neues französisches Heer, das in Baiern erschienen war, daselbst Noth und Mangel litt, den Oestreichern am 17. Mai 1742 die Schlacht bei Chotusitz in Böhmen, und nöthigte sie durch dieselbe zu einem für ihn vortheilhaften Frieden. Die Oestreicher hatten dem preußischen Könige die Schlacht angeboten, weil sie entschlossen waren, sich mit Preußen abzufinden, zuvor aber noch einen letzten Versuch, Schlesien durch die Waffen zu behaupten, machen wollten. Die Schlacht ging für sie verloren, obgleich sie sich ohne großen Verlust und in guter Ordnung aus derselben zurückzogen. Der Ruhm, den dieser Sieg dem preußischen König brachte, war um so größer, da Prinz Karl von Lothringen, ein Schwager der Maria Theresia, welcher den Oberbefehl im östreichischen Heere

führte, die beiden tüchtigen Generale Königseck und Browne zur Seite hatte, von denen insbesondere der Letztere zu den besten östreichischen Heerführern seit der Zeit des Prinzen Eugen gehörte. Mit der Schlacht bei Chotusitz endigte auf einige Zeit Friedrich's Theilnahme am Kampfe gegen Oestreich oder der sogenannte erste schlesische Krieg; denn unmittelbar nachher begannen, unter Vermittlung des englischen Gesandten, die Friedensverhandlungen, und diese waren bereits am 11. Juni soweit gediehen, daß zu Breslau die Präliminarien unterzeichnet werden konnten. In diesem Breslauer Frieden, welcher am 28. Juni in Berlin förmlich abgeschlossen ward, trat Oestreich nicht nur ganz Schlesien mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen und Troppau, der mährischen Herrschaften und des Striches jenseit der Oppa, sondern auch die Grafschaft Glatz an Preußen ab, dessen Bevölkerung dadurch fast um ein Drittel, 650 Quadrat-Meilen mit 1,200,000 größtentheils deutscher Einwohner vermehrt wurde. Für den Kurfürsten von Sachsen, welchem Friedrich ein Jahr früher in einem Separatvertrage ein Stück von Schlesien zuerkannt hatte, war in dem Friedensvertrage nur ganz allgemein eine künftige Entschädigung vorgesehen. Noch ärger, als der Kurfürst von Sachsen und sein Graf Brühl, ward durch den Breslauer Frieden Belleisle betrogen und beschämt, der als eitler Mann, trotz der Warnungen Broglio's sich stets durch Friedrich hatte täuschen lassen.

3. Vom Breslauer Frieden bis zum Beginn des zweiten schlesischen Krieges.

Während die Oestreicher auf deutschem Boden mit den Preußen, Franzosen und Baiern kämpften, hatte auch in Italien der Krieg begonnen. Hier war im Frühjahr 1741 ein spanisches Heer erschienen, um ebenso dem zweiten Sohne der Königin Elisabeth von Spanien, Don Philipp, ein Reich in Ober-Italien zu erobern, wie man bei Gelegenheit des polnischen Erbfolgekrieges dem ältesten Sohne derselben, Don Karlos, eines in Neapel geschaffen hatte. Diese Absicht war es allein gewesen, welche den spanischen Hof bewogen hatte, dem Nymphenburger Vertrage beizutreten. Die Sache hatte aber für die gegen Oestreich verbündeten Mächte den Nachtheil, daß Karl Emanuel III. von Sardinien, welchen Frankreich und Spanien durch das Versprechen einer Gebietsvergrößerung für ihren Bund gewonnen hatten, anderen Sinnes ward. Karl Emanuel trat nämlich, sobald er die eigentliche Absicht der Spanier merkte, zu den Engländern und Oestreichern über, die ihm Geld und ein Stück Land versprachen; denn er sah, nach der gewohnten Politik seines Hauses, den östreichi-

schen Erbfolgekrieg blos als ein Mittel an, durch klugen Wechsel der Parteien sein Reich zu vergrößern.

Die Landung eines spanischen Heeres in Italien führte den endlichen Sturz Robert Walpole's herbei. Dieses Heer hätte nämlich durch die englische Flotte von der italienischen Küste abgewehrt werden können; das englische Ministerium hatte aber, um der Theilnahme am Kriege auszuweichen, dies nicht gestattet, obgleich das Parlament bereits Subsidien für Maria Theresia, sowie die zur Bezahlung der hessischen und dänischen Soldaten nöthigen Gelder bewilligt hatte. Es brach daher ein allgemeiner Unwille gegen die Minister aus; die Nation verlangte die Unterstützung der Königin von Ungarn; die Wahlen für das neue Parlament fielen gegen das Ministerium aus; und Walpole sah sich im Februar 1742 genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Er ward bei dieser Gelegenheit zum Pair ernannt, starb aber schon nach drei Jahren. Er hinterließ, obgleich er stets den gewissenlosesten Gebrauch von den Staatsgeldern gemacht hatte, ein verhältnißmäßig geringes Vermögen, weil er nicht sich, sondern seine Freunde und Schützlinge bereichert hatte. Eine Untersuchung, die noch vor seinem Ende über seine Verwaltung gehalten wurde, für ihn selbst aber keine Folgen hatte, brachte gerichtliche Beweise von seiner Verschleuderung der öffentlichen Gelder an den Tag. Uebrigens zeichnete sich bei Gelegenheit dieser Untersuchung William Pitt, der Aeltere, der im November 1708 geboren zu einer wichtigen Rolle in der Geschichte seines Landes und der Welt bestimmt war, durch seine Beredsamkeit und seinen edeln Eifer vor Andern aus.

Die Nation gewann durch den Rücktritt Walpole's nichts; denn die beiden Brüder Pelham, welche Mitglieder des gestürzten Ministeriums gewesen waren, konnten wegen der damaligen Einrichtung der Parlaments-Wahlen nicht umgangen werden, und der seitherige Hauptgegner Walpole's im Parlament, Lord Carteret, welcher an die Spitze des neuen Ministeriums trat, war zwar ein Mann von großen Talenten und Kenntnissen, aber ohne einen auf das Große gerichteten Ehrgeiz, zeigte sich aber dem Könige stets gefällig und förderte die Pläne, welche dieser zu Gunsten seines Kurfürstenthums Hannover verfolgte. Unmittelbar nach der Ernennung der neuen Minister hatte Karl Emanuel von Sardinien dem Bunde gegen Oestreich entsagt und sich an Maria Theresia angeschlossen. Gleich darauf (April 1742) hatte nicht nur Oestreich zum zweiten Male Subsidien erhalten, sondern es waren auch wieder Gelder zur Miethung dänischer, hessischer und hannöverischer Truppen bewilligt worden. Außerdem war Preußen durch die englische Bürgschaft für den Besitz von Schlesien zum Abschlusse des Breslauer Friedens bewogen worden.

Als England sich der östreichischen Sache wieder angenommen hatte und Preußen vom Kriegsschauplatze abgetreten war, geriethen die Franzosen und ihr Schützling, der neue deutsche Kaiser, in eine sehr bedenkliche Lage. Die Oestreicher überschwemmten Baiern aufs Neue, und dieses Land war den Verheerungen der Kroaten und Panduren preis gegeben, weil der in Baiern commandirende französische General Harcourt zu wenige Truppen hatte und nichts wagen wollte. Zu gleicher Zeit schlossen die Oestreicher das französische Heer in der Stadt Prag völlig ein (Juli 1742), und dieses kam bald in eine solche Lage, daß sein Führer, wiewohl vergebens, zweimal nach einander die Räumung von Böhmen anbot, wenn man ihm freien Abzug gewähre. Das Unglück der Franzosen rührte hauptsächlich von dem Mangel einer kräftigen Leitung ihrer Regierung her; denn das eingeschlossene Heer selbst leistete einen rühmlichen Widerstand, und litt mehr durch Mangel an Geld und Lebensmitteln, als durch den Feind. In Paris wurden die Kriegsangelegenheiten als eine Hofkabale behandelt, und die commandirenden Generale Belleisle, Broglio und Harcourt waren in beständigem Zwiste. Der Letztere weigerte sich sogar, trotz des mehrmals aus Paris erhaltenen Befehles, mit seinen Truppen aus Baiern nach Böhmen vorzugehen.

Um das in Prag eingeschlossene Heer zu retten, wurde General Maillebois, welcher wegen der Unterhandlungen Englands mit Holland in Westfalen stand, von dort nach Böhmen beordert. Auch dies würde nicht geschehen sein, wenn nicht die Marquise von Mailly sich dafür nachdrücklich verwendet hätte. Maillebois vereinigte sich mit Harcourt und zog dann durch Franken nach Böhmen. Er machte jedoch einen Fehler und kehrte, anstatt sich mit Broglio zu vereinigen, plötzlich wieder in die Ober-Pfalz zurück. Man rief ihn deshalb ab, und nun begab sich auch Broglio, welcher mit dem Commando seiner Truppen beauftragt ward, aus Böhmen nach Baiern. Dadurch ward Belleisle in Prag aller Hoffnung auf Entsatz beraubt. Er entschloß sich daher, mitten im Winter durch einen kühnen Marsch der Schande einer Uebergabe auszuweichen. Am 17. December brach er, die Fahrlässigkeit der ihn umschließenden Feinde benutzend, von Prag auf, gewann einen Vorsprung von zwei Märschen über die Oestreicher, und erreichte glücklich die Stadt Eger. Allein dieser verzweifelte Marsch, welchen Voltaire und andere Franzosen lächerlicher Weise mit dem berühmten Rückzuge der 10,000 unter Xenophon verglichen haben, konnte wegen der großen Kälte, wegen des Mangels an Lebensmitteln und wegen der vielen leichten Truppen, welche das französische Heer verfolgten, nur mit außerordentlich großen Verlusten bewerkstelligt werden. Tausende kamen während des Marsches auf elende

Weise um, und von den 14,000, welche der gewöhnlichen Angabe nach Eger erreichten, trugen die meisten den Keim des Todes in sich.

Unterdessen waren die Franzosen und ihre Verbündeten in Italien nicht glücklicher gewesen, als in Deutschland. Der Führer des spanischen Heeres, der Marquis von Montemar, war ein feiger phlegmatischer Mann, und die Truppen, welche der König von Neapel ihm zugesandt hatte, waren auch damals, wie sie sich seit der Zeit des Mittelalters stets bewiesen hatten, unzuverlässige und unbrauchbare Soldaten. Montemar's Nachfolger im Commando, der Graf de Gages, versäumte die günstige Gelegenheit zu einer Schlacht; und als er endlich im Februar 1743 einen Ueberfall des unter Traun stehenden östreichischen Heeres versuchte, ward sein Vorhaben dem Feinde verrathen. Nachher machte freilich der König von Sardinien Miene, die Partei wieder zu wechseln und sich an Spanien und Frankreich anzuschließen, weil er bei dem rückkehrenden Waffenglück der Oestreicher fürchtete, diese möchten, wenn sie seiner nicht mehr bedürften, das ihm gegebene Wort brechen. Allein die Engländer gewannen ihn dadurch wieder, daß sie im September 1743 Maria Theresia bewogen, ihm den Besitz einiger Städte in der Lombardei zu versprechen.

In Deutschland war endlich das Heer erschienen, welches England in den Niederlanden gesammelt hatte, und zu dem auch die Holländer endlich einige Truppen stoßen zu lassen sich bequemt hatten. In diesem Heere, das man spottweise die pragmatische Armee nannte, befanden sich außer Engländern und Hannoveranern 6000 Hessen, während andererseits auch Karl Albert 6000 Mann dieses Volkes in Dienst genommen hatte, so daß also die an beide Theile verkauften Hessen leicht einander auf dem Schlachtfelde hätten treffen können. Das Commando über jenes Heer hatte Lord Stairs, ein General aus Marlborough's Schule; doch kam, als das Heer den Rhein herauf nach Aschaffenburg marschirt war, auch König Georg II. in eigener Person mit einem seiner Söhne, dem Herzoge von Cumberland, zu demselben. In Aschaffenburg sah sich die pragmatische Armee durch den Marschall von Noailles, welcher mit einem neuen französischen Heere nach Deutschland geschickt worden war und dieselbe von ihren Magazinen abzuschneiden drohte, zum Rückzuge nach Hagenau genöthigt. Dies machte eine Schlacht unvermeidlich, und Noailles konnte dabei auf den Sieg rechnen, weil er auf beiden Ufern des Mains vortreffliche Anstalten getroffen hatte. Allein sein Heer bestand größtentheils aus ungeübten und an Disciplin nicht gewöhnten Soldaten, während das feindliche Heer alte, gediente Leute enthielt, und außerdem besaßen die vornehmen Herren und Prinzen,

welche das Officiercorps der französischen Truppen bildeten, zwar sogenannte ritterliche Tapferkeit, waren aber an nichts weniger als an soldatischen Gehorsam gewöhnt. Auch beging Noailles selbst, gerade als eine Schlacht bevorstand, den Fehler, das wichtigste Commando seinem leichtsinnigen Neffen, dem Herzoge von Grammont, anzuvertrauen, was zur Folge hatte, daß die Schlacht in einer für ihn sehr ungünstigen Stellung geliefert werden mußte. Diese Schlacht ward man 27. Juni 1743 bei Dettingen geliefert, und endigte damit, daß die Franzosen mit Verlust vieler Leute über den Main zurückgeworfen wurden, die Engländer aber ungehindert ihren Marsch nach Hanau fortsetzen konnten.

Zur Zeit der Schlacht bei Dettingen war Baiern wieder in der Gewalt der Oestreicher. Diese hatten am 8. Mai desselben Jahres unter Khevenhüller das bairische Heer bei Braunau geschlagen und dann den Herzog von Broglio genöthigt, über den Rhein zurück zu gehen. Seckendorf aber, welcher in Oestreich seinen Abschied genommen hatte und zum Befehlshaber des bairischen Heeres ernannt worden war, hatte an demselben Tage, an welchem die Schlacht bei Dettingen geliefert wurde, mit Khevenhüller eine Art von Waffenstillstand geschlossen, und ganz Baiern nebst allen festen Plätzen den Oestreichern überliefert. Der Kurfürst Karl Albert war daher aufs Neue genöthigt worden, aus München nach Frankfurt zu fliehen. Er befand sich dort in einer so traurigen Lage, daß er sogar von Noailles, also von einem Privatmanne, Geld leihen mußte.

Jetzt schien die ganze Last des Krieges auf Frankreich zu fallen, obgleich noch immer keine Kriegserklärung von Oestreich und von England erlassen worden war. Die Oestreicher rückten bis an den Rhein vor, und ihre leichten Truppen streiften unter Menzel und Trenk bis tief in Lothringen hinein. Die Engländer, mit welchen sich damals 20,000 Mann holländischen Truppen vereinigten, setzten ebenfalls über den Rhein, und bedrohten zugleich mit den Oestreichern das Elsaß. Doch geschah, in Folge der ganzen Einrichtung der Regierungen von Oestreich und England, während des Herbstes und Winters nichts im Felde. Um so thätiger war dagegen die Diplomatie in dieser Zeit. Zuerst brachten die Engländer im September den oben erwähnten Vertrag mit Sardinien zu Stande, der ein Meisterstück diplomatischer Kunst war. Durch diesen zu Worms geschlossenen Vertrag schloß Karl Emanuel ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß mit England und Oestreich, verbürgte zugleich mit England der Maria Theresia den ungetheilten Besitz ihres Erbes, und verpflichtete sich, ein Heer von 40,000 Mann aufzustellen, um in Gemeinschaft mit östreichischen Truppen die Lombardei zu vertheidigen. Dafür

ward ihm nicht nur eine beträchtliche Vergrößerung ſeines Königreiches, ſondern auch eine jährliche Subſidie, welche England zahlen ſollte, zugeſagt. Im December gelang es den Engländern, auch Sachſen in den Bund für Maria Thereſia zu ziehen. Der Graf Brühl hatte nämlich, aus Neid auf Preußens wachſende Größe und Haß gegen Friedrich II., ſchon längſt mit Oeſtreich angeknüpft. Rußland förderte dieſe Unterhandlungen, und es kam daher ſchon am 20. December 1743 ohne große Mühe ein Vertrag zwiſchen Oeſtreich und Sachſen zu Stande, auf welchen dann im März 1744 ein anderer zwiſchen England und Sachſen folgte. Sachſen verpflichtete ſich, gegen Empfang engliſcher Subſidien der Königin von Ungarn Hülfe zu leiſten, oder mit anderen Worten Graf Brühl brachte, um engliſches Geld zu erhalten, neues Elend über ſein Land; denn Sachſen ward nicht nur von Vertheidigern entblößt und folglich den Preußen, welche unmittelbar darauf den Krieg wieder begannen, preisgegeben, ſondern es wurde auch nachher zum Kriegs-Theater gemacht und von Freund und Feind verheert.

4. Der zweite ſchleſiſche Krieg und der gleichzeitige Kampf der Franzoſen mit Oeſtreich und England.

Zwei Umſtände bewogen den König von Preußen, aufs Neue die Waffen zu ergreifen. Friedrich mußte erſtens, als Frankreich im Frühling 1744 eine förmliche Kriegserklärung an Oeſtreich und England ergehen ließ, die Beſorgniß hegen, von ſeinen alten Bundesgenoſſen bei einem künftigen Friedensſchluſſe aufgeopfert zu werden. Zweitens glaubte er an England, als dem Bürgen des Breslauer Friedens, und an dem ſächſiſchen Premier-Miniſter nur ſehr unzuverläſſige Freunde zu haben, weil Sachſen mit England und Oeſtreich einen höchſt verdächtigen Vertrag geſchloſſen hatte, und weil in dem Bundesvertrage zwiſchen Oeſtreich, England und Sardinien der Königin von Ungarn der *ungetheilte* Beſitz ihres Erbes verbürgt worden war, was für ihn den Verluſt des eben gewonnenen Schleſiens bedeutete, das er feſtzuhalten unter allen Umſtänden entſchloſſen war. Als Vorwand zu ſeiner abermaligen Theilnahme am Kriege benutzte Friedrich die hülfloſe Lage des Kaiſers Karl VII., dem er als Reichsfürſt beizuſtehen habe. Die Verbindung mit dieſem gewährte ihm übrigens noch den beſonderen Vortheil, daß er dadurch eine kaiſerliche Anerkennung des Beſitzes von Oſt-Friesland erhielt, auf welches das brandenburgiſche Haus alte Anſprüche hatte, und deſſen letzter Fürſt im Mai 1744 geſtorben war. Die Beſitznahme dieſes Landes mußte aber den preußiſchen König mit Hannover entzweien, welcher ebenfalls Anſprüche an dasſelbe machte. Friedrich verband ſich alſo mit dem Kaiſer, und ſchloß am 22. Mai 1744 mit ihm ſowie zugleich mit Heſſen-Kaſſel

und Schweden die sogenannte Frankfurter Union, der auch noch einige andere Staaten des deutschen Reiches beitraten. Diese Verbindung war, nach den Worten des Vertrages, zur Herstellung und Erhaltung des Friedens im Reiche und Konservirung seiner wohlhergebrachten Verfassung geschlossen worden, und sollte namentlich dahin wirken, daß Maria Theresia zur Anerkennung des rechtmäßigen Kaisers gezwungen werde. Allein der wirkliche Zweck, welchen Friedrich bei der Stiftung der Union verfolgte, bestand darin, daß er Frankreichs Bürgschaft für Schlesien und Glatz und eine kaiserliche Urkunde über Ost-Friesland zu erlangen suchte. Dem Unionsvertrage wurden im Juni noch zwei andere Tractate hinzugefügt. Durch den einen derselben trat Frankreich der Union bei, durch den anderen versprach Friedrich, Böhmen für Karl VII. zu erobern, und kam zugleich mit diesem über eine neue Theilung der östreichischen Länder überein, mit welcher es natürlich nicht ernst gemeint war. Unmittelbar nachher brach Friedrich, ohne den Krieg zu erklären, als Bundesgenosse des Kaisers in Böhmen ein, und schon im September hatte er Prag besetzt.

Als König Friedrich den Krieg wieder begann, rechnete er besonders auf die Franzosen; diese waren aber, nach dem ganzen Zustand ihrer Regierung, unzuverlässige Bundesgenossen. Der Kardinal Fleury war im Januar 1743 gestorben, und die Mailly war von ihrer Schwester, welche der König zur Herzogin von Chateauroux machte, verdrängt worden. Diese suchte freilich den König zu einiger Thätigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten anzuspornen, und es schien auch wirklich, als wenn der durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken und im Genusse der sinnlichen Liebe erschlaffte Mann sich endlich ermannen wolle. Die Chateauroux ward in ihren Bemühungen von dem Kriegs-Minister d'Argenson, von Noailles und von dem Herzoge von Richelieu unterstützt. Auch wurden wirklich drei Heere ausgerüstet, von welchen zwei in die östreichischen Niederlande einbrechen, das dritte aber in Verbindung mit den Baiern unter Seckendorf in Deutschland vordringen sollte. Von den beiden ersteren Heeren stand das eine unter Noailles, das andere unter einem zum Feldherrn geborenen Mann, Moritz von Sachsen, einem Sohne August's des Starken von Polen (Sachsen) und der Gräfin Königsmark, welcher in französische Dienste getreten war und sich nachher unter dem Namen des Marschalls von Sachsen berühmt machte. Beide Heere waren den Truppen der Holländer, Engländer und Oestreicher an Zahl weit überlegen, und machten in den Niederlanden große Fortschritte. Man hatte auch den König dorthin reisen lassen, damit er als Sieger und Eroberer verherrlicht werden könne; seine Anwesenheit beim Heere diente aber nur dazu, die Unternehmungen zu er-

schweren und den an sich schon kostspieligen Krieg noch drückender für das französische Volk zu machen.

Moritz von Sachsen hatte kaum den Weg zur Eroberung der Niederlande gebahnt, als er den besten Theil seines Heeres an den Ober-Rhein schicken mußte, wohin dann auch König Ludwig sich begab. Dort hatten nämlich die Oestreicher unter Karl von Lothringen im Sommer 1744 einen vortrefflichen Feldzug gemacht, dessen Ruhm jedoch nicht diesem Prinzen, sondern dem wackeren Traun zukam. Der Letztere ist ein auffallendes Beispiel von der Undankbarkeit, deren sich die östreichische Hofpartei gegen verdiente Männer schuldig machte. Traun hatte 1743 mit großem Ruhm in Italien gefochten, war aber hierauf zurückgerufen worden, und sein mit ihm nicht zu vergleichender Nachfolger im Commando, Lobkowitz, pflückte die Lorbeeren, welche er errungen hatte. Jetzt (1744) erwarb sich Traun am Rhein aufs Neue große Verdienste; diese wurden aber nicht ihm, sondern dem Prinzen Karl zugeschrieben. Nachher machte er auch in Böhmen einen vortrefflichen Feldzug; man erwähnte seiner aber damals ebenso wenig, wie vorher, in den öffentlichen Berichten.

Die östreichischen Truppen setzten (Juli 1744) im Angesichte des französischen und kaiserlichen Heeres über den Rhein. Schon im August mußten sie jedoch, nachdem sie bereits bis nach Lothringen hinein gestreift hatten, wieder zurückkehren, weil Friedrich's Einfall in Böhmen sie dort nöthig machte. Die Führer der Franzosen und Baiern zeigten sich bei dieser Gelegenheit noch weit ungeschickter, als vorher beim Uebergange der Oestreicher über den Rhein; sie ließen den Feind nicht blos unangefochten abziehen, sondern sie folgten ihm auch nicht einmal durch Schwaben und Baiern nach. Man wartete nämlich zuerst die Genesung des Königs ab, welcher in Metz schwer krank daniederlag, und unternahm dann, trotz der großen Zahl des französischen Heeres und obgleich Ludwig aus den Niederlanden vortreffliche und gediente Truppen mitgebracht hatte, nichts Anderes, als die Eroberung des Breisgau und einen Streifzug gegen Vorder-Oestreich. Nachher bezogen die Franzosen Winterquartiere. Die Baiern rückten zwar vom Rhein nach Baiern vor,-und ihr Herr, der Kaiser, konnte am Ende des Jahres noch einmal nach München zurückkehren; allein er würde im nächsten Frühjahre aufs Neue von dort verjagt worden sein, wenn ihn nicht am 20. Januar 1745 der Tod überrascht und von einem verfehlten Leben erlöst hätte. Uebrigens hatte sich der unglückliche Kaiser vor seinem Tode genöthigt gesehen, Seckendorf zu entlassen, weil derselbe einerseits stets ungeschickt und unglücklich und andererseits als eifriger Protestant den bigotten Baiern verhaßt war.

In Böhmen konnte sich Friedrich nicht halten, da er nicht nur wegen der Uebermacht seiner Feinde, zu welchen 20,000 Mann Sachsen und das vom Rhein herbeieilende Heer des Prinzen Karl gestoßen waren, ins Gedränge kam, sondern auch von den Einwohnern als Ketzer gehaßt und ohne Lebensmittel, sowie ohne Nachrichten über das feindliche Heer gelassen wurde. Er kehrte daher noch vor dem Schlusse des Jahres 1744 wieder aus Böhmen zurück. Jetzt glaubte Graf Brühl, ebenso übermüthig im Glück, als verzagt im Unglück, die Maske abwerfen zu können. Er schloß im Januar 1745 zu Warschau und im Mai zu Leipzig Verträge, nach welchen Sachsen sich zur Aufstellung einer bedeutenden Kriegsmacht verpflichtete, und dagegen englische Subsidien sowie das unter den damaligen Umständen ganz werthlose Versprechen einer Vergrößerung durch preußische Landstriche erhielt. Die vereinten Heere der Sachsen und Oestreicher brachen denn auch Ende Mai, des Sieges gewiß, in Schlesien ein: ihre glänzenden Hoffnungen verschwanden aber bald, weil sie nach den Regeln der methodischen Kriegskunst verfuhren, und dadurch dem preußischen Könige Zeit gewährten, Anstalten zu einer Schlacht zu treffen. Diese Schlacht wurde am 3. Juni 1745 bei Hohenfriedberg geliefert, und endigte, obgleich Friedrich's Feinde ihm an Zahl um das Doppelte überlegen gewesen sein sollen, mit einer Niederlage derselben, bei welcher sie der gewöhnlichen Angabe nach 12,000 Mann verloren.

Im Verfolg dieser Schlacht bemühten sich die Engländer, da der König allmälig das Zwecklose seines Kämpfens für die pragmatische Sanktion einzusehen begann, eine Aussöhnung zwischen Oestreich und Preußen zu Stande zu bringen. Friedrich wünschte dieselbe ebenfalls, weil er mit Frankreich gespannt war und recht gut wußte, daß Ludwig XV. ihn als das gepriesene Haupt der ungläubigen französischen Philosophen tödtlich haßte. Maria Theresia war aber noch immer zu sehr gegen ihren Hauptfeind erbittert, welcher überdies die Erwählung ihres Gemahles, Franz I., zum deutschen Kaiser zu hintertreiben suchte und, als dieselbe am 13. September 1745 dennoch statt gefunden hatte, dagegen protestirte. Die östreichischen Generale mußten daher noch einmal eine entscheidende Schlacht wagen. Sie wurden, nachdem sie mehrere Monate lang gezaudert hatten, am 30. September bei Soor in Böhmen überfallen und geschlagen. Jetzt würde England vielleicht eine Aussöhnung zu Stande gebracht haben, wenn nicht Graf Brühl dieselbe hintertrieben hätte. Brühl haßte den König von Preußen persönlich, weil dieser ihn nicht nur durch seine Regierungsart und Lebensweise beschämte, sondern auch noch dazu mit beißendem Spott überschüttete. Der Friede kam daher noch

immer nicht zu Stande. Es ward vielmehr damals der Plan entworfen, den Krieg in die Mark Brandenburg zu verlegen. Friedrich erhielt jedoch durch Brühl's Geschwätzigkeit, welcher einem schwedischen Gesandten Andeutungen machte, Kenntniß von diesem Plane und verhinderte nicht allein die Ausführung desselben, sondern er und sein alter General, Leopold von Dessau, benutzten auch die Fehler der Feinde so gut, daß der Letztere am 15. December die Sachsen, trotz ihrer für unüberwindlich gehaltenen Stellung, bei Kesselsdorf völlig schlagen konnte.

Friedrich vereinigte sich am Tage nach dieser Schlacht mit seinem siegreichen Feldherrn, besetzte die Stadt Dresden, aus welcher Brühl und sein König schon zwei Wochen früher geflohen waren und belegte Sachsen mit unerschwinglichen Contributionen. Jetzt nahm Brühl ganz übereilt die englische Vermittelung an, und schon am 25. December ward in Dresden der Friede zwischen Oestreich, Preußen und Sachsen unterzeichnet. Dieser Friede war für Oestreich und Preußen auf gleiche Weise vortheilhaft; dagegen mußte Sachsen für die Thorheit seines Premierministers büßen. Oestreich bestätigte den Breslauer Frieden, folglich auch die Abtretung von Schlesien und Glatz an Friedrich; dieser erkannte dagegen den Gemahl der Königin von Ungarn und Böhmen, Franz I., als deutschen Kaiser an. Sachsen aber mußte eine bedeutende Summe Geldes zahlen, seine Zollstreitigkeiten mit Preußen zu Gunsten desselben entscheiden lassen und überdies zugeben, daß alle die Sachsen, welche Friedrich gewaltsam ausgehoben hatte, unter preußischen Fahnen blieben.

Mit dem Dresdener Frieden hörte der Krieg diesseit des Rheines völlig auf; denn Baiern hatte sich schon im April mit Oestreich verständigt. Das Verdienst dieser Aussöhnung gebührte dem Grafen Seckendorf und der Wittwe Karl's VII. Beide hatten den jungen Kurfürsten, Maximilian Joseph, vom Bunde mit Frankreich abzuziehen gewußt. Sie waren dabei von den Seemächten unterstützt worden, welche dem armen Kurfürsten eine Subsidie versprachen und so die Möglichkeit verschafften, das Band, das ihn an Frankreich fesselte, zu lösen. Auf diese Weise kam am 22. April 1745 zu Füssen der Friede zwischen Baiern und Oestreich zu Stande. Maximilian Joseph entsagte in demselben allen Ansprüchen an Karl's VI. Hinterlassenschaft, willigte in die Erwählung des Gemahles der Maria Theresia zum Kaiser, hob den Bund mit Frankreich auf, und erhielt dafür von den Seemächten acht Millionen. Die Franzosen setzten zwar nachher den Krieg am Rhein noch fort; Traun nöthigte sie aber ohne eine Schlacht zu liefern, durch seine Märsche und Stellungen zur Rückkehr über diesen Fluß.

5. Letzte Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges.

In Italien und in den Niederlanden waren die Franzosen glücklicher, als in Deutschland. In Italien hatten sie zwar 1744 zugleich mit den Spaniern Nachtheile erlitten; aber im Frühjahr 1745 wurde nicht nur Lobkowitz von ihnen zurückgedrängt, sondern es trat damals auch die Republik Genua dem spanisch-französischen Bunde bei, wodurch der ganze Krieg eine andere Wendung erhielt. Die Genuesen waren erbittert, weil England und Oestreich im Wormser Vertrage (1743) dem Könige von Sardinien den Besitz des Marquisats Finale zugesichert hatten, obgleich dasselbe durch beide Staaten früher als ein Eigenthum der Republik Genua anerkannt worden war. Die Genuesen schlossen daher am 1. Mai 1745 einen Allianz- und Subsidienvertrag mit Spanien, und nahmen nun am Kriege gegen Oestreich und Sardinien Theil. Das gesammte Heer der Verbündeten betrug, als es sich unter dem Oberbefehle des Infanten Don Philipp vereinigt hatte, gegen 70,000 Mann. Dieser überlegenen Macht konnten die Oestreicher und Sardinier nicht im Felde widerstehen. Sie wurden überall zurückgedrängt, und im December 1745 fiel sogar Mailand in die Hände ihrer Gegner, so daß im Anfange des folgenden Jahres von allen östreichischen Besitzungen in Ober-Italien nur noch die Citadelle von Mailand und die Festung Mantua übrig geblieben waren.

In den Niederlanden führte der Marschall von Sachsen 1745 den Krieg mit noch größerem Glück, als im vorhergehenden Jahre, obgleich König Ludwig, welcher wieder beim Heere erschien, ihn durch seine Anwesenheit in manche Verlegenheit brachte, und obgleich er selbst, durch Ausschweifungen aller Art erschöpft, krank auf den Kriegsschauplatz gekommen war. Er hatte an dem Herzoge von Cumberland, dem Fürsten von Waldeck und dem Feldmarschall von Königseck, welche das vereinigte englische, holländische und östreichische Heer commandirten, Feldherren ohne Geist und Talent gegen sich. Am 11. Mai erfocht er bei Fontenay im Hennegau einen glänzenden Sieg, welcher die Eroberung von Gent, Brügge, Ostende, Dendermonde, Oudenarde, von ganz West-Flandern und von Ath im Hennegau zur Folge hatte. Im folgenden Jahre wurden die Unternehmungen des Marschalls von Sachsen noch durch den Umstand erleichtert, daß der Herzog von Cumberland seine Truppen nach England hatte zurückführen müssen, wo ein Sprößling des Hauses Stuart durch eine Landung in Schottland und siegreiches Vordringen in England die Regierung eine zeitlang in Verlegenheit setzte.

Der Aufstand der Schotten zu Gunsten der vertriebenen Stuarts

hing mit dem Verfahren der Whig-Aristokratie zusammen, welche damals England beherrschte und das Geld wie die Stellen des Staates unter sich theilte. Carteret hatte als Minister die beiden mächtigen und unentbehrlichen Brüder, den Herzog von Newcastle und den Lord Pelham, neben sich. Er suchte ihrem Einflusse durch eine innige Verbindung mit dem Könige und durch Beförderung der Privat-Interessen desselben entgegen zu arbeiten, reizte jedoch dadurch nicht nur die beiden herschsüchtigen Brüder heftig, sondern rief auch im Parlament laute Beschwerden hervor, weil man ihn beschuldigte, seinem Könige und dessen hannöverischen Interessen zu Gefallen England zu sehr in die Angelegenheiten des Festlandes verstrickt zu haben. Dies hatte dann zur Folge, daß Georg II. sich im November 1744 gezwungen sah, Carteret und seine Freunde zu entlassen und ein sogenanntes gemischtes Ministerium zu errichten, in welchem Pelham die Leitung des Ganzen erhielt und Lord Harrington die auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Da in dieses Ministerium einige Männer eintraten, welche als Mitglieder desselben sich nicht schämten, aus Liebe zur Herrschaft und zum Gelde ihre seitherigen Grundsätze aufzuopfern, so mußte damals auch der König sich dazu verstehen, den ihm persönlich verhaßten älteren Pitt als Minister anzunehmen.

Dieser Augenblick schien den Franzosen und den Anhängern des Hauses Stuart sehr günstig, um ihrerseits eine Verbindung der Tories mit den Letzteren zu Stande zu bringen und in Schottland einen Aufstand zu erregen. Die Partei der Stuarts in Schottland war durch die Härte, mit welcher man den Aufstand von 1715 bestraft hatte, eher vermehrt, als vermindert worden; die Geflüchteten und Geächteten schlossen sich an Jakob III. und seine beiden Söhne enge an; und von den in Schottland zurückgebliebenen Jakobiten hielten es sogar diejenigen, die sich an das Haus Hannover verkauft hatten, aus Arglist und Habgier zum Theil mit beiden Parteien. Von den Letzteren war Lord Lovat des Beinamens, welchen die Engländer den auf ihren Vortheil erpichten Schotten zu geben pflegen (cunning Scots) am meisten würdig. Er bezog Jahrgelder aus England und heuchelte Treue gegen das Haus Hannover, trat aber zugleich mit Frankreich in Verbindung, als dieses den Plan entworfen hatte, ein Heer nach Schottland zu schicken. Sobald nachher der Aufstand ausgebrochen war, hielt Lovat selbst sich ruhig, opferte aber dagegen seinen jungen Sohn auf, indem er diesen wider seinen Willen ausrüstete und an die Spitze des Clans stellte, der ihn als seinen Führer und Häuptling betrachtete.

Schon von 1741 an hatte die französische Regierung mit der Partei der Stuarts den Plan betrieben, in Schottland eine Em-

pörung zu erregen. Dadurch war, als man 1744 ernstlich an die Ausführung desselben dachte, die Sache bereits ruchbar geworden, und die englischen Minister benutzten dies, um das bekannte, in dem streng protestantischen England stets wirksame Geschrei wider Papisten und Papismus zu erregen und so die Billigung von ganz despotischen Maaßregeln zu erlangen. Die Habeascorpusakte, welche die Sicherheit jedes Engländers vor willkürlicher Verhaftung gewährleistet, wurde suspendirt, das Parlament bewilligte Geld zur Abwehr der Gefahr, und zuletzt ging sogar das ganz orientalisch-despotische Gesetz durch, daß die Correspondenz mit dem Prätendenten nicht nur als Hochverrath angesehen, sondern auch an den unschuldigen Kindern der Betheiligten bestraft werden solle.

Jener Prätendent war Karl Eduard, der ältere von den beiden Söhnen Jakob's III., Enkel des von Wilhelm von Oranien gestürzten Jakob's II. Er hatte sich 1744 aus Rom, wo er 1720 geboren worden war, nach Frankreich begeben, wurde aber hier sogleich als thörichter, unwissender und eigensinniger Jüngling erkannt, so daß man jeden Gedanken aufgab, an ihn viel Geld oder Truppen zu wagen. Auch die schottischen Flüchtlinge und die Verschworenen in Schottland riethen dem leichtsinnigen jungen Menschen von einer Landung an der schottischen Küste ab. Er beschloß dessenungeachtet, einen Versuch zu machen. Die französische Regierung unterstützte ihn dabei mit Waffen und mit einer kleinen Summe Geldes. Im Juni 1745, als Georg II. mit seinem Minister Harington nach Hannover gegangen war und die englischen Truppen in den Niederlanden zu Felde lagen, setzte Karl Eduard auf einer kleinen Fregatte nach Schottland über. Gleich nach seiner Landung erhoben sich die Jakobiten, und die Empörung erhielt in kurzer Zeit einen solchen Umfang, daß Karl Eduard nicht nur einen Theil des Landes besetzen, sondern auch am 26. Sept. seinen Vater in Edinburg als König von Groß-Britannien ausrufen lassen konnte. Am 1. October brachte er sogar dem kleinen englischen Heere, welches in Schottland stand, bei Preston Pans eine Niederlage bei. Dadurch erhielt die tolle Unternehmung des Prinzen einen Ruf und eine Bedeutung, die sie nicht verdiente. Sonst hatte der Sieg der Schotten keine Bedeutung; denn der Prinz besetzte zwar in Folge desselben ganz Schottland, dies nützte ihm aber sehr wenig, weil an eine Belagerung, geschweige denn an eine Eroberung der festen Städte nicht zu denken war.

Karl Eduard hatte bei seinem Unternehmen keineswegs das ganze schottische Volk für sich; vielmehr war der wohlhabende und zahlreichere Theil der Bewohner von Nieder-Schottland, sowie die Bürgerschaft der Städte gegen die Stuarts und ihre Religion sehr feind-

lich gesinnt, und die Whigs unter den schottischen Großen boten sogar ihre Vasallen gegen den Prinzen auf. Außerdem befanden sich alle festen Plätze des Landes noch in den Händen der Engländer, und auch das freilich nicht zahlreiche Heer, welches Karl Eduard bei Preston Pans geschlagen hatte, stand noch in Schottland. Ungeachtet aller dieser Umstände beschloß der leichtsinnige Prinz, mit seinem nur 5000 Mann starken und schlecht bewaffneten Heere in England einzufallen. Er hoffte auf eine Landung der Franzosen im südlichen England und auf starken Zulauf der Anhänger seines Hauses, an denen es in England allerdings nicht fehlte; er sah sich aber in Bezug auf Beides bald enttäuscht. Nichtsdestoweniger rückte er bis auf 24 deutsche Meilen von London vor. Dann erschrak er selbst über seine Kühnheit und eilte, ohne angegriffen worden zu sein, nach Schottland zurück. Hier war das Glück am 17. Januar 1746 ihm noch einmal günstig; es gelang nämlich seinen Truppen, bei Falkirk einen englischen General völlig zu schlagen. Unterdessen war aber der Herzog von Cumberland aus den Niederlanden zurückgekommen, und die Holländer hatten den Verträgen gemäß 6000 Mann gedienter Truppen zu Hülfe geschickt, welche aus gekauften Hessen bestanden. Der Prinz war der erste, der den Kopf verlor, als Cumberland gegen ihn heranzog, beschloß dann wieder, in einem verzweifelten Kampfe die Entscheidung zu suchen, und griff am 27. April das englische Heer bei Culloden an. Er ward völlig geschlagen, sein Heer theils zusammengehauen, theils zerstreut und damit die ganze Empörung rasch unterdrückt.

Der schottische Aufstand ward von den Whigs, die sich doch selbst Freunde der Freiheit nannten, zur Ausübung einer grausamen Parteirache benutzt. Man zog Alle, die im Mindesten verdächtig waren, gefänglich ein und machte ihnen nach Gesetzen, welche ausdrücklich erst zu diesem Zwecke erlassen worden waren, den Proceß. Wir werden später einiges Einzelne über diese blutigen Gräuelthaten, sowie über das Schicksal, das über Schottland verhängt ward, angeben, und deuten hier nur noch ganz kurz die Art der Rettung des Prinzen an, der sein Heimathland leichtsinniger Weise ins Unglück gestürzt hatte. Karl Eduard irrte Monate lang unter dem aufopfernden Schutze vieler wackeren Männer, dessen er selbst weder früher noch später sich würdig zeigte, in Schottland umher, entging unter mancherlei Gefahren und Abenteuern den Verfolgungen der Engländer, und war endlich so glücklich, nach Frankreich zu entkommen.

Kurze Zeit nach der Unterdrückung des schottischen Aufstandes erlitt der Gang des Krieges in Italien eine unerwartete Aenderung. Im Juli 1746 starb nämlich der spanische König Philipp V., und

sein Sohn Ferdinand VI., der ihm in der Regierung nachfolgte, konnte die Franzosen nicht leiden. Der Krieg wurde daher jetzt von Seiten der Spanier weniger eifrig betrieben, und der neue Oberbefehlshaber, welchen Ferdinand schickte, der stolze Marquis Las Minas, war von Anfang an mit dem französischen Oberanführer uneinig. Dies benutzten die Oestreicher und Sardinier zu einem Angriffe der Franzosen in dem eigenen Lande. Sie setzten sich nämlich unter Brown's Führung am Ende des Jahres in Marsch, um über Nizza in die Provence einzufallen. Ihr Unternehmen scheiterte aber, und zwar hauptsächlich in Folge eines Aufstandes der Genuesen.

Der Senat von Genua hatte es mit den beiden kriegführenden Theilen zu halten gesucht, und die Oestreicher rückten deshalb, als der erwähnte Kriegsplan ausgeführt werden sollte, unter Botta's Führung gegen die Stadt Genua. Der feige Senat, nur für sich selbst und seine Güter besorgt, übergab die wohlbefestigte, mit einer guten Besatzung versehene Stadt, ohne auch nur einen Widerstand zu versuchen. Er ließ sich dabei sogar die härtesten Bedingungen gefallen. Als Botta die Stadt in seiner Gewalt hatte, drang er nicht allein mit größter Strenge auf die Erfüllung dieser Bedingungen, sondern er machte auch noch andere Forderungen, erlaubte sich förmliche Erpressungen, drohte mit Plünderung, und fing endlich an, die Arsenale der Genuesen auszuleeren, um die Verbündeten auf dem Zuge in die Provence mit Geschützen zu versorgen. Dies und die eingetretene Stockung der Geschäfte regte endlich das Volk auf, welches vorher gar keine Lust gezeigt hatte, sich für seine selbstsüchtigen oligarchischen Gebieter zu bewaffnen. Als die Oestreicher das Geschütz der Stadt fortzuschaffen begannen und die genuesischen Arbeiter, welche ihnen dabei ihre Mithülfe verweigerten, nach deutscher Weise mit dem Stocke bestraften, erhob sich die Volksmasse, verrammelte die bekanntlich sehr engen Straßen der Stadt, setzte eine aus ihrer Mitte gewählte Interims-Regierung ein, kämpfte fünf Tage lang mit den Oestreichern und trieb sie endlich am 10. December 1746 aus der Stadt. Da auch die Bewohner der ganzen Umgegend sich zu erheben begonnen hatten, so mußte Botta das Genuesische ganz räumen. Er überließ dabei die vereinzelten östreichischen Posten und Besatzungen ihrem Schicksale. Diese wurden insgesammt gefangen genommen. Als nachher ein zahlreiches östreichisches Heer unter Schulenburg heranzog, vertheidigten die Genuesen ihre Stadt noch bis zum Juni 1747 mit patriotischem Muth und großer Aufopferung. Sie wurden dabei nicht blos von den Franzosen und Spaniern kräftig unterstützt, sondern auch die Oestreicher selbst, denen man sonst unmöglich hätte Widerstand leisten können, waren ihnen durch verkehrte Maaßregeln und

durch den Mangel an Vorräthen und Kriegsbedürfnissen, den sie in ihrem eigenen Heere hatten einreißen lassen, förderlich. Ein neuer Zug der Oestreicher gegen Genua ward durch die Unterzeichnung des Aachener Friedens, welcher dem ganzen Erbfolgekriege ein Ende machte, abgewendet. Uebrigens hatten die Franzosen einen ihrer angesehensten Herren, Boufleurs, und dann den bekannten Herzog von Richelieu nach Genua geschickt, um die Vertheidigung der Stadt zu leiten. Der Letztere hatte sich bei dieser Gelegenheit unerhörte Verschwendungen auf Kosten seiner Regierung erlaubt; er hatte z. B. in einem Klima, wie das genuesische ist, blos für Winterholz so viel angerechnet, daß der tägliche Bedarf eines Maréchal de Camp zu 16 Livres angesetzt war.

Der Zug der Oestreicher und Sardinier in die Provence scheiterte besonders durch das Ausbleiben der aus Genua erwarteten schweren Artillerie und durch die Gefahr, in die man nach Botta's Vertreibung aus dem Genuesischen gerieth. Doch trugen auch ausbrechende Krankheiten und der Mangel an Vorräthen nicht wenig dazu bei. Als Brown im Februar 1747 den Rückzug antrat, würde er sogar vielleicht abgeschnitten und vernichtet worden sein, wenn nicht die Franzosen und Spanier unter einander uneinig gewesen wären und auch ihrerseits Mangel gelitten hätten.

In den Niederlanden setzten unterdessen die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen, welcher ihre nationalen Eigenthümlichkeiten zu benutzen verstand, ihre Eroberungen fort. Sie nahmen schon im Beginne des Jahres 1746 die Stadt Brüssel, sowie Ende Mai Antwerpen mit seiner Citadelle ein, und eroberten nachher auch Namur, Mons und andere Städte, so daß im September von allen Plätzen der Niederlande nur noch Limburg und Luxemburg in den Händen der Oestreicher waren. Die Alliirten waren zwar schon im Juli durch 20,000 Mann Oestreicher verstärkt worden, und bald nachher erschienen auch die nach England geschickten 6000 Hessen und die englischen Truppen, sowie 10,000 Hannoveraner wieder in den Niederlanden; allein zu ihrem Unglücke kam auch Karl von Lothringen im Juli als Oberbefehlshaber dahin, dem die Holländer ihr Heer nicht anvertrauen wollten. Als daher der Marschall von Sachsen am 11. October die Verbündeten in ihrer schlecht gewählten Stellung bei Raucoux angriff, erfocht er den Sieg über sie mit solcher Leichtigkeit, daß er ihn sogar ganz sicher vorausgesagt hatte. Uebrigens war auch in dem Feldzuge dieses Jahres Ludwig XV. wieder beim Heere erschienen, und zwar in Begleitung seiner neuen Maitresse, der Marquise von Pompadour. Zum Glück für die Kriegsunternehmungen blieb er mit seinem zahlreichen Hofgesinde nur vom Mai bis

Juni beim Heere. Auch im folgenden Jahre fand sich der König auf dem Kriegsschauplatze ein. Er ward damals, wie Friedrich II. behauptet, nicht nur durch die Kabalen und Intriguen seiner Umgebung dem Heere lästig, sondern er erschwerte auch die Versorgung der Truppen, weil seine Hofhaltung nicht weniger als 10,000 Rationen verbrauchte.

Im folgenden Jahre (1747) begingen die Franzosen in den Niederlanden einen ähnlichen politischen Fehler, wie die Oestreicher in Italien begangen hatten. Die Letzteren hatten Genua zur Verzweiflung getrieben und dadurch genöthigt, französische Besatzung anzunehmen; die Franzosen griffen Holland an, und dies hatte die Folge, daß die Holländer sich den Engländern in die Arme warfen. In Holland und Seeland war nämlich auf Betreiben der aristokratischen Partei Wilhelm's III. Erbe, Johann Wilhelm Friso, nicht als Statthalter anerkannt worden, und dieselbe Partei hatte auch dessen Sohn, Wilhelm IV., gehindert, Statthalter der ganzen Republik zu werden. Wilhem war jedoch Statthalter von Friesland, Gröningen und Geldern geworden, und hatte die Tochter Georg's II. von England, Anna, geheirathet. Als nun 1747 Frankreich den vereinigten Niederlanden förmlich den Krieg erklärte und in das Land selbst eindrang, benutzte die oranische Partei dies, um die Nation auf dieselbe Weise, wie 1672 geschehen war, zu Gunsten des Hauses Oranien aufzuregen. Das Volk, welches einen Statthalter als den besten Schutz gegen die Bedrückungen der reichen Familien ansah, und diesen den schlechten Zustand des Heeres und der Festungen zuschrieb, erhob sich überall, und rief Wilhelm IV. zum Statthalter aus; die aristokratischen Regierungen aber geriethen in Schrecken und gaben, des Schicksals ihrer Vorgänger von 1672 eingedenk, dem Begehren des Volkes nach. Auf diese Weise ward Wilhelm IV. 1747 zuerst Statthalter in den einzelnen Provinzen und dann auch Oberbefehlshaber aller Truppen. Im folgenden Jahre übertrug man ihm auch noch die erbliche Würde eines General-Statthalters, und zwar mit der in einem so wenig monarchischen Lande auffallenden Bestimmung, daß das Recht der Nachfolge auch seinen weiblichen Nachkommen zustehen solle.

Schon ehe diese Revolution in Holland stattfand, war Karl von Lothringen auf Betreiben der Seemächte abgerufen worden, und der Herzog von Cumberland hatte den Oberbefehl des verbündeten Heeres erhalten. Dieser konnte ebensowenig, wie jener, sich mit dem Marschall von Sachsen messen, und wurde am 2. Juli 1747 bei dem Dorfe Val oder Laffeld geschlagen. Im September fiel dann sogar

die für unüberwindlich gehaltene Festung Bergen op Zoom in die Hände der Franzosen.

Ungeachtet dieser glänzenden Erfolge und des lauten Jubels über den errungenen Ruhm war Frankreich des Krieges müde, weil es durch die großen Kosten eines Kampfes, der auf seine Kosten zu Gunsten Spaniens geführt wurde, unsäglich litt. Da nun überdies die königlichen Reisen zum Heere dem Hofe lästig und besonders der Pompadour ungelegen waren, so neigte sich die Regierung zum Frieden, und ließ den Gegnern Vorschläge machen. Diese fanden zu London Gehör, und man kam im October 1747 überein, einen Friedenskongreß zu halten.

Die Verhandlungen dieses Kongresses, welcher zu Aachen gehalten wurde, und an dem von Seiten Oestreichs der nachherige Staatskanzler Fürst Kaunitz Theil nahm, wurden durch drei Umstände gefördert. Der erste war eine neue Uebereinkunft, welche im Januar 1748 zwischen Oestreich, England, Sardinien und Holland geschlossen worden war, um ein Heer von fast 200,000 Mann ins Feld zu stellen, wobei England wieder an Oestreich und Sardinien Subsidien zu zahlen versprach. Der zweite Umstand war die Belagerung von Maastricht, welche der Marschall von Sachsen nach einem meisterhaften Marsche im April begonnen hatte, und die am 11. Mai, nachdem die Friedens-Präliminarien bereits unterzeichnet waren, die Eroberung dieser Stadt zur Folge hatte. Der dritte Umstand endlich war der 1747 erfolgte Beitritt der Russen am Kriege. In Rußland war, wie wir unten sehen werden, die Politik damals ganz in den Händen Bestuscheff's, welcher aus Haß gegen Preußen schon 1745 ein Heer für Oestreich gerüstet, und dadurch den Abschluß des Dresdener Friedens beschleunigt hatte. Oestreich ruhte nachher nicht, bis es 1746 einen Vertrag zu Stande brachte, in welchem Rußland ihm vermittelst eines geheim zu haltenden Artikels seine Mithülfe zur Wiedererlangung von Schlesien und Glatz zusicherte. Auch England trat diesem Vertrage, wiewohl mit Ausnahme des erwähnten geheimen Artikels, bei. Ja, es ging sogar nachher, als die schottische Empörung unterdrückt war, noch weiter. Es verpflichtete sich nämlich durch einen im Juni 1747 mit Rußland geschlossenen Vertrag, für 30,000 Mann Russen, welche nach den Niederlanden geschickt werden sollten, 100,000 Pfund Subsidien zu bezahlen. Die ersten Abtheilungen dieser Truppen kamen 1748, noch ehe der Friede geschlossen war, am Rhein an.

Die Präliminarien des Aachener Friedens wurden zwar schon am 30. April von Frankreich, England und Holland unterzeichnet; der Friede selbst aber konnte, weil Maria Theresia sich eine zeitlang gegen die Bedingungen desselben sträubte, erst im October zum Ab-

schlusse kommen. Frankreich gab zum Erstaunen der Welt alle in den Niederlanden gemachten Eroberungen zurück. Diese Nachgiebigkeit wird zwar gewöhnlich dem Charakter Ludwig's XV. und seines Hofes, sowie dem Wunsche der Pompadour, den Frieden wiederherzustellen, zugeschrieben; man kann aber auch in der Erschöpfung der Finanzen Frankreichs, in dem Verfall seines Handels und in dem Untergange seiner Seemacht einen hinreichenden Grund finden, um sich zu erklären, warum die Franzosen geneigt waren, den Frieden durch jedes Opfer außer dem der Ehre zu erkaufen. Uebrigens erhielt Frankreich durch den Aachener Frieden das Cap Breton und andere überseeische Besitzungen, welche England ihm entrissen hatte, wieder zurück. Die Engländer erlangten dagegen die Erneuerung des Assiento-Vertrages, welcher ihnen das ausschließliche Recht des Sclavenhandels nach den spanischen Colonieen sicherte. Außerdem mußte Frankreich sich gegen sie verbindlich machen, das Haus Stuart fernerhin weder zu unterstützen, noch auch irgend ein Glied desselben auf seinem Gebiete zu dulden. Oestreich verlor die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche der spanische Infant Don Philipp unter der Bedingung erhielt, daß, wenn er kinderlos sterbe oder von seinem Bruder Neapel erbe, Parma und Guastalla wieder an Oestreich zurückfallen und Piacenza an Sardinien kommen sollten. Außerdem ward dem preußischen Könige der Besitz von Schlesien und Glatz aufs Neue verbürgt. Der König von Sardinien durfte das, was ihm im Wormser Vertrage zugesichert war, behalten.

VI. Innere Geschichte der europäischen Staaten um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

1. Italien.

In Italien versuchte man um die Mitte des 18. Jahrhunderts einige Ideen der neueren Zeit ins Leben einzuführen, aber freilich keine andere, als solche, welche der Hierarchie und Feudal-Aristokratie feindlich, der absoluten Monarchie günstig waren und daher mehrentheils vom Volke verkannt wurden. Von diesen Verbesserungsversuchen sind diejenigen am berühmtesten geworden, die man in Neapel unter dem ersten Könige aus dem Hause Bourbon, dem spanischen Prinzen Don Karlos, machte. Don Karlos, welcher unter dem Namen Karl IV. in Neapel herrschte, hatte zwar, wie alle Bourbonen,

eine leidenschaftliche Liebe zur Jagd, und peinigte sein Land durch harte Jagdgesetze; er schenkte aber glücklicher Weise ein unbedingtes Vertrauen einigen sehr verständigen Männern, welche für ihn dachten und arbeiteten. Diese Männer waren besonders Tanucci und Squilaci, von denen der Erstere nachher auch unter Karl's Nachfolger in Neapel zu wirken fortfuhr, der Letztere aber mit Karl nach Spanien ging und dort ihm lange zur Seite stand.

Bernardo Tanucci war früher einer der berühmtesten Advokaten von Toscana, sowie Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Pisa gewesen, und hatte sich in seinen Studien besonders mit dem Verhältnisse der Kirche zum Staate beschäftigt. Er hatte daher auch in Neapel, wo unter der früheren spanischen und östreichischen Herrschaft der Thron von dem Altar völlig verdeckt worden war, hauptsächlich von dieser Seite her gewirkt. Das Reich Neapel hatte damals nicht weniger als 112,000 Geistliche, so daß 28 derselben auf je 4000 Seelen oder ungefähr einer auf je 143 Seelen kamen; in der Stadt Neapel allein gab es 16,000 Personen geistlichen Standes. Dazu kam, daß die Geistlichkeit nicht nur einen ungeheuren Güterbesitz, sondern auch viele Freiheiten und Vorrechte hatte, die mit einer guten Staatsverwaltung unvereinbar waren. Diese und andere kirchlichen Mißbräuche suchte Tanucci zuerst durch ein Konkordat, das er mit Papst Benedict XIV. schloß, zu beseitigen oder wenigstens zu beschränken. Als sich aber zeigte, daß durch das Konkordat nur wenig für den Staat gewonnen sei, ging Tanucci, ohne sich an das kirchliche Geschrei zu kehren, über die Bestimmungen desselben hinaus, und verordnete ohne Rücksicht Alles, was ihm nützlich schien. Die Zahl der Priester wurde auf einen für je 1000, später sogar auf einen für je 2000 Menschen herabgesetzt; für jede päpstliche Bulle ward die Nothwendigkeit der königlichen Bestätigung verordnet; die Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit wurde beschränkt und der geistliche Zehnten nach und nach ganz abgeschafft; eine Anzahl Klöster wurde zum Besten der Staatskasse eingezogen; den Kirchen und Klöstern wurde verboten, künftighin neue liegende Güter auf irgend eine Weise zu erwerben u. s. w.

Auf dieselbe Art, wie Tanucci in kirchlichen Dingen den herkömmlichen Mißbräuchen neue Gesetze entgegensetzte, änderte er auch andere Einrichtungen im Geiste der neueren Zeit. Namentlich entriß er dem Adel einen großen Theil seiner die Regierung hemmenden Vorrechte. Leider gewann aber durch alles dies nicht das Volk, sondern blos die Regierung; denn Tanucci's Verbesserungen waren wie alle Reformen, welche vor der französischen Revolution in Europa gemacht wurden, nur darauf berechnet, die Macht des Adels und der Geistlichkeit

zu Gunsten der monarchischen Gewalt und der Beamtenherrschaft zu verringern.

Als Karl IV. 1759 König von Spanien ward, setzte er seinen damals erst acht Jahre alten Sohn, Ferdinand IV., als seinen Nachfolger in Neapel ein, und übertrug die vormundschaftliche Leitung der Regierung im letzteren Reiche dem Minister Tanucci. Dieser blieb hierauf, da Ferdinand erst im 16. Lebensjahre die Regierung antrat, noch acht Jahre lang im Besitze der höchsten Gewalt. Er schritt auf dem früher eingeschlagenen Wege fort. Alles Gute, was unter Ferdinand gethan worden ist, verdankte das Land dem Minister Tanucci, der sich, wenn sein Ansehen nicht ausreichte, von Spanien aus Befehle geben ließ, um sich hinter dieselben zu verstecken. Es war ein Glück für Neapel, daß Tanucci damals sehr rasch vorwärts ging, und daß er wenigstens die Macht des Papstes und der Hierarchie unter die der weltlichen Regierung für immer herabdrückte; denn Ferdinand selbst besaß weder den gewöhnlichen Menschenverstand, noch menschliches Gefühl, noch Bildung und Kenntnisse, nahm ganz und gar die Sitten der rohen Jäger und Fischer seines Reiches an, und gab Land und Volk seiner ausschweifenden und grausamen Gemahlin Marie Karoline, einer Tochter der Maria Theresia und ihren Liebhabern preis.

Der Kirchenstaat und sein Oberhaupt, der Papst, verharrten trotz der neuen Ideen, die sich von Frankreich aus als Mode in alle Länder verbreiteten, in dem Geiste und den Formen der alten Zeit. Unter Benedict XIV. (1740—1758) schien es zwar, als wenn auch Rom mit der Zeit fortschreiten werde; am Ende blieb aber doch Alles beim Alten. Benedict, welcher mit der Frau von Tencin und sogar mit Voltaire bekannt war, machte beim Beginne seiner Regierung den Versuch, das dämmernde Licht einer besseren Staatsverwaltung auch in den Kirchenstaat eindringen zu lassen; allein es ging mit seinen Reformen gerade so, wie in unseren Tagen mit denen des Papstes Pius IX.: die alten Mängel und Mißbräuche behaupteten sich oder wurden gar noch ärger. Derselbe Fall war mit den Verfügungen, welche Benedict zu einer Reformation der Kirche traf. Benedict schloß mit Neapel und anderen italienischen Staaten Konkordate zur Verbesserung der kirchlichen Zustände ab, und gestattete, sobald er darum ersucht wurde, in Italien wie in Spanien manche Aenderungen. Allein den Forderungen der Zeit konnte und wollte er so wenig entsprechen, daß er, oder vielmehr seine Kardinäle, sogar bei der Erwählung des Kaisers Franz I., wiewohl freilich vergebens, den veralteten Anspruch der päpstlichen Bestätigung solcher Wahlen erneuerten. Wie weit er überhaupt von wahrer Aufklärung und von wirk-

licher Einsicht in die Bedürfnisse seiner Zeit entfernt war, zeigen die von ihm als Papst geschriebenen Bücher und einige seiner päpstlichen Verfügungen. Er schrieb nämlich nicht blos dicke Bände über die Heiligsprechungen, in welchen er viel Gutes von den Heiligen und ihren Gebeinen herleitete, sondern er vermehrte auch die Zahl der Heiligen, der Reliquien und der Kardinäle.

In Ober-Italien blieb der neue Herzog von Parma, der spanische Prinz Philipp (1748—1765) dem Geiste der Zeit ganz fremd; er fügte sogar zum italienischen Aberglauben noch den spanischen hinzu. In Mailand dagegen äußerte der Geist des Jahrhunderts seine wohlthätige Wirkung; denn Maria Theresia ließ dort viele und große Verbesserungen im Gerichtswesen und in der Verwaltung machen. Im Königreich Sardinien blieb man der alten savoyischen Politik getreu, oder mit andern Worten, Intriguen und Verrätherei waren der Kern der dortigen Staatsweisheit. In ganz Ober-Italien zeigte allein das Volk von Genua, wie wir bereits gesehen haben, eine Anstrengung und eine Ausdauer, die eines besseren Lohnes werth gewesen wären, als der herrschende Adel dieses Staates und die Franzosen den Genuesen bereiteten. Wir verweilen bei der Geschichte von Genua etwas länger, um zu zeigen, wie verderblich oligarchische Regierungen für jedes Volk sind.

Die wenigen Familien, welche in Genua die Herrschaft besaßen, hatten schon längst die ihnen unterworfene Insel Korsika der Verzweiflung nahe gebracht, indem sie das gemeine Volk durch Steuerdruck erbitterten und die edlen Geschlechter durch Geringschätzung kränkten. Dies veranlaßte 1726 einen Aufstand der Volksmasse in Korsika, dem sich, nachdem das Volk vier Jahre lang mit den genuesischen Truppen gekämpft hatte, zuletzt auch ein Theil des eingeborenen Adels anschloß. Die Rebellen erklärten sich vergebens zu einer friedlichen Uebereinkunft bereit; derjenige Theil der genuesischen Nobili, welcher die sogenannte St. Georgs-Gesellschaft bildete und die meisten Ländereien der Insel als Eigenthum besaß, wollte seine Einkünfte nicht schmälern lassen. Der genuesische Senat verschaffte sich daher von Kaiser Karl VI. für Geld östreichische Truppen, und als diese im kleinen Kriege den Korsen erlegen waren, kaufte man von ihm noch einmal ein nicht unbedeutendes Heer. Prinz Ludwig von Würtemberg, welcher dieses zweite östreichische Heer befehligte, knüpfte dem Gebote des Kaisers gemäß Unterhandlungen an. Er brachte 1732 wirklich eine Aussöhnung zu Stande, deren Bürge der Kaiser selbst war. Die Korsen schickten in Folge davon Abgeordnete nach Genua, um sich zu entschuldigen und die Zugeständnisse, die ihnen gemacht werden sollten, zu verabreden. Diese Abgeordneten wurden jedoch

auf Beschluß des genuesischen Senats verhaftet. Die Drohungen des beleidigten Kaisers bewirkten zwar, daß die Gefangenen wieder frei gelassen und der unter seiner Bürgschaft geschlossene Vertrag anerkannt wurde; die Sache hatte aber den Samen tödlicher Feindschaft in die rachgierigen Herzen der Korsen gestreut, und dieser Same ging zwei Jahre später (1734) auf.

Die neue Empörung der Korsen war kein bloßer Aufruhr, sondern ein förmlicher Versuch, die Insel der genuesischen Herrschaft zu entziehen. Dies war jedoch, bei der Ungleichheit, welche zwischen den Kräften der Republik Genua und denen der armen, seit Jahrtausenden vernachlässigten Insel Korsika bestand, ganz unmöglich, wenn man nicht von einem fremden Staate Unterstützung erhielt. Dazu machte ein Abenteurer Hoffnung, der sich großer Verbindungen rühmte. Dieser Abenteurer war der westfälische Baron Theodor von Neuhof. Er hatte die beste Schule gemacht, um die Rolle eines Abenteurers zu spielen. Er war nämlich zuerst Page des berüchtigten Regenten von Frankreich gewesen, hatte hierauf dem Kardinal Alberoni und dem Baron Ripperda in Spanien gedient, dann sich in Holland und England umhergetrieben und zuletzt noch einmal in Paris sein Glück versucht. Als er von dort nach Italien gegangen war, machte er die Bekanntschaft der Männer, welche an der Spitze des empörten korsischen Volkes standen. Diese bewog er, ihn zum Könige von Korsika auszurufen, indem er ihnen die Aussicht auf englische und französische Unterstützung vorspiegelte, die sie nur dann, wenn Korsika sich unabhängig erkläre, würden erhalten können. Hierauf wußte er sich von speculirenden Kaufleuten in England und Holland eine Summe Geldes zu verschaffen, kaufte mit derselben Kanonen und Vorräthe, und kam dann auf einem englischen Schiffe nach Korsika.

Die Rolle des Barons war bald ausgespielt: er fand schon nach acht Monaten rathsam, seine Unterthanen auf einige Zeit zu verlassen, weil die Genuesen sich die Hülfe Frankreichs verschafft hatten. Die Korsen setzten auch gegen die Franzosen den Krieg mit abwechselndem Glücke fort. Sie wurden in ganz Europa um so mehr bewundert, je ungleicher der Kampf zwischen der mächtigen Republik Genua und den Bewohnern einer Insel war, welche bei einer Gesammtbevölkerung von nur 120,000 Seelen es zugleich mit den Genuesen und einem Corps tüchtiger französischer Truppen zu thun hatte. Theodor erschien 1738 aufs Neue in Korsika, nachdem er ebenso wie früher Geld und Schiffe zusammengebracht hatte. Schon nach einem Monat jedoch war er wieder auf der Reise. Bald nachher schien der Ausbruch des östreichischen Erbfolgekrieges neue Aussichten für ihn zu

eröffnen. Es wurden nämlich wegen dieses Krieges nicht nur die französischen Truppen aus Korsika abgerufen, sondern die Engländer unterstützten auch die Korsen und den König Theodor, welcher 1743 auf einem englischen Schiffe wieder in Korsika erschien, um dem englischen Ministerium als Werkzeug für seine Zwecke zu dienen. Im Jahre 1746 schoß ein englisches Kriegsschiff die Festungswerke von Bastia zusammen, worauf die Korsen sich nicht nur dieser Hauptstadt ihrer Insel, sondern auch anderer Plätze bemächtigten und eine Regierungsbehörde einsetzten.

In demselben Jahre gerieth, wie oben erzählt worden ist, die Stadt Genua in die Gewalt der Oestreicher, wurde aber im December durch die aufopfernde Anstrengung des geringen Volkes wieder befreit. Bei dieser Befreiung hatte der feige Senat und der Adel überhaupt sich nicht im geringsten betheiligt; erst als es sicher war, daß der Kampf zum Vortheil von Genua ausfallen werde, hatten auch die Nobili sich eingestellt, um zu ernten, wo sie nicht gesäet hatten. Nach der Vertreibung der Oestreicher ließ man zwar den vom Volke gewählten Regierungs-Ausschuß noch eine zeitlang bestehen, weil nur durch diesen das Volk zum aufopfernden Kampfe gegen einen Feind, der mit verstärkter Macht heranzog, begeistert werden konnte; allein im Stillen bot der Adel Alles auf, um dem Volks-Regimente Schwierigkeiten zu bereiten und die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Man stiftete allerlei Unordnungen und Gesetzlosigkeiten unter dem Pöbel an, damit der Mittelklasse das Bedürfniß des adeligen Ansehens fühlbar gemacht werde; man verschaffte sich dadurch die Möglichkeit, die kräftigsten Anführer auf gerichtlichem Wege zu beseitigen; man schob nach und nach die Clienten der Senatoren ein; man sorgte dafür, daß die vom Volke eingesetzte Regierung in Paris nicht anerkannt wurde; man setzte endlich, während die Letztere mit den Korsen in freundliche Verbindung trat, von Seiten des Senats den Krieg auf Korsika fort. Erst als die Nobili die Opfer und Anstrengungen des Volkes nicht mehr bedurften, und als mit dem Beginne des Aachener Friedens-Kongresses die Entscheidung über die kleineren Staaten wieder in die Hände der Diplomaten und Aristokraten Europas kam, wurde endlich die Bürgerschaft von allem Antheil an der Regierung verdrängt, und der Adel erlangte aufs Neue die volle Herrschaft.

Nicht so leicht, als mit dem Volke von Genua, ward der Senat mit den Korsen fertig. Der Baron Neuhof hatte damals seine Rolle längst ausgespielt und die Insel schon 1743 zum dritten Mal und für immer verlassen. Dagegen dauerte der Aufstand selbst immer noch fort. Sogar als England und Sardinien, welche während des Erbfolgekrieges die Korsen unterstützt hatten, diesen keine Hülfe mehr

gewährten, und die den Genuesen zugesendeten französischen Truppen die Küstenstädte der Insel wieder erobert hatten, weigerten sich die Korsen, die Waffen niederzulegen. Sie ersuchten nachher die französische Regierung, sie als Unterthanen anzunehmen. Dies konnte ihnen Ludwig XV. zwar nicht gewähren; allein es ward doch den Befehlshabern der französischen Truppen, welche nach einem mit Genua geschlossenen Vertrage mehrere Städte der Insel besetzt hielten, der Befehl ertheilt, dafür zu sorgen, daß der genuesische Adel die früheren Bedrückungen nicht erneuere. Daraus entstand ein sehr sonderbares Verhältniß der genuesischen Regierung zu Korsika, und die bewachenden Hunde waren gewissermaaßen zwischen die Heerde und die Hirten gestellt.

Der Kampf zwischen Genua und Korsika brach nachher, besonders zur Zeit des siebenjährigen Krieges, noch mehrmals aus. Die Korsen erhielten damals an einem Mann aus ihrer Mitte, Pasquale Paoli, einen Führer, der den Kampf mit Glück und mit Geschicklichkeit leitete, und deshalb überall als Held der Freiheit gepriesen ward. Besonders in England nahm man lebhaften Antheil an den Korsen und ihrem Führer. Doch verweigerte das englische Ministerium diesen damals jede Art von Unterstützung. Im Jahre 1768 verkauften endlich die Genuesen, des langen Kampfes müde, die Insel Korsika an die Franzosen. Die Korsen widersetzten sich zwar der Unterwerfung unter Frankreich, und begannen einen viel gepriesenen Kampf gegen die französische Uebermacht; allein da England ihnen keine Hülfe gewährte, so waren sie bald völlig besiegt. Paoli flüchtete sich nach England, wo er als korsischer Held mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde und, damit er schweige, von den Ministern eine Pension erhielt.

2. Spanien und Portugal.

Spanien und Portugal haben bekanntlich noch weit mehr Orientalisches in ihren Sitten und ihrem Volksleben, als Italien. Von Entwickelung, von Ausübung eines Einflusses der höheren Stände auf Sitte und Bildung der Massen, von einer Moral, wie sie unserem nordischen bürgerlichen Leben eigen ist, und von einer Beziehung derselben zur Religion oder Poesie ist dort keine Rede. Die Geschichte beider Reiche besteht daher größtentheils aus einer Hofgeschichte. An Hülfsmitteln fehlte es, wie Alberoni und Ripperda während ihrer kurzen Verwaltung gezeigt haben, beiden Reichen nicht; aber Krankheit und Stumpfsinn der Herrscher hemmten jeden Fortschritt des Volkes, selbst wo unter diesem einmal ein kräftiger Trieb sich hätte regen wollen.

In Spanien wurden unter Philipp V. (1701—1746) die Kräfte des Staates für die Privatzwecke seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Parma, erschöpft. Diese verwickelte, wie wir gesehen, blos um ihren beiden Söhne, Karl und Philipp, Länder in Italien zu verschaffen, das spanische Reich in Kriege, welche den Flotten desselben und dem Wohlstande seiner Bewohner verderblich wurden, und seine Staatsschuld um 45 Millionen Piaster vermehrten. Es wurde sogar, als Karl das Königreich Neapel erhalten hatte, spanisches Geld verschwendet, um den Glanz des neapolitanischen Thrones zu unterhalten. König Philipp selbst, der schon von Natur schwach an Verstand und Willen war, verfiel um 1730 in einen Zustand von Melancholie und unüberwindlicher Trägheit. Er war von dieser Zeit an nicht einmal zum Sprechen zu bewegen, ließ Haare und Nägel wachsen, brachte die Tage im Bette zu, stand nur Nachts für einige Augenblicke auf, um Nahrung zu sich zu nehmen, und war nicht einmal zum Unterschreiben seines Namens zu bringen. Obgleich dieser Zustand ihn zur Regierung ganz unfähig machte, so war es doch in Spanien, wo der Form nach Alles vom Könige ausgehen mußte, durchaus nicht möglich einen Stellvertreter desselben zu bestellen oder auch nur einen Premier-Minister mit solcher Macht, wie anderwärts ein Richelieu, ein Mazarin, ein Brühl sie besaßen, zu ernennen. Man würde sich daher, so oft Philipp's Unterschrift erforderlich war, kaum zu helfen gewußt haben, wenn nicht der Gesang eine solche Wirkung auf den König geäußert hätte, daß er sich durch Anhören desselben bewegen ließ aufzustehen, Kleider anzuziehen und für einige Augenblicke an den Geschäften Theil zu nehmen. Elisabeth rief zu diesem Zwecke 1737 den in ganz Europa berühmten Sänger Farinelli nach Madrid, welcher dann eine für die Regierung des Reiches ganz unentbehrliche Person ward.

Unter Philipp's Sohn und Nachfolger, Ferdinand VI. (1746 bis 1759), blieb Alles so, wie es gewesen war. Auch Ferdinand war oft in demselben Zustande melancholischer Laune, wie Philipp. Er liebte nur Jagd und Musik, hielt sich oft lange Zeit in seinem Palast verschlossen und sprach kein Wort. Da auch seine Gemahlin, die portugiesische Prinzessin Barbara, ihm ganz gleich war, so ward Farinelli jetzt vollends die Hauptperson im ganzen Reiche. Neben ihm erhielten noch der Marquis Ensenada, der sich seine Gunst erworben hatte, und der Minister Carvajal, dessen Stütze der königliche Beichtvater war, Einfluß. Die Regierung wurde daher gewissermaaßen auf gut Glück geführt: Farinelli hatte Vorliebe für England und Oestreich; Ensenada war den Franzosen ergeben; Carvajal allein

hatte blos das Wohl Spaniens im Auge, und blieb bei seiner strengen Rechtlichkeit auch der Bestechung und Intrigue unzugänglich.

Portugal wurde, nachdem es sich 1640 von der spanischen Oberherrschaft befreit hatte, fast auf dieselbe Weise, wie Spanien seit Philipp's II. Zeit, von unfähigen und kraftlosen Königen beherrscht. Schon der erste König aus dem Hause Braganza, Johann IV. (1640 bis 1656), ward von seiner Gemahlin geleitet. Diese führte auch unter ihrem blödsinnigen Sohne, Alphons VI. (1656—1668), die Regierung fort, bis ihr zweiter Sohn, Don Pedro, sich derselben bemächtigte. Auch Don Pedro, welcher anfangs als Regent und von 1683—1706 als König herrschte, war oft lange Zeit hindurch seines Verstandes nicht mächtig. Ebenso galt sein Sohn und Nachfolger, Johann V. (1706—1750), allgemein für einen Blödsinnigen, obgleich die Mönche und Jesuiten, der Papst und der Pöbel ihn nur mit großer Verehrung nannten. Ueber ihn müssen wir etwas ausführlicher sein, weil sich nur aus seiner Unfähigkeit zum Denken und Handeln, sowie aus seiner grenzenlosen Schwäche gegen die Geistlichen erklären läßt, warum unter dem folgenden Könige eine ungerechte und grausame Verfolgung gegen die Jesuiten den Beifall der Welt erlangen konnte.

Während man in ganz Europa den Wohlstand der Völker zu heben, Trägheit, Rohheit, Aberglauben und den Fetischismus des Mittelalters zu beseitigen suchte, verschwendete Johann den Reichthum Portugals für den äußeren Glanz der Kirche, und vermehrte gerade denjenigen Theil des Cultus, den die gläubigsten Katholiken am wenigsten billigten. Er erkaufte vom Papst, der ihm den Titel des Allergetreuesten (Fidelissimus) ertheilte, für schweres Geld das Recht, daß die Geistlichen seiner Hof-Kapelle besondere kirchliche Ehren haben durften, sowie die Errichtung eines portugiesischen Patriarchats und die Verherrlichung desselben durch den Kardinals-Ornat, welchen das zu ihm gehörende Domkapitel tragen durfte. Er erbaute ferner, obgleich Portugal schon längst der Klöster und Mönche zu viele hatte, für mehr als 45 Millionen Gulden ein portugiesisches Eskurial, das Kloster Mafra. Der Einführung der päpstlichen Inquisition in Portugal widersetzte er sich zwar; aber dies geschah nicht etwa aus Mitleid mit den armen Ketzern, sondern weil er selbst das Verdienst haben wollte, sie verbrennen zu lassen. Er gab einst bei einer Krankheit 200,000 Thaler für Reliquien aus, welche ihre Wunderkraft an ihm beweisen sollten. Er glaubte, als er einigermaaßen genesen war, Gott dadurch danken zu müssen, daß er vermittelst großer Summen die Kleiderpracht des hohen Klerus und seine Einkünfte vermehrte. Er ließ sich endlich in Rom eine Kapelle von massivem Silber ver-

fertigen. Das Letztere geschah zu derselben Zeit, als die Geistlichen, welche unter Johann das Staatsruder führten, das Volk durch die Polizei zur Begünstigung der inländischen Künstler antreiben ließen. Diese Geistlichen hatten nämlich zu Gunsten einer Industrie, welche gar nicht vorhanden war, die Verordnung erlassen, daß alle feineren Waaren, die nicht im Lande verfertigt wären, gänzlich verboten seien. Sie hatten jedoch wohlweislich alles das, was zum Kirchenschmuck oder zum Gottesdienste diente, von diesem Verbote ausgenommen.

3. Frankreich.

In Portugal und Spanien stimmten die Sitten, Meinungen und Vorurtheile des Hofes mit denen aller Klassen der Gesellschaft völlig überein; in Frankreich dagegen zeigte sich ein schneidender Contrast zwischen dem Hofe und den Gebildeten. Der größere Theil des französischen Volkes war noch unwissend und abergläubisch, huldigte unbedingt der monarchischen Gewalt und der Hierarchie, und verehrte den König wie einen Götzen. Die gebildeten Klassen dagegen warfen nicht blos nach und nach die Fesseln des Mittelalters ab, sondern sie verlachten auch den christlichen Glauben und alle kirchlichen Einrichtungen, selbst diejenigen, die sich durch ihren Einfluß auf die menschlichen Leidenschaften wohlthätig erwiesen. Der Hof endlich und der zu ihm gehörende Theil des Adels verschlossen sich dem dämmernden neuen Lichte, hielten, auf ihre Vorrechte trotzend, die alte Despotie und Polizei in Kirche und Staat aufrecht, verachteten die Stimme des Volkes und der Gebildeten, und glaubten durch willkürliche Einkerkerungen ihr Ansehen schützen zu können, gaben aber durch grenzenlose Unsittlichkeit und durch die Schamlosigkeit, mit der sie dieselbe öffentlich zur Schau trugen, dem ganzen Volke ein Aergerniß. Die Regierung und Verwaltung ward von diesem Hofkreise in einer Art und Weise geleitet, daß man auch ohne besondere prophetische Gabe schon in jenen Tagen mit Bestimmtheit die Auflösung der alten Ordnung des Reiches voraussagen konnte. Wir wollen zunächst Einiges über die Art der Regierung und über die Finanzen andeuten, dann aber, um den sittlichen Zustand anschaulich zu machen, einige einzelne Begebenheiten erwähnen und einige Personen schildern, welche eine bedeutende Rolle spielten.

Die ganze Regierungsgewalt lag in der Hand des aus Prinzen und Großen bestehenden Kreises, der sich um die königlichen Maitressen sammelte. In diesem Kreise ward Krieg und Friede beschlossen und jede wichtige Stelle besetzt, und aus ihm gingen die Männer hervor, welche, wie Belleisle, der Herzog von Richelieu und Andere, alle Hülfsmittel des Reiches erschöpften, um eine glänzende Rolle zu spielen.

Der König selbst schenkte bald dem einen, bald dem anderen seiner Hofleute Gehör, und hielt überall geheime diplomatische Agenten, welche den Gesandten des Ministeriums oft geradezu entgegen arbeiteten. Die Minister ihrerseits besorgten die Geschäfte meistens ohne gemeinsame Berathung, und wurden, ohne die mindeste Rücksicht auf den Stand der Geschäfte, nach dem Willen der königlichen Maitressen gewechselt. Was die Leitung des Kriegswesens betrifft, so waren die Generale unter sich und mit dem Kriegsminister in ewigem Streit. Die Finanzen endlich befanden sich im traurigsten Zustande. Man brauchte ungeheuere Summen, um die Verschwendungen des Hofes und der einflußreichen Männer, den Aufwand der Gesandtschaften und die Zahlungen an auswärtige Fürsten und Große bestreiten zu können; und doch war das eigentliche Volk, welches allein die Steuerlast zu tragen hatte, in der elendesten Lage. Man nahm deshalb zu den härtesten Maaßregeln und zu den verkehrtesten Mitteln seine Zuflucht. Dahin rechnen wir, daß man durch die Pächter der Steuern Vorauszahlungen auf mehrere Jahre machen ließ, daß man neue Leib-Renten ausgab, daß eine Lotterie errichtet wurde u. dgl. m. Griff aber einmal ein Finanz-Minister zu einem Mittel, durch welches den reichen privilegirten Klassen eine Last auferlegt werden sollte, so protestirte das Pariser Parlament mit allem Nachdruck dagegen.

Mit diesem souverainen Gerichtshofe, der sich die Rechte der Stände angemaaßt hatte, war der Hof in unaufhörlichen Streitigkeiten. Bald betraf der Zwist das Einregistriren der königlichen Verordnungen, bald wieder den Kampf, den die Jansenisten und Jesuiten mit einander auf Tod und Leben führten, und in welchem das Parlament aufs Nachdrücklichste für die Ersteren Partei nahm. Auf diese Streitigkeiten hier näher einzugehen, würde sich mit dem Zwecke einer blos übersichtlichen Darstellung der allgemeinen Geschichte nicht vereinigen lassen. Wir kehren vielmehr zur Betrachtung dessen, was Charakter des Lebens und der Regierung war, zurück, und heben einige einzelne Seiten hervor, an welchen sich derselbe leicht und sicher erkennen läßt.

Der Leichtsinn, mit dem die Franzosen, auf Unterhaltung und leeren Schein bedacht, Ernst und Scherz mit einander vermischen, zeigt sich in der damaligen Verbindung des Theaters mit dem Kriege und mit der Verherrlichung des nationalen Ruhmes. Ball, Komödie und Oper wechselten bei den Heeren mit mörderischen Schlachten ab. Eine Schauspielerin des Theaters, welches im Lager des Marschalls von Sachsen errichtet war, kündigte, ohne daß sogar noch jetzt die Franzosen dies anstößig finden, am Tage vor der Schlacht bei Raucoux von der Bühne herab an, daß wegen dieser Schlacht am nächsten Tage

nicht gespielt werden könne. Ebenso fand das französische Publikum es vortrefflich, daß in Paris einst eine Schauspielerin, welche als Göttin des Ruhmes auftrat, dem siegreichen Marschall von Sachsen in seiner nahe bei der Bühne befindlichen Loge einen Lorbeerkranz aufsetzte. Noch verderblicher, als die Verknüpfung der ernstesten Erscheinungen des Lebens mit der theatralischen Unterhaltung, wirkte die Tragikomödie, die sich der Klerus 1744 bei Gelegenheit der tödtlichen Erkrankung des Königs zu Metz erlaubte. Man ängstigte den schwachen Mann, dessen Religion nichts als mechanischer Aberglaube und knechtische Todesfurcht war, durch die Schrecken der Hölle so sehr, daß er sich endlich dazu verstand, die Herzogin von Chateauroux zu vertreiben. Bei dieser Vertreibung benahmen sich dann dieselben Leute, welche bis dahin der Herzogin stets Unterwürfigkeit bewiesen hatten, auf sehr harte Weise gegen sie, und der von Fanatikern aufgehetzte Pöbel aller Stände mißhandelte eine Frau, die er seither vergöttert hatte, auf ihrer Reise durch Schimpfworte und Drohungen. Der thörichte Eifer der Geistlichen war übrigens ganz fruchtlos gewesen; denn Ludwig hatte kaum das Krankenbett verlassen, als er die Herzogin wieder zurückrief. Die Sache hatte also nur den einen Erfolg, daß man, um eine öffentliche Genugthuung für des Königs Sünde zu erlangen, diese Sünde erst recht auffallend gemacht, und ihr gegenüber die Moral und Religion in einer schmählichen Niederlage gezeigt hatte.

Die Chateauroux starb bald nach ihrer Rückkehr. Ihr Tod veranlaßte eine Reihe der anstößigsten Scenen. Es drängten sich nämlich schamlose Frauen herbei, um die Ehre der königlichen Buhlschaft zu erlangen, bis endlich der König sich öffentlich für eine neue Geliebte erklärte, die er sogleich zur Marquise von Pompadour erhob. Diese Frau gehörte durch Geburt, Erziehung, Bildung und Sitten nicht einmal dem höheren Bürgerstande, geschweige denn dem Kreise des Hofadels an, aus welchen die vorigen Geliebten gewählt gewesen waren: sie war die Tochter eines Pächters und heirathete einen Beamten. Auch erregte sie durch ihre bürgerliche Herkunft anfangs große Unzufriedenheit am Hofe; und es kostete den vornehmen Herren und Damen nicht geringe Ueberwindung, sich daran zu gewöhnen, daß eine Bürgerliche den Rang einer königlichen Geliebten habe. Dagegen nahm von anfang an Niemand daran Anstoß, daß der Herrscher die Pompadour in Versailles mit königlichem Glanze neben sich residiren ließ, und daß diese das Reich ganz willkürlich regierte. Uebrigens übte die Pompadour erst einige Jahre später einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte aus.

Von den Personen, welche eine für die Sittengeschichte bedeutende Rolle spielten, sind neben der Pompadour der Herzog von Richelieu

und der Marschall von Sachsen die bemerkenswerthesten. Des Ersteren und seines Verhältnisses zu Ludwig XV. ist bereits früher gedacht worden. Wir fügen noch hinzu, daß er, als Ludwig in Metz krank darnieder lag, den auf diesen gemachten geistlichen Sturm mit Gewalt abzuwehren gesucht und dadurch den König für immer an sich gefesselt hatte. Sein Privatleben war zu schamlos und anstößig, als daß sich hier von demselben reden ließe. Es mag die eine Bemerkung genügen, daß Richelieu sich noch in seinem späteren Lebensalter als Verführer berüchtigt machte, daß er, als man ihn an die Spitze des den Genuesen gegen Oestreich zu Hülfe gesandten Corps gestellt hatte, mit den ihm anvertrauten Staatsgeldern auf die schamloseste Weise umging, daß er dessenungeachtet unmittelbar darauf Marschall ward, und daß er noch als neunzigjähriger Greis einen Ball gab, auf welchem er öffentliche Dirnen erscheinen ließ.

Der Marschall von Sachsen, der einzige französische General jener Zeit, welcher große militärische Talente besaß, stand in moralischer Hinsicht nicht höher, als Richelieu. Er war außerdem auch unwissend und so wenig gebildet, daß er sogar kaum lesen konnte. Dies würde indessen Niemandem geschadet haben. Das Beispiel seiner Sitten dagegen mußte um so mehr verderblich wirken, weil die Gesetze jener Zeit ihm erlaubten, die unbeschränkte Polizeigewalt, welche die Regierung besaß, zur Befriedigung seiner Lüste zu gebrauchen. Wie der König und die Pompadour die Staatsgefängnisse mit Leuten füllten, die sich in Wort oder Schrift gegen sie oder einen ihrer Genossen vergangen hatten, ebenso stand dem Marschall von Sachsen gegen seine vielen Geliebten, wenn sie ihm untreu wurden, gegen deren Liebhaber, und gegen die Schauspielerinnen, die sich seiner Leidenschaft entziehen wollten, die Macht der Willkür zu Gebote. Auch die empörendsten Erpressungen durfte er sich in den Niederlanden ungestraft erlauben. Was er grausam geraubt hatte, verschwendete er zugleich mit den vielen Geschenken, die er vom Könige erhielt, an leichtsinnige Frauenzimmer. Wenn man die Sitten und das Leben eines solchen Mannes oder des Königs selbst und seines vertrauten Lustgenossen, des Herzogs von Richelieu, in ihrer Wirkung genauer betrachtet, so werden die Gräuel der französischen Revolution, deren eigentliche Urheber die vornehmen Verächter der Moral und des Rechtes, die Bekenner der in Frankreich damals entstandenen neuen Philosophie waren sehr begreiflich.

4. England und die Niederlande.

Wenn man aus dem Reichthum einer Nation, aus der Blüthe, ihrer Industrie, aus der starken Zunahme ihrer Land- und Seemacht und ihres politischen Einflusses auf die Vortrefflichkeit ihrer Regierung und Gesetzgebung schließen könnte, so würden die ersten englischen

Könige aus dem Hause Hannover und ihre Minister das größte Lob verdienen. Allein in einem freien Lande schreitet oft das Volk unaufhaltsam fort, während Regierung und Gesetzgebung in der Stille künftiges Elend vorbereiten. Dies beweist die englische Geschichte der Jahre 1743—1753, verglichen mit dem Zustande der Millionen Armen im heutigen England und Irland.

Unter Georg I. und unter Georg II. bis zum Jahre 1742 herrschte bekanntlich Robert Walpole nach einem System, welches auf Fälschung der Parlamentswahlen durch Bestechung und auf Verschwendung des Geldes und der Interessen Englands zu Gunsten des hannöverischen Interesses beruhte. Nach seinem Rücktritte verfuhr Carteret, der ihm folgte, ohne Rücksicht auf den Grund, aus welchem das seitherige Ministerium gestürzt worden war, in ganz gleicher Weise. Auch waren die meisten Mitglieder des abgegangenen Ministeriums, besonders die Brüder Pelham und Newcastle, in die neue Verwaltung eingetreten. Zwar erhob sich der ältere Pitt gegen das herrschende System, und trat als Vertheidiger der Volksrechte gegen den schon damals geltenden Grundsatz auf, daß man in constitutionellen Staaten nur durch Bestechung und Betrug regieren könne; seine Bemühungen hatten aber keinen Erfolg. Die Pelham's behaupteten nicht nur, nach der aristokratisch-plutokratischen Beschaffenheit der englischen Verfassung, ihr Ansehen, sondern sie verdrängten sogar auch 1744 Carteret, als derselbe ihre Eifersucht erregte, und bildeten ein neues Ministerium. Dieses Ministerium, dessen Vorsitzender Pelham war, und in welches der öffentlichen Meinung wegen auch Pitt aufgenommen wurde, verfolgte während der zehn Jahre seines Bestehens ganz die alten, im Interesse von Hannover gemachten Pläne auf dem Festlande, und vergrößerte um ihretwillen die englische Staatsschuld.

England ward damals von ganz Europa bewundert und beneidet, weil in diesem Lande Alles fortschritt und freie Bewegung herrschte; aber Niemand gewahrte, daß die große Masse des englischen Volkes immer mehr zu Sclaven der unermeßlich Reichen, zu Taglöhnern ohne Grundbesitz und zu untergeordneten Commis oder Arbeitern herabsinke. Man bedachte ebenso wenig die Folgen davon, daß die mittlere Klasse in demselben Grade, in welchem sie an Reichthum zunahm, sich an alle Comforts und an conventionelle oder eingebildete Bedürfnisse gewöhnte. Man übersah endlich, daß die eigentliche Erb-Aristokratie sich durch das Geld der erwerbenden Klasse behauptete, mit dem sie ihre Söhne und Töchter bereicherte, daß für sie allein die Pfründen, die einträglichen Kirchenämter, die Officiers-Stellen und die vielen Sineeuren vorhanden waren. Freilich entwickelte sich damals, durch den Fleiß des rastlos arbeitenden und schaffenden Volkes, tau-

fendfachen Mißbräuchen zum Trotze, Alles dasjenige, was unsere Zeit an den Engländern und Nordamerikanern bewundert; dagegen nahm aber auch zugleich die Steuerlast fortwährend zu, und jede folgende Generation ward immer schwerer mit der Sündenschuld aller vorhergehenden belastet. Die Staatsschuld wurde im östreichischen Erbfolgekriege um eine größere Summe vermehrt, als im ganzen spanischen Erbfolgekriege; sie stieg damals von 50- auf 78 Millionen Pfund Sterling.

Sehr bezeichnend für den Charakter der herrschenden Aristokratie und dessen, was man im neueren England als Zweck und Glück des Lebens ansieht, ist das Verfahren, welches nach der Empörung von 1745 gegen Schottland eingehalten wurde, und die dort bewirkte gänzliche Umgestaltung der Dinge. Die Art, wie jener Aufstand bestraft wurde, ist ein unauslöschlicher Schandfleck für Georg's II. Regierung und das damalige Parlament. Es wurden nicht allein, nachdem die Soldaten, auf das Martialgesetz gestützt, brutale Gräuel in Schottland verübt hatten, sehr viele Menschen durch die Justiz zum Tode gebracht, sondern das Parlament nahm auch seine Zuflucht zu der aus Heinrich's VIII. Zeit bekannten bill of attainder, vermöge deren Menschen durch die Gesetzgebung für schuldig erklärt und ohne weiteren Proceß hingerichtet werden konnten. Ja, die herrschende Klasse ließ sich durch ihre Parteiwuth sogar zur Anwendung von schauderhaft rohen Arten der Todesstrafe verleiten, welche nur in den finsteren Zeiten des Mittelalters gebräuchlich waren und die in neuerer Zeit nur bei Chinesen, Negern und Irokesen zu finden sind. Außerdem wurden Schaaren von Verurtheilten zur Sclavenarbeit auf die westindischen Inseln gebracht. Wir verweilen nur bei dem Schicksale eines einzigen der vielen Hingerichteten, des Lord Lovat, weil das verkehrte Urtheil der Welt diesem Manne einen Ruhm im Tode gewährt hat, den gerade er am allerwenigsten verdiente. Dieser achtzigjährige, kalt egoistische Mann, welcher Freund und Feind verrathen und seinen eigenen Sohn in die Gefahr hineingetrieben hatte, während er selbst sich beiden Parteien gegenüber sicher zu stellen suchte, sah sich endlich trotz seiner Schlauheit entlarvt; er erkannte aber zugleich auch, daß der Blutdurst der herrschenden Whigs das englische Volk erbittere, und benutzte dies, um bei der Unvermeidlichkeit seines Unterganges wenigstens allgemeine Theilnahme zu erwecken und den Haß, den er selbst verdient hatte, auf König Georg und dessen Minister abzulenken. Er spielte, während seines Processes vor dem Oberhause, seine hierauf berechnete und bis aufs Einzelnste ausgedachte Rolle so gut, daß dadurch wirklich das Publikum zu seinen Gunsten umgestimmt ward. Ebenso sorgfältig berechnete er sein ganzes weiteres

Benehmen bis zum Augenblicke der Hinrichtung. Er führte Alles genau so, wie er es sich vorgenommen hatte, aus und erreichte den beabsichtigten Zweck vollständig. Sein Tod beweist daher, wie viel leichter es ist, groß und muthig zu sterben, als gut und rechtlich zu leben.

Die Veränderung, welche nach dem Aufstande in Schottland vorgenommen wurde, bestand zunächst darin, daß man durch ein Gesetz das alte patriarchalische Verhältniß zwischen den Gutsherren und ihren Bauern gewaltsam zerriß, und die Ersteren dafür mit Geld entschädigte, die Letzteren aber ihrem Schicksale überließ. Die Güter, welche die Bauern bisher als Vasallen und Schützlinge der Barone bebaut hatten, wurden fortan dem Meistbietenden in Pacht gegeben, und die armen Bauern mußten entweder Tagelöhner werden oder den heimathlichen Boden verlassen, um in Amerika eine Freiheit ohne Geschichte und ein Glück ohne Poesie zu suchen. Freilich ward in Folge jener Aenderung auch der Landbau verbessert, es wurden Strecken Landes, welche vorher gar nicht oder unvollkommen bebaut waren, nutzbar gemacht, Manufacturen und Fabriken blühten in Schottland auf, und die Cultur Englands mit ihrer Verfeinerung trat an die Stelle des Mangels, welcher bisher ganze Gegenden Schottlands gedrückt hatte. Allein wenn auch von dieser Seite her die eingetretene Aenderung den Freund des bequemen, verschönerten, fortschreitenden menschlichen Lebens erfreuen mag, so ist es doch von der anderen Seite her betrübend, zu sehen, daß mit dem Leben der Armuth auch das der Natur, mit dem Patriarchalischen und Wilden auch der heroische Sinn verschwanden, daß der Schmutz des bloßen Erwerbes und materiellen Genusses auch in den einst bei aller Armuth glücklichen Gefilden Schottlands die Seele des menschlichen Lebens und Treibens ward, und daß selbst die Religion der Schotten gleich der englischen in leere Formen und in todten Glauben ausartete.

In den Niederlanden, deren wir schließlich noch mit wenigen Worten gedenken wollen, ward durch aristokratische Mißbräuche die bereits oben erwähnte Revolution herbeigeführt. Diese Revolution ging vom Volke aus, während in England zu jener Zeit sich keine Spur von demokratischer Bewegung zeigte. Wilhelm IV., welcher in Folge derselben die Würde eines Erbstatthalters erhielt, war ein milder, gemäßigter, einsichtsvoller Regent. Einen großen Fehler beging er kurz vor seinem Tode (1751) dadurch, daß er zum Erzieher seines minderjährigen Sohnes, Wilhelm's V., und zum vormundschaftlichen Regenten den Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel ernannte, welcher von seiner Heimath her nur an militärischen Gehorsam gewöhnt war, und deshalb für ein mit verfassungs-

mäßigen Rechten begabtes Volk nicht paßte. Die schlimmen Folgen, welche dies für die Niederlande hatte, werden später Erwähnung finden.

5. Das russische Reich.

Rußland, mit einem der englischen Verfassung ganz entgegengesetzten System der Regierung und Verwaltung, schritt in seiner Art nicht weniger rasch fort, als England in der seinigen. Zwar wurde dort die Mißachtung von Anstand und Sittlichkeit am Hofe viel weiter getrieben, als dies den englischen Großen möglich gewesen wäre; allein in Rußland war, zum Unterschiede von Portugal, Spanien und Frankreich, in den öffentlichen Angelegenheiten stets um so mehr Regsamkeit und Bewegung zu bemerken, je ärgerlicher das Leben und die Privat-Verhältnisse der Regierenden waren.

Ueber das russische Reich, dessen Geschichte oben bis zur Regierung der Kaiserin Anna geführt worden ist, herrschte zur Zeit dieser Kaiserin der Geliebte derselben, der bekannte Biron, ganz unumschränkt. Obgleich dieser Mann ganz und gar unfähig war, so schritt doch die Nation in der äußeren Entwickelung, welche unter Peter dem Großen begonnen hatte, ungestört fort, weil zwei Männer von Einsicht und Erfahrung, Ostermann und Münnich, die eigentliche Verwaltung allein leiteten.

Anna wollte ihrem geliebten Biron seine Stelle auch für die Zeit nach ihrem Tode sichern, und ernannte deshalb zehn Tage vor ihrem Ende einen erst zwei Monate alten Prinzen zu ihrem Nachfolger. Dieser Prinz war Iwan III., ein Sohn von Anna's Schwestertochter, welche mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig aus der Bevern'schen Linie vermählt war. Die Regentschaft während der Minderjährigkeit Iwan's übertrug Anna, mit Uebergehung der Eltern desselben, an Biron. Dieser hatte sich jedoch nicht nur durch seine Brutalität und Härte längst alle Welt zum Feinde gemacht, sondern er war auch gleich nach der Uebernahme der Regentschaft unvorsichtig genug, den General Münnich dadurch zu beleidigen, daß er ihn von der Leitung der Geschäfte entfernte. Münnich verständigte sich daher mit den Eltern Iwan's, und verdrängte dann Biron, was für ihn sehr leicht war, da das Heer ihm angehörte. Biron ward verhaftet und nach Sibirien geschleppt, wo er 20 Jahre lang blieb; Iwan's Mutter aber übernahm die Regentschaft und ernannte Münnich zum Premierminister. Die neue Regentin zerfiel indessen bald mit dem zwar sehr tüchtigen, aber auch höchst ehrgeizigen und herrschsüchtigen Manne, welcher noch dazu ein politisches System befolgte, das mit ihrer eigenen Hinneigung zu Oestreich im Widerspruche stand. Münnich legte daher schon im März 1741, als die Regentin einen Vertrag zu Gunsten der Maria Theresia abgeschlossen hatte, seine Stelle nieder.

Die Herrschaft der Regentin währte jedoch nicht lange. Sie kränkte die in Petersburg lebende Tochter Peter's des Großen, Elisabeth, durch die Art, wie diese von ihr behandelt wurde, und brachte dieselbe zuletzt dadurch ganz gegen sich auf, daß sie die Prinzessin mit einem unförmlichen und unleidlichen Manne, dem Bruder ihres eigenen Gemahles, zu vermählen beschloß. Elisabeth hatte sich bisher um den Thron und die Staatsgeschäfte durchaus nicht bekümmert, wie sie dies auch nachher, als sie Kaiserin war, nicht that. Ihre grobsinnliche Natur hatte sich ganz anderen Dingen zugewendet. Erst als sie in ihrer gewohnten Lebensweise gestört wurde, als man sie wegen derselben schalt und zuletzt sogar mit einem häßlichen Gemahl bedrohte, erhob sie sich zum Sturze der Regentin. Sie würde dies jedoch vielleicht nicht gethan haben, wenn sie nicht durch einen Mann aus ihrer Gesellschaft, den aus dem Hannöverischen eingewanderten Wundarzt Lestocq, auf den Gedanken gebracht worden wäre, mit Hülfe von Soldaten der Garde die Regentin und ihren Sohn zu stürzen und selbst den Thron zu besteigen. Die eigentliche Seele der von Lestocq angezettelten Verschwörung war der französische Gesandte, der Marquis La Chetardie, welcher auch das zur Ausführung nöthige Geld hergab.

Die Sache war, obgleich sie nicht geheim blieb, um so leichter zu bewerkstelligen, da die Regentin auf die Warnungen ihres Ministers Ostermann und der Gesandten von England und Oestreich nicht hörte. In der Nacht des 5. December 1741 begab sich Elisabeth, begleitet von etwa 100 Gardesoldaten, in den Winterpalast, in welchem die Regentin wohnte, und forderte die Wachmannschaft auf, ihr als der Tochter des großen Kaisers Folge zu leisten. Die Wache huldigte ihr, und in kurzer Zeit waren die Regentin und ihr Gemahl verhaftet. Andere Soldaten hatten unterdessen auch Ostermann, Münnich und andere angesehene Männer in Haft genommen. Morgens acht Uhr war die nächtliche Revolution beendigt, und am Nachmittag huldigten alle Truppen der neuen Herrscherin. Die Regentin und ihr Gemahl wurden von einem Orte harten Exils zum anderen geschickt, und starben zuletzt in Sibirien. Ebendahin wurde auch Ostermann, Münnich und andere Männer gebracht. Der unglückliche Iwan ward eine zeitlang bei seinen Eltern gelassen, dann aber in Schlüsselburg eingekerkert, wo er ohne Erziehung gelassen wurde und so als stumpfsinniger Mensch aufwuchs, bis er 1764 in seinem 24. Lebensjahre von Officieren, die den Befehl hatten ihn zu tödten, wenn ein Versuch gemacht würde ihn zu befreien, getödtet wurde.

Die Leute, welche Elisabeth auf den Thron erhoben hatten, waren mit Ausnahme eines einzigen, gemeine Menschen. Dieser eine, der

Kammerjunker Woronzow, war ein Mann von achtbarem Charakter, lernte die Geschäfte kennen, und behauptete sich daher auch noch nach dem Tode der Elisabeth als Großkanzler. Alle Uebrigen richteten sich, nachdem sie auf unverständige Weise begünstigt worden waren, selbst zu Grunde. Die bemerkenswerthesten von ihnen waren: der schon genannte Wundarzt Lestocq, welcher mit Ehren und Reichthümern überhäuft, aber noch unter Elisabeth nach Sibirien geschickt wurde; der gewesene Musikus Schwarz, welcher Oberst ward; der Unteroffizier Grünstein, welchen Elisabeth bis zur Stelle eines Generalmajors emporhob; und der Bauernsohn Alexis Rasumowsky, ein ganz gemeiner Mensch, den aber die neue Kaiserin nicht nur zum General-Feldmarschall machte, sondern auch insgeheim als Gemahl sich antrauen ließ. Alle diese Leute waren glücklicher Weise zu unfähig und unwissend, als daß sie sich der Staatsgeschäfte hätten bemächtigen können; auch hatten sie weder die Neigung noch den Ehrgeiz dazu, sondern ihr Sinn war nur auf Geld, Güter, Titel und Orden gerichtet. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten kam daher wieder an tüchtige Leute, unter welchen vorzugsweise der Graf Bestuscheff zu nennen ist. Da dieser Oestreich und England begünstigte, so sah sich Frankreich bald um jeden Vortheil einer Revolution betrogen, welche mit französischem Gelde gemacht worden war. Schon im December 1742 brachte Bestuscheff ein sogenanntes Defensivbündniß mit England zu Stande, welches den Angelegenheiten der Maria Theresia vortheilhaft zu werden schien. Der französische Gesandte La Chetardie, dessen Abberufung schon im Jahre 1742 gefordert und erlangt worden war, kehrte zwar nicht lange darauf nach Rußland zurück, wo er in Verbindung mit Lestocq und vermittelst großer Geldsummen, die er mitbrachte, Bestuscheff zu stürzen und Frankreichs überwiegenden Einfluß wiederherzustellen suchte; er stand aber einem Manne wie Bestuscheff in Hinsicht auf Talent und Hinterlist weit nach, und wurde 1744, als sein lustiges Project einer neuen Revolution verrathen war, über die Grenze gebracht. Sein Nachfolger vermochte ebenso wenig wie er dem französischen Kabinet einen Einfluß in Rußland zu verschaffen.

Da Elisabeth sich nur wenig um die Regierung bekümmerte, und da auch ihre Freunde stets nur einen vorübergehenden Einfluß erhielten, so ist es kaum nöthig, von dem Privatleben der Kaiserin und von ihrer Umgebung zu reden. Elisabeth dachte fast nur an sich und ihr Vergnügen, putzte sich wie ein Kind, und hatte eine solche Freude an neuen Kleidungsstücken, daß man bei ihrem Tode nicht weniger als 15,000 Kleider und mehrere tausend Paar Schuhe vorfand. Sie nährte überdies zwei gemeine Leidenschaften, sie war dem

Trunke und den Ausschweifungen ergeben, welche mit der Sorge der Staatsgeschäfte ganz unverträglich sind. Gegen die Geschäfte des Staates hatte sie einen förmlichen Widerwillen, so daß man sie stets nur mit Mühe bewegen konnte, die in ihrem Namen abgefaßten Befehle zu unterzeichnen, und daß sie die Antwort auf einen Brief, in welchem Ludwig XV. ihr die Geburt seines Enkels anzeigte, erst nach drei Jahren unterschrieb. Uebrigens erregte sie durch ihre Weigerung, Todesurtheile zu unterzeichnen, und durch die bald nach ihrer Thronbesteigung angeordnete Freilassung von mehr als 20,000 Verbannten und Gefangenen anfangs große Erwartungen von ihrer Milde. Nichtsdestoweniger soll die Zahl derer, welche unter Elisabeth nach Sibirien verbannt wurden, mehr als 80,000 betragen haben. Was die Umgebung der Kaiserin betrifft, so bestand dieselbe aus früheren Bauern, Soldaten, Stallknechten, Bedienten und ähnlichen Leuten, die im vollsten Sinne des Wortes zum Pöbel gehörten. Diese wurden nicht nur mit Schätzen bedacht, sondern sie erhielten auch Ehren und Aemter, welche zum Theil mit ihrem Wesen und ihrer Bildung im schneidensten Contrast standen. So erhielt z. B. der ehemalige Bediente und Kaffeewirth Sievers den Rang eines Reichsgrafen, und Rasumowsky's Bruder, Kyrilla Rasumowsky, ward nicht nur, ohne je Militär gewesen zu sein, schon in seinem 19. Jahre Hetman der Kosaken, sondern man machte ihn auch zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Einen politischen Einfluß hatten, wie gesagt, alle diese Leute nicht. Die Regierung war vielmehr hauptsächlich in den Händen Bestuscheff's, welcher, dem englischen und östreichischen Kabinet ergeben, den Groll der Kaiserin gegen Preußen nährte, und alle gegen Preußen geschmiedeten Pläne unterstützte.

6. Schweden und Dänemark.

Schweden litt nach Karl's XII. Tode lange Zeit hindurch sowohl an den Uebeln, welche schlecht eingerichtete Republiken zu treffen pflegen, als auch an denen, welche den Monarchieen unter schwachen Regenten eigen sind. Der Reichsrath, oder mit anderen Worten die schwedische Oligarchie war im Besitze der Regierungsgewalt. Diese stolzen schwedischen Großen schämten sich nicht, den Gesandten von England, Rußland und Frankreich ganz öffentlich ihre Gunst für Geld und Genüsse feil zu bieten. Auch die Zeichen herrschender Leidenschaftlichkeit, hämische Parteinamen, fehlten nicht: die eine Partei, welche den Franzosen zu Gefallen Rußland bekriegten und die von diesem weggenommenen Provinzen wieder erobern wollte, ward durch den Beinamen der Hüte bezeichnet; die Gegenpartei wurde wegen ihrer ängstlichen Sorge, die Freundschaft mit Rußland zu erhalten, mit

dem Schimpfnamen der Mützen belegt. Selbst Handlungen der Rachsucht und gerichtlicher Grausamkeiten, wie das einst gegen Görz eingehaltene Verfahren gewesen war, wurden von der oligarchischen Regierung begangen. Der König Friedrich von Hessen-Kassel war ein bloßer Schattenkönig. Er stand an Macht und Einfluß weit hinter den Häuptern der Aristokratie und sogar hinter den fremden Gesandten zurück, und mußte sich von diesen wie von jenen arge Beleidigungen gefallen lassen. Durch alles dies litt nicht nur der Staat, sondern auch die Sittlichkeit. Jeder Reichstag war ein Feldzug der einen Partei gegen die andere; die regierenden Familien standen, um einen thörichten Aufwand machen zu können, in fremdem Solde; sie vertheilten die Einkünfte des Staates unter sich; sie ließen die Verwaltung ganz zerfallen und selbst das Heer gerieth in den schlechtesten Zustand. Wer hätte denken sollen, daß man unter solchen Umständen sich zu einem Kriege entschließen werde? Und dennoch geschah dies, als im Jahre 1738 die französische Partei über die russische den Sieg davon trug.

Es wurde damals ein Subsidienvertrag mit Frankreich geschlossen, welcher das in sich zerrissene Schweden verpflichtete, im Bunde mit den Türken Rußland zu bekriegen. Wir unterlassen es dem Zwecke des vorliegenden Werkes gemäß, anzugeben, wie die Parteiwuth bei dieser Gelegenheit sich nicht nur Kabalen, Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten jeder Art erlaubte, sondern selbst soweit ging, daß die Mützen die Ermordung des Gesandten bewirkten, welcher von ihren Gegnern nach Constantinopel geschickt worden war. Die herrschende Partei stellte 1739 ein Heer in Finnland auf, und schloß mit den Türken einen Vertrag gegen Rußland; sie unterschlug aber das für die Truppen bestimmte französische Geld, und ließ die Soldaten hungern, welche dann schaarenweise zum Feinde überliefen. Im August 1741 ward endlich der Krieg förmlich an Rußland erklärt, nachdem die Oligarchen, um ihre verkehrte Politik zu stützen, den alten Haß des Volkes gegen die Russen aufgestachelt hatten. Das kleine schwedische Heer erhielt jedoch weder seinen Sold ausbezahlt, noch hatte es fähige Anführer oder auch nur hinreichende Vorräthe. Diesen Umständen entsprach dann natürlich auch der Erfolg des Kampfes; die Schweden wurden geschlagen, und der Krieg würde sehr schnell zum Nachtheile derselben beendigt worden sein, wenn die Russen die errungenen Vortheile hätten verfolgen können und wollen.

Als im Frühjahr 1742 der Krieg wieder begann, ging es ebenso wie vorher, obgleich diesmal die Schweden ein größeres Heer ausgerüstet und Vorräthe angeschafft hatten. Es fehlte nicht nur wieder an Geld, sondern auch der Oberbefehlshaber war schlecht gewählt, und man hatte denselben noch dazu dadurch gelähmt, daß er an die

Beschlüsse eines Kriegsrathes gebunden war, in welchem alle Obersten saßen. Dagegen war das russische Heer in gutem Zustande, und wurde von drei ausgezeichneten Generalen, Lascy, Keith und Löwendal, geführt, von welchen der zweite später noch in preußischen und der dritte in östreichischen Diensten sich Ruhm erworben haben. Die Schweden verloren zuerst, in Folge ihrer schlechten Leitung, alle ihre Vorräthe und die Festung Friedrichshamm. Sie wurden nachher vom russischen Heere eingeschlossen, und mußten sich zuletzt unter Capitulation ergeben. Die Russen eroberten auf diese Weise schnell und leicht die ganze Provinz Finnland.

Jetzt knüpften die schwedischen Oligarchen Friedensunterhandlungen an; und um zu bewirken, daß Rußland nicht auf der Abtretung von Finnland bestehe, ließen sie durch die Stände den Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp (den nachherigen russischen Kaiser Peter III.) zum Nachfolger ihres kinderlosen und bereits im 66. Lebensjahre stehenden Königs Friedrich erwählen. Dieser damals vierzehnjährige Herzog von Holstein war als Enkel von Karl's XII. älterer Schwester der nächste Anverwandte von Friedrich's Gemahlin, sowie als Sohn von Peter's des Großen älterer Tochter der Neffe der kinderlosen Kaiserin Elisabeth von Rußland und somit auch deren künftiger Erbe. Er hatte, nachdem in Schweden die französische Partei herrschend geworden war, wenig Aussicht gehabt, auf den dortigen Thron zu gelangen; jetzt aber suchte die nämliche Partei ihn als ein Mittel zu gebrauchen, um durch seine Erwählung Schweden aus der Gefahr zu retten, in welche sie selbst ihr Vaterland gestürzt hatten. Der Zufall wollte jedoch, daß Elisabeth den jungen Herzog gerade zwei Tage nach seiner Erwählung in Schweden zu ihrem Nachfolger in Rußland ernannt hatte. Peter schlug die schwedische Krone aus. Die Schweden geriethen dadurch in große Verlegenheit, weil Rußland das eroberte Finnland nur unter der Bedingung herausgeben wollte, daß ein Prinz des Hauses Holstein zum Nachfolger des schwedischen Königs erwählt werde. Rußland forderte, verbunden mit der einen Partei des schwedischen Adels, die Wahl des Bischofs von Eutin, Adolf Friedrich, eines Brudersohnes von Peter's Großvater, dem bei Klissow gefallenen Freunde Karl's XII. Diesem Plane widerstrebte die andere Partei, welche, um die drei Reiche Skandinaviens wieder zu vereinigen, den dänischen Kronprinzen gewählt haben wollte. Beide Parteien arbeiteten einander entgegen, während, trotz der im März 1743 zu Abo begonnenen Friedensunterhandlungen, der Krieg zu Wasser und zu Lande fortdauerte. Endlich wußte die Partei der Hüte den Haß des Volkes gegen die Russen so sehr zu steigern, daß die Gegner sich genöthigt sahen, auch ihrerseits die Erwählung des

dänischen Kronprinzen zuzugeben, wenn bis zum festgesetzten Wahltage der Friede mit Rußland noch nicht geschlossen sei. Jetzt eilten die Mützen mit den Russen einig zu werden. Sie brachten auch wirklich unter leidlichen Bedingungen einen Frieden zu Stande; dieser wurde aber doch so spät abgeschlossen, daß die Nachricht davon nicht vor dem Wahltage nach Stockholm gelangt sein würde, wenn nicht der Ueberbringer derselben mit Lebensgefahr auf einem elenden Boote von Abo nach Stockholm hinüber gefahren wäre. Nun mußten freilich die Stände das Versprechen erfüllen, welches ihre Bevollmächtigten zu Abo in ihrem Namen gegeben hatten. Adolf Friedrich wurde also gewählt. Der abgeschlossene Friedensvertrag war übrigens vortheilhaft genug für die Schweden; denn sie erhielten Finnland mit Ausnahme eines verhältnißmäßig kleinen Landstriches zurück.

Der gewählte Prinz wurde im Jahre 1751, als Friedrich gestorben war, König von Schweden. Er gerieth bald in noch größere Verlegenheit, als sein Vorgänger. Die Oligarchen, die ihm durch eine Capitulation die Hände gebunden hatten, erlaubten sich, ihm selbst in den unbedeutendsten Dingen entgegenzutreten, ihn durch Verweise und Vorwürfe zu kränken und seine Langmuth vielfach auf die Probe zu setzen. Selbst bei der Erziehung seines Sohnes ward dem armen Manne das Leben recht sauer gemacht. Ja, der Reichsrath ließ einst, ohne den König zu fragen, durch den Obersten der königlichen Garde einen Unterofficier verhaften, weil derselbe auf Befehl des Königs ein übermüthiges Mitglied des Reichstages abgehalten hatte in den inneren Schloßhof zu fahren. Die schwedischen Oligarchen ernannten sogar, gleich den Ochlokraten der französischen Revolution, einen förmlichen Sicherheits-Ausschuß, die sogenannte Deputation der Stände zur Beschirmung des öffentlichen Ruhestandes. Diese Deputation ließ alle diejenigen, welche auf irgend eine Weise sich zu Gunsten des Königs äußerten, als Aufwiegler verhaften, und wüthete 1756 bei Gelegenheit einer Meuterei, welche zum Zwecke einer Verfassungsveränderung gemacht wurde, fast ebenso arg, wie später die Jakobiner in Paris. Die schwedische Adelsherrschaft schonte den König so wenig, daß sie sogar die mit ihm gewechselten Schriften bekannt machte, und dadurch 1755 den sanften biederen Mann nöthigte, in einer an die Stände gerichteten Beschwerde geradezu auszusprechen, er wolle den ihm von Gott und durch der Stände Wahl anvertrauten Scepter lieber wieder zurückgeben, als mit Beängstigung und ohne königliche Würde noch länger führen.

Von der Geschichte des kleinen Reiches Dänemark, welches seit dem 17. Jahrhundert autokratischer regiert wurde, als irgend ein anderes europäisches Land, wollen wir nur einige Hauptmomente an-

führen, besonders um zu beweisen, daß jede Form der Verfassung ihre Nachtheile hat, daß aber, wenn ein tüchtiger Mann an der Spitze steht, auch umgekehrt, bei einer jeden Verfassung das Wohl des Volkes besorgt werden kann.

In Dänemark waren die letzten Jahre des Königs Friedrich's IV., welcher anfangs in Hinsicht auf Pracht, Maitressenwesen und Ausschweifungen mit einem August II. wetteiferte, aus dem Grunde glücklicher, als die ersten, weil Friedrich zuletzt so sparsam wurde, daß er sogar mehrere Millionen im Schatze hinterlassen konnte. Die Furcht vor der Hölle bewog übrigens den schwachen Mann nach dem Tode seiner Gemahlin, sich mit einer seiner vielen Geliebten, der Gräfin Reventlow, zu vermählen. Dies ward dem Lande nachtheiliger, als eine neue Liebschaft gewesen sein würde. Die Gräfin und ein Bischof, dessen diese sich zur Schärfung des königlichen Gewissens bediente, verübten arge Gewaltstreiche, und bereicherten sich und die Ihrigen auf Unkosten der armen Dänen. Es ward freilich nachher eine gerichtliche Untersuchung hierüber angeordnet; die beiden Schuldigen wußten aber den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und die Strafe der barbarischen Justiz jener Zeit traf nur die untergeordneten Werkzeuge derselben.

Friedrich's Sohn und Nachfolger, Christian VI. (1730—1746), war ein frommer Mann und von den besten Ansichten beseelt; er hatte aber den thörichten Gedanken zu meinen, daß Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst, Handel und Fabrikation durch Gesetze systematisch gefördert werden könnten. Da dieser Gedanke in Europa um 1856 hier und da wieder herrschend zu werden droht, wenigstens in neuen Formen immer wieder auftaucht, so wird es gut sein, einige der unzähligen Verordnungen Christian's anzuführen und warnend anzudeuten, wie selbst das Treffliche in diesen Verordnungen auf eine verkehrte Art eingeschärft ward und deshalb erbittern mußte. Dies gilt besonders von den vielen strengen Verordnungen; durch welche man damals, wie in unseren Tagen, Religion und Kirchenthum schützen wollte. Ein königliches Gesetz verordnete z. B., daß jeder, der Sonntags nicht wenigstens einmal dem Gottesdienste beiwohne, entweder mit einer Geldstrafe belegt oder an den Pranger gestellt werden solle. Ein anderes verordnete schwere Strafen gegen alle diejenigen Beamten, Eltern, Hausväter und Gastwirthe, die es unterließen, einen jeden der Obrigkeit anzugeben, der sich Gotteslästerungen, Fluchen und Mißbrauch des göttlichen Wortes zu Scherzreden erlaubt hatte. Ein drittes Gesetz bestimmte für den Mord oder auch nur für den Mordversuch eine Art Strafe, wie man sie nur bei gefühllosen Barbaren erwarten sollte. Der Delinquent

sollte nämlich zuerst neun Wochen lang öffentlich bis zu 27 Ruthenstreichen erhalten, dann aber von unten auf gerädert und ohne daß ein Gnadenstoß seine Leiden mit einem Male endige, lebendig auf das Rad geflochten werden. Dieselbe frömmelnde und grausame Gesetzgebung verbot das Theater, und untersagte jedem Schauspieler, Marionettenmeister, Taschenspieler, Seiltänzer und ähnlichen Leuten den Eintritt in das Reich.

Dagegen bildet dasjenige, was für das Schulwesen geschah, eine erfreuliche Seite der Regierungsthätigkeit Christian's und seines Nachfolgers. Ebenso ist auch nicht zu verkennen, daß in Folge des guten Beispieles, mit welchem der Hof voranging, die höheren Stände Dänemarks damals durch ihr sittliches Leben im Allgemeinen weniger Aergerniß gaben, als die der übrigen europäischen Reiche. Was das Schulwesen betrifft, so sorgte man nicht etwa blos, wie in anderen Staaten, für glänzende höhere Lehranstalten, sondern auch für die Volksschulen, und zwar so, daß allen Kindern im Reiche ein regelmäßiger Schulunterricht möglich und zugänglich gemacht wurde. Die Fortschritte, welche unter Christian und seinem Sohne in Handel und Industrie gemacht wurden, möchten wir nicht den vielen, zum Theil sonderbaren Verordnungen über diese Dinge zuschreiben, sondern vielmehr dem zunehmenden Wohlstand der Bürgerklassen, dem ungestörten Frieden und der allgemeinen fortschreitenden Bewegung des europäischen Lebens.

Christian's Nachfolger, Friedrich V. (1746—1766), war fromm, ohne ein Betbruder zu sein. Er gestattete daher wieder öffentliche Lustbarkeiten, stellte die glänzenden Hoffeste und Opern wieder her, ließ viel bewunderte Bauten errichten, und unterstützte mit freigebiger Hand Wissenschaft und Kunst. Letzteres kam besonders den deutschen Gelehrten und Dichtern zu statten, welche Friedrich in sein Reich rief, und von denen Klopstock am meisten das Lob des den Musen gewogenen Königs verbreitet hat. Mit dieser vielgepriesenen glänzenden Seite der Regierung eines guten und freundlichen Königs war eine andere Erscheinung verbunden, die einen Charakterzug jener Zeit bildete, und auch in unseren Tagen wieder, namentlich in Frankreich, hervorgetreten ist. Friedrich und seine Minister huldigten nämlich jenem Systeme der Staats-Oekonomie, nach welchem eines Theiles Glanz und Verschwendung des Hofes für die Betriebsamkeit des Landes förderlich sei, und anderestheils sich durch Verordnungen, durch Monopole, durch Zölle und durch Geldunterstützungen ein Wohlstand schaffen lasse, der die Sparsamkeit entbehrlich mache.

Alles dies wurde von Friedrich's Zeitgenossen gepriesen, und namentlich erlangte sein Finanzminister, Graf von Schimmelmann,

großen Ruhm. Auch ist nicht zu verkennen, daß der kleine dänische Staat damals in Bezug auf Handel und Industrie Fortschritte machte. Fragt man aber daneben nach dem Schicksale der großen Masse des Volkes, so erhält die Sache ein ganz anderes Ansehen. Der Bürger und der Bauer hatten die Kosten für den Glanz des Hofes und für die Blüthe von Wissenschaft und Kunst zu bezahlen; sie mußten, damit die Fabriken des Landes gehoben werden konnten, das zur Unterstützung derselben nöthige Geld auftreiben und die besseren und wohlfeileren Waaren des Auslandes wurden ihnen durch Zölle vertheuert, sie wurden also zu Boden gedrückt, damit eine Kunst und Industrie geschaffen werde, welche nicht aus dem Geiste der Nation und aus ihren unmittelbaren Bedürfnissen hervorgegangen, sondern im Treibhause der höchsten Stände gepflanzt war und durch den Luxus des Hofes genährt wurde. Dazu kommt noch, daß nicht blos die leibeigenen Bauern in ihrem alten Zustande erhalten wurden, sondern daß man auch durch Vermehrung der Herrengüter mehrere tausend freie Bauern zu frohnenden Leibeigenen machte. Den ersten Anfang zur Aufhebung der Leibeigenschaft machte Graf Bernstorf der Aeltere, der Oheim des nachherigen großen Ministers gleichen Namens, indem er auf einem seiner Güter die Gemeindegüter zu vertheilen begann, um den Bauern zu eigenen Aeckern zu verhelfen; die eigentliche Ausführung der menschenfreundlichen Bestrebungen dieses Mannes aber, der sich dadurch wahren und unsterblichen Ruhm erworben hat, fällt erst in die Zeit der folgenden Regierung.

Zur Beurtheilung von Friedrich's V. Regierung wollen wir noch auf zwei Dinge aufmerksam machen. Es ward nämlich erstens unter diesem Könige die Schuld des kleinen Landes bis auf 26 Millionen Thaler vermehrt. Zweitens ließ man die niederen Beamten so sehr darben, daß manche Richter außer den Sporteln nur ein Gehalt von 20 Thalern hatten, während die Besoldung mancher höheren Beamten sich bis auf 30,000 Thaler belief. In den letzten Jahren Friedrich's V. kamen sogar noch die Uebel hinzu, welche in allen den Staaten sichtbar sind, in denen eine kleine Zahl von Familien die Regierungsgewalt besitzt. Friedrich überließ nämlich in seiner letzten Zeit die ganze Leitung der Dinge einer ministeriellen Aristokratie, und die Herren, welche auf solche Weise als Oligarchen in den Besitz der Staatsgewalt kamen, verfuhren auf ähnliche Weise, wie der Graf Brühl in Sachsen, obgleich sie zum Theil sehr fromm waren, sich um einzelne Dichter und Gelehrte sehr verdient machten, und auch manches Gute anordneten, manchen Mißbrauch abschafften.

7. Deutsche Staaten mit Ausnahme Preußens.

Von Kur-Sachsen unter Friedrich August II. oder vielmehr unter dessen allmächtigem Minister, dem Grafen Brühl, ist bereits früher das Wesentlichste angegeben worden. Es sind nur noch einige Punkte nachträglich anzudeuten, aus welchen die traurige Lage des sächsischen Staates und seiner Bürger noch klarer hervorleuchtet. Nichts beweist besser, wie fleißig, sparsam, geschickt und gebildet der meißnisch-sächsische Zweig der deutschen Familie ist, als daß nach Brühl's Verwaltung und nach den Erpressungen, welche Preußen im siebenjährigen Kriege über das Land verhängte, es möglich war, in Sachsen den Wohlstand wieder herzustellen, das Interesse an Wissenschaft zu erhalten und in den getreuen Seelen der Unterthanen die Ergebenheit für ihr Herrscherhaus zu bewahren. Der Druck war unter Brühl so hart, daß schon gleich nach dem Dresdener Frieden die größeren Häuser in Leipzig 2- bis 600 Thaler Steuern bezahlen mußten, und daß manche Rittergutsbesitzer vom Morgen Landes mehr Abgaben zu entrichten hatten, als sie Pachtzins dafür erhalten konnten. Dabei mußten, während Brühl's Dienerschaft immer gut versorgt wurde, die Officiere des königlichen Heeres, wenn sie nicht verhungern wollten, statt des baaren Geldes Steuerscheine nehmen, an welchen sie mindestens drei Viertel des Nennwerthes einbüßten. Niemand, selbst die Kurfürstin nicht, durfte es wagen, dem gutmüthigen, aber auch phlegmatischen Könige die Augen zu öffnen. Ein Oberst, welcher demselben einst sagte, daß sein ganzes Heer seit 25 Monaten keine Zahlung erhalten habe, mußte dafür der Rache Brühl's zum Opfer fallen, nachdem dieser den erzürnten König leicht durch einen groben Kunstgriff beschwichtigt hatte. Auch nach Außen blieb Brühl's Pagen-Regierung so verderblich und verächtlich, als sie von Anfang an gewesen war. Er schmiedete nicht nur, ohne Rücksicht auf die Lage und die Kräfte des Landes, mehrere Jahre hindurch thörichte Kabalen gegen Preußen, sondern er verminderte auch seinen Verschwendungen zu Liebe das sächsische Heer in demselben Augenblicke, als ein Krieg mit Preußen in naher Zukunft vorauszusehen war.

Eine ganz andere Ordnung der Dinge, als in Sachsen, gewahrte man in Oestreich, wo Maria Theresia bei allen dort nothwendigen Rücksichten diejenigen Verbesserungen machte, die sich mit dem ihr angeborenen klaren Verstande und gutem Willen unter großen Hemmnissen machen ließen. Sie mußte den hohen Adel, dem sie Dank schuldig war, schonen; aber sie suchte denselben, da ihm das Privilegium des Zutritts zu den höheren Stellen nicht entzogen werden konnte, durch Errichtung von Ritter-Akademieen zu nöthigen, daß er sich Kenntnisse

erwerbe. Sie konnte ferner die Pedanterie der gelehrten Staatsmänner ihres Reiches nicht beseitigen, und ließ deshalb das bisherige Ministerium bestehen, über dessen Mitglieder sie selbst zuweilen sich spottend äußerte; aber sie schenkte ihr eigentliches Vertrauen nur einem genialen Manne, dem Grafen Kaunitz. Sie hielt endlich ihren Gemahl, Franz I., der für Regierungsgeschäfte durchaus nicht geschaffen war, von diesen fern; aber sie überließ ihm, da er sich auf Handel und Oekonomie vortrefflich verstand, die Leitung der Finanzen ohne Rücksicht darauf, daß der hohe Adel und die Minister die Oberaufsicht eines Fremden und wenn er durch Geburt und Stellung noch so sehr hervorragte, ungern ertrugen. Franz bewirkte zuerst durch Beschränkung der Mißbräuche, die in der Hofhaltung eingerissen waren, und durch Entlassung des größten Theiles der 40,000 Kameralisten eine sehr beträchtliche Ersparniß. Dann reformirte er die Art, wie die Abgaben erhoben wurden. Die Zahl der mit der Erhebung beschäftigten Personen betrug damals nicht weniger als 60,000; von diesen entließ Franz so viele, daß dadurch jährlich zwölf Millionen erspart wurden.

Auch die anderen Zweige der Staatsverwaltung wurden schon vor dem Beginne des siebenjährigen Krieges völlig umgestaltet. Bei der neuen Einrichtung derselben verfuhr man freilich streng monarchisch und centralisirend; dieses lag jedoch im Geiste der Zeit, und war damals sogar dem Volke wohlthätig, weil dadurch Handel und Gewerbe befördert und die kleinen Herren und ihr Kollegium und Coteriengeist beschränkt wurden. Schon im Jahre 1749 trennte Maria Theresia, soweit dies in Oestreich möglich war, Justiz, Polizei und Kammer-Angelegenheiten von den eigentlichen Staatsgeschäften und den Ministerien, um sie besonderen Behörden zu übertragen. Auch wurde schon damals das Gerichtswesen ganz neu eingerichtet. In Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten konnte und wollte Maria Theresia zwar den herrschenden Aberglauben nicht vertilgen und ebenso wenig nach dem Grundsatze einer völligen Toleranz verfahren; dagegen wurde aber nicht nur die Zahl der Feiertage sehr vermindert, sondern namentlich auch die politische Gewalt der Geistlichkeit beschränkt. Wenn daher auch einerseits die östreichischen Protestanten fortwährend sehr bedrückt blieben, so nahm doch die Kaiserin andererseits nicht nur die Jansenisten gegen die Verfolgung des Papstes in Schutz, sondern diesem ward auch in Oestreich weniger Gewalt zugestanden, als in Baiern, in der Pfalz und im Kölnischen. Im Kriegswesen hatte der tüchtige Khevenhüller schon während des Erbfolgekrieges viele Verbesserungen eingeführt. Nach dem Kriege ward zuerst die Zahl der Truppen auf 200,000 festgesetzt, während unter Karl VI. die Hälfte dieser Zahl

nie vollständig beisammen gewesen war. Dann wurden die Einrichtungen des Kriegswesens und die Uebungen des Heeres durchaus umgeändert. In Betreff der letzteren vollendete Graf Daun das, was Khevenhüller begonnen hatte, und entwarf ein neues Reglement, welches dem preußischen nachgebildet war.

Mit ihrem Ministerium stand Maria Theresia, ehe Kaunitz die Leitung der Geschäfte übernahm, in einem sonderbaren Verhältnisse. Sie führte ebenso, wie Ludwig XV. persönlich Unterhandlungen, von welchen ihre Minister nichts wußten; sie war aber in der Wahl ihres vertrauten Rathgebers weiser und glücklicher, als Ludwig. Dieser Rathgeber war der Graf Kaunitz, (geb. 1711) ein vollendeter Diplomat und ein Staatsmann, dem selbst Friedrich II. Gerechtigkeit widerfahren ließ. In Verbindung mit ihm entwarf Maria Theresia schon gleich nach dem Aachener Frieden den Plan einer ganz neuen auswärtigen Politik, und führte dann denselben aus, ohne die steifen und pedantischen Herren ihres Ministeriums mit in das Geheimniß zu ziehen. Dieser Plan bestand in einer innigen Allianz mit Frankreich. Um dieselbe zu Stande zu bringen, ward eine directe Unterhandlung mit der Pompadour angeknüpft und dem kleinlichen Geiste Ludwig's XV., sowie der Eitelkeit seiner Hofleute geschmeichelt. Als z. B. ein neuer französischer Gesandter, der Marquis von Hautefort, nach Wien kommen sollte, und die stolzen und beschränkten Minister der Kaiserin in Betreff seiner die Etikette mit ängstlicher Sorgfalt festsetzten, opferten Kaunitz und die Kaiserin das Unwesentliche auf, um das Wesentliche zu gewinnen. Die Kaiserin ließ nämlich dem französischen Kabinet insgeheim anzeigen, daß das von ihren Ministern angeordnete Ceremoniel ganz nach den Wünschen desselben geändert werden solle; Kaunitz aber, welcher seinerseits zum östreichischen Gesandten in Paris bestimmt war, gewann den auf äußere Ehre erpichten Marquis von Hautefort noch vor dessen Ankunft dadurch, daß er ihm von seinem Könige den ersten Orden verschaffte, indem er nach Paris schreiben ließ, er (Kaunitz) habe einen höheren Rang als der Marquis von Hautefort, man müsse daher diesen mindestens durch die Verleihung jenes Ordens auszeichnen.

Baiern bot ein grausiges Bild des Zustandes dar, in welchen der Geist des Mittelalters die Staaten führt. Die zahllosen Mönche und Geistlichen und die vielen Feiertage beförderten den betenden und wallfahrtenden Müßiggang. Die vielen Klöster und ihre unverständig vertheilten Almosen fütterten regelmäßig ganze Schaaren von Bettlern, die sich endlos vermehrten. 900 Jesuiten, welche durch das Land hin vertheilt waren, hatten die Schulen, den Hof und das Volk in ihrer Gewalt, machten Wallfahrten und den mit diesen verbundenen

Unfug zur Volkssitte, und bewirkten, daß in Baiern ebenso, wie in Westfalen, die Vernunft noch immer vergebens gegen die Ueberlieferung und Sitte ankämpft. Die Zahl der Verbrechen, welche begangen wurden, und die Unsicherheit im Lande war erstaunlich groß. Die meisten Verbrecher entgingen der Justiz, und diejenigen von ihnen, welche mit dem Tode bestraft wurden, glaubten wegen der priesterlichen Absolution, auf welche sie im letzten Augenblick zählen konnten, der Seligkeit sicherer zu sein, als die ehrlichen Leute. Die Schulen befanden sich im traurigsten Zustande, und auf der Landes-Universität Ingolstadt, welche ganz in den Händen der Jesuiten war, herrschten nach dem Ausdrucke eines baierischen Gelehrten jener Zeit blinder Aberglaube, krasse Unwissenheit und das unsittlichste Schlemmerleben, so daß selbst die meisten verständigeren Eingeborenen ihre Söhne lieber ins Ausland schickten. Trotz dieses tief gesunkenen Zustandes von Baiern zeigten sich doch auch dort Spuren jenes Strebens nach einer neuen und besseren Ordnung, welches damals ganz Europa durchdrang. Allein die Geistlichkeit und der Feudal-Adel waren zu mächtig; sie haßten das Licht der neuen Zeit, und wußten in Verbindung mit den verknöcherten Juristen und Staatsmännern es zu verhindern, daß seine Strahlen auf Baiern fielen.

Karl Albert's Nachfolger, Maximilian Joseph (1745—1777), hatte das Glück gehabt, im 13. Lebensjahre der beiden Jesuiten, welche seine Erziehung leiteten, entledigt zu werden. Er gerieth jedoch nachher unter die Leitung eines pedantischen, einseitigen, systematischen Professors der Jurisprudenz, des Herrn von Ickstädt, und dieser bewirkte, daß der gute, wohlmeinende Prinz nachher als Regent in den Fehler verfiel, Alles nach Theorieen und durch bloße Verordnungen bessern zu wollen. So sollte z. B. den häufigen Verbrechen Einhalt gethan und die schlechte Beschaffenheit der Ober- und Untergerichte abgestellt werden; aber wie glaubte man dies erreichen zu können? Es ward ein neuer Kriminal-Codex abgefaßt, welcher, obgleich ein sonst um die Verbesserung der Verwaltung verdienter Jurist, Kreitmayer, die Leitung der Sache in Händen gehabt hatte, mit Blut geschrieben war und durch die Folter, sowie durch viele Hinrichtungen die Zahl der Verbrechen vermehrte und die Rohheit steigerte. Man suchte ferner die Gerichte nicht dadurch zu verbessern, daß man der Schreibseligkeit der Richter entgegentrat, tüchtige Männer an die Gerichte brachte, und die unfähigen unter den Richtern durch die öffentliche Meinung schreckte, sondern man bestellte am Hofe ein sogenanntes Revisions-Gericht für sämmtliche Gerichte des Landes, oder mit anderen Worten, man zog alle Justiz ins Kabinet. Auch der Versuch, die Landes-Universität in einen besseren Stand zu bringen, mißglückte,

obgleich manche Mißbräuche auf derselben beseitigt wurden. Um zu zeigen, wie man dabei verfuhr, genügt die Hinweisung auf das, womit man bei der Reform der Universität den Anfang machte. Es ward nämlich, noch ehe man irgend eine Verbesserung vorgenommen hatte, verordnet, daß jeder, der eine Anstellung haben wolle, in Ingolstadt studirt haben müsse.

Der gute Kurfürst und die Pedanten seines Kabinets mischten sich in Alles, und suchten überall durch Verordnungen zu bessern. Es wurden Reskripte zur Beförderung der Gewerbe und Fabriken erlassen, Deputationen zu diesem Zwecke ernannt, den Fabrikanten Zuschüsse aus der Staatskasse gewährt, Maaßregeln zur Erleichterung des Bauernstandes ergriffen u. A. m. Allein man übersah bei allen diesen Dingen das, worauf es eigentlich ankam, und glaubte, anstatt das der Natur des Landes, dem Charakter seiner Bewohner und den Verhältnissen Angemessene zu pflegen, Fremdartiges und Fernliegendes erzwingen zu können. So ließ z. B. dieselbe Regierung, welche durch allerlei Maaßregeln den Bauern aufzuhelfen suchte, die strengen Jagdgesetze bestehen, in Folge denen die Bodencultur, die man in der Schreibstube förderte, in der Wirklichkeit durch das Wild vernichtet ward. So wurden ferner große Summen verschwendet und die Einfuhr wie der innere Verkehr beschränkt, um Fabriken zu Stande zu bringen oder zu fördern, welche in Baiern entweder gar nicht oder doch nicht auf solche Weise gedeihen konnten. So glaubte man da, wo es sogar an guten Wagnern, Schlossern, Sattlern u. s. w. fehlte, die Fabrikation von Luxuswaaren zu Stande bringen zu müssen, und suchte in Gegenden, in welchen kaum ein Baum gedeiht, die Seidenzucht durch angedrohte Strafen zu erzwingen.

Lobenswerth war es, daß man einige Schulden bezahlte, und daß Maximilian Joseph den thörichten Aufwand der meisten Fürsten seiner Zeit nicht nachahmte. Das Volk wurde aber dessen ungeachtet durch Steuern gedrückt, weil das unaufhörliche Verordnen die Unterhaltung vieler Beamten nöthig machte, und weil es unter einem guten und schwachen Fürsten nicht an schmeichelnden Hofleuten und zudringlichen Müßiggängern fehlte, welche Pensionen aus der Staatskasse zu erlangen wußten. Uebrigens blieben auch die Jesuiten so allmächtig, daß wir am Hofe sechs derselben als Beichtväter, Prinzen-Erzieher und Hofprediger antreffen. Von diesen lud freilich Stadler den Haß der Kurfürstin so sehr auf sich, daß er München verlassen und nach Ingolstadt gehen mußte; dagegen nahm aber ein anderer Jesuit, Geppert, seine Stellung als Beichtvater ein, und ein dritter, Ignaz Frank, war so fest gewurzelt, daß er sich auch nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens behauptete, und noch am Ende des Jahr-

hunderts den Kurfürsten Karl Theodor ganz in seiner Gewalt hatte. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß der Kurfürst, als die gedrückten Protestanten in Ober-Oestreich sich regten, an seiner Grenze eine Art von Ideensperre errichtete, und protestantische Religions-Bücher wie Contrebande behandeln ließ.

In Würtemberg schienen nach Karl Alexander's Tode bessere Zeiten eingetreten zu sein; es dauerte aber nicht lange, so wurde das Land, trotz seiner Constitution, wieder ebenso wie früher mißhandelt. Karl Alexander hatte einen erst neun Jahre alten Sohn, Karl Eugen, hinterlassen, und während der Minderjährigkeit desselben (1737—1744) genoß Würtemberg unter der Verwaltung eines sogenannten geheimen Raths einer besseren Regierung, als man von diesem steifen Collegium und von dem aristokratischen Stände-Ausschuß, welche Beide immer vorzugsweise für sich und die Ihrigen sorgten, hätte erwarten sollen. Der berühmte Mathematiker und Philosoph Bilfinger und sein Kollege Zech leiteten die Regierung auf lobenswerthe Weise, und August von Hardenberg verwaltete die öffentlichen Gelder mit Sparsamkeit und Uneigennützigkeit. Dagegen läßt sich von den Ständen, welche um jene Zeit den frommen Johann Jakob Moser zu ihrem Consulenten beriefen, nicht viel Vortheilhaftes sagen. Sie waren, wie Moser selbst in seiner Lebensgeschichte bezeugt, blos darauf bedacht, die alten Mißbräuche zu erhalten und ihre Anverwandten auf Kosten des Landes zu versorgen. Unter diesen Umständen durfte in einem Lande, wo Fürst und Regierung an eine Constitution gebunden waren, weder an Freiheit der Rede, noch an Preßfreiheit, noch auch an eine Theilnahme des Volkes an seinen eigenen Angelegenheiten gedacht werden. Tiefes Geheimniß deckte die Verhandlungen der Regierung und der Stände. Den Zeitungen wurde jeder Bericht interessanter Thatsachen, jede politische Bemerkung gestrichen; sie durften von nichts Anderem reden, als von den Festen und Reisen großer Herren oder von den barbarischen Strafen, welche die Justiz über arme Sünder verhängte. Ein Kabinetsbefehl des fürstlichen Administrators, welcher an der Spitze der vormundschaftlichen Regierung stand, gebot den Unterthanen sogar ein respectuöses Andenken an den hochseligen Herzog, untersagte jedes tadelnde Wort über die herzogliche Familie im Privatgespräche, und schrieb vor, „daß alle Unterthanen in ihrem Gebete über Höchstdieselbige alles Hochfürstliche Wohlergehen eifrig erbitten sollten.“ Wie es mit der Gerechtigkeitspflege in Deutschland aussah, kann man aus den Processen erkennen, welche nach Karl Alexander's Tode gegen den Juden Süß und die übrigen Leute, die den Fürsten mißbraucht hatten, geführt wurden. Wer Freunde und Verbindungen hatte, schlüpfte durch; der genannte Jude dagegen ward mit niedriger

Rachgier zuerſt in einem eiſernen Käfig der Verſpottung des Volkes preisgegeben und dann auf grauſame Weiſe hingerichtet.

Die Erziehung des jungen Herzogs wurde hauptſächlich von ſeiner Mutter, einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Thurn und Taxis, geleitet. Leider war aber dieſe Frau ſo gelehrt, daß ſie ſogar einſt in Tübingen bei einer öffentlichen Disputation den Opponenten machte und, wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt, deshalb von dem ganzen anſehnlichen Auditorio angeſtaunt und als ein Wunder ihrer Zeit verehrt ward. Dieſelbe gelehrte Frau ließ für die Lehrer des Prinzen eine Inſtruction aufſetzen, aus der man erſehen kann, wie damals deutſche Fürſten erzogen wurden. Der Prinz ſollte nach franzöſiſcher Manier in franzöſiſcher Sprache erzogen werden; vom Latein heißt es, er habe zwar einſt nöthig, einige Ausdrücke zu verſtehen, Grammatik aber brauche er nicht zu lernen, es genüge, daß er eine nicht ſchwere Abhandlung oder Schrift, wie z. B. das neue Teſtament, verſtehen und erklären könne u. ſ. w. Uebrigens wurde Karl Eugen auf Betreiben Bilfinger's in ſeinem fünfzehnten Jahre nach Berlin geſchickt und blieb drei Jahre daſelbſt. Er hätte, da es ihm an Geiſt nicht fehlte, bei Friedrich dem Großen, der ihm nachher auch eine vortreffliche Inſtruction nach Stuttgart mitgab, viel lernen können; allein er wollte, als er 1744 die Regierung angetreten hatte, ſogleich eine Rolle ſpielen, ließ ſich deshalb durch ſeine Umgebung an die Franzoſen verkaufen, fing ſeine Regierungsthätigkeit mit Hardenberg's Entlaſſung und mit Liebſchaften an, und ward ein Verſchwender und Tyrann mit einigen gelegentlichen beſſeren Regungen.

In der Pfalz zeigten ſich unter dem Kurfürſten Karl Philipp (1716—1742) dieſelben Erſcheinungen, wie in faſt allen anderen kleineren Ländern Deutſchlands: glänzende Hoffeſte, prachtvolle neue Bauwerke und koſtſpielige Jagden neben großem Elend des Bauernſtandes. Außerdem hatte der Letztere noch arge Mißhandlungen durch die franzöſiſchen Truppen im Reichskriege von 1734—1735 zu erleiden, während der Kurfürſt nicht nur auf Koſten des Reiches neutral geblieben war, ſondern auch die Officiere des franzöſiſchen Heeres wie Fürſten bewirthete. Als mit Karl Philipp die Neuburgiſche Linie ausgeſtorben war (1742), und Karl Theodor aus dem Hauſe Sulzbach Kurfürſt ward, ging es nicht beſſer, obgleich der Letztere anfangs Beweiſe von Sparſamkeit gab, die man ſeit langer Zeit in der Pfalz nicht mehr gewohnt war. Dieſer kurz dauernde Anſchein einer beſſeren Verwaltung des Landes war nur eine Maske von Karl Theodor's früherem Erzieher, dem Marquis d'Iller, welchen der junge Kurfürſt zu ſeinem erſten Miniſter gemacht hatte. Dies ſcheint nämlich aus der Inſtruction hervorzugehen, welche d'Iller ſeinem früheren

Schüler übergab, und die durchaus jesuitisch abgefaßt ist. Was der Marquis etwa vergessen haben mochte, das ergänzten bei dem Fürsten bald Buhlerinnen und Jesuiten mit ihren Clienten und Creaturen. Einige kurze Auszüge aus jener Instruction können am besten den Geist und Charakter der Regierung jener Zeit anschaulich machen.

In Betreff der vielen protestantischen Unterthanen des Kurfürsten, welcher mit der Kur-Pfalz zugleich Neuburg und die Herzogthümer Jülich und Berg ererbt hatte, gibt die Instruction Anweisung, wie man im Stillen und mit der größten Behutsamkeit die Zahl und den Einfluß der Ketzer vermindern müsse, bis die Umstände es möglich machten, weiter zu gehen und das Beste der katholischen Religion ohne irgend eine Rücksichtnahme zu befördern. Da heißt es z. B., man solle soviel als möglich nur katholische Beamte und selbst katholische Dorf-Schultheißen bestellen, eine Convertit-Kasse errichten, die Zwietracht zwischen den Lutheranern und Reformirten sorgfältig unterhalten und dgl. m. Was die Rechtspflege betrifft, so wird dem Kurfürsten die Kabinets-Justiz als etwas Nothwendiges dargestellt; es wird ihm aber dabei der echt jesuitische Rath gegeben, bei seinen Eingriffen in das Justizwesen sehr vorsichtig zu sein, weil er sonst in verdrießliche Händel mit den Reichsgerichten kommen könne. Um ferner eine brauchbare Polizei zu erhalten, wird der Fürst ermahnt, die schlecht besoldeten Landbeamten besser zu bezahlen, aber nicht aus der Staatskasse, sondern aus den gemeinen Amtsmitteln, d. h. mit anderen Worten aus dem Seckel der Bauern. Wie die Minister jener Zeit mit den Landständen redeten, sagt uns der Marquis d'Iller ebenfalls in seiner Instruction. In der Pfalz, heißt es, wären zum Glück seit 200 Jahren keine Landstände mehr vorhanden, daher der Kurfürst dort so viele Schatzungsgelder, als ihm beliebe, ausschreiben könne. In Neuburg bestehe zwar ein Stände-Ausschuß, dieser habe sich aber bisher so benommen, daß man mit ihm zufrieden sein könne. In Jülich und Berg dagegen wollten die Stände an der Regierung Theil nehmen, und hätte man ihrem Fürsten seither viel Verdruß bereitet. Dort müsse man deshalb die Unterhandlungen mit ihnen durch geschickte und schlaue Juristen aus Justinian's Schule führen lassen, welche mit größter Vorsicht zu wählen und nicht nur gegen die Stände kräftig in Schutz zu nehmen, sondern auch mit besonderer Gnade zu bedenken seien. Aus dem, was die Instruction über die Staatseinkünfte sagt, geht hervor, daß Länder, welche jetzt sehr bedeutende Abgaben entrichten müssen, damals sehr geringe Steuern zu zahlen hatten. Dies rührte, wie im ehemaligen Frankreich, daher, daß aller Güterbesitz und Reichthum in den Händen der Geistlichkeit und des Adels war, welche zu den Staatsausgaben nichts beitrugen, daß also der Bürger und der

Bauer allein alle Lasten zu tragen hatten. Glücklicher Weise verweigerten jene zwei privilegirten Stände, trotz der veränderten Zeitverhältnisse, beharrlich jeden Beitrag zu den Bedürfnissen der Regierung, und gaben dadurch den Fürsten Gelegenheit, unter einem scheinbaren Vorwande militärisch gegen sie zu verfahren, wie in Preußen längst geschehen war. Dies wird auch in der Instruction des Marquis angerathen.

In den auswärtigen Angelegenheiten empfiehlt die Instruction dieselbe herzlose und egoistische Klugheit. Die Rücksicht auf den Privatvortheil wird auch hierin als die einzige Triebfeder dargestellt; von Vaterlandsliebe und Nationalsinn ist keine Rede. An Frankreich müsse man sich halten und sich dabei durch die Reichsgesetze nicht beirren lassen; bei Zeit und Gelegenheit würden sich schon Mittel finden, wie diese umgangen werden könnten. Auch sehen wir in der That schon 1750 den Kurfürsten von der Pfalz ebenso, wie die Regierungen von Sachsen, Köln, Baiern und anderen deutschen Ländern, im Solde Frankreichs stehen; Karl Theodor erhielt allein in den Jahren 1750 bis 1754 vier Millionen Livres von Frankreich. Indem der Fürst so sich selbst an den Reichsfeind verkaufte, wurden zugleich jedem französischen Edelmanne oder Abenteurer alle Thüren geöffnet, während der eigene Unterthan in den Augen des Fürsten tief verachtet war. Der französische Sprachlehrer z. B. war hoffähig und ging mit den gnädigen Herren wie mit Seinesgleichen um, der deutsche Leibarzt dagegen hatte den Rang des Hofkutschers.

Wir wenden uns, mit Uebergehung anderer kleinen Staaten, den sächsischen Herzogthümern zu, weil sich bei ihnen am besten eine noch nicht berührte Seite des deutschen Hofwesens jener Zeit anschaulich machen läßt. Wir meinen die scandalösen und erbärmlichen Streitigkeiten über Rang und Etiquette, welche, zugleich mit den vielen und endlosen Proceſſen einzelner Staaten unter einander, die Juristen beschäftigten und wenigstens den einen Vortheil hatten, daß die unzähligen gelehrten Rechtsschriften, die nicht wie die Zeitungen censirt oder unterdrückt werden konnten, dem armen Deutschen zuweilen kund thaten, wie das, was ihn drückte, sogar den barbarischen Verfassungen des Mittelalters entgegen sei.

Was Etiquette und Adelstolz angeht, so hatte z. B. Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen in erster Ehe eine Bürgerliche geheirathet, welche von Kaiser Karl VI. in den Reichsfürstenstand erhoben worden war. Darüber entstand unter den Hochgeborenen ein großer Lärm, zumal, da nicht lange vorher auch die Gemahlin des Herzogs von Anhalt-Dessau, des in preußischen Diensten als Feldherr berühmt und populär gewordenen alten Dessauer's, eine Apothekerstochter, in den Reichs-

fürstenstand erhoben und ihre Söhne für successions-fähig erklärt worden waren. Die sächsischen Fürsten wandten sich an die Reichsgerichte, und erfüllten Deutschland mit Rechtsgutachten und gelehrten Deductionen; Jedermann klagte über den Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt, während in Betreff der Unterdrückungen des Volkes und seiner Rechte nur selten eine Stimme laut wurde. Die Sache wurde mehrfach beim Reichs-Hofrath und am Reichstage verhandelt und endlich dahin erledigt, daß den Kindern der meiningischen Herzogin das Recht der Nachfolge abgesprochen wurde.

Unter demselben Herzoge von Meiningen entstand am Hofe ein anderer scandalöser Rangstreit, welcher ebenfalls die vornehme deutsche Welt in Aufregung brachte, und zuletzt sogar einen förmlichen Krieg zwischen Meiningen und Gotha herbeiführte. Eine Gräfin von Solms-Lich hatte einen Bedienten Namens Pfaffenrath geheirathet, und der Herzog hatte nicht nur diesen zum Hof- und Regierungsrath gemacht, sondern auch der Gemahlin desselben am Hofe den Rang vor allen anderen Damen zugestanden. Darüber kam es zwischen der Pfaffenrath und der Landjägermeisterin von Gleichen zu so ärgerlichen Auftritten, daß der Herzog endlich der Letzteren den Hof verbot. Nun nahm sich ein deutscher Ordens-Ritter der Frau von Gleichen an, und veröffentlichte ein Spottgedicht auf ihre Gegnerin. Die Juristen des erbitterten Herzogs ließen hierauf nicht nur das Spottgedicht durch Henkers Hand verbrennen, sondern sie nahmen auch die Frau von Gleichen und ihren Gemahl in Haft, und verurtheilten beide zur Abbitte. Als diese nicht geleistet ward, sondern vielmehr neue Spottschriften erschienen, wurde ein förmlicher Kriminalproceß eingeleitet. Jetzt mischte sich das Reichs-Kammergericht in die Sache, und gebot drohend die Freilassung der Verhafteten gegen Bürgschaft. Der Herzog von Meiningen weigerte sich jedoch, diesem Urtheile Folge zu leisten. Hierauf erhielt der Herzog von Gotha, welcher viele Soldaten zur Vermiethung an größere Mächte unterhielt, den Auftrag, die Execution gegen ihn vorzunehmen. Die gothaischen Truppen entwaffneten die meiningische Landmiliz, besetzten drei Amts-Bezirke, und nöthigten den Herzog zur Flucht. Hierauf wurden noch ein ganzes Jahr Schriften über die Sache gewechselt; dann fügte sich der Herzog von Meiningen, und bezahlte die Executionskosten aus den Kammergefällen zweier Aemter.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhob sich ein höchst ärgerlicher Streit zwischen Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen über die vormundschaftliche Verwaltung von Weimar. Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar hatte nämlich in seinem Testament die Vormundschaft über seinen minderjährigen Sohn dem Herzoge von Gotha

übertragen; nach seinem Tode (1748) nahm aber Meiningen dieselbe in Anspruch. Darüber entstanden beim Reichs-Hofrath und am Reichstage Streitigkeiten, welche viele Zänkereien und Rechtsschriften veranlaßten, und an denen nach und nach auch die anderen thüringischen Herzoge Theil nahmen. Als endlich ein Vergleich zu Stande gekommen war, begann der Herzog von Meiningen einen neuen Scandal, indem er durch Notar und Zeugen öffentlich und laut gegen die Huldigung protestiren ließ, welche der Herzog von Gotha in Weimar persönlich entgegen nahm.

In anderen Gegenden Deutschlands war Hader und Zwietracht über kirchliche Dinge; und beide Religionsparteien, die Protestanten wie die Katholiken, zeigten sich in gleichem Grade unduldsam. Die Stadt Köln z. B. hatte Streitigkeiten mit ihrem Erzbischof; das lutherische Frankfurt stritt mit seinen Reformirten, denen es verbot, eine Kirche in der Stadt zu bauen, und dgl. m. In Bezug auf die protestantische Sache zeigten damals nur Hannover und Preußen Ernst und Nachdruck, nachdem Kur-Sachsen durch den Uebertritt seines Fürsten zum Katholicismus seine Bedeutung als Haupt des evangelischen Reichskörpers (Corpus Evangelicorum) verloren hatte. Hannover und Preußen bewirkten z. B., als zwei Fürsten von Hohenlohe ihre protestantischen Unterthanen tyrannisirten, trotz der Begünstigung derselben von Seiten des Kaisers und der katholischen Reichsstände, die Absendung von Executions-Truppen, und zwangen durch nachdrückliche Drohungen beide Fürsten, sich dem, was der Reichs-Hofrath gegen sie beschlossen hatte, zu fügen. Ein anderer Fall, bei welchem die genannten zwei Staaten sich des Protestantismus nachdrücklich annahmen, war der fünf Jahre lang geheim gehaltene Uebertritt des Erbprinzen Friedrich II. von Hessen-Kassel. Der Vater dieses Prinzen, Wilhelm VIII., traf alle erdenklichen Maaßregeln, um es in Voraus unmöglich zu machen, daß die katholische Kirche irgend einen Vortheil aus der Sache ziehen könne. Er verordnete in Gemeinschaft mit seinen Ständen und dem evangelischen Reichskörper, daß der Prinz als Landgraf weder einen Katholiken anstellen, noch die öffentliche Uebung der katholischen Religion gestatten dürfe; er entriß ihm die Erziehung seiner Söhne und wies dem ältesten derselben die Grafschaft Hanau als unabhängiges Fürstenthum an; er nöthigte seinen Sohn, durch eine Urkunde den Ständen alles das, was der Vater ihm vorgeschrieben hatte, feierlich zuzusichern u. s. w.; Preußen und Hannover aber, der evangelische Reichskörper, Dänemark und die Seemächte verbürgten alle diese Verfügungen. Der Papst erließ damals ein sehr unvorsichtiges Breve, welches die Protestanten weckte, und so die katholische Kirche um alle von jener Bekehrung er-

warteten Vortheile brachte. Er forderte in demselben die deutschen Erzbischöfe auf, daß sie dem hessischen Prinzen alle Mittel verschaffen sollten, damit er seine fromme Meinung auch zum Behufe der Ausbreitung seines neuen Glaubens fruchtbar machen könne, und versprach seinerseits hierzu alle mögliche Unterstützung.

VII. Die Zeit des siebenjährigen Krieges

1. Friedrich der Große.

Als im Jahre 1756 der Kampf um den Besitz von Schlesien aufs Neue begann, stand Friedrich II., welcher damals nur über sechs bis sieben Millionen Menschen gebot, als der einzige Schützer des Protestantismus, als alleiniger Verfechter der Rechte und Ansprüche aller freien Seelen der Macht des ganzen alten Europa und allen aus dem Mittelalter stammenden Mißbräuchen gegenüber. Ein größeres Schauspiel, als den von ihm in dieser Stellung begonnenen Kampf, kennt die neuere Geschichte nicht.

Friedrich würde den Namen des einzigen großen Regenten seines Jahrhunderts schon blos aus dem Grunde verdienen, weil er seiner Zeit vorauseilte und den überlieferten Vorurtheilen, von denen er sich innerlich längst frei gemacht, militärisch trotzte, noch ehe er sich des Beistandes der öffentlichen Meinung erfreuen konnte. Als Schöpfer einer neuen protestantischen Hauptmacht in Europa kämpfte Friedrich, gestützt auf seine Geistesüberlegenheit, auf seine Kriegserfahrung und auf die Hingebung eines Volkes, für dessen Wohlfahrt und Ruhm er unablässig thätig war, gegen den Haß der Höfe, der Pfaffen und der Feudal-Aristokraten. Die rühmlichste Zeit seiner Regierung ist die vom Dresdener Frieden bis auf den siebenjährigen Krieg. Was man auch von seiner militärisch-despotischen Art zu erfahren, von dem System, das seiner Verwaltung zu Grunde lag, und von der für das kleine Preußen unnatürlichen Stärke seines Heeres sagen mag: Friedrich hat sein Reich zu derselben Zeit rasch emporgehoben, in der die übrigen Staaten durch ihre Regenten wie durch ihre eigene Trägheit tief herabsanken. Die Betrachtung einiger einzelnen Seiten seiner Wirksamkeit im Inneren wird dies anschaulich machen.

Das Kriegswesen war allerdings bei der großen Zahl von Truppen, welche Friedrich unterhalten mußte, für einen kleinen Staat

drückend. Auch änderte dies sich selbst dann nicht, als nach dem siebenjährigen Kriege die harten Vorschriften Friedrich Wilhelm's I. über die Aushebung und über andere Dinge gemildert wurden. Allein Alles, was Friedrich für Aufklärung, Duldung, Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze gethan hat, war nur durch die große Stärke des Heeres möglich gewesen. Außerdem waren es Friedrich's Kriegsthaten, welche in den Deutschen nach langer Zeit endlich einmal wieder einiges nationale Selbstgefühl erweckten. Uebrigens war das Kriegswesen dasjenige Feld seiner Thätigkeit, auf welchem Friedrich in jeder Beziehung allein und selbstthätig handeln konnte, dagegen bedurfte er in Rücksicht auf Gesetzgebung und Rechtspflege der Mitwirkung Anderer, da er selbst nur andeuten konnte, worauf es ihm hierbei ankam. Er für seine Person hatte dabei das Verdienst, zu erkennen, daß Einheit der Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens, strenge Beaufsichtigung der Richter, Verbannung der gelehrten Spitzfindigkeiten und veralteten Bestimmungen, vor Allem aber Abkürzung der Processe nothwendig seien; die Ausführung dieser Verbesserungen aber besorgte der Rechtsgelehrte Cocceji, welchem der König sie unbedingt überließ. Die Beurtheilung der damaligen Reform des Justiz-Wesens und der Gesetzgebung in Preußen gehört nicht hierher. Dagegen muß bemerkt werden, daß auch Friedrich und Cocceji in die Fehler verfielen, welche im 18. Jahrhundert bei allen Reformversuchen begangen worden sind. Man verfuhr eines Theils zu rasch, und schaffte anderes Theils zwar die alten Mißbräuche ab, streute aber zugleich eine ganze Saat von neuen aus. Auch hatte Friedrich doch keinen klaren Begriff von dem individuellen Rechte des Bürgers, welches über jeder Willkür und Gewalt, selbst über der des Staatsoberhauptes, erhaben sein muß, und griff mitunter militärisch rasch in die Rechtspflege ein. Doch erfreute sich Preußen wenigstens des Glückes, daß nicht, wie in anderen Staaten, Minister, Hofleute und Maitressen die gefährliche Waffe der Eigenmacht in ihrer Hand trugen, sondern daß der König allein es sich vorbehielt, die Entscheidungen der Gerichte zu bestätigen oder zu verwerfen und willkürlich Verhaftungen zu verfügen.

In Bezug auf religiöse Duldung beschämte Friedrich sowohl die Protestanten als die Katholiken seines Jahrhunderts. Mag er auch in dieser Beziehung von religiösem Indifferentismus geleitet worden sein, ihm bleibt jedenfalls der Ruhm, daß er es war, welcher zuerst von allen neueren Regenten vollkommene Toleranz aus Grundsatz und Einsicht übte. Er hielt, um nur zwei Beispiele anzuführen, nicht blos alle katholischen Anstalten in dem eroberten Schlesien aufrecht, sondern erbaute auch eine katholische Kirche in Berlin. Er gewährte

außerdem den Jesuiten zu derselben Zeit, als sie von den katholischen Regierungen verfolgt wurden, in Schlesien seinen Schutz. Dazu hatte er jedoch einen besonderen äußeren Grund. Er würde nämlich, wenn er die Jesuiten vertrieben hätte, den katholischen Schulunterricht, welchen diese unentgeltlich besorgten, aus der Staatskasse haben bezahlen müssen. Was seine Unterthanen glaubten, war ihm ganz gleichgültig, wenn sie nur gehorchten und die Steuern willig entrichteten. Uebrigens hatte Friedrich vom Einflusse Roms nichts zu fürchten, weil zum preußischen Reiche damals weder Münster, noch Posen, noch Theile der Erzbisthümer Köln und Trier gehörten.

Von Friedrich's Verwaltung und von seiner Sorge für Handel, Industrie und Landbau läßt sich dasselbe sagen, was von seiner Rechtspflege und Polizei gilt. Er theilte mit seinen Zeitgenossen den Irrthum, daß sich das Leben eines Volkes, die Richtung seiner Industrie und die Beschaffenheit seiner Gewerbe ebenso bestimmen ließen, wie er die Einrichtungen und Bewegungen seines Heeres zu ordnen gewohnt war. Wenn aber auch das System, daß er in dieser Hinsicht befolgte, schlecht war, so bewies er sich doch in der Ausführung durch persönliche Eigenschaften, welche den anderen Fürsten seiner Zeit abgingen, seinem Volke nützlich und wohlthätig. Wir meinen seine Raschheit und Energie mit denen er Beschwerden abhalf, seinen Haß gegen den deutschen Schlendrian, seinen Widerwillen gegen Kabalen und endlich die von ihm angewandte Sparsamkeit, welche zuweilen sogar in Kargheit überging. Wie sehr er durch alles dies seinem Volke nützlich ward, zeigt sich am deutlichsten in den beiden neu erworbenen Provinzen Schlesien und Ost-Friesland, in welchen er Leben, Regsamkeit und Ordnung schuf, und deren Bewohner deshalb ihm bald in gleichem Grade, wie die der alten Provinzen, ergeben waren. Ebenso waren Friedrich's Bemühungen, den preußischen Handel zu heben, die Anlage von Kanälen, die Schiffbarmachung der Oder, die Austrocknung des Oder-Bruches, die Sorge für Verbesserung der Schafzucht und manches Andere im höchsten Grade nützlich. Dagegen lassen sich neben allen diesen guten Wirkungen seines staats-ökonomischen Systems auch viele schlimme nachweisen. Dahin rechnen wir seine Bemühung, die Seidenzucht in seinem Reiche einzuführen, die Einrichtung von königlichen Fabriken, welche viel Geld kosteten und die Privatgewerbe beeinträchtigten, die Gründung einer asiatischen Handelsgesellschaft, die noch dazu von Berlin aus durch eine königliche Commission geleitet wurde, die kostspieligen Versuche, Haide- und Moorgegenden zu bevölkern, die Verwendung von allerlei Gesindel zu diesen Colonisationen u. A. m. In allen diesen Dingen ist nur der große Geist zu bewundern, welcher, während er mit den wichtig-

sten Dingen beschäftigt war, sich doch zugleich um unzählige Kleinigkeiten bekümmern konnte.

2. Anlaß des siebenjährigen Krieges.

Friedrich verstand es, die Würde seines kleinen Staates gegen alle größeren zu behaupten, ohne daß er glänzende Gesandtschaften unterhielt und große Summen für diplomatische Zwecke verschwendete. Er hatte die russische Kaiserin Elisabeth durch die Art, wie er sich im Kreise seiner Vertrauten über die Thronbesteigung und ihren Lebenswandel äußerte, schwer gekränkt; gleichwohl bewirkte er 1745 die Vermählung ihres künftigen Nachfolgers, Peter's III., mit einer von ihm empfohlenen Prinzessin. Diese Prinzessin war die Tochter des in preußischen Diensten stehenden Fürsten von Anhalt-Zerbst, welche bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche den Namen Katharina erhielt. Ihr Gemahl, der schon als Knabe ein Bewunderer Friedrich's geworden war, hat nachher bis an seinen Tod auf höchst einseitige Weise Alles nach preußischer Weise betrieben und für Preußens Zwecke gewirkt. Friedrich suchte ihm durch weise Rathschläge nützlich zu werden; Peter war aber ein zu beschränkter Geist, als daß er die Lehren eines großen Mannes hätte befolgen können. Er gewann sogar das große Reich, das er einst beherrschen sollte, niemals lieb, und fühlte, dachte und handelte, selbst als er Kaiser desselben geworden war, immer nur als Herzog von Holstein.

Dagegen war der Haupt-Minister der Elisabeth, Bestuscheff, ein entschiedener Feind des preußischen Königs, sowie des Großfürsten Peter. Für diese seine Politik hatte Bestuscheff, wenn er auch von England und Oestreich durch große Summen bestochen war, doch zugleich gute Gründe, da Friedrich II. nicht nur jedem auswärtigen Einfluß unzugänglich war, sondern auch namentlich verhinderte, daß Dänemark und Schweden in russische Gewalt kamen. Bestuscheff hatte daher schon zur Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges Verträge mit Oestreich und Sachsen geschlossen, welche gegen Preußen gerichtet waren. Seit dieser Zeit war das Verhältniß zwischen Rußland und Preußen ein sehr gespanntes. Im Mai 1753 faßte Rußland den förmlichen Beschluß, Alles anzuwenden um den ferneren Anwachs der preußischen Monarchie zu verhindern; und im folgenden Jahre kam es sogar dahin, daß Bestuscheff Truppen bereit hielt, um im Nothfall mit Oestreich verbündet Preußen angreifen zu können. Während der erste Minister der russischen Kaiserin auf jede Weise gegen Preußen arbeitete, blieb der künftige Nachfolger derselben ein blinder Verehrer Friedrich's, und theilte diesem Alles mit, was er von den geheimen Anschlägen gegen ihn erfuhr, so daß er durch Spione beobachtet werden mußte.

Obgleich die russische Regierung äußerst feindlich gegen Friedrich II.

gesinnt war, und Jahre lang mit Oestreich und Sachsen Unterhandlungen führte, welche auf das Verderben Preußens hinzielten: so würde es doch auf diesem Wege nicht zu einem Kriege gekommen sein. Ja, selbst als nachher Kaunitz eine innige Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich gegen Preußen zu Stande brachte, war bei der in Oestreich herrschenden Langsamkeit, bei der Abneigung der Franzosen von jenem unnatürlichen Bunde, bei der elenden Beschaffenheit der sächsischen Regierung und bei der sonderbaren Lage der Dinge in Rußland noch immer nicht an einen offenen Kampf zu denken. Dieser wurde erst durch einen Krieg beschleunigt, welcher zwischen England und Frankreich jenseits des Oceans entstanden war.

England und Frankreich waren damals in zwei entgegengesetzten Gegenden ihrer überseeischen Besitzungen, in Ostindien und in Amerika, mit einander in Feindschaft gerathen. Doch führte nur der Streit wegen ihrer amerikanischen Colonieen einen Krieg herbei. In Ostindien hatten eingeborene Fürsten, die sich Vasallen des zu Delhi residirenden Groß-Moguls nannten, in ihren Streitigkeiten bald die Franzosen, welche Pondichery besaßen, bald die Engländer, die in Madras Truppen hatten, um Hülfe angerufen. Einer dieser Fürsten hatte zum Danke für die wichtigen Dienste, die ihm von dem Franzosen Büssy geleistet worden waren, der französischen ostindischen Compagnie einen so großen Landstrich abgetreten, daß es darüber zu einem Kriege zwischen England und Frankreich gekommen sein würde, wenn nicht die französische Regierung die Unternehmungen des ehrgeizigen Directors der ostindischen Compagnie, Düpleix, mißbilligt und der Compagnie verboten hätte, jenen Landstrich in Besitz zu nehmen. Dadurch wurden die Engländer fürs erste beruhigt. In Amerika dagegen nahm der Streit beider Staaten einen anderen Ausgang.

Die Staaten, welche jetzt den Kern der vereinigten Staaten von Nordamerika bilden, waren damals noch eine Gruppe englischer Colonieen, und beschränkten sich auf einen Strich der östlichen Küste; Kanada und Louisiana, also der gesammte Norden und Westen des nordamerikanischen Kontinents gehörten den Franzosen; die zu jener Zeit noch wüsten Stromgebiete des Ohio und Mississippi aber wurden von beiden Nationen in Anspruch genommen. Beide waren außerdem über die Grenzen von Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, sowie über den damals höchst wichtigen Pelzhandel mit einander in Streit. Die Engländer hatten einer Gesellschaft Londoner Kaufleute, der Ohio-Compagnie, den ganzen Handel im Innern nebst einem Landstriche am Ohio überlassen; die Franzosen aber verjagten die englischen Handelsleute mit Gewalt, und erbauten, um die Fortschritte der Engländer zu hemmen, ebenso am Ohio und Mississippi, wie im Norden,

ganze Reihen von Forts, auf welche gestützt sie die Herrschaft westlich vom Alleghanygebirge beanspruchten, ungeachtet sie nur sehr wenige eigentliche Colonisten in jenen Gegenden hatten. Diese Streitigkeiten fielen in die Zeit, als der englische Premier-Minister Pelham, von Pitt unterstützt, zugleich bei der Nation und beim Könige in Gunst stand. Unglücklicher Weise starb Pelham gerade in dem Augenblicke (März 1754). Der Herzog von Newcastle, welcher nach dem Tode seines Bruders die Leitung des Ministeriums erhielt, war weder den Umständen gewachsen, noch duldete sein Stolz und sein Eigensinn, daß Männer wie Pitt ihrem eigenen Sinne folgten. Es entstand daher Unzufriedenheit im Volke und Zwietracht im Ministerium gerade in dem Augenblicke, als die Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre.

Die englische Regierung forderte von den Franzosen die Räumung des Gebietes, in welchem dieselben neue Forts anzulegen begonnen hatten, und als die angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Ziele führten, beschloß England, Gewalt zu brauchen, ohne jedoch darum den Krieg zu erklären. Während in Europa die Unterhandlungen noch fortdauerten, gaben die Engländer ihren Schiffen Befehl, überall die französischen wegzunehmen, und es wurden innerhalb weniger Monate den Franzosen 300 Schiffe gekapert. Im Januar 1755 erschien eine englische Flotte unter Braddock, um das Einlaufen französischer Schiffe, welche Vorräthe und Verstärkungen nach Kanada brachten, in den Lorenzo-Strom zu verhindern und die Forts der Franzosen anzugreifen. Die Engländer erreichten jedoch ihre Absicht nicht; denn die von Braddock ans Land gesetzten Truppen wurden geschlagen, und würden sogar aufgerieben worden sein, wenn nicht der Major und General-Adjutant der virginischen Miliz, der nachher so berühmt gewordene Georg Washington, auf meisterhafte Weise den Rückzug gedeckt hätte.

Auf diese Weise begann 1755 ein förmlicher Krieg zwischen England und Frankreich. Er hatte in Europa zunächst die Folge, daß einerseits die englische Nation Geld hergeben mußte, um ihres Königs Kurfürstenthum gegen die Franzosen beschützen zu lassen, und daß andererseits Frankreich den spanischen Staat in den Krieg hineinzuziehen suchte. Zur Beschützung Hannovers ward im September 1755 ein Vertrag mit Rußland geschlossen, damit diese Macht gegen Subsidien ein Heer bereit halte. Außerdem erhielten zu demselben Zwecke Gotha, Hessen, Baiern und einige andere deutsche Staaten englisches Geld. In Spanien, wo Carvajal 1754 gestorben war, vereitelte der englische Gesandte den Plan der Franzosen, indem er den im Solde derselben stehenden Minister zu stürzen und einen in Spanien naturalisirten Irländer, Wall, an dessen Stelle zu bringen wußte.

Der Krieg, welchen England und Frankreich in Amerika mit einander führten, beförderte die bereits oben erwähnten Bemühungen der Kaiserin Maria Theresia und ihres Kaunitz, einen Bund mit dieser letzteren Macht zu Stande zu bringen. Die zu diesem Zwecke angeknüpfte Unterhandlung oder vielmehr die Kabale, welche Kaunitz Jahre lang durchführte, ist in Hinsicht auf den Charakter der Regierungen und den Zustand der Sittlichkeit jener Zeiten lehrreicher und bezeichnender, als irgend eine andere diplomatische Verhandlung des 18. Jahrhunderts. In Frankreich hatte die Marquise von Pompadour den entscheidenden Einfluß, besonders seitdem sie sich 1752 mit dem Herzoge von Richelieu, dem Prinzen von Soubise und mit anderen hohen Genossen der königlichen Orgien innig verbunden hatte. Ihr eröffnete ein Bündniß zwischen Frankreich und Oestreich und der daraus hervorgehende europäische Krieg die Aussicht auf große persönliche Vortheile. Dieser Bund knüpfte nämlich die europäische Politik an ihre Person, so daß während des Krieges nicht allein Ludwig XV. ihrer nicht entbehren konnte, sondern auch die ersten Mächte des Continents ihr beistehen mußten, um jede Nebenbuhlerin fernzuhalten. Außerdem bot ein Krieg die Möglichkeit dar, den Herzog von Richelieu auswärts zu beschäftigen, und die Pompadour wurde also dadurch der Furcht vor diesem größten Gelegenheitsmacher seiner Zeit entledigt, welcher jeden Augenblick dem Könige eine neue Maitresse zuführen konnte. Kaunitz hatte daher auch auf die Stellung und das Interesse der Pompadour die ganze Kabale berechnet, vermittelst deren er sein Meisterstück diplomatischer Kunst zu Stande brachte. Eben deshalb entschloß sich auch Maria Theresia zu einem höchst auffallenden Schritt, der ihr übrigens bei ihrer großen Erbitterung gegen Friedrich II. nicht so schwer gefallen sein kann, als man gewöhnlich behauptet. Sie schrieb nämlich im entscheidenden Augenblicke einen eigenhändigen Brief an die Pompadour.*)

Die Verhandlungen dauerten Jahre lang, ohne daß die Minister Frankreichs und Oestreichs etwas von der Sache erfuhren. Die Minister beider Länder befolgten sogar unterdessen eine Politik, welche der hinter ihrem Rücken betriebenen ganz entgegengesetzt war. Auch Kaiser Franz wußte von der Sache nichts; er wurde aber überhaupt von allen Regierungs-Angelegenheiten der östreichischen Erbstaaten fern gehalten. In Frankreich mußte Ludwig XV. und die Pompadour um den unnatürlichen Bund schließen zu können, den Staat zuletzt sogar in die Hände eines Mannes geben, welcher kein anderes Verdienst hatte, als daß er der Pompadour früher zur Abfassung ihrer

*) Das Faktum wird neuerdings in Abrede gestellt Schäfer, Gesch. d. siebenjährigen Krieges, I. p. 114.

Liebesbriefe an den König gedient hatte. Dieser Mann war der Abbé und nachherige Kardinal Bernis. Er ward, um die Unterhandlungen mit Oestreich zum Schlusse zu bringen, in den Staatsrath aufgenommen (September 1755). In Oestreich hatte Kaunitz, als er im Mai 1753 seinen Gesandtschaftsposten am französischen Hofe aufgab und dagegen in Wien Staatskanzler ward, den Grafen Starhemberg in das Geheimniß eingeweiht und zum Gesandten in Paris ernannt. Während Kaunitz noch in Paris gewesen war, hatte er und Maria Theresia die Rollen unter sich vertheilt. Die Kaiserin hatte die französischen Gesandten in Wien durch Artigkeiten jeder Art zu gewinnen gesucht, um vermittelst derselben das französische Ministerium gegen Preußen aufzureizen. Kaunitz hatte als Gesandter in Versailles ganz gegen seine Neigung den großen Herrn gespielt und das Leben Ludwig's und der Pompadour getheilt, weil es darauf ankam, Beide ganz für sich und seinen Plan zu gewinnen. So oft er dagegen vom Hofe getrennt in Paris verweilte, hatte er auf höchst einfache Weise gelebt und keine andere Unterhaltung aufgesucht, als die der geistreichen Salons.

Eines der Mittel, durch welches man östreichischer Seits zu dem gewünschten Ziele zu gelangen suchte, bestand darin, daß man der französischen Regierung durch die Drohung mit einem englischen Bündnisse bange machte. Auch waren wirklich die französischen Minister fest überzeugt, daß Oestreich sich nie von England trennen werde, wiewohl nicht schwer zu erkennen war, daß man von einer solchen Verbindung nur aus dem Grunde rede, damit man Subsidien erlange. Uebrigens hegte Georg II. von England persönlich eine große Abneigung gegen Preußen. Er hatte deshalb, als er sein Kurfürstenthum Hannover von Frankreich her bedroht sah, im September 1755 den oben erwähnten Vertrag mit Rußland geschlossen. Dieser Vertrag ward jedoch fruchtlos, als Friedrich II. dem englischen Könige urkundlich bewies, daß schon seit längerer Zeit bedenkliche Unterhandlungen zwischen Oestreich, Rußland, Sachsen und Frankreich geführt würden, und daß Rußland bereits im October einen Bund mit Oestreich geschlossen habe. Georg mußte sich deshalb wider seine Neigung mit Preußen verbünden. Friedrich hatte nämlich einen Secretär der östreichischen Gesandtschaft in Berlin, von Weingarten, zwei Jahre lang in seinem Solde gehabt, und außerdem war durch den preußischen Gesandten in Dresden der sächsische geheime Kanzlist Menzel erkauft worden. Die preußische Regierung hatte auf diese Weise von der Verbindung, die sich langsam gegen sie bildete, Kenntniß erhalten, obgleich das wahre Geheimniß, welches Maria Theresia und Kaunitz sehr sorgfältig bewahrten, ihr verborgen blieb. Schon Ende 1755 begann England seine Unterhandlungen mit Preußen, und am

16. Januar 1756 kam durch den sogenannten Vertrag von Westminster ein Bündniß zwischen beiden Staaten zu Stande. Uebrigens verlor das englische Ministerium dadurch, daß es sich von Frankreich hatte täuschen und überraschen lassen, den Rest seiner Popularität. Nur zwei Mitglieder desselben, William Pitt und Henry Legge, die sich im November 1755 der Vermischung der englischen Politik mit dem hannöverischen Interesse vergebens widersetzten und deshalb aus dem Ministerium traten, blieben populär.

Der Bund zwischen Frankreich und Oestreich, bei welchem Ersteres sich zur Absendung eines sehr bedeutenden Heeres nach Deutschland verpflichtete, war damals schon geschlossen, und es wurde seit September 1755 nur noch über die förmliche Abfassung des Bundesvertrages unterhandelt. Die Nachricht von dem Abschlusse des englisch-preußischen Bündnisses bewirkte, daß die Unterhandlung bald zu Ende gebracht wurde. Als der französisch-östreichische Bundesvertrag bekannt ward, gerieth alle Welt, sogar der Kaiser Franz, in Staunen darüber, daß ein enges Freundschaftsbündniß zwischen zwei Staaten geschlossen sei, welche Jahrhunderte lang eine feindliche Politik gegen einander befolgt hatten. Sobald nachher der Krieg selbst ausbrach, machte die Pompadour ihre Creatur, den Abbé Bernis, zum Minister, und die bekannten beiden anderen Schützlinge derselben, Richelieu und Soubise, erhielten die bedeutendsten Stellen im französischen Heere.

Der Kampf zwischen England und Frankreich begann in Europa mit einem Unternehmen gegen die englische Insel Minorca, zu dessen Leiter Richelieu gewählt wurde, weil einerseits König Ludwig seinen vertrautesten Diener gern begünstigen, und andererseits die Pompadour denselben als einen ihr gefährlichen Mann von Paris entfernen wollte. Richelieu wurde zu dem ihm übertragenen Unternehmen mit einer ganz außerordentlichen Macht ausgestattet. Die Engländer täuschte man durch scheinbare Rüstungen an der Nordsee und durch die Drohung einer Landung auf ihrer Insel. Uebrigens ward, bei der Verdorbenheit des französischen Hofes, selbst dieses kriegerische Unternehmen zu einer Sache des Vergnügens und der Unterhaltung gemacht. Es schifften sich nämlich auf königliche Kosten sehr viele vornehme Herren und nicht weniger als 7- bis 800 Weiber mit Richelieu ein (April 1756).

Die englische Besatzung auf Minorca war zu schwach, um die Insel retten zu können, und die Admiralität in London hatte zu spät eine Flotte unter Admiral Byng abgeschickt, um die Landung der Franzosen zu verhindern. Auch bestand Byng's Flotte nur aus zehn Schiffen, welche noch dazu in schlechtem Zustande und nicht gehörig ausgerüstet waren. Die englische Besatzung vertheidigte sich zwei Monate lang auf ruhm-

volle Weise, konnte sich aber dann nicht länger halten, weil Byng, als er bei Minorca mit der französischen Flotte zusammentraf, kein Treffen zu liefern wagte, und gegen den Grundsatz des englischen Seedienstes den klügeren Entschluß dem kühneren vorzog. Die Franzosen wurden auf diese Weise Herren der Insel, und konnten sich noch dazu des Ruhmes erfreuen, daß die Engländer damals zum ersten Male bei fast gleicher Zahl der Schiffe einem Seetreffen ausgewichen waren. Die englische Nation war über den Verlust von Minorca und über das Verhalten ihrer Flotte sehr erbittert. Das Ministerium opferte daher den Admiral Byng, indem es ihn durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ. In Frankreich dagegen war lauter Jubel, und Richelieu, welcher bei diesem Zuge ebenso, wie einst in Genua, die ihm anvertraute Macht und die Staatsgelder auf schmähliche Weise mißbraucht hatte, ward von Voltaire und Anderen als Held verherrlicht.

Richelieu eilte von Minorca nach Paris zurück, um sich den Oberbefehl des nach Deutschland bestimmten Heeres zu verschaffen; er kam jedoch zu spät, da bereits d'Etrées zum Oberanführer ernannt war. Das Heer selbst war sonderbarer Weise damals noch nicht gerüstet. Auch die Oestreicher waren noch nicht im Stande, den Krieg zu beginnen. Sie hatten zwar ein Heer in Böhmen aufgestellt; diesem fehlte es aber noch an der Kavallerie, der Artillerie und den nöthigsten Kriegsbedürfnissen. Die gegen Preußen verbündeten Mächte würden daher vielleicht noch lange Zeit mit den Vorbereitungen zum Kriege beschäftigt geblieben sein, wenn nicht Friedrich II. das, was man gegen ihn im Schilde führte, errathen hätte, und mit seinem in der Stille gerüsteten Heere am 29. August 1756 plötzlich von drei Seiten her in Sachsen eingebrochen wäre.

3. Der siebenjährige Krieg während der beiden ersten Jahre.

Als Friedrich in Sachsen einfiel, ließ Brühl das sächsische Heer, welches er bis auf 17,000 Mann hatte zusammenschwinden lassen, nach Pirna an der böhmischen Grenze zusammenziehen, wo es zwar eine feste Stellung einnahm, aber an Allem Mangel litt. Ebendahin, nach der Feste Königstein, begab sich der sächsische Hof mit Ausnahme der Königin und der Prinzessinnen. Am 9. September rückten die Preußen in Dresden ein. Hier wurde sogleich das geheime Archiv, trotz des persönlichen Widerstandes der Königin, gewaltsam erbrochen, um die Originale der Briefschaften, deren Copien Friedrich durch Menzel erhalten hatte, wegzunehmen. Die daselbst gefundenen Papiere vermochten freilich, da sie die angebliche Verbindung Sachsens

und anderer Mächte zur Vernichtung Preußens keineswegs bewiesen, — die sächsischen Machthaber hatten sich wohl gehütet, sich im Voraus schriftlich irgend wie zu verpflichten — den feindlichen Angriff des preußischen Königs nicht zu rechtfertigen; dieser beruhte vielmehr nur auf dem Rechte der Nothwehr.

Auf die Nachricht von der Besetzung Sachsens durch die Preußen eilte Brown mit dem stärksten der beiden Heere, welche Oestreich in Böhmen aufgestellt hatte, den in Pirna eingeschlossenen Sachsen zu Hülfe. Friedrich rückte ihm jedoch entgegen, und es kam am 1. October 1756 bei Lowositz zu einem für die Oestreicher ungünstigen Treffen, in Folge dessen diese sich wieder zurückzogen. Friedrich blieb also im Besitze des Kurfürstenthums und schloß die Sachsen bei Pirna ein. Diese konnten aus Mangel an Lebensmitteln einen zweiten Rettungsversuch der Oestreicher nicht abwarten, und ergaben sich daher 16. October 1756 als Kriegsgefangene. Das Härteste für sie war, daß Friedrich sie zwang, in preußische Dienste zu treten. Sachsen wurde überhaupt von Friedrich mit großer Härte behandelt. Er erhob fortwährend so schwere Contributionen von den Einwohnern, daß z. B. blos die Stadt Leipzig 1756 eine halbe Million und in drei Monaten des folgenden Jahres wieder 900,000 Thaler entrichten mußte. Zugleich wurden die sächsischen Bauernsöhne zum Kriegsdienste gegen ihren eigenen Fürsten gezwungen, und wenn einer von ihnen sich dieser Zumuthung durch die Flucht entzog, so mußten es seine Eltern und Verwandten mit ihrer Habe büßen. Der Kurfürst seinerseits war mit dem Grafen Brühl nach seinem Königreich Polen geflohen. In Böhmen sich festzusetzen, fand Friedrich bei der vorgerückten Jahreszeit nicht rathsam. Da nun auch die andere Abtheilung des preußischen Heeres, welche unter Schwerin von Schlesien her eingedrungen war, Böhmen wieder verließ, so erhielt Brown die erforderliche Zeit, um im Winter sein Heer vollends auszurüsten, während zugleich Daun ein neues sammelte. Oestreich konnte daher im Frühjahr 1757 den Preußen eine furchtbare Macht entgegenstellen. Doch ordnete man zum Glück für Friedrich den tüchtigen Brown dem Prinzen Karl von Lothringen unter, obgleich dieser im Erbfolgekriege seine Unfähigkeit hinlänglich bewiesen hatte.

Mittlerweile hatten auch die Franzosen und Russen ihre Heere gerüstet. Außerdem war die in Schweden herrschende Oligarchie durch das Versprechen französischer Subsidien zu der Erklärung vermocht worden, daß Schweden als einer der Bürgen des westfälischen Friedens Sachsen mit den Waffen schützen und rächen wolle. Es dauerte indessen lange, bis die Schweden am Kriege Theil nehmen konnten; denn ihre Oligarchen gebrauchten die für das Heer bestimmten fran-

zösischen Gelder zu ganz anderen Zwecken. Von dem Heere der Franzosen dagegen setzte die erste Abtheilung unter dem Marschall d'Etrées am 4. April 1757 bei Düsseldorf über den Rhein. Eine zweite unter Richelieu sammelte sich im Elsaß. Eine dritte endlich, welche gleich der zweiten von einem vertrauten Günstlinge des Königs und der Pompadour, dem Prinzen Soubise, angeführt ward, sollte sich mit der deutschen Reichs-Armee vereinigen, sobald der Reichstag zu Regensburg den preußischen König als Landfriedensstörer verurtheilt haben würde.

Was das Letztere betrifft, so kam man in Regensburg diesmal schneller als gewöhnlich zu einem Beschlusse. Nachdem nämlich Sachsen sich im September 1756 klagend an Kaiser und Reich gewandt hatte, wurde schon in drei Monaten die Sache zu Ende gebracht. Zu der beabsichtigten Achtserklärung gegen Friedrich kam es zwar nicht, weil die protestantischen Reichsstände dies nicht zugaben; dagegen wurde aber am 17. Januar 1757 dem Kaiser die bewaffnete Hülfe des Reiches zugesagt, damit er den vertriebenen Kurfürsten von Sachsen wieder einsetze, und zugleich der in Böhmen angegriffenen Beherrscherin von Oestreich Beistand leiste. Bei dieser Gelegenheit durfte sich der preußische Gesandte am Reichstage erlauben, den Notarius, der ihm die Citation seines Königs vor den Reichstag bekannt machen sollte, wie einen Gassenbuben zu behandeln. Uebrigens protestirte der Norden von Deutschland gegen jenen Beschluß, und die Fürsten von Lippe, Waldeck, Kur-Hessen, Braunschweig, Hannover und Gotha fanden es viel klüger, sich von England Geld geben zu lassen und dafür ihre Truppen mit dem nach Westfalen gesandten englischen Heere zu vereinigen, als die Reichssteuer zu zahlen und ihr Contingent zum Reichsheere zu stellen. Das deutsche Reich und seine Fürsten spielten überhaupt in dieser Zeit eine traurige und schimpfliche Rolle. Die Mehrzahl der Fürsten stand im Solde Frankreichs.

Dies ist bis ins Einzelnste durch das in der französischen Revolution veröffentlichte sogenannte rothe Buch, das aus einem officiellen Verzeichnisse der geheimen Ausgaben Frankreichs unter Ludwig XV. besteht, unwidersprechlich bewiesen worden. Es erhielten z. B. Würtemberg und die Pfalz vor dem Kriege das Erstere anderthalb, das Letztere sechsthalb Millionen Livres, während desselben jenes achthalb und dieses etwas über elf Millionen; an Baiern wurden bis 1768 gegen neun Millionen, an Sachsen bis 1763 ebensoviel bezahlt; Lüttich, Mecklenburg, Nassau-Saarbrücken erhielten zusammen im Ganzen etwa drei Millionen; Oestreich empfing von 1757 an bis 1769 etwa zweiundachtzig und eine halbe Million u. s. w. Selbst das mit Preußen eng verbundene und von England bei jeder Gelegenheit bereicherte Braun-

schweig bezog in den Jahren 1751 bis 1756 dritthalb Millionen von Frankreich. Daß auch protestantische Fürsten dem Reize des französischen Geldes nicht widerstehen konnten, ist in jener noch streng orthodoxen Zeit um so auffallender, da der Papst öffentlich aussprach, daß wenigstens er den Krieg mit Preußen für einen Religions-Krieg halte. Dies that er sowohl durch die den katholischen Staaten ganz öffentlich gewährte Erlaubniß, zum Kriege mit Preußen Geld vom Klerus zu erheben, als auch dadurch, daß er 1758 nach dem Unglück der Preußen bei Hochkirch dem östreichischen General Daun einen geweihten Hut und Degen überschickte.

Die Engländer thaten, obgleich Friedrich die Sache der Freiheit und des Protestantismus verfocht, bis zum Beginne des Sommers 1757 nichts für ihn. Ihr Ministerium war seit dem Austritte Pitt's und Legge's (November 1755) mehrmals geändert worden. Daran waren sowohl die unglücklichen Ereignisse auf Minorca und in Nord-Amerika Schuld gewesen, als auch der Umstand, daß Pitt und Legge über die Nationalschuld und über die englische Politik auf dem Festlande Grundsätze geltend machten, die sich mit dem Interesse des Königs und mit den Ansichten seines Sohnes, des Herzogs von Cumberland, welcher das in Deutschland aufzustellende Heer befehligen sollte, nicht vereinigen ließen. Erst im Juli 1757 kam ein Ministerium zu Stande, das sich längere Zeit zu halten vermochte. In dieses Ministerium traten nicht nur Pitt und Legge, von welchen jener die Leitung übernahm, wieder ein, sondern auch der Herzog von Newcastle und Karl Fox, der nachherige Lord Holland. Pitt mußte damals wegen seiner Pläne in Nord-Amerika und Ostindien, ein enges Bündniß mit Preußen suchen; dadurch ward also der Zwist der Parteien über die auswärtigen Angelegenheiten endlich ausgeglichen. Doch erhielt Friedrich auch dann noch nicht eine nachdrückliche Unterstützung von England, sondern dies geschah erst einige Zeit später. Er mußte also im Jahre 1757 den Kampf mit seinen zahlreichen Gegnern fast ganz allein führen.

Er hatte, als er im Frühjahr 1757 in Böhmen einfiel, den Vortheil, daß die Oestreicher, gegen den Rath des erfahrenen und verständigen Generals Brown, ein System, den Krieg blos vertheidigungsweise zu führen, angenommen hatten. Sie wichen überall vor Friedrich zurück, und gaben ihm ihre reichen Magazine preis. Erst als die Stadt Prag ernstlich bedroht ward, beschlossen sie eine Schlacht zu wagen. Diese Schlacht fand am 6. Mai bei Prag statt. Sie war so blutig, daß der Verlust beider Heere zusammen auf 20,000 Mann angeschlagen wurde. Sie endigte aber mit einer Niederlage der Oestreicher, welche 12,000 Mann als Gefangene verloren und außerdem das Unglück

hatten, daß Brown tödtlich verwundet ward. Jedoch hatte auch Friedrich den Sieg sehr theuer durch den Heldentod Schwerin's erkauft, dessen edle Selbstaufopferung — er ergriff, ein siebenzigjähriger Greis, die Fahne eines weichenden Regimentes, um es aufs Neue vorzuführen und ward an dessen Spitze getödtet — den Kampf an einer kritischen Stelle und in einem kritischen Augenblicke entschieden hatte. Nach der Schlacht wurden 40,000 Mann Oestreicher in Prag eingeschlossen. Diesen schien dort das Schicksal der Sachsen bei Pirna bevorzustehen, da es ihnen ebensowohl an Lebensmitteln, als an schwerer Artillerie fehlte. Allein glücklicher Weise hatte sich der ganze rechte Flügel der Reserve-Armee gerettet und mit dem Hauptheere, welches Daun befehligte, vereinigt. Diesem Heere eilte Friedrich entgegen, um es zurückzutreiben und dann um so leichter Prag zum Falle zu bringen. Er fand jedoch die Feinde auf den Höhen bei Kolin, einem Dorfe auf der Straße von Wien nach Prag, in einer äußerst festen und gut verschanzten Stellung aufgestellt, und wurde, als er diese erstürmen wollte, mit großem Verluste zurückgeschlagen (18. Juni).

In Folge der Schlacht bei Kolin mußte Friedrich nicht nur die Einschließung von Prag aufheben, sondern auch Böhmen ganz räumen. Er erlitt beim Rückzuge großen Verlust, welcher noch größer gewesen sein würde, wenn es nicht den östreichischen Generalen an Kühnheit gefehlt hätte. Friedrich selbst machte einen meisterhaften Rückzug. Dagegen war sein ältester Bruder, August Wilhelm, mit dem Corps, welches er in die Lausitz führen sollte, weniger glücklich. Der König, in dessen Augen Prinzen und gemeine Soldaten vor dem Gesetze der Noth gleich waren, machte ihm darüber öffentlich harte Vorwürfe, und dies kränkte den Prinzen so sehr, daß man seinen im Juni des nächsten Jahres erfolgten Tod davon herleitete. Zum Glück für Friedrich überließen die Oestreicher den Franzosen und der Reichs-Armee das Geschäft, Sachsen zu befreien. Sie selbst suchten Schlesien wieder zu erobern, und schickten nur ein Streifcorps unter Haddick gegen Berlin ab. Dieses drang zwar in die Hauptstadt Preußens ein (16. October) und eroberte daselbst Contributionen; es wurde aber alsbald wieder durch die Nachricht vom Herannahen preußischer Truppen zum Rückzuge genöthigt.

Die eine Abtheilung der Franzosen unter d'Etrées war damals bereits über den Rhein gesetzt, und von den durch Geld gewonnenen Kurfürsten von Köln und von der Pfalz mit offenen Armen aufgenommen worden. Sie sollte Westfalen und Hannover besetzen. Die französischen Truppen waren jedoch ganz demoralisirt. Die Officiere, welche ausschließlich aus dem Adel genommen waren, sahen den Krieg als eine Lustpartie an, und setzten im Lager das von Paris her

gewohnte Leben fort. Sie verließen im Herbst ohne Urlaub schaarenweise das Heer, um den Winter in Paris zuzubringen. Ihre vielen Diener und die Menge von Geräthschaften, welche zur Unterhaltung im Lager dienten, machten einen so großen Troß nöthig, daß die Heere sich nur langsam bewegen konnten. Die Soldaten litten Mangel, und wurden sogar in den Spitälern so sehr vernachlässigt, daß mehr Leute in diesen, als im Felde umkamen. Subordination kannten die adeligen Officiere gar nicht; sie handelten sogar oft, im Vertrauen auf ihren Rang und Einfluß, Einer dem Anderen entgegen. Bei solchen Truppen war, obgleich es den Franzosen auch damals an Kampflust und physischem Muthe nicht fehlte, keine Einheit in den Unternehmungen möglich, selbst wenn sie einmal einen guten Oberbefehlshaber hatten. d'Etrées konnte daher auch nur langsam nach Westfalen vorrücken. Dort stand das hannöverische Heer, welches durch Braunschweiger, Preußen, Hessen, Gothaer und Bückeburger verstärkt war und den Herzog von Cumberland zum Anführer hatte. Dieses Heer zog sich vor den Franzosen zurück und nahm bei Hameln eine feste Stellung. Während d'Etrées den Hannoveranern langsam nachgefolgt war, bekümmerte sich einerseits Soubise, welcher zuletzt die Vorschaaren von d'Etrées' Heer angeführt hatte, jetzt aber durch die Gunst des Hofes ein unabhängiges Commando erhielt, um die Unternehmungen des Oberbefehlshabers sehr wenig. Andererseits bot Richelieu, welcher im Juli mit einer dritten Heeresabtheilung über den Rhein setzte, Alles auf, um d'Etrées zu verdrängen und statt desselben den Oberbefehl zu erhalten. Ende Juli erkannte d'Etrées, daß Richelieu in seinen Kabalen glücklich gewesen und zu seinem Nachfolger bestimmt sei; er beschloß daher, noch vor der Ankunft desselben den Herzog von Cumberland zu einem Treffen zu zwingen. Dieses Treffen fand am 26. Juli bei Hastenbeck statt, und entschied sich zu Gunsten der Franzosen. Man hat sowohl dem Herzoge von Cumberland, als dem Marschall d'Etrées vorgeworfen, daß sie in diesem Treffen große Fehler gemacht hätten; in der That hatte der französische Marschall, in der Meinung die Schlacht sei verloren, schon den Befehl zum Rückzug gegeben, wie der englische Herzog auf der andern Seite. Auf Seiten der Franzosen hatte außerdem auch der Chef des Generalstabes, Maillebois, seine Pflicht nicht gethan, weil er verhindern wollte, daß noch vor Richelieu's Ankunft ein entscheidender Sieg erfochten werde.

Nach diesem Treffen bei Hameln zog sich der Herzog von Cumberland, von dessen Heere Friedrich seine Truppen unwillig abrief, mit unaufhaltsamer Eile bis nach Bremervörde zurück. Er war übrigens in seinen Entschlüssen von dem hochadeligen hannöverischen

Ministerium abhängig, und die Junker, aus welchen dieses bestand, dachten blos an ihr eigenes Interesse, d. h. an ihre Güter und Herrschaften, weshalb auch Friedrich II. sich mit Verachtung über sie ausdrückt. Friedrich spricht dem engen Kreise ihrer Beamtenklugheit geradezu jedes Urtheil über militärische Dinge ganz ab, und behauptet, daß sie aus Mißtrauen und Eigensinn jeder Belehrung unzugänglich waren. Diese Herren gaben Vaterland und Ehre dem Feinde preis, und schlossen, als Richelieu gleich nach dem Treffen bei Hameln den Oberbefehl übernommen hatte, mit ihm eine Kapitulation, durch welche ganz Hannover ohne Weiteres den Franzosen überliefert wurde. Einen Monat später (8. September) ließ sich auch der Herzog von Cumberland bewegen, unter dänischer Vermittelung die berüchtigte Convention von Kloster Zeven mit Richelieu abzuschließen. In dieser waren nicht nur Dinge abgemacht, über welche blos die Regierung selbst hätte entscheiden können, sondern sie gab auch das Land Hannover den Franzosen völlig preis, ohne daß über die Behandlung desselben irgend etwas festgesetzt worden war. Die einzige für England und Preußen vortheilhafte Bestimmung der Convention war, daß die nicht-hannöverischen Truppen Cumberland's in ihre Heimath zurückkehren sollten, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade unter den Waffen bleiben dürften. Indirect gewährte jedoch die Convention dem englischen Minister Pitt noch einen besonderen und sehr wichtigen Vortheil. Er ward nämlich, weil König Georg erzürnt seinen Sohn zurückrief und die englische Bevölkerung laut ihren Unwillen kund gab, des Herzogs von Cumberland für immer entledigt, und konnte sich von Friedrich einen preußischen General zur Führung des hannöverischen Heeres erbitten. Friedrich schickte ihm den in seinen Diensten stehenden Prinzen Ferdinand von Braunschweig, einen Bruder des aus der russischen Geschichte bekannten Herzogs Anton Ulrich. Pitt erkannte die Convention von Zeven nicht an, und brachte im Interesse der Entwürfe, die er in Hinsicht auf Ostindien und Nordamerika gemacht hatte, eine noch engere Verbindung zwischen England und Preußen zu Stande. Uebrigens ward auch von der französischen Regierung die Convention verworfen. Man war in Paris so erbittert über Richelieu, weil er nicht den Herzog von Cumberland aufs Aeußerste getrieben oder wenigstens dessen Heer außer Stand gesetzt hatte, im Felde zu bleiben. Er wurde außerdem wegen seiner übrigen Kriegsunternehmungen mit bitteren Spottgedichten verfolgt. Man warf ihm sogar vor, daß er sowohl von England als von Preußen Geld angenommen habe. Dies könnte bei einem Manne, der weder Scham und Scheu, noch moralische Grundsätze hatte, wohl möglich gewesen sein; Richelieu hatte aber doch auch

besondere Gründe, den König von Preußen zu schonen. Er mißbilligte nämlich die Politik der Pompadour, und glaubte vermöge seines großen Einflusses auf den König, diesen für seine politische Ansicht gewinnen zu können. Uebrigens mißhandelte Richelieu damals das arme Hannover auf entsetzliche Weise. Er erlaubte seinen Soldaten jeden Unfug, und sog im Interesse seiner Schwelgerei das Land aus.

Während d'Etrées und Richelieu in Hannover beschäftigt gewesen waren, hatte Soubise seine Heeresabtheilung mit der deutschen Reichs-Armee vereinigt. Diese war nämlich, nachdem man viele Zeit mit ihrer Einrichtung verloren hatte, endlich zusammengebracht worden. Sie bestand aus einem buntscheckigen Haufen Fußvolk, zu welchem mancher Prälat oder Reichsgraf nur zehn bis zwölf Mann zu stellen gehabt hatte, und aus einer Anzahl Reiter, welche Maria Theresia dem Reiche geliehen hatte. Zum Oberanführer hatte man den unfähigen Prinzen von Hildburghausen ernannt. Sobald Soubise sich mit der Reichs-Armee vereinigt hatte, war diese in Sachsen eingedrungen. Hier suchte Friedrich sie im Anfang des November auf. Er hatte nur 25,000 Mann bei sich, griff dessenungeachtet am 5. November 1756 das an Zahl doppelt so starke französisch-deutsche Heer in der Nähe des Dorfes Roßbach an, in dem Augenblicke wo sie eine Bewegung zu seiner Umgehung ausführten und den Sieg schon in Händen zu haben glaubten, und erfocht ohne Anstrengung in kaum mehr als zwei Nachmittagsstunden eines Novembertages einen völligen Sieg. Dieser war lediglich eine Folge der Unvorsichtigkeit und des Uebermuthes der Feinde, sowie des panischen Schreckens, welcher dieselben plötzlich ergriff. Die Niederlage und Flucht der beiden feindlichen Heere war beispiellos; denn von den Preußen hatte nur ein einziger Flügel am Gefechte Theil genommen. Die Reichs-Armee wie die Franzosen verloren Geschütz und Gepäck, und wurden so zersprengt, daß die Erstere erst wieder in Franken, die Letzteren erst wieder in Kassel sich sammelten.

Friedrich eilte vom Schlachtfelde bei Roßbach nach Schlesien, wo seine Truppen einer fast dreifach größeren Zahl von Oestreichern gegenüber nicht hatten Stand halten können, und wo kurz vor seiner Ankunft Schweidnitz und Breslau dem Feinde übergeben worden waren. Die Oestreicher glaubten damals des Besitzes von Schlesien so sicher zu sein, daß sie dort ihrer Kaiserin überall aufs Neue huldigen ließ n; Friedrich mußte daher, sobald er in die Nähe der Feinde kam, eine entscheidende Schlacht wagen, um diese Provinz und mit ihr zugleich seinen eigenen Ruhm und den Zauber seines Namens zu retten. Die Oestreicher mußten aus demselben Grunde ein Treffen zu vermeiden suchen. So urtheilte auch Daun; allein Prinz Karl

von Lothringen war anderer Meinung, und ihm gab sein Rang das Uebergewicht im Rathe. Die Schlacht wurde am 5. December 1757 bei Leuthen, einem Dorfe einige Stunden nordwestlich von Breslau, geliefert. Die Oestreicher 80,000 gegen 30,000 erlitten in ihr eine vollständige Niederlage, und wurden genöthigt, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Schon am 20. December mußten auch die 17,000 Mann, welche sie als Besatzung in Breslau zurückgelassen hatten, sich als Kriegsgefangene ergeben. Ganz Europa gerieth in Staunen über das was Friedrich in den letzten Monaten des Jahres 1757 ausgeführt hatte. In Oestreich hatte die Niederlage bei Leuthen und der Verlust von Schlesien die ganz ungewohnte Wirkung, daß die öffentliche Meinung sogar dort sich tadelnd zu äußern wagte, und daß man genöthigt war, den Prinzen Karl als den Urheber alles Unglückes zum zweiten Male vom Heere zu entfernen. Vergebens hatte Kaiser Franz seinen Bruder mit dem Purpurmantel zu decken gesucht; vergebens hatte die Polizei einige Tage vor Karl's Ankunft in Wien die sonderbare Verordnung erlassen, daß Niemand sich unterstehen solle, wegen der Schlacht bei Leuthen übel von dem Prinzen zu reden, weil dieser nur die kaiserlichen Befehle befolgt habe; vergebens bestand sogar Maria Theresia darauf, daß man der öffentlichen Meinung Trotz bieten müsse. Diese äußerte sich so stark, daß Prinz Karl die Beibehaltung des Commandos allzu bedenklich fand und nach Brüssel abreiste.

In demselben Jahre, in welchem Friedrich Schlesien auf so glänzende Weise rettete, hatte er das Glück gehabt, daß die Verhältnisse am Petersburger Hof die Unternehmungen des russischen Heeres gegen ihn lähmten. Dieses sehr zahlreiche Heer, welches von Apraxin und Fermor angeführt wurde, war in die Provinz Preußen eingerückt, hatte sich aber dort so arge Grausamkeiten und Verheerungen erlaubt, daß der Anführer des sächsischen Corps, das sich an die Russen angeschlossen hatte, dadurch empört, unwillig sein Commando niederlegte. Am 30. August beging der alte Feldmarschall Lehwald, welcher Friedrich's Truppen in Preußen befehligte, die Unvorsichtigkeit, mit seinen 30,000 Mann das fast dreimal stärkere Heer der Russen bei Groß-Jägerndorf anzugreifen. Er wurde geschlagen, und die Russen hätten jetzt über die Oder vordringen können; sie zogen sich aber nicht allein nach der russischen Grenze zurück, sondern sie thaten dies auch mit solcher Eile, daß ihr Rückzug einer schimpflichen Flucht glich. Dieses auffallende Verfahren der Russen hatte seinen Grund in folgenden Umständen. Bestuscheff hatte, höchstwahrscheinlich im Einverständnisse mit des Thronfolgers Peter Gemahlin Katharina, während einer gefährlichen Krankheit der Kaiserin Elisabeth den Plan entworfen, beim Tode derselben Peter von der Nachfolge auszuschließen

und dessen ältesten Sohn zum Kaiser ausrufen zu lassen. Für diesen Plan, zu dessen Ausführung er des in Preußen stehenden Heeres bedurfte, hatte Bestuscheff auch den General Apraxin gewonnen. Als daher kurz vor der Schlacht bei Groß-Jägerndorf Apraxin benachrichtigt worden war, daß der Kaiserin Leben in Gefahr sei, hatte er sich beeilt an die Grenze zu ziehen. Die Kaiserin starb jedoch nicht, sondern genas vielmehr unmittelbar nach diesem gewagten Schritt Apraxin's. Sie wurde, als sie von Peter die ganze Sache erfuhr, aufs Höchste erbittert, schickte Bestuscheff in die Verbannung, aus welcher derselbe erst 1764 durch Katharina wieder zurückgerufen ward, und ließ die Großfürstin Katharina einige Monate lang nicht vor sich. Apraxin entging der Bestrafung nur durch seinen im August 1758 erfolgten Tod. Das russische Heer kehrte im Januar 1758 nach Preußen zurück, und besetzte das ganze Land bis zur Oder um so leichter, da alle preußische Truppen von dort abgezogen waren, um gegen die Schweden in Pommern gebraucht zu werden.

In Schweden hatte der Reichsrath, trotz der förmlichen Protestation des Königs und ohne vorhergehende Berufung eines Reichstages, im Herbst 1757 den Krieg gegen Preußen beschlossen. Dies war aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil die von Frankreich angebotenen Subsidien den regierenden Herren, in deren Hände sie kamen, für ihr prunkendes und schwelgerisches Leben unentbehrlich waren. Der Krieg wurde ebenso leichtsinnig geführt, als er beschlossen worden war. Die regierenden Herren ließen die Soldaten ohne Sold, und sorgten weder für die nöthigen Lebensmittel, noch auch für die Munition. An Kriegszucht aber war gar nicht zu denken; denn die Generale und Officiere brauchten, weil sie als Edelleute dem Reichsrathe nothwendig und furchtbar waren, für ihre Vergehungen keine Strafe zu fürchten. Unternehmungen von einiger Bedeutung waren also durchaus nicht möglich; und die Theilnahme des schwedischen Heeres am Kriege blieb, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, auf Pommern beschränkt.

4. Der siebenjährige Krieg in den Jahren 1758 bis 1760.

Das Jahr 1758 begann unter sehr günstigen Aussichten für Friedrich, welchen Freund und Feind als siegreichen Helden anerkannte und die Franzosen fast als einen der Ihrigen ansahen. Pitt erklärte ihn damals im Parlament für den Helden des Protestantismus, und schloß mit ihm den ersten Subsidienvertrag, der nachher bis auf Georg's II. Tod jedes Jahr erneuert wurde. Dieser Vertrag verpflichtete beide Theile, nur in Gemeinschaft Frieden zu schließen, und gewährte dem preußischen Könige außer einer jährlichen Subsidie von

vier Millionen Thalern noch den Vortheil, daß England nicht nur die Bezahlung aller Kosten für die sogenannte alliirte Armee auf sich nahm, sondern auch dieselbe durch eine bedeutende Zahl englischer Truppen zu verstärken versprach. Indessen konnte sich Friedrich, trotz der Unterstützung Englands, nur durch verzweifelte Mittel gegen die Uebermacht seiner vielen Feinde behaupten. Er ließ die vier Millionen englischer Subsidien durch Münzverschlechterung in zehn Millionen umwandeln; er drückte das Land Sachsen wie einen Schwamm aus; er erpreßte von den Bewohnern des kleinen Mecklenburg, deren Regierung sich thörichter Weise an seine Feinde angeschlossen hatte, während des Krieges mehr als 17 Millionen Thaler. In Sachsen verfuhren die Preußen ganz nach Art der Türken. So wurde z. B. einst in Leipzig, um mit Gewalt Geld herauszupressen, der ganze Magistrat auf die Pleißenburg gebracht, wo die ersten Kaufleute der Stadt schon seit mehreren Wochen ohne Licht, ohne Stühle, ohne Betten und sogar ohne Stroh gefangen saßen. 70 Kaufleute welche geflüchtet waren, wurden ihrer Güter beraubt. Ja sogar die Kirchengefäße ließ Friedrich wegnehmen. Diese harten Maaßregeln rechtfertigt Friedrich in seinen Schriften mit der Erklärung, er habe durch die Besetzung seiner westfälischen Länder jährlich an fünfthalb Millionen Thaler eingebüßt. Auch war seine ganze Provinz Preußen in der Gewalt der Russen, welche dieselbe schrecklich mitnahmen, obgleich ihre Kaiserin das Land sich hatte huldigen lassen und als ihr eigenes ansah. Was sollte er also machen? Uebrigens verfuhren seine Gegner zum Theil sogar noch ärger, als er. Die Russen hausten in Preußen und nachher in der Mark Brandenburg, gleich wilden Horden; und die Franzosen verübten nicht nur unter Soubise gegen ihre eigenen Bundesgenossen, die Thüringer und Sachsen, schauderhafte Gräuelthaten, sondern sie erlaubten sich auch unter Richelieu in Westfalen und Hannover empörende Erpressungen und Bedrückungen.

Die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig hatte ihre Unternehmungen schon am Ende des vorhergehenden Jahres begonnen. Sie setzte dieselben am Anfange des folgenden mit solchem Glücke fort, daß die Franzosen bereits im März das ganze Land jenseit der Elbe geräumt hatten. Wir können hier dem Kampfe dieses Heeres im Einzelnen nicht folgen, und heben daher nur einige besonders merkwürdige Punkte hervor. Schon im Anfange des Februar brachte Richelieu durch seine Ungeschicklichkeit und sein Betragen es dahin, daß der französische Hof sich genöthigt sah, ihn abzurufen. An seine Stelle kam der Graf von Clermont, ein Prinz von Geblüt, welcher gleich ihm ein Genosse der Ausschweifungen des Königs war, und sich ebenso wie er zugleich durch Schwelgerei und durch Unfähigkeit auszeichnete.

Dieser wich alsbald, ohne einen eigentlichen Kampf bestanden zu haben, bis an den Rhein zurück, und zwar so, daß sein Rückzug der eiligen Flucht nach einer völligen Niederlage glich. Freilich hatte Richelieu das Heer im elendesten Zustande zurückgelassen: die Soldaten litten den größten Mangel, während die Intendanten, Lieferanten und ähnliche Leute sich bereicherten, und die Disciplin war so zerrüttet, daß Clermont einst 52 Officiere auf einmal vom Könige cassiren lassen mußte. Ferdinand setzte im Juni über den Rhein, ohne daß die Feinde es merkten, und schlug dann bei Crefeld die Truppen Clermont's. Dieser ward hierauf ebenfalls abgerufen; und erst seinem Nachfolger, Contades, gelang es, das feindliche Heer, welches gleich darauf durch 12,000 Engländer verstärkt wurde, wieder über den Rhein zurückzudrängen. Im September rückte Contades durch Westfalen bis an die Lippe vor. Dahin sollte sich auch Soubise wenden, welcher Verstärkungen erhalten und durch den ihm untergeordneten Marschall Broglio bei Kassel bereits einen Sieg über eine Abtheilung der alliirten Armee erfochten hatte. Eine andere Abtheilung dieser Armee wurde nachher, in Folge der Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit ihres Führers, des Grafen Oberg, von Soubise bei Münden völlig geschlagen. Im darauf folgenden Winter ruhten die Waffen der Franzosen weil die Officiere ebenso wenig damals wie früher sich abhalten ließen, nach Paris zu gehen. Man überzeugte sich aber endlich am Hofe, daß Soubise nicht fähig sei, große Operationen zu leiten, und ernannte Contades zum Oberbefehlshaber der beiden Heere am Rhein.

In den übrigen Theilen von Deutschland war der Feldzug des Jahres 1758 ebenso arm an Entscheidung und ebenso reich an Verwüstungen, als in Westfalen und am Rhein. Dagegen ward die Provinz Preußen damals von den Russen, welche unter Fermor im Januar Königsberg besetzten, mit großer Schonung behandelt, weil sie dieselbe schon als eine russische Provinz ansahen. Um so ärger erging es aber den Provinzen Pommern und Brandenburg, als die Russen in diese eingedrungen waren. Friedrich selbst hatte zuerst Schweidnitz erobert und war dann, anstatt nach Böhmen zu ziehen, in Mähren eingefallen, wo er zwei Monate lang vergebens die Stadt Olmütz belagerte. Er gewährte dadurch dem General Daun die nöthige Zeit und Ruhe, um sein schlecht ausgerüstetes und noch ungeübtes Heer in besseren Stand zu bringen. Am 28. Juni begründete der östreichische General Laudon seinen Ruhm durch die Aufhebung eines großen Wagenzuges, der zur Versorgung von Friedrich's Heer bestimmt war. Friedrich sah sich dadurch, sowie durch die Fortschritte der Russen genöthigt, die Belagerung von Olmütz aufzuheben. Er machte damals (im Juli) einen viel gepriesenen Rückzug nach Schlesien, bei welchem

ihm indessen ebenso, wie bei seinem darauffolgenden Zuge gegen die Russen, die methodische Langsamkeit der Oestreicher nicht weniger förderlich war, als seine eigene Geschicklichkeit.

Die Russen bedrängten damals die Festung Küstrin, und auch die Schweden waren wieder hervorgekommen. Daun sollte die Unternehmungen Beider durch einen Zug nach Sachsen unterstützen; er zögerte aber so lange, daß Friedrich ihm durch einen schnellen Marsch zuvor kam, und so am 25. August den Russen allein unter Fermor bei Zorndorf, in der Nähe von Küstrin, eine Schlacht liefern konnte, in welcher beide Theile sich des Sieges rühmten, und welche die blutigste des ganzen Krieges war. Friedrich, dem in Wahrheit der Sieg geblieben war, hatte keine Ursache, ein zweites Treffen zu wagen, da die Russen nach kurzer Zeit freiwillig die verwüsteten Gegenden Pommerns und Brandenburgs wieder verließen, um in Polen und Preußen der Ruhe zu pflegen. Unterdessen hatte die Reichsarmee, deren Führer jetzt Friedrich von Pfalz-Zweibrücken war, sich wieder nach Sachsen geschlichen; sie war aber, als Friedrich's zweiter Bruder, Prinz Heinrich, nach einem glücklichen Zuge gegen die Franzosen herankam, vor diesem schnell nach Böhmen geflohen und nicht eher wieder zum Vorschein gekommen, als bis Daun Ende Juli nach Sachsen aufbrach. Friedrich folgte dem Letzteren nach, sobald die Russen sich aus Brandenburg weggezogen hatten. Weder er noch Daun wagte lange Zeit hindurch einen entscheidenden Schritt, bis endlich Friedrich, welcher den östreichischen General für gar zu ängstlich hielt, sich mit seinem nicht ganz 30,000 Mann starken Heere bei Hochkirch in Daun's Nähe lagerte, der unterdessen nach Sachsen vorgegangen war. Diese Unvorsichtigkeit benutzte Laudon, der ausgezeichnetste General des östreichischen Heeres, um die Preußen am 14. October plötzlich zu überfallen. Er eroberte ihr Lager mit dem ganzen Gepäck und 100 Kanonen und tödtete ihnen 9000 Mann, unter welchen auch der Marschall Keith war.

Friedrich wandte sich nach diesem Unglücke gegen Schlesien hin. Er kam, während Daun und der Hof-Kriegsrath sich über das, was zu thun sein möchte, bedachten, dem östreichischen Heere zuvor, und entsetzte in Schlesien die Festungen Neiße und Kosel. In Sachsen, wo Friedrich seinen Bruder Heinrich zurückgelassen hatte, ward Daun durch diesen zum Rückzuge genöthigt. Als Friedrich am 20. November aus Schlesien zurückgekehrt war, hatte sich Daun schon nach Böhmen zurückgezogen, und die Reichs-Armee, welche bei ihrem Zuge gegen Leipzig und Torgau nicht glücklicher gewesen war, als dieser, war nach Franken marschirt, um dort die Winter-Quartiere zu beziehen. Das Jahr endigte mit großen Leiden für das Land Sachsen, welches

Friedrich damals wie immer für die Sünden der Oestreicher und Russen büßen ließ.

In Frankreich hatte der Feldzug von 1758 eine vollständige Spaltung zwischen dem Hofe und der Nation herbeigeführt; denn Officiere und Soldaten, Damen und Belletristen huldigten dem Könige von Preußen als ihrem Helden. Es ward förmlich Mode, die Verbindung mit Oestreich zu verwünschen und den preußischen König zu bewundern. Dies ging so weit, daß ein französischer Schriftsteller jener Zeit sagt, man habe damals in den Gesellschaften, Theatern und Promenaden von Paris mehr Preußen als Franzosen zu sehen geglaubt, und die Wenigen, welche französisch gesinnt gewesen, hätten fast kaum wagen dürfen, sich zu äußern. Deutschland verlor übrigens durch diese Stimmung seiner leichtfertigen Nachbarn mehr, als man denken sollte. Seine Fürsten und unter ihnen gerade diejenigen, welche am ersten ein neues und besseres Leben hätten schaffen können, wurden dadurch, daß sie auf das zierliche Lob und die Manieren der Franzosen den größten Werth legten, ihrem Volke völlig entfremdet, und rissen durch ihr Beispiel auf lange Zeit auch den deutschen Adel mit sich fort. Friedrich II., sein Bruder Heinrich, der braunschweigische Prinz Ferdinand und der damals noch ganz junge Erbprinz Ferdinand von Braunschweig waren ihrer Bildung, ihrer Sprache und ihrem ganzen Wesen nach mehr Franzosen als Deutsche. Diese Herren beneideten diejenigen, welche in französischen Diensten standen, und erklärten, gelegentlich wohl mit einem bei der ohnehin übergroßen Eitelkeit der Franzosen doppelt übel angebrachten Compliment, laut, nur ihr Leib lebe in Deutschland, ihre Seele aber gehöre der französischen guten Gesellschaft an.

In Frankreich trat gegen das Ende des Jahres 1758 eine wichtige Aenderung ein. Es mußte nämlich der Kardinal Bernis, weil er der Finanznoth wegen Einschränkungen bei der Hofhaltung gemacht und den ganz unpopulären Krieg durch Unterhandlungen beendigt haben wollte, aus dem Ministerium treten; und an seiner Stelle übernahm der Herzog von Choiseul die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser behauptete sich nicht nur 12 Jahre lang, sondern er bemächtigte sich auch noch des Kriegswesens und der Finanzen; denn er verstand es, zugleich die Pompadour, den König, die Hofleute und die Männer der Voltaire'schen Richtung in der Litteratur für sich zu gewinnen. Er schloß sogleich einen neuen Vertrag mit Oestreich, welcher unbegreiflicher Weise diesem Staate noch mehr Vortheile gewährte, als der des Jahres 1756, und dagegen zu Gunsten Frankreichs durchaus nichts festsetzte.

Der Feldzug des Jahres 1759 begann mit einem Siege der Fran-

zosen. Prinz Ferdinand von Braunschweig wollte die Stadt Frankfurt am Main, deren Sonbise sich durch List bemächtigt hatte, angreifen, fand aber, als er heranrückte, nicht den Prinzen Sonbise, welcher damals noch in Paris schwelgte, sondern den kriegserfahrenen und vorsichtigen Broglio an der Spitze der Franzosen. Dieser würde unfehlbar überrascht worden sein, wenn er nach den von Paris empfangenen Befehlen gehandelt hätte; er folgte aber seiner eigenen Ansicht, und nahm anderthalb Stunden vor Frankfurt auf der Höhe von Bergen eine ungemein vortheilhafte Stellung ein. Hier erlitt dann Ferdinand, als er die Franzosen am 13. April angriff, eine Niederlage, die ihm 2300 Mann kostete. Er zog sich gleichwohl in völliger Ordnung unverfolgt zurück, und die Franzosen hatten von ihrem Siege keinen großen Vortheil, weil sie sich nur langsam in Bewegung setzten.

Nach dem Treffen bei Bergen drang Contades, welcher am 25. April beim Heere eintraf, im Juni und Juli bis über die Weser hinaus vor. Am 31. Juli wußte ihn aber Prinz Ferdinand bei Preußisch-Minden zu einer Schlacht zu bringen, deren Ausgang die Franzosen zum Rückzuge über den Rhein und Main nöthigte. In Betreff dieser Schlacht sind zwar dem Marschall Contades viele Fehler vorgeworfen worden; allein eine Hauptursache der von ihm erlittenen Niederlage bestand darin, daß bei einem von privilegirten Officieren commandirten Heere keine Einheit und Sicherheit in die Bewegungen zu bringen war, und daß mehrere der vornehmen Unter-Generale nicht nach den vom Feldherrn erhaltenen Befehlen, sondern nach ihren eigenen Ansichten handelten. Ein ähnlicher Fall kam übrigens auch bei den Siegern vor. Die Franzosen wurden nämlich nur dadurch vor gänzlichem Untergange bewahrt, daß ein englischer Reiter-Anführer, Lord Germain, dreimal dem Befehle des Prinzen Ferdinand keine Folge leistete. Er wurde dafür freilich nachher vor ein Kriegsgericht gestellt und schuldig befunden; nichtsdestoweniger aber ward er später Minister, leitete als solcher den nordamerikanischen Krieg mit der größten Nachlässigkeit, und wurde, als er sich in dieser Stellung nicht länger halten konnte, trotz des Widerspruchs vieler Pairs unter dem Titel Lord Sackville Mitglied des Oberhauses. Für die Franzosen war es nach der Schlacht bei Minden ein großes Glück, daß gleich darauf Prinz Ferdinand dem damals sehr bedrängten König Friedrich seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, welcher vorher über den Rhein gegangen war und dort einen Vortheil über die Franzosen errungen hatte, mit 12,000 Mann zu Hülfe schicken mußte. Dadurch wurde die alliirte Armee für den Augenblick so sehr geschwächt, daß die Franzosen ihre Winter-Quar-

tiere fast in denselben Gegenden beziehen konnten, in welchen dieselben ein Jahr früher gewesen waren. Uebrigens war im October der Oberbefehl dem Marschall Contades abgenommen und an Broglio übertragen worden.

Für diesen vierten Feldzug (1759) hatten Friedrich's Gegner einen Plan entworfen, nach welchem die Russen und eine östreichische Heeresabtheilung unter Laudon Schlesien, die Reichs-Truppen aber Sachsen erobern sollten. Die Russen, bei welchen Soltikoff das Commando übernommen hatte und Fermor blos als Rathgeber desselben zurückgeblieben war, rückten nur langsam vor; und der preußische General Dohna, welcher gegen sie geschickt worden war, erschwerte ihren Marsch so, daß sie erst im Juli die Oder erreichten. Dohna war zu vorsichtig gewesen, um sich mit ihnen in ein Treffen einzulassen. Er wurde deshalb von Friedrich, welcher die Russen allzusehr verachtete, abgerufen, und statt seiner erhielt Wedell das Commando. Dieser erfüllte den Willen des Königs, unter jeder Bedingung ein Treffen zu liefern. Er wurde jedoch, als er am 23. Juli die Russen bei Züllichau und Kay tollkühn angriff, völlig geschlagen. Seine Niederlage würde für die Preußen verderbliche Folgen gehabt haben, wenn nicht die beiden russischen Heerführer auf den Großfürsten Peter Rücksicht genommen und die Politik ihrer Kaiserin mißbilligt hätten. Sie zogen nach dem Treffen mit der größten Langsamkeit nach Frankfurt an der Oder. Daun, welcher mit dem Hauptheere der Oestreicher lange unthätig in der Lausitz geblieben war, hatte sich endlich in Bewegung gesetzt, um mit den Russen zusammen zu operiren, und den General Haddick zur Bedrohung von Brandenburg, sowie Laudon zur Verstärkung der Russen abgeschickt. Friedrich überließ seinem Bruder Heinrich das schwere Geschäft, den an Truppenzahl weit überlegenen Daun aufzuhalten. Er selbst wandte sich gegen Haddick und Laudon, konnte aber nicht verhindern, daß der Letztere, welcher 18,000 Mann anführte, sich am 7. August mit den Russen vereinigte.

Friedrich griff, nachdem er Wedell's Heer an sich gezogen hatte, schon am 12. August die Russen bei Kunersdorf unweit Frankfurt a. d. O. an. Er erlitt durch sie eine solche Niederlage, daß man ihn allgemein für verloren hielt, und daß er selbst anfangs an seinem Schicksale verzweifelte. Gerade jetzt aber zeigte sich seine an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geisteskraft im glänzendsten Lichte. Außerdem verschaffte die Uneinigkeit der Russen und Oestreicher ihm die Möglichkeit, sein nach allen Seiten hin zerstreutes Heer wieder zu sammeln, zu ordnen und zu vermehren. Laudon verlangte nämlich, daß man den erfochtenen Sieg zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen Berlin

benutze; Soltikoff wollte aber den Oestreichern nicht zur Herrschaft über Deutschland verhelfen, und blieb bis Ende August ruhig bei Frankfurt stehen, indem er behauptete, sein Heer habe in zwei Schlachten einen zu großen Verlust erlitten, um vor der Hand etwas weiteres unternehmen zu können. Er marschirte zwar endlich nach Schlesien, kehrte aber schon Ende October wieder nach Polen zurück. Unterdessen hatte Prinz Heinrich in Sachsen seine große Tüchtigkeit durch eine vortreffliche Kriegführung bewiesen, welche im Einzelnen hier nicht dargestellt werden kann. Er hatte namentlich eine Zeit lang die Vereinigung der Oestreicher und Russen zu verhindern gewußt. Im Spätherbst beging aber zum Unglück für Friedrich, welcher damals in Schlesien gegen Daun operirte, der preußische General Fink einen Fehler, in Folge dessen die aus 12,000 Mann bestehende Heeresabtheilung desselben mit ihrer ganzen Artillerie in die Hände der Feinde bei Maxen unweit Dresden fiel (21. November).

Der Kampf Ferdinand's von Braunschweig mit den Franzosen im folgenden Jahre (1760) endigte damit, daß beide Theile zuletzt fast ganz die nämlichen Stellungen einnahmen, die sie im vorhergehenden Jahre gehabt hatten. Der Erbprinz von Braunschweig machte damals einige glückliche Unternehmungen gegen die Franzosen und ihre deutschen Verbündeten; er wurde aber wegen derselben von Freund und Feind so sehr mit Lob überschüttet, daß er dadurch eine übertriebene Meinung von sich erhielt. Diese Selbsttäuschung mußte er lange nach dem siebenjährigen Kriege als Greis hart büßen.

Friedrich zeigte im Jahre 1760 mehr als je, was ein großer Geist an der Spitze einer tüchtigen Kriegsmacht gegen die Schulweisheit der Taktiker und Strategiker, gegen kalt berechnende Vorsicht und gegen eine Masse von Völkern, denen der belebende Geist mangelt, zu vollbringen vermöge. Sein Heer und sogar seine Generale waren nicht mehr die alten; seine Kassen waren erschöpft; Preußen war von den Russen besetzt, Westfalen dem Feinde preisgegeben; Sachsen, Schlesien und die Marken waren verwüstet. Er selbst zagte zuweilen und blickte zweifelnd in die Zukunft; aber er verzagte doch nie. Gleich im Anfange des Feldzuges von 1760, welcher auf dem schlesischen und sächsischen Kriegsschauplatze erst im Juni begann, hatte Friedrich das Unglück, ein Heer und eine Festung zu verlieren. Sein General Fouquet nämlich, in welchen er allzu großes Vertrauen gesetzt hatte, ließ sich am 23. Juni bei Landshut unvorsichtiger Weise mit Laudon in ein Treffen ein, welches nicht nur die Gefangennehmung von 6000 Mann, unter denen ihr tüchtiger Führer war, sondern auch die Aufreibung der geretteten Ueberreste des preußischen Heeres zur Folge hatte. Einige Wochen später wurde die wichtige Festung Glatz

durch ihren Commandanten, welchen derselbe Fouquet empfohlen und befördert hatte, dem Feinde übergeben.

Um diese Zeit hatte sich das östreichische Heer unter Daun endlich in Bewegung gesetzt, um aus Sachsen nach Schlesien zu ziehen; es wurde aber dadurch, daß Friedrich Dresden und die Reichs-Armee in Sachsen bedrohte, zur Umkehr genöthigt. Dresden wurde zwar durch Daun entsetzt; Friedrich hatte aber, ehe die Oestreicher erschienen, einen Theil dieser Stadt niedergebrannt. Breslau erlitt durch Laudon ein ähnliches Schicksal; Prinz Heinrich nöthigte aber die Oestreicher, die Belagerung dieser Stadt wieder aufzuheben. Friedrich eilte hierauf aus Sachsen nach Schlesien, und erfocht am 15. August bei Liegnitz über Laudon einen Sieg, welchen Soltikoff, Oberanführer der Russen, zum Vorwande nahm, um sich von den Oestreichern zu trennen und hinter die Oder zurückzugehen. Schon im September eilte Friedrich wieder an die Elbe, weil ein östreichisches Corps unter Lasey, welchem Soltikoff in Folge eines ausdrücklichen Befehles Verstärkungen zugesandt hatte, gegen Berlin hin zog. Lasey rückte am 9. October auch wirklich in Berlin ein. Diese Stadt und ihre Umgegend hatten allerdings von den Feinden zu leiden; doch war Lasey's Zug für sie weniger verderblich, als man gefürchtet hatte, weil die Russen von ihren Führern in Zucht gehalten wurden und diese, namentlich der russische General Todtleben, auch der Zerstörungslust des östreichischen Generals widerstanden. Schon am 13. verließen die Feinde Berlin wieder, und die Russen kehrten zu ihrem Hauptheere zurück. Dieses blieb in der nächsten Zeit ruhig stehen, während die Oestreicher in Sachsen mit den Preußen kämpften.

In Sachsen hatte die Reichs-Armee einige Vortheile über ein um die Hälfte kleineres preußisches Heer erhalten. Friedrich eilte daher noch spät im Jahre aus Schlesien herbei, um sich wieder an der Elbe festzusetzen. Er richtete seinen Marsch gegen die für ihn ungemein wichtige Festung Torgau an der Elbe, welche in den Händen der Feinde war und nicht blos durch Lasey's Heer, sondern auch durch Daun, der dem Könige aus Schlesien gefolgt war, gedeckt wurde. Der König wagte einen Angriff auf Daun, welcher bei Torgau eine sehr feste Stellung eingenommen hatte, und dadurch ward am 3. November die Schlacht bei Torgau, nächst der von Zorndorf die blutigste des ganzen Krieges, herbeigeführt. Die Preußen erfochten einen glänzenden Sieg, in Folge dessen Torgau in ihre Hände fiel. Dessenungeachtet war Friedrich's Lage eine verzweifelte. Er hatte von Sachsen nicht mehr im Besitze, als er im vorigen Winter gehabt hatte; dagegen war Brandenburg und ein Theil von Schlesien verwüstet; den anderen

Theil Schlesien's hatten die Oestreicher inne; im Westen endlich standen die Franzosen vom Rhein an bis nach Gotha und Göttingen hin. Zu allem diesem kam noch, daß der im August 1759 erfolgte Tod des Königs Ferdinand VI. von Spanien die Zahl, wenn auch nicht die Kraft der Feinde Preußens vermehrte, und daß Friedrich, seit im October 1760 auch Georg II. von England gestorben war, den Sturz seines einzigen treuen Bundesgenossen, des englischen Premier-Ministers Pitt, mit Gewißheit voraussah. Wir unterbrechen hier die Darstellung der Kriegsereignisse, um zunächst unseren Blick auf die Lage der Dinge in England, Frankreich und Spanien zu werfen.

5. England, Frankreich und Spanien zur Zeit des Ministeriums Pitt.

Pitt hatte, als er große Summen für den Krieg in Deutschland hergab, ganz richtig berechnet, daß diese den Engländern in Ostindien und Amerika reiche Zinsen tragen würden. Wir müssen daher jetzt zu dem, was während des siebenjährigen Krieges im fernen Osten und Westen geschah und meist über den großen Schlachten des festländischen Krieges in den Hintergrund gestellt wird, übergehen, werden uns aber dabei auf die Angabe der Hauptereignisse und ihrer Resultate beschränken. Die englische Nation erlangte damals in Ostindien und Amerika den ausgedehntesten Länderbesitz, sie erwarb unermeßliche Reichthümer, und ihre steigende Betriebsamkeit erhielt unbegrenzte Aussichten. Niemand ahnte freilich, daß der Gewinn an äußerem Wohlstande nimmer den Verlust ersetzen könne, welchen durch denselben der National-Charakter erlitt. Wer übrigens auch nicht geneigt ist, die Früchte einer blühenden Gewerbsthätigkeit und der mit ihr verbundenen Civilisation unbedingt zu preisen, wird doch gern eingestehen, daß die Engländer während der Regierung Georg's II. Frankreich aus der Stellung verdrängten, welche dieses seit Ludwig XIV. in Europa eingenommen hatte. Andererseits hatte die Bewunderung des englischen Wohlstandes und Staatswesens, welche seit Montesquieu Mode ward, wenigstens einen moralischen Vortheil für Europa. Man ward nämlich nach und nach überzeugt, daß Freiheit, Licht und rege Bewegung den Völkern auch äußere Vortheile gewähren oder mit anderen Worten, daß diese Dinge auch einen Geldwerth haben, den ja unsere Zeit als den alleinigen Maaßstab des Glückes anerkennt.

In Ostindien gab schon der Beginn des Kampfes zwischen England und Frankreich die Veranlassung zur Gründung des großen englisch-ostindischen Reiches, welches gegenwärtig (1854) fast 70

Millionen Einwohner zählt. Die Rüstungen der Engländer dienten nämlich dem Nabob von Bengalen zum Vorwande, um die damals noch unbedeutende englische Factorei zu Kalkutta zu zerstören; und bei dieser Gelegenheit beging er die unerhörte Grausamkeit, daß er 146 Engländer in die sogenannte schwarze Höhle, ein nur elf Fuß langes und 18 Fuß breites Gefängniß einsperren ließ, in welchem während einer einzigen Nacht 123 derselben unter schrecklichen Qualen starben (Juni 1756). Dadurch wurden die aus 2400 Mann bestehenden englischen Truppen, welche von Lord Clive, dem Cäsar des englischen Ostindiens, der vom Commis zum General avancirte, befehligt wurden, so sehr von Rachgier erfüllt, daß sie Kriegsthaten gleich denen von Pizarro's und Cortez Schaaren verichteten, aber auch gleich diesen entsetzliche Räubereien begingen. Schon im folgenden Jahre vernichtete Clive die französische Macht in Bengalen, und setzte an die Stelle des dortigen Nabobs einen anderen Mann, welcher dafür der englisch-ostindischen Compagnie, dem Lord Clive und den Soldaten desselben ungeheuere Summen bezahlen mußte. Ein Jahr später schickten die Franzosen ein Heer unter Graf Lally nach Ostindien. Dieser gerieth als jähzorniger, despotischer Mann mit allen Behörden, mit seinen eigenen Officieren und mit dem Admiral der französischen Flotte in Zwietracht, und beförderte dadurch die Fortschritte der Engländer. In wenigen Jahren wurden daher die Franzosen ganz aus Ostindien verdrängt, und nachdem sie im Anfange des Jahres 1761 auch Pondichery und Mahé verloren hatten, blieb ihnen von allen ihren Besitzungen im und am östlichen Weltmeere nichts als die Inseln Bourbon und Ile de France (östlich von Madagascar) übrig. Die englisch-ostindische Compagnie hatte dagegen ein großes Reich erobert.

Der Krieg in Amerika endigte ebenfalls unglücklich für die Franzosen. Sie verloren 1759 einen Theil ihrer westindischen Besitzungen, und schon im Herbst des folgenden Jahres war auch ganz Canada in der Gewalt der Engländer. Wir übergehen bei diesem Kriege alle Einzelheiten und erwähnen nur das Eine, daß die Engländer am 13. September 1759 unter den schwierigsten Umständen die Schlacht bei Quebec gewannen, welche dem siegenden General James Wolfe wie dem besiegten französischen Marquis de Montcalme das Leben kostete, aber auch unsterblichen Ruhm bei seinen Landsleuten erwarb. Auch in Afrika wurden die französischen Besitzungen von den Engländern erobert. Diese nahmen oder vernichteten außerdem in allen Meeren eine Menge Kriegs- und Handelsschiffe der Franzosen, und machten einige Male verheerende Landungen an der Nordküste von Frankreich.

Vergleicht man den Zustand von England und Frankreich bei Georg's II. Tode, so wird es begreiflich, warum Georg gerade am Ende seiner Regierung die Gunst seines Volkes gewann, und dagegen zu derselben Zeit Ludwig XV., den noch um 1744 das Volk fast abgöttisch verehrt hatte, von diesem verachtet und mit Spottliedern verfolgt wurde. England trug damals die Kosten eines Krieges in allen Welttheilen; es zog aber auch durch seine zunehmende Betriebsamkeit und den ihm ausschließlich zu Theil gewordenen Seehandel die Schätze aller Länder an sich, und der Leiter des englischen Staates, Pitt, wurde in ganz Europa als das Muster eines vortrefflichen Ministers und Mannes von königlichem Geiste gepriesen. Dagegen hatte Frankreich seine Colonieen und seinen Seehandel verloren; seine Schiffe wurden geschlagen oder weggenommen, seine Heere beschimpft; das Land war harten Steuerpächtern preisgegeben; man nahm sogar aus Kirchen und Privathäusern das Silber mit Gewalt weg, weil der Staatskredit erschöpft, die Steuern aber aufs Höchste geschraubt waren, und doch die Lustbarkeiten des Hofes nicht unterbrochen werden durften. Endlich waren die Leiter des französischen Staates, die Pompadour, der Kardinal Bernis und der Herzog von Choiseul, Leute, die man sogar solcher Verbrechen und Fehler beschuldigte, welche von ihnen offenbar nicht begangen worden waren.

Choiseul suchte, sobald er vom Ministerium Besitz genommen hatte, vor allen Dingen Spanien zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Zu derselben Zeit ward dieses Reich auch von Pitt gedrängt, einen Bund mit England zu schließen. Die Bemühungen beider Minister blieben fruchtlos, so lange Ferdinand VI. lebte. Als aber bei dessen Tode (1759) Karl III., bisher König von Neapel, den spanischen Thron bestieg, boten sich Choiseul die besten Aussichten auf Erfüllung seines Wunsches. Karl hegte nämlich nicht allein eine Zuneigung zu Frankreich, und war stolz auf den Namen eines Bourbonen, sondern Choiseul hatte ihn auch noch insbesondere dadurch gewonnen, daß er ihm behülflich gewesen war, daß er die Nachfolge in Neapel nicht, wie nach dem Aachener Frieden hätte geschehen sollen, seinem Bruder Philipp zu überlassen genöthigt war, sondern sie einem seiner Söhne (Ferdinand IV.) übertragen konnte. Der neue König von Spanien ließ sich daher auch gleich zu Anfang seiner Regierung mit Frankreich in Unterhandlungen ein, welche die innigste Verbindung der Bourbonischen Familien oder, wie man es nannte, einen Bourbonischen Familien-Pact zum Ziele hatten. Diese Unterhandlungen dauerten anderthalb Jahre lang, und wurden ebenso geführt, wie diejenigen, welche einst Kaunitz über ein enges Bündniß zwischen Oestreich und Frankreich geführt hatte. Man war nämlich

in Spanien dem Plane Choiseul's und Karl's III. nicht weniger abgeneigt, als man es in Frankreich der Verbindung mit Oestreich gewesen war, und die Unterhandlungen wurden deshalb hinter dem Rücken der Minister zwischen Choiseul, der Pompadour und dem König Ludwig einerseits und dem König Karl und seinem Gesandten zu Paris, Grimaldi, andererseits geführt. Während dieser Unterhandlungen ließ Choiseul den kriegführenden Staaten Friedensvorschläge machen, entweder weil er dadurch England über das, was zwischen Frankreich und Spanien vorging, zu täuschen hoffte, oder weil er der Forderung seines Königs entsprechen mußte, der einen Separat-Frieden mit England geschlossen haben wollte. Die Sache hatte aber keine Folgen, obgleich der Versuch zu einem förmlichen Kongreß gemacht wurde. England leitete hierauf eine besondere Unterhandlung mit Frankreich ein.

In England war nach Georg's II. Tode (1760) dessen dreiundzwanzigjähriger Enkel, Georg III., König geworden. Dieser besaß von Natur wenig Anlagen, und war von seiner Mutter und deren Freunde, dem Schotten Lord George Bute, zu nichts weniger als zu einem tüchtigen constitutionellen Könige erzogen worden. Man hatte den Prinzen fromm und bibelfest, aber auch scheu, ungelenk und eigensinnig gemacht und mit streng monarchischen Vorstellungen erfüllt. Als König nahm er daher sogleich großen Anstoß an den Ansichten und dem entschiedenen Charakter Pitt's, der, weil er den König an Geisteskraft weit überragte, und sich auf den Nationalwillen und das Nationalinteresse stützte, in seinen Augen ein Usurpator des königlichen Rechtes der Regierung war. Doch behielt Pitt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, selbst als Georg III. im März 1761 seinem Mentor und Freunde, dem übrigens unbedeutenden Lord Bute, einen Sitz im Ministerium gab. Pitt wurde erst ein halbes Jahr später durch die Wendung, welche die Unterhandlungen mit Spanien nahmen, zum Rücktritt genöthigt. Er erhielt nämlich von dem, was zwischen Frankreich und Spanien betrieben wurde, Nachricht, und schloß daraus mit Recht, daß die Verhandlungen der Franzosen mit England keinen anderen Zweck hätten, als den König von Spanien zum Abschlusse des Bourbonischen Familien-Vertrages zu drängen. Dieser Zweck wurde auch erreicht; denn Karl III. unterschrieb im August 1761 den Familien-Pact, durch welchen die verschiedenen Linien des Hauses Bourbon einander ihre Besitzungen verbürgten und sich in allen Kriegen zu gegenseitiger Bundesgenossenschaft verpflichteten. Sobald Pitt sichere Kunde von dem Abschlusse dieses Vertrages erhielt, verlangte er im Kabinet, daß man sogleich an Spanien den Krieg erkläre. Lord Bute und der König widersetzten

sich jedoch seinem Begehren, und nun nahm Pitt seinen Abschied (5. October 1761).

Die Unterhandlungen hatten den ohnehin langsamen Fortgang des Krieges in Deutschland verzögert. Dort konnten im Sommer 1761 die Franzosen, obgleich sie an Zahl dem Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig weit überlegen waren, gegen diesen nichts ausrichten: Ferdinand erfocht sogar im Februar des Jahres noch einen glänzenden Sieg, indem er sie in ihren Stadtquartieren in Hessen angriff und ihnen ihre Magazine nahm. Grund davon war nicht nur das überlegene Talent ihres Gegners, sondern auch die zwischen den beiden französischen Heerführern, Broglie und Soubise, bestehende Eifersucht und der fast unglaublich große Troß ihrer Truppen, welcher jede Bewegung erschwerte. Was das Letztere betrifft, so führten z. B. die vier Compagnieen adeliger Garde, von welchen jede aus 130 Mann bestand, nicht weniger als je 1200 Pferde mit sich. Während des Winters von 1761/1762 waren die Quartiere der Franzosen im westlichen Deutschland fast ganz dieselben, die sie im vorhergehenden Winter inne gehabt hatten.

Die Reichs-Armee und die Schweden spielten in diesem Jahre ihre traurige Rolle fort. Die Reichstruppen, deren Führer damals Serbelloni war, wurde durch kleine Heeresabtheilungen des Prinzen Heinrich leicht in Schranken gehalten. Die Schweden wagten sich freilich von Zeit zu Zeit bis in die Mark vor; aber sie wurden stets wieder zurückgetrieben. Sogar in Pommern faßten sie erst dann festen Fuß, als die Festung Colberg, welche von Heyden lange tapfer vertheidigt worden war, durch Mangel an Lebensmittel gezwungen wurde, sich dem russischen General Romanzoff zu ergeben (16. December). Selbst dann noch wurden die Schweden den Winter über in einem Theile von Pommern enge eingeschlossen gehalten, während die Preußen ihre Winterquartiere in Mecklenburg nahmen. Uebrigens war in diesem Jahre von der schwedischen Ständeversammlung der Krieg laut mißbilligt worden; die herrschende Oligarchie hatte aber dessenungeachtet denselben ebenso fortgesetzt, wie sie ihn früher ohne Befragung der Stände angefangen hatte.

In Sachsen stand Daun dem Prinzen Heinrich das ganze Jahr hindurch gegenüber, und es gelang ihm erst im November und December, die Preußen aus einem Theile dieses Landes zu vertreiben. Die Haupt-Entscheidung erwartete man während des Jahres 1761 in Schlesien, wo Friedrich den größeren Theil des östreichen Heeres unter Laudon gegen sich hatte. Allein es kam auch dort nur zu kleinen Gefechten, weil Friedrich sein zusammengeschwundenes Heer schonte, die Oestreicher durch eine meisterhaft gewählte Defensivstellung

im Lager von Bunzelwiz lähmte, und weil die Russen, auf welche Laudon wartete, sich erst spät und langsam in Bewegung setzten. Als sie endlich im Juli erschienen waren, zeigte ihr Führer Butterlin keinen rechten Ernst. Auch brach er schon am 9. September wieder aus Schlesien auf, und ließ nur 20,000 Mann unter Tschernitscheff zurück. Mit diesen unternahm dann Laudon die einzige wichtige Unternehmung, welche im Jahre 1761 von dem östreichischen Hauptheere gemacht wurde. Er erstürmte nämlich am 1. October Schweidnitz, in welches Friedrich, obgleich es nächst Magdeburg die bedeutendste Festung seines Reiches war, nur eine kleine Besatzung gelegt hatte.

Am Ende des Jahres befand sich der preußische König in einer verzweifelten Lage. Sein Heer war bis auf 60,000 Mann zusammengeschmolzen, und der Austritt Pitt's aus dem englischen Ministerium war für ihn ein härterer Schlag gewesen, als der Verlust von Schweidnitz, Colberg und einem großen Theile Sachsens. Pitt's Nachfolger, Lord Bute, erneuerte den Subsidienvertrag für 1762 nicht, und suchte, um seinen politischen Gegnern in England widerstehen zu können, ohne Rücksicht auf Preußen Frieden zu schließen. Er gab übrigens seine große Unfähigkeit recht deutlich dadurch zu erkennen, daß er, ungeachtet des für England glücklichen Ganges der Kriegsereignisse, blos um den Frieden wieder herzustellen, nicht nur den Oestreichern, sondern auch dem russischen Kaiser Peter III., welcher im Januar 1762 den Thron bestiegen hatte, und dessen Charakter und Gesinnung doch aller Welt bekannt waren, unvorsichtige und unverständige Eröffnungen machte.

6. Letzte Zeit des siebenjährigen Krieges.

In England war, sahen wir, Pitt am 5. October 1761 zum Austritt aus dem Ministerium gezwungen worden, weil er den Krieg an Spanien erklärt haben wollte. Schon am 2. Januar 1762 mußte sein Nachfolger, nachdem der Familien-Vertrag zwischen Frankreich und Spanien bekannt geworden war, sich zu diesem Schritte entschließen. Eine Flotte unter Admiral Rodney fuhr noch in demselben Monat von England ab, um die französischen Besitzungen in Westindien anzugreifen. Zu gleicher Zeit ward eine Land- und Seemacht gerüstet, welche die spanische Insel Cuba besetzen oder doch ausplündern sollte, sowie bald nachher eine andere gegen die Philippinen. Dagegen beschlossen die Spanier, das mit den Engländern verbündete Portugal in den Krieg hinein zu ziehen und ebenso zu behandeln, wie Friedrich II. Sachsen behandelt hatte. Sie fanden jedoch dort mehr Widerstand, als sie erwartet hatten, und sahen bald ihre Hoffnung vereitelt. In Westindien verloren die Franzosen noch im Jahre

1762 alle ihre Colonieen, und ihr ganzer dortiger Handel wurde ebenso vernichtet, wie der mit Ostindien. Auch Spanien, das weder zu Wasser noch zu Lande den Engländern gewachsen war, erlitt ungeheure Verluste. Der reiche Stapelplatz seines Handels, die westindische Stadt Havannah auf der Insel Cuba, wurde von den Engländern erobert. Das Gleiche widerfuhr im fernsten Ostasien dem wichtigen Platze Manilla. Die Engländer machten an beiden Orten unermeßliche Beute. Sie nahmen außerdem auf der offenen See zwei aus Amerika zurückkehrende spanische Staatsschiffe weg, von welchen das eine, die Hermione, für elf Millionen Gulden edle Metalle an Bord hatte, und als die reichste Beute, die England je zur See gemacht hat, angesehen wird. Dagegen gelang es den Spaniern, welche im Jahre 1762 nicht weniger als zwölf Linienschiffe verloren, nur ein einziges Mal, sich an den Gütern englischer Kaufleute zu erholen. Sie erbeuteten nämlich bei der Eroberung einer portugiesischen Colonie in Südamerika 26 reich beladene englische Handelsschiffe nebst großen Vorräthen aller Art.

Die Siege und Eroberungen der Engländer bereiteten dem König Georg III. und seinem Lord Bute große Schwierigkeiten. Beide waren gegen Friedrich II., der ihnen bei ihrer Beschränktheit und strengen Rechtgläubigkeit doppelt verhaßt war, im höchsten Grade eingenommen, und mußten den Frieden auch aus dem Grunde wiederherzustellen suchen, weil ihre Gegner in England immer zahlreicher wurden und jedes Mittel gegen sie in Bewegung setzten. Alle Whigs traten aus dem Ministerium; alle tüchtigen Geschäftsmänner dankten ab und wurden durch schlechte ersetzt; die Whigpartei begann sogar, die Gewalt roher Demokratie gegen einen König und einen Minister aufzubieten, welche zusammen der Nation Trotz boten. Diese Beiden wünschten daher sehnlichst, daß die Franzosen in Deutschland Vortheile erringen möchten, damit man gegen ihre dortigen Eroberungen die Zurückgabe einiger englischen Eroberungen in Asien und Amerika anbieten und so die Herbeiführung des Friedens möglich machen könne. Dazu war jedoch gerade im Jahre 1762 wenig Aussicht vorhanden.

Broglio hatte den Oberbefehl des französischen Heeres in Deutschland an den unfähigen Prinzen Soubise abgeben müssen, und dieser ließ sich vom Prinzen Ferdinand von Braunschweig, welcher damals fast ebenso viele Truppen hatte als Soubise, zurückdrängen. Dadurch gerieth ebenso das englische Ministerium in große Verlegenheit, wie der Herzog von Choiseul, welcher jetzt den Frieden gleichfalls wünschte und wegen desselben mit Lord Bute in geheime Unterhandlung getreten war. Der englische Minister machte dem franzö-

sischen heftige Vorwürfe über die Ungeschicklichkeit des französischen Feldherrn, und dieser erhielt hierauf den entschiedensten Befehl, wieder vorzurücken, es koste, was es wolle. Soubise vermochte jedoch nicht einmal seine Stellungen zu behaupten. Es war ihm daher sehr erwünscht, daß, trotz der Fortschritte seiner Gegener, schon am 3. November die Friedens-Präliminarien zwischen Frankreich und England zu Stande kamen. Prinz Ferdinand war ebenso, wie das englische Volk, über das Verfahren des Königs Georg sehr erbittert, und legte sogleich das Commando nieder. Dem Könige von Preußen gewährte der Abschluß der Friedens-Präliminarien zwar den Vortheil, daß er durch ihn der Franzosen entledigt wurde; er blieb aber von jetzt an ganz seinen eigenen Kräften überlassen. Zu gleicher Zeit hatte er den Schmerz, zu sehen, daß die Verhältnisse in Rußland sich nach kurzer Wendung zu seinen Gunsten abermals zu seinem Nachtheile änderten. Das Letztere führt uns auf die russische Geschichte zurück.

Am 5. Januar 1762 war die Kaiserin Elisabeth gestorben und Peter III. Beherrscher von Rußland geworden. Dies hatte dem preußischen Könige die erste Aussicht auf einen Ausgang aus dem Labyrinth eröffnet, in welchem er sich am Ende des Jahres 1761 befunden hatte. Peter war bekanntlich ein enthusiastischer Verehrer Friedrich's und folgte blind nur seinen Neigungen und Grillen. Er hatte daher kaum die Regierung angetreten, als er mit Preußen in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Er betrieb die Wiederherstellung des Friedens zwischen Preußen und Rußland mit der ihm eigenthümlichen krankhaften Ungeduld, ohne auf die Stimme seiner Minister und auf die Verträge, welche Rußland mit den Mächten des östreichischen Bundes geschlossen hatte, im geringsten Rücksicht zu nehmen. Schon am 23. Februar kündigte er den Verbündeten Rußlands seinen Rücktritt von ihrem Bunde an. Am 16. März wurde in Stargard ein Waffenstillstand zwischen Rußland und Preußen geschlossen. Schon am 5. Mai desselben Jahres endlich wurde dieser in einen Offensiv- und Defensiv-Vertrag umgewandelt; und noch ehe derselbe unterzeichnet war, erhielt Tschernitscheff, welcher nach Polen gezogen war, den Befehl, sich mit den Preußen in Schlesien zu vereinigen.

Eine unmittelbare Wirkung der in Rußland eingetretenen Veränderung war die Aussöhnung Schwedens mit Preußen. König Adolf Friedrich von Schweden war stets einem Kriege abgeneigt gewesen, welcher dem ärmsten Lande Europas von 1758 bis 1761 acht Millionen Thaler gekostet, und doch weder Ehre noch Vortheil gebracht hatte. Auch der am Ende des Jahres 1760 ausgeschriebene Reichstag, welcher bis zum Juni 1762 dauerte, hatte sich gegen den Krieg ausgesprochen. Derselbe Reichstag war zugleich mit starken

Beschwerden und Vorwürfen gegen die seit 1738 herrschende Oligarchie aufgetreten. Adolf Friedrich hätte daher diese leicht stürzen können, zumal da auch Peter von Rußland die schwedische Kriegspartei haßte; aber ehrlich und bieder, wie er war, blieb er seinem Eide getreu, und begnügte sich, den unter der Oligarchie verbreiteten Schrecken zur Herstellung des Friedens zu benutzen. Seine vom Reichsrath oft und viel gekränkte Gemahlin, Friedrich's II. Schwester, leitete die Unterhandlungen ein, wofür ihr nachher der Reichsrath öffentlich dankte. Schon am 7. April 1762 kam ein Waffenstillstand zu Stande, und am 22. Mai wurde zu Hamburg der Friede zwischen Schweden und Preußen unterzeichnet. Dieser führte in Betreff beider Staaten Alles auf den Stand vor dem Kriege zurück.

Die Freude Friedrich's über die Verbindung der Russen mit ihm war jedoch von keiner langen Dauer; denn schon am 10. Juli wurde Peter abgesetzt, und seine Gemahlin, Katharina II., bestieg den russischen Thron. Diese hatte zwar keine Lust, für Oestreich zu kämpfen, und ließ auch die Festungen des Herzogthums Preußen, dem bereits von Peter ertheilten Befehle gemäß, an die preußischen Truppen übergeben; allein sie rief doch ihr Heer, das sich erst kurz vorher mit den Preußen vereinigt hatte, nach Rußland zurück. Friedrich hatte indessen die kurze Zeit, welche Tschernitscheff bei ihm zubrachte, vortrefflich für seine Pläne benutzt. Es war ihm dabei vortheilhaft gewesen, daß die Oestreicher selbst mehr noch als Friedrich von Geldverlegenheiten gedrängt, im Herbst 1761 ihr Heer in Schlesien thörichter Weise sehr vermindert hatten. Er hatte, mit Tschernitscheff vereinigt, die Oestreicher unter Daun bis hinter die Festung Schweidnitz zurückgedrängt und vom Zusammenhange mit derselben abgeschnitten. Dies war am 21. Juli geschehen, als Tschernitscheff schon den Befehl erhalten hatte, die Preußen zu verlassen; der russische General hatte aber, dem Könige zu Gefallen die Ordre geheim gehalten, seinen Abzug um drei Tage verschoben und eine solche Stellung eingenommen, daß es schien, als wenn er Friedrich's Angriff auf die Oestreicher welche nichts von jenem Befehle wußten, unterstützen werde. Friedrich bot nachher Alles auf, um die Festung Schweidnitz zu erobern, weil er sich dadurch für die bevorstehenden Friedensunterhandlungen den Besitz von Ober-Schlesien sicherte und dort ebenso, wie in Thüringen und Sachsen, einen Ersatz für seine Festungen am Rhein fand, die noch in den Händen der Franzosen waren. Erst im October gelang es ihm, die Besatzung von Schweidnitz zur Uebergabe zu zwingen.

Unterdessen war die Reichs-Armee, deren Oberbefehl von Serbelloni auf zwei andere Führer übergegangen war, schon zweimal aus

Sachsen getrieben worden; und Serbelloni, welcher die dort stehenden Oestreicher commandirte, hatte sich so träge und ungeschickt benommen, daß die Preußen eine Zeit lang in Böhmen ungestört brandschatzen konnten. Im September wurde dann Serbelloni abgerufen und durch Haddick ersetzt. Dieser zog die ganze Reichs-Armee an sich, wurde aber durch den Prinzen Heinrich zurückgedrängt. Gleich darauf (29. October) erfocht Prinz Heinrich bei Freiberg einen glänzenden Sieg über die Reichs-Armee, durch welchen diese mehr als 7000 Mann verlor.

Die Schlacht bei Freiberg war die letzte des siebenjährigen Krieges; denn unmittelbar nachher wurden die Friedensverhandlungen zwischen Oestreich und Preußen begonnen. Die Einleitung zu denselben war durch den Kur-Prinzen von Sachsen zu Stande gebracht worden, welcher Alles aufbot, um sein unglückliches Land von den Leiden des Krieges zu erlösen. Die Bemühungen dieses Prinzen wurden dadurch gefördert, daß schon am 3. November England und Frankreich ihre Friedens-Präliminarien unterzeichnet hatten. Die Unterhandlungen zwischen Oestreich und Preußen begannen im December, nachdem vorher ein Waffenstillstand geschlossen worden war. Ein Glück war es, daß dieselben schon im Anfange des folgenden Jahres beendigt wurden; denn die meisten Länder Deutschlands waren durch den Krieg in einen unbeschreiblich traurigen Zustand versetzt worden. Westfalen, Hessen, die Marken, Schlesien und Böhmen waren mehr oder weniger gänzlich verwüstet; Sachsen war zu Grunde gerichtet, Hannover verarmt; Franken und Thüringen hatte noch ganz zuletzt der preußische General Kleist mit Brandschatzungen heimgesucht.

Der Friede zwischen England und Frankreich, welcher am 10. Februar 1763 in Paris unterzeichnet wurde, gewährte dem ersteren Reiche für seinen eigenen Vortheil Alles, was es nur erwarten konnte. Dagegen bewirkte der Haß Georg's III. und des Lord Bute, daß der Friedensvertrag einige gegen Friedrich II. feindselige oder doch hinterlistig abgefaßte Artikel enthielt. Diese betrafen die Räumung der von Frankreich besetzten preußischen Festungen am Rhein. Friedrich war sehr erbittert darüber, und zog schon Truppen zusammen, um die Franzosen mit den Waffen zu vertreiben, als der Abschluß seines Friedens mit Oestreich dem Streite ein Ende machte. England erhielt, nachdem es im Kriege die französische und spanische Seemacht zu Grunde gerichtet hatte, durch den Pariser Frieden Canada, Neu-Schottland, mehrere Inseln in Westindien, das Senegal-Land, Alles, was Frankreich seit 1749 in Ostindien besetzt hatte, Florida und andere überseeische Besitzungen der Franzosen und Spanier. Die englische Nation konnte also mit diesem Vertrage zufrieden sein, zumal

da die Beendigung eines Krieges, der ihre National-Schuld um 80 Millionen Pfund vermehrt hatte, schon an und für sich eine große Wohlthat war. Dessenungeachtet war und blieb die Erbitterung gegen Lord Bute und den König so groß, daß der Erstere wegen jenes Friedens schon im April seine Stelle niederlegen mußte, und daß in England eine demokratische Bewegung von ungewöhnlicher Stärke ausbrach, deren später ausführlich gedacht werden wird.

Zwischen Oestreich und Preußen ward der Friede auf dem in der Nähe von Leipzig gelegenen Hubertsburger Schlosse unterhandelt. Er ward am 15. Februar 1763 abgeschlossen, und führte Alles auf die Grundlage des Breslauer und Dresdener Friedens zurück, nur daß Friedrich noch versprach, als Kurfürst von Brandenburg seine Stimme zur Erwählung des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige zu geben. Unsägliches Elend vieler deutschen Länder, eine Schuldenmasse, welche nachher noch die Urenkel drückte, und die Vernichtung des Wohlstandes der erwerbenden Klassen waren also die einzige Frucht der Kabalen und des ausdauernden Strebens der frömmsten, tugendhaftesten und geliebtesten Fürstin in Europa: Schlesien blieb in preußischen Händen und das Wachsthum des preußischen Staates konnte von Oestreich nicht mehr auf die Dauer aufgehalten werden.

7. Rußland unter Peter III.

Katharina II. von Rußland konnte sich der Tugenden der Maria Theresia nicht rühmen; aber ihr Geist, ihre Bildung, ja sogar ihre geniale Ausschweifung und Verschwendung fanden in Europa eine größere Zahl von poetischen, philosophischen und rhetorischen Bewunderern, als die Frömmigkeit und Tugend der Maria Theresia. Dieselbe beschämende Erscheinung in Hinsicht auf das, was in der Welt und besonders in den höheren Ständen allein Geltung und Lob erhält, zeigt sich bei der Vergleichung der Kaiserin Katharina mit ihrem Gemahle, zu dessen Geschichte wir jetzt übergehen. Katharina wird noch immer gefeiert und bewundert, weil sie, genial über jede Rücksicht erhaben, ihren Gemahl bei Seite schob, das polnische Reich vernichtete, und ihren ältesten Sohn von der Regierung ausgeschlossen hielt. Peter III. dagegen ward trotz seines guten Willens und seiner wenigstens verhältnißweise reineren Moralität verachtet, gestürzt und ermordet, weil es ihm an Talent, Fähigkeit und Klugheit mangelte.

Peter III. hatte sich, schon während er noch Großfürst war, durch seine Spielerei mit seiner holsteinischen Garde, durch seinen wahrhaft lächerlichen Enthusiasmus für alles Preußische, durch seine Unwissenheit und durch die Verlegenheiten, welche seine Schulden ihm bereite-

ten, in den Augen der Welt als einen Mann dargestellt, dessen Geisteskräfte nicht im gesunden Zustande seien. Er flößte daher auch vom ersten Augenblicke seiner Thronbesteigung an, kein Zutrauen ein. Seine ersten Verordnungen zeugten von einem edeln Sinn und von dem besten Willen; sie ermangelten aber des russischen Stempels, und wurden, trotz der Warnung der guten Rathgeber, welche Peter an Wolkow und Woronzow hatte, mit krankhafter Eile gemacht und übereilt und ungeschickt ausgeführt. Er rief alle durch seine Vorgänger verbannten politischen Verbrecher, unter ihnen auch Biron und Münnich, zurück. Nur Bestuscheff ward von dieser Wohlthat ausgeschlossen, weil er sich früher mit Peter's Gemahlin zu dessen Sturze verbunden hatte. Peter schaffte ferner die Folter ab, und hob auch die schreckliche Polizei auf, welche unter dem Namen der geheimen Kanzlei auf furchtbare Weise Tyrannei übte. Diese geheime Polizei, welche über Verbrechen gegen den Staat und dessen Beherrscher zu richten hatte, stammte aus den barbarischen und grausamen Zeiten Iwan Wasiljewitsch's des Schrecklichen. Sie nahm weder auf Stand noch auf Verdienst Rücksicht; sie gestattete, während sie dem gemeinsten Ankläger Schutz gewährte, dem Beschuldigten kein Wort der Vertheidigung; sie schickte endlich jeden Angeklagten, wenn er auch durch einen mächtigen Freund vor dem Aeußersten gerettet worden war, nach Sibirien. Diese Anstalt entsprach dem Bedürfnisse einer Regierungsform, wie die russische ist, so sehr, daß sie unter verschiedenen Namen und Formen sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Peter III. beging deshalb mindestens eine Unvorsichtigkeit, als er gerade in dem Augenblicke, in welchem er durch andere Maaßregeln die Geistlichkeit und die Garden reizte, und zugleich seine eigene Gemahlin gegen ihn conspirirte, ein Hauptinstitut der russischen Regierung aufhob.

Peter entsagte ferner mit edler Aufwallung einem Theile seiner autokratischen Rechte, um dem russischen Adel Unabhängigkeit zu verleihen. Er war außerdem auf der einen Seite so verständig, die rohe und kostspielige Leibcompagnie seiner Vorgängerin zu entlassen; auf der anderen kränkte er aber das russische Heer dadurch, daß er dasselbe ganz nach preußischer Art zu kleiden und einzuüben befahl, und daß er, aus Vorliebe für sein kleines Herzogthum Holstein, sein holsteinisches Kürassier-Regiment für die russische Garde zu Pferde erklärte. Er machte sich noch dazu durch die preußische Uniform, die er an seinem eigenen Hofe trug, sowie überhaupt durch seine ganze äußere Erscheinung lächerlich. Er wagte endlich den thörichten Versuch, die Geistlichkeit und ihre Ceremonieen zu reformiren. Die Geistlichen sollten ihre langen Bärte ablegen, sie sollten ihre Kleidung ändern, und der äußere Cultus sollte ganz umgestaltet werden. Alles dies ließ

Peter zwar, als er Widerstand erfuhr, wieder fallen; allein er entzog doch dem Klerus die Verwaltung der geistlichen Güter, und erregte durch diese Maaßregel, welche nachher von Katharina II. leicht durchgesetzt wurde, allgemeine Unzufriedenheit. Uebrigens war es für die Geistlichkeit um so leichter, das Volk gegen den Kaiser aufzuregen, weil er gerade in demselben Augenblicke nicht nur den Bauern eine Kopfsteuer auferlegte, sondern auch die Unvorsichtigkeit beging, an seinem Hofe die Fasten abzuschaffen und viele kirchliche Gebräuche zu vernachlässigen.

Endlich brachte Peter durch einen thörichten Kriegszug, den er zu unternehmen beschloß, auch noch alle fremden Mächte außer Friedrich dem Großen gegen sich auf, weil von diesem seinem Vorhaben eine Erschütterung des europäischen Gleichgewichts zu befürchten war. Selbst Friedrich, der sich überhaupt in Beziehung auf Peter's Freundschaft sehr vorsichtig benahm, mißbilligte die Sache. Peter wollte nämlich denjenigen Theil seines Heimathlandes, welchen die Dänen im nordischen Kriege an sich gerissen hatten, wieder erobern, und keine Vorstellung seiner Rathgeber konnte ihn von der Thorheit dieses Unternehmens überzeugen. Während er jedoch mit dem Gedanken eines Rachezuges gegen Dänemark beschäftigt war, bildete sich, ohne daß er das Mindeste merkte, eine Verschwörung gegen ihn, welche von seiner eigenen Gemahlin ausging. Peter lebte schon als Großfürst mit Katharina in beständiger Zwietracht, und Friedrich der Große hatte sich vergebens bemüht, den Frieden zwischen Beiden dadurch zu erhalten, daß er den Großfürsten ermahnte, mit dem losen Leben seiner Gemahlin Geduld zu haben, da ja auch er selbst die Woronzow, eine sehr rohe und häßliche Dame, ihr vorzog. Peter benahm sich gegen seine Gemahlin auf eine solche Weise, daß man daraus am besten sehen kann, wie er an einer Krankheit des Geistes litt, die ihn heute zu unverständig kühnen Schritten trieb und morgen wieder in Verzagtheit und Unentschlossenheit herabdrückte. Er sprach sich bald öffentlich in den ungezogensten Ausdrücken über seine Gemahlin aus und drohte ihr mit dem Kloster, bald zeigte er sich gegen ihr anstößiges Leben gleichgültig, bezahlte ihre Schulden und machte ihr große Schenkungen. Katharina war eine sinnliche, dabei aber mit allen glänzenden Eigenschaften ihres Zeitalters ausgestattete Frau. Sie führte, während ihr Gemahl Tag und Nacht mit seinen Regierungsplänen beschäftigt und nebenbei in rohe Zerstreuungen versunken war, ein diplomatisches und russisches Leben. Sie war schon längst bis zu der Stufe hinaufgestiegen, auf welcher vornehme Leute jede bürgerliche Tugend als eine Thorheit verachten. Sie bedachte sich daher auch nicht, ihrem Gemahle, der sie entfernen wollte, zuvorzukommen, ob-

gleich ein solches Unternehmen schwerlich ohne seine Ermordung auszuführen war, welche sie so mittelbar veranlaßt, wenn auch keineswegs wie man lange geglaubt hat, befohlen hat.

Bei dem unverständigen und übereilten Betragen des Kaisers, bei der Unzufriedenheit der russischen Soldaten, bei der Abneigung der Geistlichkeit gegen Peter und bei der Erbitterung der fremden Mächte gegen ihn war es der Kaiserin nicht schwer, eine Verschwörung zu stiften. Die Seele derselben war die Schwester von Peter's Geliebten, die jüngere Woronzow, die sich Fürstin Daschkow nannte und in Hinsicht auf Grundsätze und Lebensweise der Kaiserin ebenso sehr glich, wie ihre ältere Schwester dem Kaiser. Die übrigen Hauptpersonen bei der Verschwörung waren: der später so sehr begünstigte Geliebte Katharina's, Gregor Orlow, nebst seinen vier Brüdern, der bekannte Kyrilla Rasumowsky, Chef des Regiments, dessen man sich bei der Ausführung der Sache bediente, der Graf Panin, Oberhofmeister des Großfürsten Paul und der General-Procurator Glebow, welcher Peter's ganzes Vertrauen besaß. Die Verschworenen benahmen sich so unvorsichtig, daß ihr Vorhaben nicht verborgen blieb; Peter war aber nach und nach auf unbegreifliche Weise gleichgültig und sorglos geworden, und ward von Wolkow, von Münnich, vom preußischen Gesandten, ja sogar von Friedrich II. selbst vergebens gewarnt. Selbst als er am Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung eine gerichtliche Anzeige erhielt, behandelte er die Sache wie eine Angelegenheit, welche keine Eile erfordere. Er blieb damals, anstatt sogleich nach Petersburg zu gehen, ruhig in dem nahen Lustschlosse Oranienbaum. Die Verschworenen beschleunigten daher die Ausführung ihres Vorhabens, die sie ursprünglich erst dann, wenn der Kaiser mit dem Heere gegen Dänemark ausgezogen sein würde, hatten beginnen wollen. Am 9. Juli 1762 gegen 7 Uhr Morgens kam Katharina von Peterhof in die Stadt, und ließ sich von den schon vorher durch Geld gewonnenen Garden den Eid der Treue schwören. Dann mußte der Erzbischof von Nowgorod in der Hauptkirche den Frevel der Empörung durch die Religion heiligen. Er ertheilte der Kaiserin zwar nur als der Vormünderin ihres ältesten Sohnes die kirchliche Weihe; allein in demselben Augenblicke, in welchem dies in der Kirche geschah, ward vor der Kirche Katharina als wirklich regierende Kaiserin ausgerufen, ohne daß irgend Jemand fragte, welches Recht eine deutsche Prinzessin an den russischen Thron habe. Nachher erkannten auch die übrigen Truppen und der Senat die neue Kaiserin an, die damit das früh ins Auge gefaßte Ziel ihres gewaltig strebenden Ehrgeizes erreicht hatte.

Selbst nachdem dies Alles geschehen war, hätte der Kaiser seinen

Sturz noch abwenden können; denn das ganze Reich stand ihm offen, und die Flotte sowie das gegen Dänemark gerüstete Heer waren noch nicht von seinen Feinden gewonnen. Auch ertheilten Münnich, Woronzow und Andere, welche bei ihm in Oranienbaum waren, die besten Rathschläge; namentlich würde der Erstere den Kaiser unfehlbar gerettet haben, wenn dieser sich ihm ganz anvertraut oder ihm auch nur unbedingte Vollmacht ertheilt hätte. Allein Peter, der von Oranienbaum nach Peterhof gegangen war, um seine Gemahlin zu suchen, war zu keinem bestimmten Entschlusse zu bringen, und verlor bald den Rest von Muth und Verstand, den er bis dahin noch besessen hatte. Die Verschworenen erhielten also Zeit, die nöthigen Anstalten zu treffen und ihm die Flucht unmöglich zu machen. Sie erließen ein lügenhaftes Manifest, erhitzten die Garden bis zur Wuth, schnitten dem Kaiser die Verbindung mit Narwa ab, schickten Befehle an das Heer und versicherten sich der Flotte. Am Abend zog Katharina mit 15,000 Mann nach Peterhof aus, um ihren Gemahl, welcher etwa 3000 Holsteiner und Russen bei sich hatte, nöthigenfalls mit den Waffen zu bekämpfen. Dieser war nach Kronstadt, wo die Flotte lag, geeilt; er wurde aber hier von den ausgestellten Posten zurückgewiesen, und hatte, als ihn Münnich dazu aufforderte, nicht den Muth, ihnen Trotz zu bieten. Er eilte nach Oraninenbaum zurück, wo er Morgens 4 Uhr (10. Juli) ankam und, jeden Gedanken des Widerstandes aufgebend, zwei flehende Briefe an seine Gemahlin schrieb, welche keinen derselben beantwortete.

Aus dem bisher erzählten geht deutlich hervor, daß Peter der Beherrschung eines großen Reiches weder würdig noch fähig war, und daß er früher oder später von der Regierung hätte entfernt werden müssen; die Art aber, wie dies geschah, ist darum nicht weniger grausenhaft. Das weitere Verfahren läßt uns aufs Klarste den Charakter und Werth der Bildung jener großen Welt erkennen, welcher Katharina und die Daschkow angehörten. Katharina und ihre Freunde verfuhren mit dem armen Manne roher und grausamer, als die Pariser Sansculotten mit Ludwig XVI. Sie bewogen durch Geld den Ueberbringer von Peter's zweitem Briefe, Ismailow, den Kaiser zu einer schriftlichen Abdankung zu bewegen. Sie versprachen ihm außerdem eine lebenslängliche Pension, den Generalsrang und einen der höchsten Orden, wenn er den Kaiser gefangen ihnen überliefere. Ismailow brachte Beides ohne große Mühe zu Stande. Er führte den Kaiser nach Peterhof, wo man dann dem unglücklichen Blödsinnigen auf schmähliche Weise begegnete. Die Siegerin schämte sich nachher nicht, nach der empörenden Behandlung des Mannes, dem sie doch allein den Schein eines Anspruches an den Thron verdankte, in Begleitung

ihrer frevelhaften Mithelfer von Peterhof nach Petersburg zurückzukehren. Sie suchte auch bei dieser Gelegenheit durch heuchlerische Andacht den Pöbel zu täuschen. Gleichwohl befürchtete man das Erwachen der heiligen Gefühle der Pflicht und des Mitleids in denjenigen Klassen, in welchen nicht vornehmer Müßiggang und glänzendes Schwelgen das Bewußtsein der Menschenwürde erstickt hatten. Es blieb daher kein Ausweg, als der, den Kaiser aus der Welt zu schaffen.

Peter wurde vom 10. bis zum 17. Juli auf einem Landhause bei Peterhof gefangen gehalten. Daß dies geschah ist allerdings nur mittelbare Schuld der Kaiserin, welche die Absicht gehabt zu haben scheint, ihn nach Holstein zurückzuschicken. Eines der Werkzeuge der Verschwörung, Gregor Orloff, der damalige Günstling Katharina's, hatte den Ehrgeiz, Gemahl der Kaiserin zu werden, und dazu mußte der gestürzte Kaiser ganz beseitigt werden. Alexei Orloff, der Bruder des Gregor, drang mit einigen Spießgesellen in das Gefängniß des entthronten Kaisers, begann mit diesem eine Rauferei und hier ward nun der unglückliche Mann auf so barbarische Weise erdrosselt, daß uns schaudert, die grausige Scene zu schildern. Wir begnügen uns zu bemerken, daß die Männer, welche theils der Mordscene beigewohnt und die Mörder ermuntert, theils selbst mit Hand angelegt haben, Reichthümer, hohe Stellen und glänzende Orden erhielten, und nachher in Rußland ebenso hoch geehrt lebten, als in Frankreich jene Anstifter republikanischer Mordthaten, welche zur Kaiserzeit absolut monarchisch geworden sind.

VIII. Bewegungen in der katholischen Kirche und Kämpfe der katholischen Regierungen mit dem Jesuitismus und Papismus.

1. Einleitung.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann im katholischen Europa ein Kampf gegen die Jesuiten, welche die momentane Aufhebung dieses Ordens, welcher in der Geschichte der Menschheit eine so wichtige Rolle gespielt hat, herbeiführte. Er ging, wie alle Aenderungen des Bestehenden, welche vor dem Beginne der französischen Revolution in Europa gemacht wurden, von oben her, von den Regierungen

selbst aus. Dieser Kampf galt jedoch nicht etwa der von den Jesuiten gepredigten Lehre oder der moralischen und religiösen Seite ihrer Ordens-Einrichtungen. Im Gegentheil, alle die Staatsmänner und Fürsten, welche damals die Unterdrückung des Jesuiten-Ordens herbeiführten, hatten gegen die von demselben gelehrten Glaubenssätze ebenso wenig etwas einzuwenden, als gegen die Lehren und Einrichtungen der Kirche überhaupt. Ihre Angriffe und Verfolgungen beruhten blos auf der politischen Bedeutung des Jesuiten-Ordens; sie gingen aus demselben Beweggrunde hervor, aus welchem man um das Jahr 1854 die demagogischen und demokratischen Vereine überall verfolgt. Die Jesuiten waren nämlich eine für die Regierungen sehr gefährliche Macht geworden. Sie hatten eine fast unbegrenzte Herrschaft über die Seelen der Menschen erlangt, bildeten einen Staat im Staate, und dienten blos ihrem General und dem Papste, welche Beide ganz andere Zwecke verfolgen, als die weltlichen Regierungen. In Bezug auf Dogmen war der Orden nur von der einen Seite her für die Regierungen gefährlich, daß er eine casuistische Moral predigte und sich von dem Grundsatze leiten ließ, der Zweck heilige die Mittel, wenn es auch wahr sein mag, das dieser Grundsatz nirgends von einem Jesuiten mit diesen ausdrücklichen Worten ausgesprochen worden sei. Der Jesuiten-Orden war endlich eine gefährliche Geldmacht geworden, welche durch die großen Handelsunternehmungen, die sie in Amerika und in Europa machte, und welche ihre gesellschaftliche Organisation die sich über die ganze Welt erstreckte, ihr erleichterte, alle bedeutenderen Geschäfte der Privatleute an sich zu bringen suchte. Diese Gefahr, mit welcher der Orden den materiellen Wohlstand der Staaten bedroht, gab auch den ersten Anlaß zur Bekämpfung desselben.

Ehe wir auf den Ausbruch des Kampfes selbst übergehen, dürfte es zweckmäßig sein, die Art und Weise anzudeuten, wie der Jesuiten-Orden seine Herrschaft über den Geist der Menschen befestigte. Er war ein über die ganze Welt verbreiteter Geheimbund zur Erhaltung der Religion und Hierarchie des Mittelalters, eine geistliche Aristokratie, welche jeden Fortschritt der Menschheit, außer dem materiellen, zu hemmen suchte. Er hatte ferner eine solche Einrichtung, daß er in alle Kreise und Verhältnisse des Lebens eingreifen und auf alle wichtigen Regierungsmaaßregeln wie auf alle bedeutenden Regungen im Volke Einfluß üben konnte. Der Orden zählte nämlich Mitglieder in allen Klassen und Ständen der Gesellschaft, weil man nach seinen Statuten ihm angehören und dennoch in der Welt verbleiben konnte. Er beherrschte durch Beichtstühle und durch Bußpredigten die Fürsten und den Adel, und kam also in den Besitz aller Geheimnisse. Ihm standen außerdem zur Erreichung seiner Zwecke die ausgedehntesten Geldmittel

zu Gebote. Er übte endlich nicht nur auf alle Lehranstalten des katholischen Europa einen überwiegenden Einfluß aus, sondern er besaß auch überall besondere Schulen für die gebildeten Klassen, in welchen der Unterricht nur von Mitgliedern des Ordens ertheilt ward. Vermittelst der in diesen Schulen eingeführten Lehrart bemächtigte sich der Jesuiten-Orden aller fähigen Köpfe und bildete sie, damit sie seinen Zwecken dienen könnten, zu Sophisten. Die beschränkten Schüler dagegen überließ er dem Staate zu seinen Geschäften, nachdem er dieselben mit todtem Wissen angefüllt und durch blos mechanische Uebung stumpf gemacht hatte. Gedächtnißwerk und Wissensdünkel, sowie kalter Verstand, nichtiger Aberglaube und leeres Spiel der Phantasie waren es, woran die Jesuiten-Schulen das ganze Leben und Wesen der Menschen zu knüpfen suchten. Wie weit dies ging, und wie sehr die Jesuiten als Lehrer den Geist der fähigsten jungen Leute gefangen zu nehmen und ihren Zwecken dienstbar zu machen verstanden, dürfte am besten aus einem Briefe erkannt werden, welchen der bekannte Philosoph Reinhold in seinem 15. Lebensjahre aus einem Jesuiten-Hause schrieb. Dieser Jüngling, welcher nachher der Aufhebung des Jesuiten-Ordens seine Befreiung aus den Fesseln der Geistessclaverei verdankte, als Mann zum Protestantismus übertrat und der erste Verbreiter der Kantischen Philosophie in Deutschland war, schrieb im September 1773 an seinen Vater unter Anderem folgendes: „Ich wage nicht, mit Wissen und Willen an Sie und das elterliche Haus zu denken, eine Sache, die ohne Verletzung der heiligen Regel nie anders geschehen darf, als in der Absicht, für Eltern und Angehörige zu beten. Ein so eifriger Christ, wie Sie, mein bester Papa, weiß beinahe so gut als ein Geistlicher, daß es heiligere Bande gibt, als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist und nur noch dem Geiste lebt, eigentlich keinen anderen Vater mehr haben kann, als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen heiligen Orden, keine anderen Verwandten als seine Brüder in Christo, und kein anderes Vaterland als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geistlehrer einstimmig behaupten, eine von den stärksten Ketten, mit denen uns Satan fest an die Erde schmieden will. Ich hatte auch wirklich mit diesem Erbfeinde unserer Vollkommenheit gestern Abend, die Nacht und den heutigen Morgen über einen fast ebenso beschwerlichen Kampf, als gleich im Anfange meines geistlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er mir Papa und Mama, Brüder und Schwestern — — — vor die Augen des Geistes."

Der erste Angriff auf die Jesuiten wurde, wie gesagt, dadurch hervorgerufen, daß diese ihre geistliche Stellung zur Gründung einer

weltlichen Macht und zur Erwerbung großer Reichthümer mißbraucht hatten. Obgleich nämlich durch eine päpstliche Bulle vom Jahre 1741 den Jesuiten jede Art von Handel und Gewerbe und jede weltliche Herrschaft über neubekehrte Völker untersagt worden war, so trieb der Orden doch nicht blos seine großartigen Geldgeschäfte fort, sondern er hatte auch in Südamerika einen besonderen Staat gegründet, und sich in demselben eine ganz unbeschränkte Herrschaft angeeignet. Dieser Staat war aus den Missionen hervorgegangen, welche der Jesuiten-Orden sowohl im spanischen als im portugiesischen Paraguay errichtet hatte. Er umfaßte einen sehr ausgedehnten Strich Landes, und die Jesuiten hatten sich die alleinige Regierung in demselben dadurch verschafft, daß sie die Bigotterie der Könige von Spanien und Portugal benutzt hatten, um von ihnen die übertriebensten Privilegien zu erhalten. Die Regierung und Verwaltung dieses Staates war so eingerichtet, daß eines Theils die bekehrten Indianer ein glückliches äußeres Leben hatten und den Jesuiten, von denen sie beherrscht wurden, unbedingt gehorsam und ergeben waren, und daß anderes Theils der Orden aus seinen amerikanischen Besitzungen stets große Reichthümer ziehen konnte. Die Herrschaft war eine ganz patriarchalische. Die Jesuitenväter, welche den einzelnen Missionen oder Bezirken als geistliche und weltliche Herrscher vorstanden, sorgten für die Bedürfnisse der Indianer, leiteten und lenkten das ganze Leben derselben und richteten Alles so ein, daß die Unterthanen allerdings glücklich und ohne Laster, aber auch gedankenlos und unselbstständig also nicht wie Menschen, sondern wie eine Herde Schaafe dahin lebten. Was die Indianer, deren Leben nach einer streng eingehaltenen Ordnung zwischen Ackerbau- oder Handwerks-Arbeiten, Religions-Uebungen und mäßigen weltlichen Vergnügungen abwechselte, durch ihrer Hände Fleiß erwarben, kam mit Abzug des zu ihrem Unterhalte Nöthigen in die Magazine der Jesuiten, und wurde von diesen in den Welthandel gebracht. Der Orden erwarb auf solche Weise Jahr aus Jahr ein sehr bedeutende Schätze. Um seiner Herrschaft für immer sicher zu sein, hielten die Jesuiten strenge darauf, daß kein Spanier und Portugiese den Fuß in das Land setzte. Auch schickte man in die amerikanischen Missionen keine spanischen oder portugiesischen Jesuiten, sondern nur solche, welche in anderen europäischen Ländern geboren waren.

Außer den sehr bedeutenden Geldmitteln, welche der Orden aus seinen amerikanischen Besitzungen zog, wußte derselbe auch im übrigen spanischen und portugiesischen Amerika seine Einkünfte zu vermehren. Die Jesuiten zeigten sich dort überall ebenso habgierig als herrschsüchtig. Sie brachten nach und nach fast alle Zehnten, welche dem

Staate oder den Dom-Kapiteln gehörten, an sich, und fragten überhaupt weder nach den Rechten der anderen Geistlichen, noch nach denen der Krone. Schon in den Berichten, in welchen der Erzbischof von Mexiko, Johann von Palafox, um 1722 dem Papste das Treiben der Jesuiten wahrheitsgetreu schilderte, heißt es unter Anderem: fast das ganze Vermögen von Südamerika sei in den Händen der Jesuiten; zwei ihrer Collegien besäßen allein nicht weniger als 300,000 Schafe; in der einzigen Provinz Mexiko gehörten ihnen die sechs größten Zuckersiedereien, von denen einige jährlich 100,000 Thaler einbrächten; der Orden besitze Landgüter von mehreren Meilen im Umfange, sowie viele sehr ergiebige Silbergruben u. s. w.

Diese Uebergriffe und Anmaaßungen hatten schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts laute Beschwerden hervorgerufen; der Orden hatte aber, im Vertrauen auf den Einfluß, den er vermittelst des Beichtstuhles ausübte, stets ebenso den königlichen Gerichten, wie den päpstlichen Befehlen Trotz geboten. Dies war namentlich 1741 geschehen, als der Papst die obenerwähnte Bulle erlassen hatte. Die Jesuiten hatten damals sogar den Erzbischof von Mexiko, Johann von Palafox, genöthigt, sich vor ihnen ins Gebirge zu flüchten. Ja, sie verfolgten diesen würdigen, wahrhaft religiösen Mann nachher auch im Tode noch; denn sie bewirkten, daß seine Berichte an den Papst von der Inquisition verdammt und durch Henkers Hand verbrannt wurden. Zum Glücke nahm sich der spanische König Karl III. der Religion in der Person des noch im Grabe verfolgten Erzbischofs an, indem er die Inquisition zum Widerrufe ihres Urtheilsspruches nöthigte, die Berichte des wackeren Mannes drucken und verbreiten ließ, und sogar die Heiligsprechung desselben bewirkte. Der mächtige Orden wußte jedoch nachher auch auf diesen König Einfluß zu erlangen; und es bedurfte einer politischen Unvorsichtigkeit der Jesuiten, um erst nach längerer Zeit es den spanischen Ministern möglich zu machen, ihren König zu ernstlichen Maaßregeln gegen den Orden zu bewegen.

Im Jahre 1750 nämlich, als zwischen Spanien und Portugal ein Vertrag über Streitigkeiten beider Mächte unter einander geschlossen worden war, wagten die Jesuiten Widersetzlichkeiten und zuletzt sogar einen förmlichen Krieg mit Portugal. Der Zwist der genannten zwei Mächte hatte hauptsächlich die an der Mündung des la Plata Flusses gelegene Colonie San Sacramento betroffen, und war dadurch entstanden, daß die Spanier die beiden Ufer jenes Flusses in Anspruch nahmen. Da man nun einerseits in Portugal glaubte, daß das Land Paraguay reiche Goldlager enthalte, und da andererseits Spanien die Portugiesen aus jener Colonie, welche der spanischen Provinz Buenos Ayres zu nahe lag, entfernt zu sehen wünschte: so kamen

beide Staaten über einen Tauschvertrag überein, kraft dessen die Spanier San Sacramento erhalten und dafür den Portugiesen den spanischen Theil von Paraguay abtreten sollten. Diesem Vertrage widersetzten sich die Jesuiten. Auch wußten sie durch ihren Einfluß am spanischen und portugiesischen Hofe die Ausführung desselben zu verzögern. Ja, sie waren sogar nahe daran, zu bewirken, daß statt dieses Vertrages ein anderer geschlossen würde. Alle ihre Bemühungen scheiterten jedoch zuletzt an dem Umstande, daß die Regierung von Portugal in die Hände eines Ministers gekommen war, der mit unerschütterlicher Festigkeit sein Vaterland aus den Banden des Mittelalters zu befreien suchte und Alles, was sich der autokratischen Gewalt der Regierung widersetzte, mit rücksichtsloser Härte niederschlug. Dieser Mann war Joseph Carvalho, (geb. 1699) Marquis von Pombal. Er hielt nicht allein den geschlossenen Tauschvertrag aufrecht, sondern er bewirkte auch die Absendung eines spanischen und eines portugiesischen Commissärs, um denselben in Ausführung zu bringen. Diese beiden Commissäre ordneten die ganze Angelegenheit. Als sie jedoch den Beschluß faßten, das Land Paraguay an Portugal abzutreten und die Eingeborenen in andere Gegenden zu versetzen, erhoben sich diese zu einem gewaltsamen Widerstande.

In Paraguay erschienen hierauf alsbald spanische und portugiesische Truppen, und da sich die Indianer dessenungeachtet nicht fügten, so kam es zu einem förmlichen Kriege, welcher mehrere Jahre lang dauerte. Das spanisch-portugiesische Heer besiegte zuletzt die ungeübten Indianer, und der Kampf mit ihnen ward 1755 auf ebenso gräßliche Weise beendigt, wie einst der Kampf eines Cortez und Pizarro mit den blühenden Reichen von Mexiko und Peru. Das Land wurde zu einer Einöde gemacht, seine Cultur vernichtet; die armen Jesuiten-Zöglinge aber, welche nicht der Krieg hingerafft hatte, wurden entweder als Sclaven in andere Gegenden geschleppt, oder sie mußten in jene Urwälder, Wüsten und Gebirge zurückfliehen, aus denen die Jesuiten sie geholt hatten. Es läßt sich deshalb auch der Krieg, welchen die Jesuiten in Amerika veranlaßt hatten, von zwei Seiten her betrachten. Auf der einen Seite nämlich ist es empörend, daß ein geistlicher Orden um seiner weltlichen Herrschaft willen Blutvergießen veranlaßte. Auf der anderen Seite dagegen kann man den Jesuiten nicht zürnen, daß sie den geistlich-weltlichen Staat, den sie geschaffen hatten, um jeden Preis zu erhalten suchten. Dieser Staat war, wenn er auch keine selbstständige Entwickelung der Individuen gestattete, doch jedenfalls besser, als alles das, was später der Liberalismus in jenen Ländern geschaffen hat. Die gewaltsame Ausführung des Vertrages aber, welcher zwischen Spanien und Portugal

geschlossen worden war, entzog die Glieder einer glücklichen Familie der strengen, aber väterlichen Fürsorge ihrer seitherigen Gebieter, und gab die Schafe einer treu bewachten Herde den Wölfen preis. Nicht in Amerika, wo die Jesuiten äußeres Glück schufen, sondern in Europa, wo sie jeden Fortschritt hemmten, jedes ihnen nützliche Laster entschuldigen und entsühnen, verdienen sie den Fluch der Menschheit. In Amerika erscheinen vielmehr die sonst so prosaisch-praktischen Jesuiten als edle Schwärmer, welche im Kampfe mit diplomatischer und administrativer Prosa erlagen. Uebrigens hatte man den Aufstand der Indianer ganz allein den Jesuiten zugeschrieben, weil diese bei dem unbedingten Gehorsam, den ihre Beichtkinder ihnen bewiesen, die Indianer leicht hätten zur Unterwerfung unter die königlichen Befehle bewegen können. Aus diesem Indianer-Aufstande sind daher auch die Maaßregeln herzuleiten, welche später zuerst in Lissabon und dann in Paris und Madrid gegen den Jesuiten-Orden ergriffen wurden, und zuletzt die Aufhebung desselben herbeiführten.

2. Verfahren gegen die Jesuiten in Frankreich.

Unmittelbar nach der Bekriegung der Jesuiten und ihrer Schützlinge in Amerika wurde durch einen gerichtlichen Proceß, den die Jesuiten in Frankreich veranlaßten, aller Welt kund, daß der Orden nicht nur trotz des päpstlichen Verbotes Handel und Wucher treibe, sondern daß er sogar von der bei ihm geltenden Casuistik Gebrauch mache, um seine Gläubiger zu betrügen. Der Jesuit La Valette, General-Superior des Ordens in einem Theile Westindiens, trieb einen sehr bedeutenden Handel, und seine Speculationen wurden schon 1747 mit dem Gelde und Kredit des Ordens unterstützt. Er stand mit den Haupt-Seeplätzen Europa's in Verkehr, und hatte überall Commanditen und Factoreien. Als aber 1755 ein Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach wurden La Valette's Schiffe von den Engländern weggenommen, und in Folge davon mußte nicht nur eines der größten Handelshäuser in Marseille, welches für die ihm consignirten Waaren jener Schiffe Wechsel übernommen hatte, seine Zahlungen einstellen, sondern dieser Bankerott hatte auch den Fall vieler anderen Häuser zur Folge. Alle, welche in Schaden gekommen waren, wandten sich an die französischen Gerichte. Sie klagten auf Schadenersatz von Seiten des Ordens selbst, weil dieser bisher La Valette's Handel verbürgt hatte. Die Jesuiten waren jedoch mächtig genug bei Hofe, um im August 1760 einen Kabinets-Befehl zu erwirken, durch welchen alle jene Processe an die große Kammer des Pariser Parlaments verwiesen wurden.

Die Jesuiten hatten gehofft, daß die Anklage gegen sie in der

großen Kammer begraben werden könne; sie täuschten sich aber hierin sehr. Das Parlament bestand nämlich nicht nur an und für sich selbst größtentheils aus Jansenisten oder mit anderen Worten aus Todfeinden der Jesuiten, sondern es wurde auch noch von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzoge von Choiseul, einem Anhänger der neuen französischen Philosophie, insgeheim zur Verfolgung der Jesuiten angestachelt. Daher war es denn auch nicht zu verwundern, daß das Parlament den Orden zur Bezahlung aller eingeklagten Wechsel, sowie zum Schadenersatze verurtheilte. Ja, die Sache nahm sogar eine weitere, für den Orden verderbliche Wendung. Es war nämlich zunächst sehr schlimm für ihn, daß in den Parlamenten alle Processe öffentlich verhandelt wurden; denn es kamen bei Gelegenheit seines Processes Dinge an den Tag, über welche ganz Europa erstaunte. Außerdem blieb aber auch das Parlement in seinem Hasse gegen die Jesuiten nicht bei der Behandlung der ihm vorgelegten Processe stehen, sondern es ging bei dieser Gelegenheit in seinen Beschlüssen noch viel weiter. Es verbot allen Geistlichen die Betreibung von Handelsgeschäften, und ordnete zugleich eine Untersuchung darüber an, ob und in wie fern der Jesuiten-Orden mit den Gesetzen des Reiches im Widerspruche stehe. Zwar hatte sich gleich anfangs König Ludwig XV., von seinem Beichtvater bestürmt, der Ausführung des vom Parlament erlassenen Urtheiles widersetzt; dies half aber nichts, weil die französischen Parlamente gleich dem deutschen Reichs-Kammergerichte zwar im Namen des Herrschers, aber unabhängig von ihm (als cours souveraines) richteten. Ebenso wenig nützte dem Orden das jesuitische Hülfsmittel, daß man das ganze Verfahren des Parlaments als einen Act des Parteihasses der Jansenisten zu verdächtigen suchte. Das Parlament erklärte sogar in zwei ausführlichen Urtheilssprüchen, welche gedruckt und verbreitet wurden, das ganze Institut des Jesuiten-Ordens und alle über dessen Einrichtung erlassenen Bullen des Papstes für Verletzung der französischen Reichs-Grundgesetze, verbot den Jesuiten, Novizen anzunehmen und Schulen zu halten, verdammte alle casuistischen Schriftsteller des Ordens als Verbreiter aufrührerischer Lehren, und befahl die Verbrennung ihrer Schriften durch Henkers Hand (August 1761).

Vergebens befahl der König, daß die Ausführung dieser Parlamentsbeschlüsse auf ein ganzes Jahr verschoben werden solle; vergebens erließ fast der ganze französische Klerus eine Schutzschrift für die Jesuiten. Das Parlament, stolz auf seine Rechte als souverainer Gerichtshof, beharrte auf seinen Beschlüssen, und antwortete der Geistlichkeit mit einer ausführlichen Rechtfertigung seines Verfahrens. Der

König selbst wurde schwankend, da auf ihn bald sein Beichtvater und der Klerus für die Jesuiten, bald der Herzog von Choiseul und die Pompadour gegen dieselben einwirkten. Er suchte die Jesuiten zu bewegen, daß sie selbst einige anstößige Punkte in ihrer Verfassung änderten; der Ordens-General Ricci gab ihm aber die charakteristische Antwort, der Orden müsse bleiben, wie er sei, oder lieber ganz untergehen. (Sint ut sunt, aut non sint!) Nach dieser Erklärung setzte der König dem Pariser Parlamente, an welches auch die anderen Parlamente Frankreichs sich angeschlossen hatten, keine weiteren Hindernisse entgegen. Das Parlament brachte hierauf nicht nur seine Beschlüsse in Ausführung, sondern es erklärte auch am 6. August 1762 den Jesuiten-Orden für aufgehoben. Jetzt übernahmen der Erzbischof von Paris und der Papst die Vertheidigung des Ordens; aber auch ihre Bemühungen waren vergeblich. Das Parlament ließ den Hirtenbrief, welchen der Erzbischof zu Gunsten des Ordens veröffentlicht hatte, im Januar 1764 durch Henkers Hand verbrennen, und befahl die Verhaftung des Erzbischofs, gegen welche jedoch der König diesen dadurch schützte, daß er ihn aus seinem Sprengel verbannte. Papst Clemens XIII. hatte zwei Breven zu Gunsten des Ordens nach Frankreich geschickt; das Parlament erklärte aber nicht nur Beide für Angriffe auf die Verfassung Frankreichs, sondern es verbot auch die Bekanntmachung aller von Rom kommenden Briefe und Schriften, und befahl allen Jesuiten, binnen einem Monat Frankreich zu verlassen.

So durchgreifende Beschlüsse konnten freilich ohne Zustimmung des Königs wohl gefaßt, aber nicht in Ausführung gebracht werden; und diese Zustimmung ward nicht ertheilt, weil der Hof mit den Parlamenten wegen anderer Dinge in Zwist war und das Verfahren gegen die Jesuiten mißbilligte. Erst im December 1764 gab der König eine Entscheidung; diese fiel aber sowohl zu Ungunsten des Pariser Parlaments, als der Jesuiten aus. Es wurden nämlich einerseits alle Beschlüsse, welche das Parlament gegen die Jesuiten erlassen hatte, für ungültig erklärt und andererseits der Jesuiten-Orden kraft königlicher Machtvollkommenheit in Frankreich gänzlich verboten. Nur die eine Vergünstigung gewährte die königliche Entscheidung den Jesuiten, daß ihnen erlaubt wurde, in Frankreich zu bleiben, wenn sie den Gesetzen des Reiches Gehorsam leisten und sich in jeder Hinsicht als getreue Unterthanen erweisen würden.

3. Pombal und die Jesuiten in Portugal.

Noch ehe man in Frankreich den Jesuiten-Orden aufgehoben hatte, war dasselbe auf eine weit härtere Weise auch in Portugal geschehen. Das ganze dortige Verfahren gegen die Jesuiten ging von einem ein-

zigen Manne, dem Minister Pombal aus. Dieser hatte lange Zeit zu London und Paris diplomatische Geschäfte besorgt; er hatte daher die französische Philosophie und die neuen Einrichtungen europäischer Staaten kennen gelernt und, als er 1750 nach Portugal zurückkehrte, die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Landsleute durch die Jesuiten, in deren Händen die Regierung und aller Unterricht lag, um mehr als ein Jahrhundert hinter dem übrigen Europa zurückgehalten worden wären. Da er in Wien die Gräfin Daun geheirathet hatte, welche mit der Gemahlin des portugiesischen Königs Johann V., einer östreichischen Prinzessin, sehr befreundet war, so erlangte er gleich nach seiner Rückkehr einen großen Einfluß auf die Regierung. Bald nachher starb Johann V., und unter dessen Sohn und Nachfolger, Joseph Emanuel, welcher ganz unter der Leitung der Königin-Wittwe stand, wurde Pombal nicht blos Minister, sondern er erhielt auch einen Einfluß, wie ihn bis dahin noch nie jemand in Portugal gehabt hatte. Er behauptete denselben während der ganzen Regierung Joseph Emanuel's, obgleich seine Grundsätze und die ganze Art seines Auftretens mit dem Wesen dieses Königs nicht im geringsten übereinstimmten. Pombal war nämlich ein äußerst kräftiger, energischer Mann, und besaß von Natur alle Eigenschaften eines Despoten. Joseph Emanuel dagegen war ein träger, wollüstiger, abergläubischer und feiger Fürst, der sich auf kindische Weise vor aller Welt, selbst vor seiner eigenen Gemahlin fürchtete, und bei dem entschlossenen Pombal, der ihn absichtlich ängstlich und argwöhnisch erhielt, Schutz suchte und fand.

Pombal machte 1755 dem Jesuitenstaate in Amerika auf die oben angegebene Weise ein Ende. Unmittelbar darauf begann er einen Vernichtungskampf gegen die Jesuiten in Portugal selbst. Diesen Kampf führte er zwei Jahre lang nur im Stillen, weil die Jesuiten am portugiesischen Hofe zu fest gewurzelt waren, als daß man es gleich anfangs offen mit ihnen hätte aufnehmen können. Sie selbst gaben ihm jedoch bald Gelegenheit, mit dem größten Nachdruck gegen sie zu verfahren, als sie die politischen Reformen Pombal's und die Härte, mit welcher diese durchgeführt wurden, benutzten, um ihn zugleich bei der königlichen Familie und beim Volke als einen gottlosen, gefährlichen Menschen zu verdächtigen. Sogar einen Aufstand, welchen eine seiner Verfügungen über den Handel in Oporto erregt hatte, gaben sie ihm allein und unmittelbar Schuld, indem sie behaupteten, Pombal habe denselben angestiftet, um den Jesuiten-Orden in ihn verwickeln zu können. Pombal dagegen richtete die Waffe, die man gegen ihn gebrauchen wollte, gegen die Jesuiten selbst. Er erklärte den Aufstand für ein Werk der Jesuiten, und benutzte zugleich alle seitherigen Aufhetzereien derselben, um den feigen König in Schrecken zu setzen und zu einer äußerst feindseligen Maaßregel gegen den Orden zu bewegen.

Der König glaubte wirklich, daß nur Pombal's Energie ihn gegen die Jesuiten, sowie gegen seine eigene von diesen aufgereizte Familie schützen könne. Er ertheilte daher, durch Pombal bewogen, im September 1747 den Befehl, daß alle Jesuiten vom Hofe entfernt und durch andere Geistliche ersetzt werden sollten. Gleich nachher ließ Pombal zwei officielle Schriften drucken, in welchen das Verfahren gegen die Jesuiten durch Nachweisungen über das Treiben derselben in Südamerika und Portugal gerechtfertigt und alle Monarchen aufgefordert wurden, die Jesuiten als Feinde der Fürstenmacht zu verfolgen. Diese beiden Schriften wurden in ganz Europa vertheilt, und trugen nicht wenig zu den Maaßregeln bei, welche nachher auch von anderen Regierungen gegen den Orden ergriffen wurden. Pombal ließ sie auch dem Papst Benedict XIV. überreichen und zugleich von demselben eine gänzliche Reform des Ordens verlangen. Der Papst gab den Forderungen des Ministers nach, und ernannte im April 1758 den portugiesischen Patriarchen und Erzbischof Saldanha zum Visitator und Reformator des Jesuiten-Ordens in Portugal. Dieser erklärte schon im Mai die Jesuiten für schuldig, dem päpstlichen Verbote zuwider Handel und Wucher getrieben zu haben. Zwei Monate später untersagte er ihnen das Predigen und die Abhaltung von Beichten, weil sie Beides zur Aufreizung des Volkes benutzt hätten. Gleich darauf erhielt jedoch in Folge von Benedict's XIV. Tod der Stand der Dinge eine für den Orden günstige Wendung, weil Clemens XIII., welcher im Juli 1758 den päpstlichen Stuhl bestieg, den Jesuiten gewogen war. Pombal würde durch diese Aenderung in große Verlegenheit gerathen sein, wenn nicht seines Königs Lüderlichkeit ihm die Gelegenheit verschafft hätte, den Orden in eine Kriminal-Untersuchung zu verwickeln.

Der König, welcher von Natur sehr wollüstig war, hatte Jahre lang mit einer Marquise von Tavora und nachher mit einer Schwägerin derselben vertrauten Umgang gehabt. Dies hatte weder beim Volke noch in der Familie der Marquise großes Aufsehen erregt, bis endlich der Herzog von Aveiro, das Haupt der Familie, mit den beiden Marquis von Tavora einen Mordplan gegen den König entwarf. Der Herzog warb mehrere Banditen an, und legte sich am 3. September 1758 mit denselben in einen Hinterhalt, um den König, wenn er auf der Fahrt zu seiner Geliebten vorüberkomme, meuchlings zu tödten. Es fielen drei Schüsse auf den König, welcher zwar nur leicht verwundet ward, aber in einen furchtbaren Schrecken gerieth. Dies benutzte Pombal, um nicht nur einen Theil des hohen Adels, welcher aufs Heftigste gegen ihn erbittert war, sondern auch den Jesuiten-Orden zu vernichten. Es war nicht schwer, den Letzteren der

Theilnahme an dem Attentat zu beschuldigen, weil Aveiro und seine Familie mit den Jesuiten in enger Verbindung standen; eine Verurtheilung aber war bei der Beschaffenheit der portugiesischen Justiz leicht zu bewerkstelligen. Pombal verfuhr, um seinen Zweck zu erreichen, mit der größten Strenge, Härte und Grausamkeit. Er ließ zuerst die meisten Glieder der Familie Tavora verhaften, alle Jesuiten in ihren Häusern bewachen und jeden, welcher einen derselben besuchte, aufschreiben. Dann wurden die Verhafteten nicht blos, was damals ja überall gebräuchlich war, auf die Folter gespannt, sondern auch in Ketten gelegt und in schreckliche Kerker eingesperrt. Im Januar 1759 wurden die Angeklagten des Mordanschlages auf den König, und zugleich die angesehensten Jesuiten der Mitwissenschaft für schuldig erklärt. Schon vier Tage nachher ward dieser Urtheilsspruch an den Hauptschuldigen durch Enthaupten, Hängen, Rädern und Verbrennen in Ausführung gebracht. Viele andere Menschen, welche zum Theil mit den Verurtheilten nur in einer entfernten Beziehung gestanden hatten, unter ihnen auch mehrere der angesehensten Jesuiten, wurden in Gefängnisse geworfen, deren bloße Beschreibung schon Grausen erregt.

Von diesem Augenblicke an führte Pombal mit den Jesuiten einen Kampf auf Leben und Tod, welcher höchst ungerecht, aber in seinen Wirkungen für ganz Europa heilsam war. Schon im Januar 1759 wurde das ganze Vermögen der Jesuiten in Beschlag genommen und, ohne die geringste Rücksicht auf den Zweck der Stiftungen oder auf die Verfügungen der Stifter, für Staats-Eigenthum erklärt. Pombal ließ sich dabei weder durch den Widerspruch des Papstes, noch durch das Geschrei, welches Hunderte von Bischöfen verschiedener Länder erhoben, irre machen. Er wußte sehr gut, daß alle katholischen Höfe und ein großer Theil des Klerus selbst eine Reformation des Jesuiten-Ordens forderten, und daß die Regierungen von Spanien, Frankreich und Neapel bald ähnliche Maaßregeln ergreifen würden, wie die seinigen waren. Selbst der Papst konnte sich, als Pombal von ihm die Erlaubniß zu einer Verfolgung des Ordens durch die weltlichen Gerichte verlangte, dieser Zumuthung nicht erwehren. Er half sich zwar damit, daß er das darüber erlassene Breve anders, als hätte geschehen müssen, abfaßte, und daß er seinem Nuntius befahl, dasselbe nicht dem Minister, sondern dem schwachen und abergläubischen Könige zu überreichen. Allein Pombal ließ das Letztere nicht zu und protestirte gegen die Form des Breve. Zugleich setzte er, ohne die geringste Rücksicht auf den Papst zu nehmen, sein orientalisch-despotisches Verfahren gegen die Jesuiten fort. Im September wurden auf seinen Befehl 113 Jesuiten, zum Theil alte und achtbare Männer, auf ein Schiff gebracht und an die Küste des Kirchenstaates geführt,

ohne daß man für ihre Bedürfnisse während der Ueberfahrt gesorgt hatte. Im October mußte der Visitator des Ordens, der Patriarch Saldanha, ein königliches Edict bekannt machen, welches alle Jesuiten, selbst die in Portugal geborenen, als Verräther und Rebellen aus dem Reiche verbannte und für den Fall, daß sie je wieder zurückkehrten, mit dem Tode bedrohte. Unmittelbar nachher wurde wieder eine Anzahl älterer Jesuiten unter noch größeren Mühsalen und Entbehrungen, als die früher fortgeschafften, nach Civitavecchia gebracht. Mit dem Könige wurde Pombal bei allen diesen Maaßregeln leicht fertig; denn obgleich der kindisch abergläubische Mann sich vor dem Papste und der Hölle fürchtete, so zitterte er doch noch mehr vor den Dolchen der Jesuiten, mit welchen Pombal ihn ängstigte.

Da Pombal einsah, daß er mit dem jesuiten-freundlichen Papst Clemens XIII. nie zum Ziele kommen werde, so suchte er absichtlich einen Anlaß zum Bruche mit ihm herbeizuführen. Die Gelegenheit dazu fand er in den Schwierigkeiten, welche Clemens durch seinen Nuntius Acciajuoli ihm bereiten ließ. Pombal beleidigte den Nuntius, und als dieser deshalb, wie vorauszusehen gewesen war, bei einer festlichen Gelegenheit die diplomatische Sitte und Etikette verletzte, so nahm Pombal davon Anlaß, ihn am 15. Juni 1760 durch Dragoner über die Grenze bringen zu lassen. Zu gleicher Zeit mußte der portugiesische Gesandte in Rom den Papst mit Schriften und Noten quälen und dadurch, daß er öffentliche Anschläge an den Kirchenthüren Roms machen ließ, den Streit aufs Aeußerste treiben. Der Gesandte verließ nachher Rom, vertheilte aber von Toscana aus eine große Anzahl von Schriften, welche gegen den Papst und die Jesuiten gerichtet waren und in Rom verdammt oder auch öffentlich verbrannt wurden. Ungeachtet aller dieser Feindseligkeiten brachen jedoch Pombal und der Papst als ächte Diplomaten den Verkehr mit einander nicht gänzlich ab. Uebrigens scheute sich der Erstere nicht, ein Vorurtheil mit dem anderen zu bekämpfen. Dies geschah namentlich in Betreff des Jesuiten Malagrida, den seine Ordensbrüder und das Volk als einen Heiligen verehrten, besonders weil er einst durch sein Gebet ein auf dem Sande festsitzendes Schiff flott gemacht hatte. Pombal hatte ihn als angeblichen Hauptanstifter in den Proceß der Aveiro und Tavora verwickelt; er fand es aber nachher klüger, ihn der Ketzerei zu beschuldigen und wegen derselben hinrichten zu lassen, gerade weil die Jesuiten ihn immer noch als einen Heiligen priesen. Pombal übergab ihn also dem Inquisitionsgerichte, obgleich er selbst dieses vorher eingeschränkt hatte, und der alte, zuletzt blödsinnig gewordene Priester wurde als Ketzer verbrannt.

Schon diese Geschichte beweist hinreichend, wie wenig der Freund

des Fortschreitens sich der Veränderungen rein erfreuen kann, welche Pombal in Portugal durchsetzte. Nichts destoweniger war und blieb das portugiesische Reich durch ihn von den religiösen Umtrieben der Jesuiten und ihrer Herrschsucht befreit. Auch erlangte nicht nur Portugal, sondern Europa überhaupt durch Pombal's gewaltsame Neuerungen den großen Vortheil, daß die Regierung selbst Licht verbreiten mußte. Diese war nämlich genöthigt, zu Zeitungen, Büchern und Manifesten ihre Zuflucht zu nehmen, um dem Geschrei auf den Kanzeln, in den Beichtstühlen und in Privathäusern entgegenzuwirken; die von ihr veröffentlichten Schriften konnten aber später nicht wieder vertilgt werden, und ihre Wirkung erstreckte sich auch auf andere katholische Länder. Außerdem lieferte Pombal durch das, was er in einem der finstersten Länder Europas vollbrachte, der Welt den Beweis, daß trotz der Jesuiten und des Papstes ein energischer Wille überall der Finsterniß des Mittelalters zu steuern vermöge. Europa erlangte durch die Härte, mit welcher Pombal gegen die Jesuiten verfuhr, sogar noch einen weit größeren Vortheil. Pombal enthüllte nämlich zuerst den eigenthümlichen Charakter der jesuitischen Schulen und derjenigen Art von Wissenschaft, welche die Jesuiten in ihrem Orden selbst allein treiben ließen. Pombal zeigte der Welt, daß die Jesuiten durch ihre Lehrart das Wachsthum der Wissenschaften gehemmt und den Verfall der gelehrten Studien herbeigeführt hatten. Zu gleicher Zeit stellte er aber auch durch seine Schulreformen der Welt das Muster einer neuen Art von Lehrsystem und Unterricht auf. Pombal besetzte die Lehrstellen in Portugal mit Männern von anderer Art, als die Jesuiten gewesen waren; er schrieb andere Methoden vor, ließ neue Schulbücher einführen, und übertrug die obere Leitung des Schulwesens einem aufgeklärten und gebildeten Manne. Er nahm ferner mit der Universität Coimbra eine durchgreifende Veränderung vor. Er stiftete außerdem ein eigenes Collegium zur Bildung der jungen Leute höheren Standes. Er gründete endlich, da er fast gar keine Volksschulen vorfand, durchaus neue und richtete diese so ein, daß er mit Recht als der Schöpfer eines ordentlichen Elementarunterrichts in Portugal angesehen wird.

4. Verfahren gegen Jesuitismus und Papismus in Spanien, Neapel und Parma.

In Neapel hatten, wie oben erwähnt, Tanucci und Squilaci unter Karl IV. große Reformen in der Regierung und Verwaltung vorgenommen. Als dieser König 1759 die neapolitanische Krone mit der spanischen vertauschte, ward auch in Spanien der Versuch gemacht, den Staat zu reformiren. An eine Verbesserung des geistlichen Wesens

und an die Verfolgung oder Beschränkung der Jesuiten dachte Karl III. wie dieser König als Beherrscher von Spanien hieß, anfangs durchaus nicht. Er zeigte sich vielmehr den Jesuiten gewogen, und würde in eine Verfolgung derselben gewiß nie eingewilligt haben, wenn er nicht durch sein politisches System dazu getrieben worden wäre. Karl kam nämlich durch die Abschließung des Bourbonischen Familien-Pacts in die engste Verbindung mit dem Herzoge von Choiseul, und dieser Minister, welcher die philosophischen Ideen der Zeit begünstigte, verschaffte denselben auch in Spanien Eingang. Karl selbst machte sich die herrschenden Ansichten und Grundsätze keineswegs zu eigen; er widmete aber, wie die meisten Bourbonen, den Geschäften nur geringe Zeit, und seine Minister konnten daher Reformen vornehmen, welche im Grunde mit seinen angeborenen Neigungen und Sympathieen im Widerspruche standen.

Der erste Mann, welcher unter Karl das spanische Reich auf die neue Bahn lenkte, war der Genuese Grimaldi. Dieser hatte in Paris als Gesandter Karl's jene Aufklärung angenommen, welche damals in den vornehmen Klassen Europas ebenso Mode war, wie jetzt (1854) Romantik, Katholicismus und Sophistik. Choiseul erkannte daher in ihm den rechten Mann, um zu bewirken, daß Spanien durch Reformen in den Stand gesetzt werde, gleichen Schritt mit Frankreich zu halten. Auf Choiseul's Empfehlung erhielt Grimaldi das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Neben diesem Minister und mit ihm wirkten für die Herstellung eines besseren Zustandes von Spanien noch einige andere Männer, von denen Campomanes und Aranda die tüchtigsten und verdientesten waren. Campomanes hat sich in doppelter Beziehung um die spanische Nation verdient gemacht. Er arbeitete nämlich nicht nur als praktischer Staatsmann für die Verbesserung und Hebung des spanischen Staates, sondern er war auch zugleich ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Schriftsteller. Er schrieb für eine durch die Mönchs-Litteratur erstickte Nation vortreffliche Werke über Staatswissenschaft, Industie, Landwirthschaft und Geschichte, und zwar nicht als Gelehrter, sondern als wahrhaft geistreicher Mann. Dabei verstand er es, als Geschäftsmann und als Schriftsteller einerseits muthig die Rechte der fortschreitenden Zeit zu verfechten, und doch andererseits zugleich die nationalen Vorurtheile zu schonen und den achtbaren Theil der Geistlichkeit von den Pfaffen und Mönchen zu unterscheiden. Sein Hauptverdienst war die Berichtigung der Begriffe von Staat und Kirche, sowie von dem Verhältnisse, in welchem die Letztere zur weltlichen Macht zu stehen habe. Sein Freund Aranda hatte sich zwar, wie Grimaldi, die französische Weltbildung angeeignet; aber er sah

dieselbe nicht, gleich Grimaldi, als eine Sache der Mode an und war seiner Nation selbst, nicht wie dieser Genuese, blos seinem Könige ergeben. Dabei besaß er nicht nur Muth und Festigkeit, sondern auch Besonnenheit und Vorsicht. Ihm und seinem Freunde Campomanes stand als Gehülfe in kirchlichen Dingen Figueroa zur Seite. Dieser Geistliche war eine ähnliche Erscheinung in Spanien, wie der später zu erwähnende Weihbischof Hontheim oder Febronius in Deutschland. Er fügte zu den weltlichen Waffen, deren Campomanes und Aranda sich bedienten, Gründe des geistlichen Rechtes, dessen er völlig mächtig war. Dagegen darf den genannten drei wahrhaft verdienten Männern Monino, der nachherige Graf von Florida Blanca, nicht zur Seite gestellt werden; denn dieser erkannte zwar ebenfalls das Bessere und war für Neuerungen thätig, aber seine alleinige Triebfeder war der Ehrgeiz, sein alleiniges Ziel die Vermehrung der Regierungsgewalt, und er verfolgte später dieselben Grundsätze und Ansichten, für deren Verbreitung er früher gewirkt hatte.

Das Mittel, dessen man in Spanien sich bediente, um den König Karl III. zur Vertreibung der Jesuiten zu bewegen, war verschieden von dem, welches bei König Ludwig XV. zum gleichen Zwecke angewandt worden war. In Frankreich hatte Choiseul die in ihrer Art nicht weniger als ihre Gegner fanatischen Parlamente zur Vernichtung des Jesuiten-Ordens benutzt; in Spanien gebrauchte man als Mittel zu diesem Zwecke den Eigennutz und den autokratischen Sinn des Königs. Die Männer, welche den Letzteren umgaben, machten ihm begreiflich, daß eine unumschränkte Monarchie, wie die neuere Zeit sie fordere, neben dem allmächtigen Einflusse und unermeßlichen Reichthum der Jesuiten nicht bestehen könne. Sie zeigten ihm ferner, daß der monarchische Glanz, welchen Karl suchte, nur durch das Fortschreiten der Civilisation und durch die auf ihm beruhende Vermehrung des nationalen Wohlstandes erlangt werden könne, daß aber Beides mit der Fortdauer des Jesuiten-Ordens unverträglich sei. Diese Gründe wirkten. Der autokratisch gesinnte König erkannte in dem Orden einen Nebenbuhler, den er vertilgen müsse; und er ward in dieser Ansicht noch durch das trotzige Benehmen der Jesuiten in Amerika bestärkt, wo dieselben ebenso wohl den königlichen Gerichten, als den päpstlichen Befehlen ungestraft Hohn sprachen. Nichtsdestoweniger würde Karl ohne den Antrieb, welchen Aranda ihm gab, schwerlich das Beispiel des Pariser Parlaments und das des Marquis von Pombal befolgt und ein gewaltthätiges Verfahren gegen den Orden zugegeben haben. Auch hatten die Franzosen und Italiener, welche dem Könige anfangs allein zur Seite standen, als Fremde die Eifer-

sucht der Spanier erregt. Dagegen konnten Aranda, Campomanes, Figueroa und Monino, welche Spanier waren, leichter durchführen, was ihre Vorgänger begonnen hatten.

Karl's Minister nahmen mit den geistlichen Angelegenheiten anfangs keine andere Veränderung vor, als daß sie die Inquisition den weltlichen Gerichten unterordneten. Die Ursache dieses schonenden Verfahrens lag in der Persönlichkeit der Männer, welche vor Aranda die Rathgeber des Königs waren. Squilacci, welchen Karl aus Neapel mitgebracht hatte, erwarb sich in Spanien Verdienste um das Finanzwesen, lud aber durch seine finanziellen Maaßregeln, sowie durch seine strenge Polizei den Haß des Volkes auf sich. Sein Landsmann Grimaldi war blos mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt. Die übrigen Fremden in Karl's Umgebung aber wagten nicht, die empfindlichste Seite der Spanier zu berühren. Erst Aranda richtete die Regierungsgewalt gegen die Jesuiten, was dann für die Umgestaltung des spanischen Reiches entscheidend ward. Karl hatte diesen Aragonier gleich anfangs als fähigen Mann kennen gelernt und mit einem diplomatischen Geschäfte in Polen beauftragt. Als Aranda nach Spanien zurückgekehrt war, übertrug Karl ihm die Würde eines General-Kapitäns von Valencia; einige Jahre später aber fand sich der König durch einen Volksaufstand gegen Squilacci veranlaßt, Aranda nach Madrid zu berufen und zum Präsidenten des Rathes von Castilien, sowie zum General-Kapitän dieses Landes zu ernennen.

Jenen Aufstand hatte Squilacci, der bei seinen Maaßregeln gleich einem Vezier verfuhr, dadurch hervorgerufen, daß er den Verkauf der Lebensbedürfnisse in Madrid zu einem Monopol der Regierung machen wollte. Am 23. März 1766 erhoben sich die Einwohner der Hauptstadt in Masse, und umlagerten sowohl Squilacci's Haus als den königlichen Palast, indem sie die Jesuiten, den früheren Minister Ensenada und die dem Könige und seinen Franzosen feindlichen Engländer hoch leben ließen. Karl sah sich genöthigt, dem Volke die Entlassung Squilacci's zu versprechen, und begab sich darauf nach Aranjuez. Da er aber den verhaßten Minister in seinem Gefolge behalten hatte, so brach der Aufstand von neuem los, und Madrid kam ganz in die Gewalt des Volkes. Spanische Truppen wagte man nicht zu brauchen, weil in dem Aufstande der Nationalgeist sich allzudeutlich kund gab; die wallonische Garde aber, die den König nach Aranjuez begleitet hatte, war zu schwach an Zahl. Karl mußte deshalb wieder nachgeben und den verhaßten Squilacci verabschieden, welcher hierauf das Land für immer verließ. Durch diesen Aufstand fand sich der König tief gekränkt. Er war daher von jetzt an zu den härtesten Maaßregeln geneigt. Er stellte Aranda an die Spitze der Regierung und

bekleidete ihn mit außerordentlicher Machtvollkommenheit, weil derselbe als energischer und verschlossener Mann zur Ausführung gewaltsamer Maaßregeln ganz besonders geeignet schien. Ueber den Aufstand ward sogleich eine Untersuchung angestellt, und mit der Leitung derselben wurden Aranda und Campomanes beauftragt; der König selbst aber hielt sich acht Monate lang von Madrid entfernt. Das Ergebniß der Untersuchung war, daß man einige Jesuiten schuldig fand, den Aufstand angestiftet zu haben, und daß auf Ensenada wenigstens der Verdacht der Mitwirkung fiel.

Ob die Jesuiten wirklich den Aufstand hervorgerufen haben, ist schwer zu entscheiden; der ganze Verlauf desselben aber macht es wahrscheinlich, daß sie und Ensenada nicht ganz ohne Schuld an demselben waren. Ensenada wurde für immer aus Madrid verbannt, und Aranda benutzte die erbitterte Stimmung des Königs, um die Vertreibung der Jesuiten zu bewirken. Sobald Karl nach Madrid zurückgekehrt war, wurde der Beschluß gefaßt, den Jesuiten-Orden in Spanien aufzuheben. Diesen Beschluß hielt man jedoch so lang geheim, bis Alles gehörig vorbereitet war. Dann aber wurde er ganz plötzlich in Ausführung gebracht. Am 31. März 1767 wurden in ganz Spanien alle Jesuiten, mehr als 5000 an der Zahl, verhaftet und die Güter des Ordens in Beschlag genommen. Die Verhafteten, von welchen der größte Theil aus sehr verdienten und geachteten Geistlichen bestand, wurden sogleich nach der Küste geschleppt und dort nach Civitavecchia eingeschifft. Ihr Schicksal war noch härter, als das der portugiesischen Jesuiten, welche Pombal nach Rom geschickt hatte, weil ihre Leiden sich in die Länge zogen. Der Papst protestirte nämlich gegen ihre Aufnahme, und die zum Theil alten, zum Theil kranken Geistlichen mußten deshalb längere Zeit hindurch auf den Schiffen, auf welchen sie wie auf Sclavenschiffen zusammengepreßt waren, unsäglichen Jammer erleiden. Für ihren lebenslänglichen Unterhalt wies die spanische Regierung, welche bei dieser Gelegenheit einen wahrhaft höhnenden Brief an den Papst schickte, blos je 90 bis 100 Piaster jährlich an.

So wohlthätig dieser Gewaltstreich der spanischen Regierung für den Fortschritt der europäischen Civilisation war, so wird doch kein redlicher Mann, der ein menschliches Herz hat, ihn billigen und entschuldigen. Uebrigens wurde die Verkündigung der willkürlichen und gewaltsamen Maaßregel erst einige Tage nachdem ihre Vollziehung begonnen hatte, gegeben. Dies geschah durch eine königliche Verordnung, welche alle Jesuiten ohne Ausnahme für Verbrecher erklärte, ihre gewaltsame Uebersiedelung in den Kirchenstaat gebot, und für ihren Unterhalt das so eben erwähnte Almosen anordnete, dabei aber

durchaus keine Entscheidungsgründe für ein so strenges Urtheil enthielt. Statt dieser ward die ächt autokratische Erklärung beigefügt: der König sei zu dem gefaßten Beschlusse nicht blos durch seine weisen Räthe bewogen worden, sondern auch durch andere dringende, gerechte und nothwendige Gründe, die er aber in seinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurückbehalte.

Das vom spanischen Hofe gegebene Beispiel wurde bald nachher in Neapel und Parma befolgt. Im neapolitanischen Reiche ließ der Minister Tanucci am 5. November 1767 alle Jesuiten verhaften und dann sogleich nach dem Kirchenstaate bringen. In dem darüber erlassenen Edict erwähnt Tanucci nicht einmal irgend einer Schuld der Jesuiten, sondern er gründet sein Verfahren blos im Allgemeinen auf die Machtvollkommenheit und das göttliche Recht seines Monarchen. In Parma regierte seit 1765 der unmündige Bruderssohn des spanischen Königs, Ferdinand I., dem der Vater seiner Mutter Ludwig XV. von Frankreich, in der Person du Tillot's einen Vormund gegeben hatte. Dieser Letztere hatte, gleich dem Oheim und Großvater seines Herzogs, schon früher die päpstliche Herrschaft über die Kirche des Landes durch eine sogenannte pragmatische Sanction willkürlich gebrochen. Clemens XIII. wurde dadurch zur Erlassung eines vom 30. Januar 1768 datirten Breve bewogen, in welchem er, auf die Bulle In coena domini gestützt, den Herzog von Parma für einen päpstlichen Vasallen erklärte und ihn, sowie seine Minister und sein Land mit Bann und Interdict bedrohte. Du Tillot antwortete dem Papst nicht blos durch ein diplomatisches Actenstück, sondern er ließ auch im Februar 1768 alle Jesuiten der Herzogthums verhaften und durch Soldaten ins päpstliche Gebiet schleppen.

Das Verfahren des Papstes gegen Parma bewog die Regierung von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel zu weiteren Schritten, welche gegen den Papst selbst und seine Macht gerichtet waren. Alle vier Mächte reichten heftige Noten ein, in welchen sie die Zurückziehung des so eben erwähnten Breve verlangten; und als Clemens XIII. diese verweigerte, griffen Frankreich und Neapel das Eigenthum des römischen Stuhles an. Der Minister des letzteren Reiches erklärte nicht nur öffentlich, der Papst sei nicht mehr als jeder andere Bischof, sondern er zog auch, gestützt auf den Ausspruch eines hohen königlichen Gerichtshofes, in die innerhalb seines Reiches liegenden päpstlichen Fürstenthümer Benevent und Ponte Corvo ein. Das Gleiche that die französische Regierung in Betreff der päpstlichen Grafschaften Avignon und Venaissin, nachdem das Pariser Parlament in voller Versammlung das Verfahren des Papstes für gesetzwidrig und ehrenrührig erklärt hatte. Auch andere katholische Staaten traten damals

feindlich gegen den römischen Stuhl auf. Venedig verdammte die Bulle In coena domini. Der Herzog von Parma beschloß, dem Papste Stadt und Gebiet von Ferrara zu entreißen. Der Großmeister des Malteser Ordens verjagte die Jesuiten von seiner Insel. Zuletzt rüsteten sogar die Neapolitaner Truppen aus, um noch mehr vom päpstlichen Lande in Besitz zu nehmen. Diese Schritte hatten dann endlich, zumal da auch Oestreich wankend zu werden begann, die Folge, daß beim Tode des Papstes Clemens XIII., dessen Nachfolger sich in das Unabänderliche fügte, und nicht nur den Jesuiten-Orden aufhob, sondern auch einen Theil der von seinem Vorgänger gemachten Ansprüche fallen ließ. Dies führt uns auf die Wirkung, welche der Zeitgeist auch in Deutschland in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten ausübte.

5. Anfang der Bewegungen im katholischen Deutschland und Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch den Papst.

Die in der katholischen Welt entstandene Verfolgung des Jesuiten-Ordens und seine nachherige Aufhebung ward besonders für Deutschland wichtig, weil durch sie dem Geiste der neueren Zeit endlich auch der Zugang zu den katholischen Theilen dieses Landes eröffnet ward. Nachdem nämlich in anderen Ländern schon längst nicht blos die streng katholischen Jansenisten, sondern nachher auch rechtgläubige Kanonisten, wie Tamucci und Campomanes, die Sophistik des Ordens und seine für Kirche und Staat so gefährliche Macht mit allem Nachdruck angegriffen hatten, wurden endlich auch die treuen und frommen Deutschen aus ihrem Schlafe gerüttelt. Auch bei ihnen ging die Verfolgung der Jesuiten nicht etwa von Philosophen aus, welche das Positive in der Religion bestritten und gegen das, was man Offenbarung nennt, feindlich gesinnt waren, sondern von Fürsten und hohen Geistlichen, die ihrer Kirche treulich anhingen und zum Theil sogar im höchsten Grade abergläubisch waren. Diese Thatsache ist von ganz besonderer Wichtigkeit; denn sie zeigt, daß nicht blinder Haß oder unwürdige Beweggründe oder auch der bloße Einfluß einer vorübergehenden Mode-Philosophie, sondern vielmehr der Gang der Dinge selbst, also Gottes ewige Weisheit, die weltliche Macht des Jesuiten-Ordens für immer gebrochen hat. Man kann alles dasjenige zugeben, was die Vertheidiger des Ordens von den Tugenden und Verdiensten vieler einzelnen Mitglieder desselben rühmend gesagt haben; dadurch wird aber ein Geheimbund nicht gerechtfertigt oder entschuldigt, welcher durch unermeßliche Reichthümer, durch die ausschließliche Leitung der Schulen, durch den Einfluß, den er vermittelst des Beichtstuhles auf Fürsten und Große ausübte, die weltliche Herrschaft an sich gerissen und den geistigen Fortschritt der Menschheit gehemmt hat.

Für das Schicksal des Ordens in Deutschland war es entscheidend, daß der Geist der neueren Zeit sogar in Oestreich und Baiern eindrang, und daß einer der frömmsten und gebildetsten Prälaten des deutschen Reiches öffentlich gegen die Jesuiten auftrat. In Oestreich hatten Kaunitz und Maria Theresia's Sohn und Mitregent, Joseph II., dieselbe Ansicht von dem Orden, von welcher damals alle katholischen Staatsmänner durchdrungen waren. Maria Theresia schenkte Beiden um so leichter Gehör, da noch einer ihrer ersten Rathgeber, der einsichtsvolle van Swieten, in Betreff des Papstes mit Joseph übereinstimmte. Sie ergriff zunächst in ihren italienischen Besitzungen Maaßregeln, welche dem herrschenden jesuitisch-papistischen System Schranken setzten. Es wurden nicht nur alle Rechte, welche seither der Papst und die Bischöfe über Personen und Güter der Geistlichkeit ausgeübt hatten, an eine in Mailand errichtete Oberbehörde übertragen, sondern man zwang auch den Klerus, einen Theil seiner vielen Güter zu verkaufen, und stellte den Verkehr der Unterthanen mit Rom unter die Aufsicht der Regierung. Dies geschah zu derselben Zeit, als ein deutscher Prälat den Trug des Tridentinischen Kirchen-Systems und seinen verderblichen Einfluß auf Deutschland mit überzeugender Kraft nachwies.

Johann Nicolaus von Hontheim, Weihbischof von Trier, that für Deutschland dasselbe, was Campomanes für Spanien, die französischen Parlamente für Frankreich gethan haben. Er wies in einem gelehrten Werke, das er 1765 unter dem angenommenen Namen Febronius herausgab, den Widerspruch des vom Tridentinischen Concil eingeführten päpstlichen Kirchenrechtes mit der alten christlichen Kirchenverfassung nach, wie sie vor jenem Concile gesetzlich bestanden habe. Dieses Buch ward in allen katholischen Staaten als ein neues Evangelium begrüßt und das in ihm verkündigte ältere Kirchenrecht als Stützpunkt gegen die usurpirte Gewalt der Päpste angesehen. Vergebens boten der Papst und seine Creaturen alle Mittel auf, um den Verfasser zum Widerrufen zu bewegen, da eine Widerlegung seiner Lehre unmöglich war. Hontheim ließ sich zwar durch die päpstlichen Plackereien zu einer Erklärung bewegen, welche wie ein Widerruf lautete (1778); diese hatte aber nur in den Augen der jesuitischen Partei einige Bedeutung, und Hontheim selbst sprach noch 1781 in einer anderen Schrift öffentlich aus, daß er von der Richtigkeit dessen, was er 1765 gesagt habe, überzeugt sei.

Bei Hontheim's erstem Auftreten hatten es die Jesuiten durch ihr Treiben bereits dahin gebracht, daß selbst in dem von ihnen ganz beherrschten Baiern der Geist des Jahrhunderts mächtig geworden war. Der Jesuit Stadler, der frühere Lehrer des Kurfürsten Maxi-

milian Joseph, hatte trotz aller seiner Anstrengungen die Errichtung einer Akademie (1758) nicht verhindern können. Ferdinand Sterzinger, welcher gegen die Hexen-Processe in Baiern schrieb, wurde vom Kurfürsten gegen die Verfolgung der Jesuiten in Schutz genommen. Peter von Osterwald, welcher in Hontheim's Geiste die Steuerfreiheit des Klerus angriff und als Director eines 1769 errichteten geistlichen Raths-Collegiums die landesherrlichen Rechte mit Nachdruck wahrte, wurde von der Geistlichkeit für einen Ketzer erklärt; Maximilian Joseph aber nahm sich seiner an, und traf in Verbindung mit ihm Maaßregeln zur Beschränkung der Kirchengewalt. Als nachher die Jesuiten den weisen Verordnungen, welche vom baierischen wie vom Mainzer Kurfürsten gegen ihr Treiben erlassen worden waren, Bellarmin's Buch von der Macht der Päpste, welches im Jahre 1581 erschienen war und unter den apologetischen Werken der katholischen Litteratur noch immer einen hohen Rang einnimmt, entgegensetzten, wurde dasselbe von beiden Fürsten verboten, und der Kurfürst von Mainz erklärte bei dieser Gelegenheit Bellarmin's Lehrsätze geradezu für hochverrätherisch.

Durch die Baiern würde indessen die Macht der Jesuiten in Deutschland nicht gebrochen worden sein. Dies geschah erst dadurch, daß Kaiser Joseph II. sich mit den spanischen Ministern und mit Choiseul verband, um den Papst zur Aufhebung des Jesuiten-Ordens zu bewegen. Joseph's Mutter, Maria Theresia, war den Jesuiten im Herzen zugethan, und es kostete dem Erzbischof Migazzi in Wien und anderen Jesuiten-Freunden keine große Mühe, sie bei dieser Gesinnung zu erhalten, da man einem Weibe die Jesuiten gar leicht als Märtyrer im Kampfe gegen die gottlose Philosophie darstellen konnte, und da Maria Theresia nach der gewöhnlichen Art, wie die Menschen und namentlich die Frauen urtheilen, von einer kleinen Zahl berühmter und wirklich achtbarer Jesuiten auf den ganzen Orden schloß. Nichtsdestoweniger hatte auch Maria Theresia der herrschenden Stimmung gegen den Orden nachgeben müssen. Die Klagen über den gesunkenen Zustand der Universität Wien hatten nämlich die Kaiserin schon längst veranlaßt, eine Reform derselben vornehmen zu lassen, und die Jesuiten waren von der Leitung der Universität verdrängt worden. Auch das Vorrecht, die neuen Bücher zu censiren hatte Maria Theresia ihnen genommen und dem erleuchteten van Swieten übertragen. Durch den Letzteren war sie auch bewogen worden, Hontheim's Schrift, welche Migazzi verdammt haben wollte, in Schutz zu nehmen.

Maria Theresia's Sohn, Kaiser Joseph II., hatte ganz andere Ansichten, als seine Mutter. Er hielt schon frühe nicht blos den Jesuiten-Orden, sondern alle Mönchs-Orden überhaupt für Einrich-

tungen, welche mit dem Geiste der neueren Zeit im Widerspruch ständen. Er verband sich daher auch, als er 1769 zur Zeit der Erwählung eines neuen Papstes zufälliger Weise in Rom anwesend war, mit den Bourbonischen Höfen, um die Wahl eines Mannes zu bewirken, welcher die Aufhebung des Jesuiten-Ordens im Voraus zugesagt hatte. Dieser Mann war der Kardinal Ganganelli, welcher am 19. Mai 1769 zum Papste erwählt wurde und als solcher den Namen Clemens XIV. annahm. Er hatte freilich vor seiner Erwählung auch den Freunden der Jesuiten die Erhaltung des Ordens insgeheim zugesagt, und suchte die Erfüllung des den Bourbonen ertheilten Versprechens auf alle Weise zu verzögern; aber er erkannte doch, daß nur durch Nachgiebigkeit gegen die Letzteren eines Theils die von ihnen eingezogenen päpstlichen Besitzungen zurückgewonnen, und anderes Theils eine förmliche Revolution in der Kirche, welche die päpstliche Gewalt vernichten und dem System des Febronius zum Siege verhelfen werde, verhindert werden könnten. Die Stimmung gegen den Orden war damals so erbittert, daß, als 1771 Choiseul aus dem französischen Ministerium austreten mußte und ein Jesuiten-Freund, der Herzog von Aiguillon, an seine Stelle kam, selbst dieser gegen seinen Willen die Aufhebung des Ordens betreiben mußte. Alle katholischen Mächte vereinigten sich damals zur Unterdrückung der Jesuiten. Nur Maria Theresia wollte durchaus nicht ihre Zustimmung dazu geben. Sie that dies erst dann, als der Papst selbst ihr die Sache als eine durch die göttliche Autorität der Kirche gebotene Maaßregel vorstellte, durch deren Nichtbefolgung sie ihr Gewissen belasten werde.

Der neue Papst begann seinen Angriff auf den Orden zunächst als Souverän des Kirchenstaates, indem er die in diesem bestehenden Klöster und Seminare der Jesuiten aufhob. Nachdem dies geschehen war, erließ er am 19. August 1773 das berühmte Breve Dominus ac redemptor noster, durch welches der Jesuiten-Orden auf dieselbe Weise, wie früher der Orden der Tempelherren, überall aufgehoben ward. Dieses Breve war jedoch mit großer Arglist abgefaßt. Er gründete nämlich das gegen die Jesuiten ausgesprochene Verdammungsurtheil auf das verderbliche Unterrichts-System derselben, auf den Mißbrauch, den sie mit Beichte und Absolution trieben, auf den Schaden, welche ihre Casuistik dem ächten Glauben und der Moral gebracht hätten, auf die herrschsüchtigen Tendenzen, vermöge deren der Orden überall einen Staat im Staate errichtet habe. Dagegen waren schlauer Weise alle diejenigen Mißbräuche verschwiegen, deren man sich in katholischen Ländern noch jetzt bedient, um den Geist der Menschen zu beherrschen und daraus für die Kirche Nutzen zu ziehen.

In Deutschland wurde hierauf der Jesuiten-Orden zwar ebenfalls aufgehoben, nachdem dies in Portugal, Spanien, Frankreich und Italien schon früher geschehen war; allein er wurde dort, namentlich in Baiern und Oestreich, nach seiner Aufhebung noch gefährlicher, als er vorher gewesen war. Die zu Märtyrern gewordenen Ex-Jesuiten bildeten eine furchtbare geheime Macht, eine im Stillen schleichende Opposition, welche zuerst in jeder Gestalt dem neu erwachenden Leben hemmend entgegenwirkte, später aber, als die Zeit der Reaction eintrat, die Maske abwarf und dasselbe vernichten half. Die Ex-Jesuiten waren es hauptsächlich, welche nach Joseph's II. Tode die Frucht der Bemühungen dieses Kaisers zerstörten, nachdem sie ihrer Casuistik getreu, zu Joseph's Zeit Aufklärung geheuchelt hatten. So spielten z. B. die Ex-Jesuiten Haschka, Hofmann, Hoffstetter und Andere unter Joseph die Rolle von Verehrern des Rechts und der Wahrheit; unter Leopold II. und Franz II. aber waren dieselben Männer dafür thätig, daß durch Spioniren, Verleumden und Anklagen würdige Männer um Freiheit oder Leben gebracht wurden. Der oben erwähnte Jesuiten-Freund Migazzi nahm doch wenigstens keine Maske vor, sondern blieb auch unter Joseph öffentlich ein Vertheidiger des Ordens. Er wurde dafür von dem Nachfolger des Papstes Clemens XIV., Pius VI. (1775—1799), welcher die Ex-Jesuiten auf jede Weise förderte, sehr begünstigt.

In Baiern war der Widerstand gegen die Aufhebung des Jesuiten-Ordens am stärksten. Kurfürst Maximilian Joseph nahm sich freilich der Sache der Aufklärung an; sein Nachfolger Karl Theodor aber begünstigte die Ex-Jesuiten, von denen einer, der kurfürstliche Beichtvater Ignaz Frank, ihn sogar ganz von sich abhängig machte. Der Einfluß der Jesuiten löschte daher bald wieder das schwache Licht aus, welches Maximilian Joseph hatte verbreiten lassen. Wie weit dieselben in ihrem Hasse gegen alles Neue gingen, mögen zwei Beispiele zeigen. Schon unter Karl Theodor's Vorgänger hatte der fanatische Bischof von Regensburg den Kanonikus Braun zur Rechenschaft gezogen, weil derselbe in einem von ihm herausgegebenen katholischen Katechismus die alte Orthographie geändert hatte, und besonders weil er nicht gleich den Jesuiten in Gott (in Deum), sondern an Gott glauben geschrieben hatte. Unter Maximilian Joseph hatte Braun bei der höchsten geistlichen Behörde Schutz gefunden; unter Karl Theodor aber erhielten die Jesuiten gegen ihn Recht. Ebenso hatte sich Westenrieder durch Verbesserung des Schulunterrichtes und durch seine Wirksamkeit bei der Münchener Akademie der Wissenschaften große Verdienste um Baiern erworben; er hatte aber einen Inbegriff der Religion geschrieben, welchen Jedermann, nur

nicht die Jesuiten, für rechtgläubig erkannte, und wurde dafür nicht nur von dem bischöflichen Ordinariat zu Freisingen sehr grob behandelt, sondern sogar verhaftet. Es würde ihm noch übler ergangen sein, wenn nicht ein Mitglied des von Maximilian Joseph eingesetzten geistlichen Rathes zu München ihn den fanatischen Ignoranten aus den Klauen gerissen hätte.

Den Ex-Jesuiten kam bei ihrem Treiben die sentimentale Schwärmerei sehr zu Statten, welche um die Mitte der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unter den Protestanten entstand und von ihnen zu den Katholiken überging. Diese neu aufkommende Richtung des Geistes war eine Reaction gegen die in Deutschland eingedrungene encyklopädistische Frivolität, gegen die Nüchternheit der Berliner Philosophie und gegen die vornehm oberflächliche Leichtfertigkeit der Wieland'schen Schriften. Sie ward von einem Johann Caspar Lavater (1741—1801), Matthias Claudius (1743—1815), Georg Hamann (1730—1788) und Theodor Gottlieb Hippel (1741—1796) in das Gewand der Philosophie eingekleidet. Den eigentlichen Grund ihrer Entstehung muß man in der bekannten Neigung nordischer Naturen suchen, sich aus dem Drucke des Gehorchens, aus den Entbehrungen unter einem rauhen Himmel, aus der Mühe und Anstrengung eines bürgerlichen Lebens in die idealischen Gefilde der Phantasie zu retten. Hieraus, nicht blos aus Betrügerei und Jesuitismus sind die sonderbaren Erscheinungen herzuleiten, die sich damals in der Litteratur und im Leben zeigten. Wir meinen die mystische Schwärmerei eines Lavater, die Geisterlehre eines Jung-Stilling, das Treiben der geheimen Gesellschaften, die Propheten-Rolle, welche Mesmer spielte, die Wunderkuren eines Gaßner, die sogenannten humoristischen Schriften eines Hamann, Claudius, Hippel und andere ähnliche Erscheinungen. Alles dies ward von den Jesuiten mehr oder weniger für ihre Zwecke benutzt.

Mit dem geheimen Treiben der Jesuiten hing am engsten die Wunder-Heilkunde des Pater Gaßner zusammen, welcher 1775—1779 in Schwaben und Baiern sein Wesen trieb und mit Lavater in Verbindung stand. Zu derselben Zeit erregte Mesmer großes Aufsehen durch die Wunderkuren seines mystischen Magnetismus, welcher seit 1778 in Paris Mode ward und die Bildung der sogenannten harmonischen Gesellschaften hervorrief. Schon früher hatte der Dresdener Kaffeewirth Schröpfer durch seine vorgebliche Verbindung mit der Geisterwelt die angesehensten Leute zu betrügen verstanden. Im Jahre 1775 machte der Franzose St. Martin eine Art von neu-platonischer Philosophie bekannt, welche sogleich von Claudius dem deutschen Volke als göttliche Offenbarung empfohlen ward. Um dieselbe Zeit betrog

ein Graf von St. Germain die Welt durch die Versicherung, daß er das Lebens-Elixir besitze, dreihundert Jahre alt sei und ächte Edelsteine verfertigen könne. Am meisten Glück machte der italienische Gauner Balsamo durch die Art, wie er die zur Mode gewordene mystische Schwärmerei zu benutzen verstand. Dieser Mann, der sich als Graf Cagliostro in den höchsten Kreisen Deutschlands und Frankreichs herumtrieb, wußte in fast allen Ländern Europas, sogar in dem nüchternen Holland, durch seine Wunderkuren, sein Goldmachen, sein Geistercitiren, seine Phantasmagorieen, seine Lehre von einem alt-aegyptischen Orden, dessen Groß-Kophta oder Großmeister er sei, die Menschen zu betrügen, bis er 1789 in die Hände der römischen Inquisition fiel und in einem ihrer furchtbaren Kerker sein Leben endigte. Unter den mystischen Betrügern jener Zeit ist auch noch der Jesuit Stark zu nennen, welcher in geheimen Orden sein Wesen trieb, zuletzt lutherischer Hofprediger in Darmstadt war und, nachdem er im Leben die Männer, von denen er öffentlich als Krypto-Katholik entlarvt worden war, Lügner und Verläumder gescholten hatte, in seinem Testament sich für einen Katholiken erklärte.

Diese und ähnliche Erscheinungen dienten den Ex-Jesuiten vortrefflich für ihre Zwecke, obgleich man sie mit Unrecht ganz allein den Kabalen derselben zugeschrieben hat. Auch die eifernden Aufklärer, welche das durch seine angeborene Natur und durch sein Leben zu einer übersinnlichen Welt hingedrängte deutsche Volk auf eine trockene Moral und auf kalte Reflexion einschränken wollten, waren den Jesuiten dazu behülflich, ihren früheren Einfluß wieder zu erlangen. In Baiern fand dies schon gleich nach dem Tode Maximilian Joseph's statt. Der Nachfolger desselben nämlich, Karl Theodor (1777 bis 1799), hatte früher als Kurfürst von der Pfalz dem milderen Geiste der Zeit gehuldigt und nur dann, wenn die Jesuiten ihm vor der Hölle Angst machten, Verfolgungen gegen die Protestanten zugegeben; als Kurfürst von Baiern aber gerieth er gleich anfangs völlig in die Gewalt der Jesuiten. Wie weit diese unter ihm gehen durften, zeigte sich schon 1780, als der Hofkriegsrathssecretär Zaupser durch einige Schriften den Zorn der Jesuiten erregt hatte. Es wurde nämlich auf Betreiben des kurfürstlichen Beichtvaters Frank nicht nur eine ganz neue Art von empfindlicher Strafe gegen Zaupser ausgedacht, sondern man ertheilte auch dem Censur-Collegium einen scharfen Verweis, weil es den Druck einer Ode Zaupser's auf die Inquisition erlaubt und sich außerdem wegen einer schimpfenden Predigt, die von einem Ex-Jesuiten gegen dasselbe gehalten worden war, beschwerend an den Kurfürsten gewandt hatte. Zaupser's Strafe, welche durch reine Kabinets-Justiz über ihn verhängt wurde, bestand darin, daß den vorgesetzten

Behörden desselben befohlen ward, „seine Ode zu unterdrücken, ihn selbst aber nicht nur zum Empfange eines scharfen Verweises vorzuladen, sondern auch zu öffentlicher Ablegung der christlich-katholischen Glaubens-Profession anzuhalten, ihm das Schreiben über religiöse Gegenstände, zu welchem er weder den Beruf, noch aus Mangel der erforderlichen Wissenschaft und Prudenz die geringste Anlage habe, aufs nachdrücklichste zu verbieten und ihn mit Kanzlei-Arbeiten so sehr zu beschäftigen, daß er zu theologischen und anderen ausschweifenden Schreibereien keine Zeit übrig behalte." Diesen lächerlichen Kabinets-Befehl unterschrieb selbst Kreitmayer, welcher unter Maximilian Joseph so viel für Verbesserungen gethan hatte, jetzt aber sich in die veränderten Umstände fügen zu müssen glaubte.

6. Kampf des Fanatismus und der Aufklärung in Deutschland nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens.

Den Jesuiten-Orden konnte der Papst aufheben; den Jesuitismus vermag keine sterbliche Macht auszurotten, und diejenigen, die sich zu ihm bewußt und nicht bewußt bekennen, Protestanten wie Katholiken, werden sich überall enge zusammenschließen, sobald sie sehen, daß das Vorurtheil, welches die einzige Grundlage ihres Wissens und aller ihrer Hoffnungen ist, bedroht oder erschüttert wird. Aus diesem Erfahrungssatze muß man sich die heftige Reaction erklären, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts von den protestantischen und papistischen Eiferern ausging, sowie die damals stattfindende Vereinigung aller Arten von Obscuranten und den anscheinenden Triumph derselben. Die veralteten Glaubenssätze waren weder in der geistlosen Form, in der sie bisher vorgetragen worden waren, noch durch die leeren Controvers-Predigten katholischer und protestantischer Eiferer in der gebildeten Welt länger aufrecht zu erhalten. Man half sich also damit, daß man dem Veralteten und Abschreckenden ein neues philosophisches oder sentimentales Gewand verlieh. Dies geschah bei den Protestanten durch Hamann, Hippel, Lavater, Stark u. A., bei den Katholiken durch Männer, wie Stattler, Sailer u. Mutschelle.

Von den genannten Männern ist hier vorzugsweise der Ex-Jesuit Stattler hervorzuheben, weil seine Wirksamkeit mit den Bemühungen der bairischen Jesuiten, den Universitäts-Unterricht wieder ganz in ihre Hände zu bringen, und mit der Entstehung des Illuminaten-Ordens enge zusammen hängt. Stattler war auch nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens Professor zu Ingolstadt geblieben, und suchte schon unter Maximilian Joseph die dortige Universität ganz unmerklich in die Gewalt der Ex-Jesuiten zu bringen. Dies gelang ihm freilich erst unter Karl Theodor; aber dann ward auch der Jesuiten-

Orden auf der Universität Ingolstadt mächtiger, als er je zuvor gewesen war. Stattler war ein guter Kopf und ein ausgezeichneter Lehrer, aus dessen Schule die besten philosophischen Schriftsteller in Baiern hervorgegangen sind. Er suchte die Lehre seiner Kirche vermittelst der Wolfischen Philosophie wissenschaftlich zu begründen, arbeitete aber nicht mit blindem Fanatismus dem Zeitgeiste entgegen und nahm, um das Wesentliche in seiner Kirche zu retten, auf manche einzelne Dogmen und Einrichtungen keine Rücksicht. Er wurde dafür in Rom verurtheilt und in Baiern seiner Stelle entsetzt, obgleich er der furchtbarste Gegner des Protestantismus war und namentlich gegen Houtheim und gegen Kant aufs Heftigste geeifert hatte. Sein bester Schüler, J. M. Sailer, (1751—1832) welcher übrigens nie Jesuit gewesen war, schlug einen anderen Weg ein. Sailer wirkte hauptsächlich durch Schriften für die schöne Welt, und suchte vermittelst einer philosophischen Rhetorik ebenso das Harte der katholischen Kirchenlehre bei Seite zu schieben, wie Lavater eine mystische Poesie an die Stelle der calvinistischen Prosa setzte. Er wurde dafür von Jesuiten und Papisten nicht weniger verketzert, als Lavater von den Dogmatikern; dagegen war er aber gleich diesem ein Abgott der Frauen und aller zart empfindenden männlichen Seelen, weil er die strengsten Lehren zu mildern verstand.

Auf der Universität Ingolstadt war, ehe dieselbe ganz in die Gewalt der Jesuiten kam, zwischen diesen und ihren Gegnern unaufhörlicher Streit. Dieser Kampf, welcher bald der einen, bald der anderen Partei das Uebergewicht verschaffte, rief in Verbindung mit den Verläumdungen, durch die man jeden hellen Kopf verdächtig zu machen suchte, die Stiftung des Illuminaten-Ordens hervor. Die großen Vortheile nämlich, welche den Jesuiten ihre innige Verbindung unter sich und die strenge Unterordnung unter eine Anzahl von Ordens-Oberen verschaffte, brachte die Gegner derselben auf den Gedanken, ihrem Geheimbunde für Finsterniß einen Geheimbund für dasjenige entgegenzusetzen, was sie selbst als Licht ansahen und deshalb Illuminatismus nannten. Das Geheimthun dabei war auf die Erfahrung berechnet, daß die deutsche Jugend sehr geneigt ist, dasjenige, was geheim ist, für weise und hoch zu halten. Der Illuminaten-Orden ward im Jahre 1776 von dem Professor des kanonischen Rechtes zu Ingolstadt, Weishaupt, und von einem seiner Schüler, dem zwanzigjährigen Studenten von Zwackh, gestiftet. Er sollte die aufgeklärten Männer ebenso zu einem gemeinschaftlichen Wirken für die sogenannte Vervollkommnung der Menschheit vereinigen, wie die Jesuiten für die von ihnen verfolgten Zwecke einen Bund bildeten, dessen Aushängeschild die Ausbreitung des Reiches Gottes war. Außerdem wollten

die Illuminaten sich des Spielens mit Symbolen, Weihen und Ordensgraden bedienen, um das Volk aus der Gewalt der Pfaffen in die ihrige zu bringen. Sie eigneten sich zu diesem Zwecke die Ceremonieen, Einrichtungen und Symbole des Freimaurer-Bundes an. Der auf solche Weise von zwei obscuren Leuten auf einer obscuren Universität gestiftete Illuminaten-Orden fand alsbald nicht blos in ganz Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, in Skandinavien und sogar in Spanien Anhänger. Daß dies geschah, läßt sich nur aus dem Verhältnisse erklären, in welchem die Illuminaten zu dem Freimaurer-Orden standen, sowie aus der Bedeutung, welche um jene Zeit die mystische Schwärmerei, die Geheimnißkrämerei und die damit in Verbindung stehenden Betrügereien einzelner Schlauköpfe erlangt hatten.

Das mystische Schwärmen war damals zur Mode geworden. Die Reichen und Privilegirten, welche von jeher den von Gott vorgeschriebenen langsamen Weg der Arbeit und des Denkens zu mühevoll fanden, glaubten durch Weihen, Symbole und Mysterien schnell und ohne Anstrengung zur Einsicht in die höheren Dinge gelangen zu können. Eitle Menschen fanden in den Feierlichkeiten und Rangstufen der mystischen Vereine die Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Sucht zu glänzen. Den Weltleuten, den Genußsüchtigen, den Abenteurern gewährten die Ordensverbindungen Gönner, Empfehlungen und geselligen Genuß. Der Zweifler konnte im Kreise der Verbrüderten sich freier äußern, als im Verkehr des alltäglichen Lebens gestattet war. Menschen ohne Kraft und ohne inneren Halt hofften durch Weihen und Symbole oder durch die dunkeln Lehrsätze einer, wie man ihnen sagte, vom Himmel stammenden Weisheit ebenso gut und glücklich zu werden, wie Tausende durch gedankenloses Beten und durch den bloßen Segen des Priesters ohne Verdienst und ernste Arbeit an sich selbst selig zu werden glaubten.

Dieser herrschend gewordene Geist des Mysticismus hatte in Verbindung mit der Schwäche und Eitelkeit der Menschen den Schwärmereien und Betrügereien eines Gaßner, Mesmer, Cagliostro und Anderer Eingang verschafft. Er war es auch, der im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts dem schwedischen Geisterseher Emanuel von Swedenborg (1689—1772) viele Anhänger erwarb, als derselbe behauptete, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott, mit Engeln und mit den Seelen verstorbener Menschen stehe und auf solche Weise Offenbarungen erhalte. Ganz auf demselben Grunde beruhte die große Bedeutung, welche damals der Freimaurer-Orden in den Augen der Menschen erhielt, sowie der Umstand, daß derselbe ein Hauptwerkzeug ward, dessen sich neben vielen edeln und ehrenwerthen Männern einzelne Schwärmer und Betrüger und zugleich die Illu-

minaten zu ihren Zwecken bedienten. Selbst ein so kalt besonnener Mann wie Friedrich II. gehörte bis vor dem siebenjährigen Kriege, wo man den Freimaurer-Orden zu mißbrauchen begann, demselben an. Unter den frühesten Betrügern oder Betrogenen, welche einen großen Einfluß auf den bereits sehr verbreiteten Orden und dadurch zugleich auf das Leben und die Litteratur der Deutschen ausübten, sind der protestantische Geistliche Rosa, der Jenaische Professor Darjes und der Abenteurer Johnson die bemerkenswerthesten. Der Letztere ward durch den Baron von Hund entlarvt, welcher hierauf seine Rolle übernahm. Hund stellte das System der sogenannten strieten Observanz in der Maurerei auf, oder mit anderen Worten, er erfand wieder etwas Neues, um die Menschen irre zu leiten; und zwar hatte er es blos auf Leute der höheren und höchsten Stände abgesehen. Er sonderte nämlich vermittelst seines Systems einen Theil der Freimaurer-Logen von den übrigen ab, um aus ihnen einen fürstlichen und adeligen Bund zu bilden. Dadurch wurden viele deutsche Prinzen, Grafen und Barone in die Logen gezogen und zu Werkzeugen und Opfern von Gaunern gemacht. Einige von ihnen, wie der aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges als Anführer der alliirten Armee bekannte Prinz Ferdinand von Braunschweig, wurden sogar dadurch nicht zur Besinnung gebracht, daß ein Betrüger nach dem anderen entlarvt ward. Als nun gar im Jahre 1772 Ferdinand von der Londoner großen Loge zum Großmeister aller deutschen Logen erwählt worden war, drängten sich überall Personen des höchsten Standes, sowie Schaaren von servilen Leuten in die Logen. Selbst Friedrich's II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., ward schon in früher Lebenszeit durch die Gaukeleien von Freimaurern betrogen. Cagliostro und Mesmer fanden in den Logen ein zahlreiches Publikum. Der Hofprediger Stark bediente sich der Maurerei ebenso für die von ihm angesponnenen jesuitischen Kabalen, wie der frömmelnde und mystisch-humoristische Schriftsteller Hippel für seine selbstsüchtigen Zwecke. Lavater endlich ward durch die Schwärmerei des Ordens zu einem Propheten der vornehmen Welt gemacht. An eine Enttäuschung der betrogenen Schwärmer und Gläubigen war bei dem herrschenden Geiste nicht zu denken; denn sogar als der oben erwähnte Gauner Schröpfer sich in seine eigenen Lügen und Betrügereien so sehr verstrickt hatte, daß er 1774 den Folgen derselben nur durch Selbstmord entgehen konnte, wurden nicht einmal diejenigen bekehrt, welche dieser Gauner betrogen hatte.

Auch die Ex-Jesuiten suchten sich der Freimaurerei für ihre Absichten zu bedienen. In Baiern war namentlich derjenige Zweig der Maurer, welcher den Namen der Rosenkreuzer führte, ihr Werk-

zeug. Dies veranlaßte die Stifter des Illuminaten-Bundes, auch ihrerseits die Mode geheimer Orden und Weihen zu benutzen. Der erste Versuch dazu war schon durch Zwackh gemacht worden. Dieser Mann hatte jedoch nur geringe Kenntnisse von der Einrichtung des Freimaurer-Ordens. Erst durch den Freiherrn von Knigge wurde der Illuminaten-Bund ganz und gar in die Form des Freimaurer-Ordens eingekleidet. Knigge, welcher als Illuminat den Namen Philo trug, war mit der Freimaurerei aufs genaueste bekannt. Er brachte sie vermittelst einer neuen Organisation, die er dem Illuminaten-Bunde gab, mit diesem in Zusammenhang, weil er die Absicht hatte, sich beider Orden zu seinen selbstsüchtigen Zwecken zu bedienen. Knigge war ein vornehmer Herr, der die Welt kannte, Sittlichkeit und Religion verachtete und Alles den niedrigen Zwecken opferte, die er verfolgte. Deshalb trat er auch einst zum Katholicismus über und ward später wieder Protestant. Er spielte als Mitglied aller Orden und als Schriftsteller eine große Rolle, weil nur die wenigen wahrhaft verständigen und durchaus Rechtlichen die Flachheit seiner Ansichten und die Gemeinheit seiner Grundsätze durchschauten. Als Illuminat täuschte er sogar wackere Männer, wie den Göttinger Professor Feder, den bekannten Nicolai in Berlin, den für alles Gute und Schöne regsamen Dalberg und Andere, welche in den Illuminaten-Orden traten, weil sie den Kampf gegen Finsterniß und Despotie, der für Knigge und seines Gleichen nur ein Deckmantel ihrer selbstsüchtigen Absichten war, für den Zweck des Ordens hielten.

Es war für Knigge nicht schwer, fast alle die Freimaurer, welche dem mystischen Wesen vieler Logen abgeneigt waren, in den Illuminaten-Bund herüber zu ziehen, zumal da er in der Maurerei selbst ein neues System, das sogenannte eklektische, schuf, welches dem der strieten Observanz entgegengesetzt war. Es herrschte nämlich damals unter den Freimaurern große Unzufriedenheit über den Einfluß der Rosenkreuzer, über die jesuitischen Bestrebungen Starck's und über die als Betrügerei verdächtig gewordene striete Observanz. Das letztere System ward endlich auf einem Kongreß, welchen die Freimaurer 1772 unter dem Vorsitze Ferdinand's von Braunschweig zu Wilhelmsbad hielten, förmlich für Täuschung und Betrug erklärt. Nach diesem Kongreß wurde Ferdinand, den man daselbst aufs neue zum deutschen Großmeister erklärt hatte, ein Spielzeug der Obscuranten; Knigge aber fuhr fort, sich der Eklektiker zur Ausbreitung des Illuminaten-Ordens zu bedienen. Ihm stand daher der Hamburger Buchhändler und Schriftsteller Bode zur Seite, welchen er 1782 unter die Illuminaten der höheren Ordnung aufgenommen hatte. Dieser und einige andere Männer verschafften dem Illuminaten-

Orden in Norddeutschland und in den Niederlanden Eingang, nachdem derselbe schon vorher in Baiern, Franken, Schwaben und Oestreich viele Anhänger erhalten hatte. Die Ausbreitung des Ordens im Norden rief jedoch eine Spaltung unter den Mitgliedern hervor. Knigge, Bode, Nicolai und andere Norddeutsche wollten nämlich in Bezug auf das, was man Vervollkommnung der Menschheit und Verbreitung des Lichtes nannte, viel weiter gehen, als die Ordensoberen in Süddeutschland. Namentlich kam es zu heftigem Zank und Streit, als Knigge den ganzen Pomp der katholischen Kirche in das Ritual des Ordens aufgenommen haben wollte, um durch vollständige Mystification die Mitglieder zu bloßen Werkzeugen der Oberen zu machen. Diesem Versuche widersetzten sich die süddeutschen Illuminaten, welche theils als aufrichtige Katholiken die Ceremonieen ihrer Kirche nicht profanirt sehen wollten, theils als Freidenker den Illuminaten-Orden für ein Mittel hielten, das Kirchliche entbehrlich zu machen. Der Streit hatte zur Folge, daß 1784 der norddeutsche Theil der Illuminaten sich von dem süddeutschen trennte.

In dem nämlichen Jahre, in welchem auf solche Weise der Illuminaten-Bund in sich selbst zu zerfallen drohte, begann die Verfolgung desselben durch die bairische Regierung. Diese Verfolgung ging von den Jesuiten aus. Sie ward mit jesuitischer Schlauheit nicht mit Einem Schlage, sondern langsam und allmälig betrieben; denn man fürchtete sich, allzu rasch den Kampf mit einigen tausend Männern höheren Standes zu beginnen, zu welchen mehrere Leute vom Hofe, einer der Minister, die Glieder der ersten Familien und die besten Köpfe des Landes gehörten. Den ersten Schritt zur Verfolgung des Ordens that einer von den Illuminaten selbst, der Hofkammerrath Utzschneider, welcher 1783 aus dem Orden austrat, um durch eine Anklage desselben die Gunst der Jesuiten zu gewinnen. Dieser reichte bald nach seinem Austritte bei dem Kabinet eine geheime und gleich darauf eine offene Anzeige ein, in welcher dem Orden alle möglichen Verbrechen schuldgegeben wurden. Im Jahre 1784 erschien dann eine anonyme Warnung gegen den Orden, in welcher derselbe jedoch nur im Allgemeinen als staatsgefährlich und sittenverderblich geschildert ward, während die vorausgegangene geheime Anklage ihn der Irreligiosität, Staatsverrätherei, Giftmischerei und anderer Verbrechen angeschuldigt hatte. Nachdem auf solche Weise die Verfolgung eingeleitet worden war, erließ die bairische Regierung im Juni 1784 ein allgemeines Verbot aller geheimen Verbindungen. Erst im März und August des folgenden Jahres aber erschien ein Verbot, in welchem der Illuminaten-Orden und der Freimaurer-Bund mit Namen genannt waren. Im September machte dann Utzschneider in Verbin-

dung mit einigen anderen ehemaligen Illuminaten eine förmliche Anklage. Zugleich reichte er insgeheim bei der Regierung Mitglieder-Verzeichnisse ein, in welchem auch viele Leute aufgezeichnet waren, die niemals zu dem Orden gehört hatten. Auf diese Weise konnte er seine Feinde und die Gegner der Jesuiten verderben, ohne daß dieselben sich hätten vertheidigen können.

In den folgenden Jahren wurden dann nicht blos in Baiern, sondern auch in anderen Gegenden Deutschland's alle freisinnigen Männer als Illuminaten verfolgt, um sie zu verderben oder wenigstens unschädlich zu machen. Man verfuhr bei diesen Verfolgungen ohne alle Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit; man ordnete ein Spionirsystem an, erbrach die Briefe auf der Post, und bestrafte mit Härte selbst solche Leute, welche blos Mitleid mit dem Schicksale der Verurtheilten geäußert hatten. Die künstlich erregte Angst vor den Illuminaten wurde damals auf dieselbe Weise als Popanz gebraucht, wie z. B. die Furcht vor den Demokraten, Socialisten, Pantheisten und Atheisten. Am ärgsten war die Verfolgung in Baiern unter Karl Theodor und in Oestreich unter Leopold II. Was man übrigens auch von dem Mißbrauche halten mag, der mit dem Orden und seiner geheimen Einrichtung getrieben worden war, jedenfalls befanden sich unter seinen Mitgliedern Männer der edelsten Art. Auch kann nicht weggeläugnet werden, daß der Illuminatismus sehr viel dazu beitrug, in den finstersten Gegenden Deutschland's das Licht der neuen Zeit anzuzünden. Ueber einen angeblichen Zusammenhang, in welchem einzelne Illuminaten und Freimaurer, wie Bode und Mauvillon, mit den Führern der französischen Revolution gestanden haben sollen, schweigen wir ganz, weil darüber nicht ins Klare zu kommen ist, und weil eine so große Begebenheit, wie die französische Revolution war, weder durch eine Ordensverbindung, noch durch einzelne Menschen jemals herbeigeführt werden kann.

7. Joseph's II. Bestrebungen für Toleranz und Aufklärung und gleichzeitiger Versuch einer Reform der katholischen Kirche Deutschland's.

Deutscher Kaiser war seit 1765 Franz I. Sohn, Joseph II. Diesen hatte seine Mutter in demselben Jahre auch als Mitregenten der östreichischen Staaten angenommen; er erhielt aber, so lange Maria Theresia lebte, nur einen geringen Einfluß auf die Regierung seiner Erblande. Joseph's unruhiger, auf Verbesserung aller Verhältnisse im Staate bedachter Geist konnte deshalb auch erst nach dem Tode der Kaiserin (1780) ungehemmt thätig sein. Joseph II. war seit Maximilian II. der einzige Regent von Oestreich, dem es ge-

lungen iſt, in ſeinen Staaten einiges Licht zu verbreiten. Er wollte, durch die reinſten und edelſten Beweggründe getrieben, die ganze Regierung, Verwaltung, Geſetzgebung und Juſtiz, ſowie die Erziehung, den Unterricht und das kirchliche Weſen ſeiner Staaten umändern. Dies war ohne eine Revolution und ohne die Mitwirkung des Volkes nicht möglich; Joſeph war aber zu ſehr ſehr autokratiſch geſinnt, als daß er in Hinſicht auf den Staat das Volk hätte befragen und in Betreff der Kirche ſich auf ein Concilium oder auch nur auf die nicht wenigen freier denkenden Biſchöfe ſeines Reichs hätte ſtützen wollen. Ueberdies ſtand dasjenige, wonach er zum Wohle ſeiner Völker ſtrebte, in Widerſpruch mit dem Geiſte, den Gewohnheiten und der Bildungsſtufe derſelben. Joſeph mußte daher ebenſo verfahren, wie ſonſt die Autokraten zu verfahren pflegen: er mußte, um das Beſtehende umgeſtalten zu können, zur bloßen Gewalt ſeine Zuflucht nehmen und alſo oft gegen ſeinen Willen Tyrann ſein. Wenn er aber auch in Folge davon oft hart und ungerecht erſcheint, ſo muß man doch einräumen, daß es für ihn auf keine andere Weiſe möglich war, ſogar diejenigen Einrichtungen durchzuſetzen, deren ſich die Freunde des Fortſchrittes in Oeſtreich noch heute erfreuen. Wir gedenken übrigens hier nur derjenigen Reformen Joſeph's, welche die geiſtlichen Angelegenheiten betrafen.

In Hinſicht auf dieſe Reformen war Joſeph, ſoweit dieſelben Oeſtreich betrafen, am glücklichſten; denn ſie wurden von ihm mit ſolchem Nachdrucke und ſo unausgeſetzt betrieben, daß man bis jetzt nicht im Stande geweſen iſt, den alten Zuſtand ganz wieder herzuſtellen. Schon unmittelbar vor ihm war Einiges zur Verbeſſerung in Kirche und Schule geſchehen; und Joſeph ſelbſt ward gerade in Bezug auf dieſe Seite ſeiner Thätigkeit von allen den gebildeten Katholiken Oeſtreich's unterſtützt, welche mit Wärme an der eigentlichen Lehre ihrer Kirche hingen, dagegen aber alles Jeſuitiſche und Ultramontane, ſowie die Intoleranz und den Fanatismus haßten. Auch Kaunitz, der ſonſt mit den eilfertigen Reformen Joſeph's nicht zufrieden war, unterſtützte den Kaiſer bei ſeinen kirchlichen Verbeſſerungsverſuchen. Doch iſt darum Kaunitz nicht den ſo eben erwähnten Männern beizuzählen; denn er ſah Kirche und Geiſtlichkeit ebenſo an, wie die Pariſer Philoſophen, deren radikale Anſichten von Staat und Religion dem Kaiſer ſelbſt tödtlich verhaßt waren.

Joſeph begann ſeine kirchlichen Reformen in Oeſtreich mit der Erlaſſung eines Toleranz-Edicts. Dann nahm er zunächſt eine völlige Umgeſtaltung des Kloſterweſens vor. Das, was er in Bezug auf dieſes gethan hat, iſt unſtreitig die wichtigſte Veränderung, welche während der letzten 300 Jahre in Oeſtreich gemacht worden iſt.

Er begann damit, daß er die Verbindung der östreichischen Klöster mit Rom und mit auswärtigen Klöstern aufhob, und dieselben unter die Aufsicht der Landesbischöfe stellte. Hierauf verbot er die Aufnahme von Novizen während der nächsten zwölf Jahre. Dann fing er im Januar 1782 an, alle diejenigen Klöster aufzuheben, die er für überflüssig oder schädlich hielt. Durch diese Maaßregeln verminderte er in acht Jahren die Zahl der Mönche und Nonnen um 30- bis 36,000. Er befreite also sein Reich von eben so vielen müßigen Leuten, welche theils von den Erträgnissen der ausgedehnten Klostergüter gelebt hatten, theils, wie die Bettelmönche, keine solche Güter besaßen und deshalb unmittelbar vom Volke ernährt worden waren. Alle diese Leute hatten dem Lande mindestens ebenso viel gekostet, als ein gleich großes stehendes Heer erfordert haben würde. Fortbestehen ließ Joseph nur 1324 Klöster mit 27,000 Mönchen und Nonnen. Joseph's Maaßregel hatte, da sie besonders gegen die Bettelorden gerichtet war, auch noch den Vortheil, daß sie dem moralischen Einflusse der Faulenzer ein Ende machte, welche durch Processionen, Wallfahrten, Ceremonieen und Almosen das Volk in Unwissenheit, Trägheit, Gedankenlosigkeit und Fanatismus erhalten hatten. Die Güter der eingezogenen Klöster verwendete Joseph nicht, wie manche deutsche Fürsten in der Reformationszeit, wie der englische König Heinrich VIII. und wie die Großmeister deutscher Ritterorden, für Staatszwecke oder gar für sich selbst und seinen Hof. Sie wurden vielmehr zum Religionsfonds gezogen, welcher dazu bestimmt war und blieb, daß Kirchen erbaut, Pfarrer besoldet, neue Pfarrstellen geschaffen und ähnliche wirkliche religiöse Bedürfnisse befriedigt wurden.

Schon die ersten kirchlichen Verfügungen Joseph's erregten Schrecken und Angst bei den Ex-Jesuiten. Der gutmüthige, aber sehr beschränkte Erzbischof von Trier, Clemens Wenzel, ließ sich als Werkzeug derselben gebrauchen, um durch zwei Briefe, die ein fanatischer Jesuit, der Abbé Beck, abfaßte, dem Kaiser Vorstellungen zu machen und mit der Hölle zu drohen. Dies hatte aber keine andere Wirkung, als daß Joseph, welcher des Erzbischofs Briefe höhnend beantwortete, in seinen Reformen nur um so entschiedener vorausschritt. Den gleichen Erfolg hatten die abmahnenden Schriften, welche der Erzbischof von Wien, Migazzi, dem Kaiser überreichte. Joseph ließ sich von dem, was er zum Wohle seiner Unterthanen für nöthig hielt, durch nichts zurückschrecken. Er fuhr fort, die katholische Kirche seiner Länder durch Abschaffung der Mißbräuche wieder zu seiner Anstalt für Religion und Sittlichkeit zu machen. Er ließ unnütze Ceremonieen, Wallfahrten und Processionen abschaffen, deutsche Kirchenlieder einführen und die Bibel in die Landessprachen übersetzen. Er untersagte die Anstellung

aller Geistlichen, welche Mönche waren oder in Rom ihre Bildung erhalten hatten, und errichtete zur Bildung von Priestern General-Seminare, in welchen diese nach ganz anderen Grundsätzen des Kirchenrechtes, als seither, unterwiesen und erzogen wurden. Er ging noch weiter. Er verbot die Einholung von Dispensationen in Rom, sowie die Geldzahlungen für Messen, die man dort lesen zu lassen pflegte. Er untersagte die Bekanntmachung aller Bullen und Breven ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Regierung, und verbot sogar, vom Papste irgend einen Titel, eine Gunst oder eine Würde ohne kaiserliche Genehmigung anzunehmen. Kurz, er verfuhr ganz so, als wenn er in seinen Staaten der absolut monarchischen Gewalt des Papstes ein Ende machen und eine Episcopal-Verfassung an ihre Stelle setzen wollte.

Joseph war indessen über die Grundsätze, welche in kirchlichen Dingen entscheidend sein sollten, mit sich selbst nicht einig. Er sah nämlich eines Theils recht gut ein, daß in der katholischen Kirche die äußere Disciplin und Verfassung, auf welche er seine Reformen beschränken wollte, zu innig mit dem Dogmatischen verschmolzen seien, um das Eine ohne das Andere umgestalten zu können. Anderes Theils aber haßte er sowohl die herrschenden Ansichten über das Religiöse, als auch jede Art von Aristokratie zu sehr, als daß er nicht zuletzt über die Folgen seiner Verbesserungen selbst hätte erschrecken sollen. Auch erschwerte er sich selbst Alles, was er unternahm, dadurch, daß er stets nur seinem eigenen Sinne folgte, und somit nicht blos der Unterstützung tüchtiger Männer entbehrte, sondern auch manche neue Einrichtung machte, welche hintennach seinen eigenen wohlmeinenden Absichten nicht entsprach. Der letztere Umstand gab den Ex-Jesuiten Gelegenheit, Joseph's gewaltsame Verbesserungen zu tadeln und das Volk gegen denselben aufzuregen. Zu gleicher Zeit ward der autokratisch-monarchische Sinn Joseph's von klugen Staatsmännern benutzt, um den Kaiser von seinem Episcopal-System abzubringen und mit der päpstlichen Monarchie wieder auszusöhnen. Dies geschah zuerst während der Anwesenheit Joseph's zu Rom im Jahre 1783, und zwar durch den französischen und den spanischen Gesandten am päpstlichen Hofe, den Kardinal Bernis und den Ritter Azara. Beide gehörten zu den Männern, welche die christliche Religion gleich der alten römischen nur als eine politische Anstalt zur Beherrschung des Volkes ansahen. Sie machten dem Kaiser begreiflich, daß sein Episcopal-System die geistliche Herrschaft aus den Händen des Papstes in die des hohen Adels bringen werde, den er doch selbst auf jede Weise zu Gunsten des Volkes bekämpfte; denn Fürsten, Grafen und Edelleute bildeten ja die Kapitel, aus welchen die höhere Geistlichkeit

hervorging. Diese Vorstellungen machten Eindruck auf Joseph. Er schlug daher zwar nicht den umgekehrten Weg ein; aber er hörte doch auf, den Papst zu kränken. Dieser legte ihm dann in Erwartung besserer Zeiten seinerseits kein bedeutendes wenigstens kein öffentliches Hinderniß mehr in den Weg.

Papst Pius VI. (seit 1774) war natürlich von Anfang an gegen Joseph's Reformen aufgetreten; er hatte dies aber mit Vorsicht und Klugheit gethan. Pius erkannte die große Gefahr, mit welcher der Zeitgeist in allen Ländern das System der Kirche und ihre Regierung bedrohte, und suchte deshalb als kluger Staatsmann zu laviren. Er nahm zuerst zu diplomatischen Noten seine Zuflucht. Als dies nichts fruchtete, kam er auf den Gedanken, selbst nach Wien zu reisen und den Versuch zu machen, ob nicht der Eindruck des päpstlichen Ansehens und seiner eigenen Persönlichkeit, auf deren Macht er vertraute, den Kaiser von dem eingeschlagenen Wege ablenken werde. Er verfehlte jedoch den beabsichtigten Zweck ganz, da Joseph's Grundsätze durch die persönliche Erscheinung des Papstes, so gewinnend dieselbe sein mochte, nicht erschüttert werden konnten. Ja, die Reise (1782) hatte sogar für ihn selbst den Nachtheil, daß ihre Erfolglosigkeit dem päpstlichen Ansehen schaden mußte. Joseph war durchaus nicht zu bewegen, auf die Vorstellungen des Papstes einzugehen, kein einziges Kloster, das der Kaiser abzuschaffen sich vorgesetzt, konnte er retten. Er behandelte ihn aber doch wenigstens mit der größten Höflichkeit. Der wichtigste Mann nach dem Kaiser dagegen, der Staatskanzler Kaunitz, soll sich in einer Audienz beim Papste sogar eine förmliche Ungezogenheit erlaubt haben. Nach der Reise blieben Kaiser und Papst zwar in Correspondenz; der Erstere fuhr aber fort, ohne Rücksicht auf den Letzteren zu reformiren, und im Jahre 1783 geriethen Beide sogar in einen offenen Zwist mit einander. Dies fiel jedoch in die Zeit, wo Joseph durch Bernis und Azara auf andere Gedanken gebracht wurde, und in Folge davon den weiteren Fortschritten Einhalt that. Auch bedurfte er damals des päpstlichen Beistandes, weil die von ihm eingeschränkte ungarische Geistlichkeit den übrigen Unwillen nährte und unterhielt, welchen seine Willkürlichkeiten in Ungarn erregt hatten.

Die gewaltsamen Aenderungen, welche Joseph in dem kirchlichen Zustande seiner Erblande vornahm, konnten keinen Bestand haben, so lange nicht die ganze katholische Kirche umgestaltet ward. Sie hatten aber auch den schlimmen Erfolg, daß Joseph um seiner Erblande willen den höheren Beruf, die deutsche Kirche unabhängig zu machen, aufgeben mußte. Zur Erfüllung dieses Berufes bot im Jahre 1785 die Eitelkeit des Kurfürsten Karl Theodor von Baiern eine

gute Gelegenheit dar. Karl Theodor hatte nämlich, um den größeren souverainen Fürsten gleich zu werden, die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in München bewirkt. Da aber in Folge davon die baierische Kirche fortan der Curie in Rom unmittelbar untergeben ward, so protestirten der Erzbischof von Mainz Karl Joseph von Erthal und der Erzbischof von Salzburg Joseph Franciscus von Colloredo gegen die Münchener Nuntiatur, der Eine, weil durch dieselbe sein Recht als Primas von Deutschland, der Andere, weil sein Sprengel beeinträchtigt wurde. An Beide schlossen sich der Erzbischof Maximilian von Köln, ein Bruder Joseph's, und der Erzbischof von Trier, Clemens Wenzel, ein Sohn Friedrich August's II. von Sachsen an, so daß also die vier höchsten Geistlichen des Reiches zu Gunsten des deutschen Rechtes gegen den Papst vereinigt waren. Salzburg und Mainz wandten sich beschwerend an den Kaiser, welcher dann im October 1785 den Nuntien die Ausübung geistlicher Gerichtsbarkeit im Reiche untersagte. Diese kaiserliche Verordnung wurde durch die Kurfürsten von Mainz und Köln sogleich in Ausführung gebracht. Auch der Reichs-Hofrath nahm sich der Rechte des Reiches an, indem er nicht blos dem Kurfürsten von Baiern einen Verweis gab, sondern auch ein Ausschreiben gegen den päpstlichen Nuntius in Köln, Pacca, ergehen ließ, der sich damals erkühnte, den Geistlichen des Erzbisthums Köln Befehle zu ertheilen. Die Erzbischöfe blieben hierauf nicht beim bloßen Protestiren stehen, sondern sie beschlossen sogar, ein Kirchenrecht des deutschen Reiches herzustellen. Der deutschen Nation wurde also damals die Aussicht eröffnet, daß endlich dasjenige werde nachgeholt werden, was bei Gelegenheit des Baseler Concils versäumt worden war, oder vielmehr daß das deutsche Volk die Freiheiten und Rechte wieder erlangen werde, um die dasselbe einst durch Aeneas Sylvius betrogen worden war.

Zu diesem Zwecke hielten die Erzbischöfe im Sommer 1785 einen Kongreß zu Ems, und setzten dort mit Hülfe ihrer gelehrten Geistlichen und Rechtskundigen die sogenannte Emser Punktation auf, in welcher das auf den Pseudo-Isidorischen Dekretalen beruhende, durch Gregor VII. gewaltsam eingeführte päpstliche Kirchenrecht verworfen, und statt desselben ein bischöfliches aufgestellt wurde: sie erklärten, daß sie ihre Würde von Gott und nicht vom Papste hätten, dem blos die Oberaufsicht in der Kirche zustehen, daß die unmittelbare Jurisdiction der päpstlichen Nuntien und die Abhängigkeit deutscher Klöster von auswärtigen Obern aufhören müsse, und wenn der Papst diesen Beschlüssen nicht zustimme, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen sei, welche nach den zu Recht bestehenden Beschlüssen des Breslauer Koncils über dem Papste stehe. Die in Ems

gefaßten Beschlüsse wurden dem Kaiser mit der Bitte überreicht, sie dem Papste vorzulegen und, wenn dieser nicht innerhalb zweier Jahre sie annehme, ein National-Concilium zu berufen, wozu man nicht, wie zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, des Papstes bedürfe. Joseph gab den Erzbischöfen eine im Ganzen günstig lautende Antwort (1786); er forderte sie aber auf, auch die anderen deutschen Bischöfe und sogar die weltlichen katholischen Fürsten zu Rathe zu ziehen. Eine solche Befragung der verschiedensten Personen, unter welchen noch dazu sehr wenige wahrhaft religiöse, verständige und patriotische waren, würde keinen anderen Erfolg gehabt haben, als daß die Sache auf unbestimmte Zeit vertagt worden wäre. Dies war auch die Absicht des Kaisers. Joseph erkannte nämlich in dem, was die Erzbischöfe verlangten, den ersten Anfang einer geistlichen Oligarchie im Reiche; er war aber, ganz abgesehen von dem Hasse, den er gegen jede Art von Aristokratie hegte, auch aus dem Grunde nicht geneigt, die Erzbischöfe gegen den Papst zu unterstützen, weil gerade damals einer von jenen, der Erzbischof von Mainz, auch für eine weltliche Oligarchie deutscher Fürsten, nämlich für den sogenannten Fürstenbund, sehr thätig war. Außerdem widerstritt die Berufung eines National-Concils dem autokratischen Sinne eines Kaisers, welcher in allen seinen Ländern Unruhen genug zu bekämpfen hatte, und mit der monarchischen Gewalt des Papstes viel besser fertig werden konnte, als mit der gesammten Klerisei. Joseph nahm sich also der Sache der Erzbischöfe nicht an. Er benutzte dieselbe vielmehr, um bei den Reformen in seinen Erbstaaten den Papst durch die Erzbischöfe und diese durch jenen zu schrecken. Er übergab die Beschlüsse und Wünsche der Bischöfe zwar einer Reichs-Hofraths-Commission zur Prüfung; aber dadurch wurde die Sache ebenfalls blos weiter hinausgeschoben. Es blieb also auch damals, wie immer in Deutschland, trotz des großen Lärms Alles beim Alten.

Während Joseph denen, welche in Deutschland das bischöfliche System der Kirchen-Regierung wiederherstellen wollten, seinen Schutz und Beistand versagte, nahm sich dagegen sein Bruder Leopold von Toscana (der nachherige Kaiser Leopold II.) der Prälaten seines Landes bei dem gleichen Streben an. Leopold, welcher später in Oestreich alle alten Mißbräuche wieder herstellte und den Geist der neueren Zeit verfolgte, huldigte damals diesem Geiste und suchte in Toscana ebenso, wie Joseph in Oestreich, Alles zu verbessern. Er unterstützte also auch die Reformversuche, welche mit der Kirche seines Landes gemacht wurden. Diese Versuche gingen von dem Bischof Ricci aus, welcher 1787 die ganz jansenistisch gesinnten Prälaten Toscana's zu einer Synode in der Hauptstadt seines Bisthums,

Piſtoja, verſammelte. Der Klerus von Toscana kam auf dieſer Synode über eine Anzahl von reformirenden Sätzen überein, welche unter dem Namen der Propoſitionen von Piſtoja berühmt geworden ſind. In dieſen Propoſitionen wurde das päpſtliche Kirchenrecht verworfen, die ſtrenge Janſeniſtiſche Moral für die Hauptſache des Chriſtenthums erklärt und der durch die Päpſte eingeführte bloß äußerliche Gottesdienſt geradezu mißbilligt. Eine ſolche Reform war bei einem italieniſchen Volke nicht durchzuſetzen, da die Italiener bekanntlich die Moral für Proſa halten, und das weſentliche der Religion in Formen und Ceremonieen ſetzen. Papſt Pius VI. konnte daher auch dem Treiben der toscaniſchen Biſchöfe ruhig zuſehen. Er begnügte ſich mit der Verwerfung ihrer Synodalbeſchlüſſe, wartete die Zeit der Reaction ab, und vernichtete, als dieſe bald nachher eingetreten war, mit Leichtigkeit Alles, was die Biſchöfe in Toscana eingeführt hatten.

IX. Reformen im Staatsweſen, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Fürſten und Miniſtern gemacht oder verſucht wurden.

1. Portugal unter Pombal's Leitung.

Zu derſelben Zeit, als die Regierung Europas die Hierarchie und ihre Hauptſtütze, den Jeſuiten-Orden, einzuſchränken oder ganz zu beſeitigen ſuchten, wurden auch die veralteten feudalen Rechte und Einrichtungen in Staat und Geſellſchaft durch ſie angegriffen und erſchüttert. Dieſe von den Herrſchern ſelbſt unternommenen Revolutionen berührten jedoch die monarchiſche Form des Staates und die überall beſtehende Kabinets-Regierung nicht im mindeſten; ſie hatten vielmehr den Zweck, Beide noch feſter zu begründen. Daher fanden auch die fürſtlichen oder miniſteriellen Staatsreformen ſogar beim Volke ſelbſt Widerſpruch. Dieſes klebte am Herkommen und fühlte ſich durch die gewaltſamen Angriffe auf dasſelbe in ſeinen Gewohnheiten geſtört, ohne daß es Recht und Vortheile gewann. Erſt einige Zeit nach jenen monarchiſchen Revolutionen regte ſich in England, in Belgien, in Holland und in Frankreich ein demokratiſcher Geiſt. Uebrigens waren die neueren Grundſätze und Formen der Verwaltung, welche, von Regenten und Miniſtern geltend gemacht und eingeführt

wurden, nicht blos in den herrschenden Ideen begründet, sondern die damaligen Staats-Reformatoren hatten auch mit ihrer theoretisch und philosophisch angeregten Zeit einen Grundirrthum gemein. Man ging nämlich dabei von der Ueberzeugung aus, daß Verfassung, Wohlstand und Charakter eines Staates sich nach Theorieen und durch Verordnungen regeln und bestimmen ließen.

Wir beginnen mit Portugal. In diesem Reiche kam, nachdem es durch Johann V. gewissermaaßen eine geistliche Regierung erhalten hatte, unter dessen Sohn und Nachfolger Joseph Emanuel (1750 bis 1777) die Regierungsgewalt ganz in die Hände des Ministers Pombal, dessen energisch despotischer Charakter uns bereits bei Gelegenheit seines Verfahrens gegen die Jesuiten bekannt geworden ist. In den ersten Jahren sah sich Pombal noch durch den Einfluß der Königin-Wittwe gehemmt, welche wie die ganze königliche Familie dem Jesuiten-Orden blind ergeben war; nach dem Tode derselben aber (1754) wußte Pombal sich dem feigen und ängstlichen Könige ganz unentbehrlich zu machen, so daß er die unumschränkte Herrschaft im Reiche bis zu Joseph Emanuel's Tod behauptete. Diese Macht gebrauchte er, um durch gewaltsame Veränderungen aller Art Portugal den Fesseln des Mittelalters zu entreißen und nach den ökonomisch-philosophischen Grundsätzen einzurichten, welche damals von Frankreich aus sich über ganz Europa verbreiteten. Da Pombal von Natur ein Despot war und bei seinen Reformen nicht blos den Adel und die Geistlichkeit, sondern auch das Volk und die königliche Familie gegen sich hatte, so waren seine unzähligen Reformverordnungen, welche alle Verhältnisse, selbst die häuslichen, betrafen, nicht anders durchzuführen, als durch eine ganz rücksichtslose, oft sogar grausame Härte, wie sie später von den Terroristen der französischen Revolution geübt worden ist. Um Pombal's Richtung und die Art seines Verfahrens anschaulich zu machen, wollen wir einige von den vielen Maaßregeln angeben, durch welche er zugleich dem Thron eine unumschränkte Gewalt verschaffen und das Volk aufgeklärt und glücklich machen zu können glaubte.

In demselben Jahre 1755, in welchem Pombal seine energische Strenge gegen die Jesuiten in Paraguay richtete, ward Lissabon von einem der furchtbarsten Erdbeben heimgesucht (1. November). Fast alle Gebäude der Hauptstadt stürzten ein, mehr als 30,000 Menschen wurden unter den Trümmern derselben begraben, und die Ueberlebenden waren in Gefahr, entweder Hungers zu sterben oder ein Opfer der vielen frechen Räuber und Mörder zu werden, welche aus dem allgemeinen Unglück Nutzen zu ziehen suchten. Pombal war ganz der Mann dazu, in einem so schrecklichen Falle zu schützen und zu helfen. Er traf

augenblicklich energische Maaßregeln, welche, so klug und menschlich sie auch zum Theil waren, doch zugleich seine Härte und Willkühr an den Tag legten. Er sorgte für die nöthigen Lebensmittel, stellte überall Wachen auf, und ließ innerhalb weniger Tage 350 Räuber und Mörder aufknüpfen. Er entwarf ferner einen Plan für die Wiederaufbauung der Stadt, und führte denselben mit solcher Tyrannei aus, daß sogar manche stehengebliebenen Häuser auf Kosten ihrer Besitzer niedergerissen und durch neue ersetzt werden mußten. Der von ihm entworfene Plan selbst beruhte auf dem Gedanken, daß Portugal eine prachtvolle Hauptstadt erhalten sollte, und daß vor allem solche Gebäude errichtet werden müßten, welche, wie das Arsenal, das Kaufhaus und die Börse, dem monarchischen Glanze oder der Industrie dienten.

Diese Industrie war in Portugal gar nicht vorhanden; Pombal glaubte aber, gleich allen politischen Reformatoren des 18. Jahrhunderts, durch Verordnungen und Polizei-Maaßregeln ebenso eine Industrie neu schaffen zu können, wie er durch dieselben Mittel den Handel und Ackerbau heben zu können glaubte. Seine Versuche scheiterten jedoch an der Trägheit und dem Aberglauben des portugiesischen Volkes. Er ließ, um den Ruf des portugiesischen Weines zu erhalten und die Getreidecultur zu vermehren, ohne Weiteres einen großen Theil der Weinberge ausrotten. Auf ebenso gewaltthätige Weise suchte er durch Schulen, welche den bisherigen mönchischen Unterricht ersetzen sollten, dem Volke die Vortheile einer rein praktischen Bildung zu verschaffen. Er gründete nämlich nicht nur portugiesische Volksschulen, sondern er errichtete auch in Lissabon eine Gewerbeschule und brachte diese durch tyrannische Mittel in Gang. Zugleich nöthigte er die müßige Jugend der Hauptstadt mit Gewalt, ein Handwerk zu erlernen. Um dem Handel aufzuhelfen, baute er unter Andern einen großen Kanal, richtete eine glänzende Messe ein, hob die Schuldhaft auf und schaffte die Monopole ab; er selbst aber legte dem Handel wieder neue Fesseln an. Er machte z. B. den Getreidehandel zu einem Monopol der Regierung, übertrug privilegirten Handelsgesellschaften ganze Zweige des Verkehrs, und suchte dem Handel durch Machtgebote seine Richtung zu geben. So wenig indessen auch der Erfolg aller dieser Maaßregeln dem beabsichtigten Zwecke entsprach, so wurden doch die Portugiesen durch Pombal wenigstens aus dem Schlummer eines mönchischen Lebens aufgerüttelt, und diese Wirkung war später durch keine Gewalt mehr zu beseitigen. Die Finanzen Portugals brachte Pombal durch Sparsamkeit und strenge Ordnung in einen Zustand, in welchem sie seit langer Zeit nicht gewesen waren. Die Staatskassen waren unter ihm niemals leer, und bei seiner Entlassung

fanden sich im königlichen Schatze 78 Millionen Cruſaden (d. i. beinahe zweimal so viel Mark) vor.

In religiösen und kirchlichen Dingen blieb Pombal sich selbst nicht immer gleich, weil er mitunter genöthigt war, die Vorurtheile des Volkes, des Königs und der königlichen Familie zu schonen. Er schaffte die jährlichen Ketzerverbrennungen oder „Glaubensacte" (Autosdasé) ab, und schränkte die Macht der Inquisition dadurch ein, daß er jede Verurtheilung den weltlichen Gerichten übertrug. Er reformirte ferner viele Mönchorden, hob die Zurücksetzung der sogenannten neuen Christen auf, schaffte manche Feiertage und Ceremonieen ab, zog die Güter, welche Johann V. der Kirche geschenkt hatte, wieder ein, und ermunterte Schriftsteller, Drucker und Verleger. Dagegen hob er aber nachher, blos um die Jesuiten besser treffen zu können, das Ansehen der Inquisition wieder, ließ den bekannten Malagrida durch ein Autodafé hinrichten, verschärfte die Censur, verbot bald neue Aufnahmen in den Klöstern, bald gestattete er sie wieder u. dgl. m.

Mit dem Adel verfuhr Pombal auf ähnliche Weise, wie Karl XI. von Schweden, nur daß dieser sich dabei auf den Ausspruch der anderen Stände stützte. Pombal entriß nämlich die vielen königlichen Güter, welche einzelne Familien in Folge früherer Schenkungen erhalten hatten, denselben wieder und gab sie der Krone zurück. Um den Adel einzuschüchtern, gebrauchte er dieselben tyrannischen Mittel, wie bei seiner Unterdrückung der Jesuiten. Er nahm ein Attentat auf den König zum Anlaß, um die Glieder der höchsten Familien in einen Proceß zu verwickeln und zu vernichten. Pombal ließ sich überhaupt durch keine Rücksicht abhalten, das, was er zum Wohle des Ganzen für nöthig hielt, auszuführen, und bestrafte jede Widersetzlichkeit mit furchtbarer Strenge. Er füllte alle Gefängnisse des Landes mit Staatsgefangenen geistlichen und weltlichen Standes, und schickte Hunderte von Menschen in die Kerker der Colonieen. Dabei war er so grausam, daß er die Staatsverbrecher zum Theil in die schrecklichsten unterirdischen Räume stecken ließ. Man behauptet, er habe während seiner Regierung 9640 Menschen einkerkern oder verbannen lassen, und unter diesen seien nach seinem Tode 3970 ganz unschuldig gefunden worden, aber bis auf 800 bereits gestorben gewesen. Durch ein besonderes Tribunal, das ihm als politische Inquisition diente, ließ Pombal Alles bis in das Innerste der Familien bewachen und ausspüren. Es selbst sah sich genöthigt, stets nur in Begleitung von Soldaten öffentlich zu erscheinen.

Zu den Verdiensten Pombal's um Portugal, deren Wirkung über die Zeit seines Lebens hinausreichte, gehört besonders die Reform des Heeres. Dieses bestand bis 1763 aus bloßem Gesindel ohne Zucht

und Ehrgefühl, und für seinen Unterhalt war so schlecht gesorgt, daß die Soldaten betteln und die Officiere Bedientendienste übernehmen oder irgend ein Handwerk treiben mußten. Als daher Karl III. von Spanien, in Folge des Bourbonischen Familienpaktes, 1762 Portugal mit Krieg überzog, benutzte Pombal diese günstige Gelegenheit, um auch das Heerwesen ganz umzugestalten. Er hatte dabei das Glück, daß die Engländer ihm außer einem Hülfscorps auch einen General sandten, welcher ganz dazu gemacht war, das portugiesische Heer neu zu organisiren. Dieser General war der Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, einer jener kleinen deutschen Fürsten, welche damals in ihren Ländchen die militärische und autokratische Regierungsart eines Friedrich II. und Ludwig XIV. nachahmten. Er hatte sich zuerst in englischen und östreichischen Diensten zum Soldaten und General gebildet und dabei an das Kriegsspiel so sehr gewöhnt, daß er nachher im Frieden seine Grafschaft militärisch organisirte, alle Einwohner derselben wehrhaft machte, und in der letzten Zeit seines Lebens sogar eine kleine Festung erbaute. Im siebenjährigen Kriege hatte er zuerst mit seinen in Soldaten umgewandelten Bauern den Engländern und Preußen gute Dienste geleistet, und sich dann, als hannöverischer Generalfeldzeugmeister, in Schlachten wie in kleinen Gefechten ausgezeichnet. Als der Krieg zwischen Portugal und Spanien ausgebrochen war, wurde er von den Engländern dazu ausersehen, den Oberbefehl über die verbündeten portugiesischen und englischen Truppen zu übernehmen. Ungeachtet der völligen Unbrauchbarkeit der ersteren trieb Wilhelm durch gutgewählte strategische und taktische Mittel die Spanier sogleich aus dem Lande. Unmittelbar nachher kam der Friede zu Stande; Wilhelm blieb aber als Generalissimus in Portugal zurück, und verbesserte nun das dortige Militärwesen ebenso radikal, wie Pombal alle anderen Einrichtungen des Staates umgestaltete. Er fing damit an, daß er vor allen Dingen, um ein militärisches Ehrgefühl zu erwecken, das Duell bei bestimmten Ehrenhändeln zum Gesetze machte. Dann sorgte er zunächst für die regelmäßige Zahlung des Soldes. Nachher rief er eine große Zahl deutscher und französischer Officiere nach Portugal, schuf mit ihrer Hülfe und durch Herbeiziehung ganzer Schaaren von fremden Söldnern ein neues portugiesisches Heer, und führte die militärischen Einrichtungen Friedrich's II. auch in Portugal ein. Nachdem er die Organisation des portugiesischen Kriegswesens vollendet hatte, kehrte er 1764 in sein Ländchen zurück; Pombal vereinigte damals ebenso, wie einst in Frankreich der Cardinal Richelieu die Würde eines Generalissimus mit der eines Premier-Ministers. Er verfuhr auch bei der Leitung des Kriegswesens nach seiner gewohnten Art. Er scheute sich

z. B. nicht, ganze Regimenter zu kassiren, wenn sie sich Gewaltthätigkeiten oder auch geringere Vergehungen zu Schulden kommen ließen.

Pombal's Stellung beruhte ganz allein darauf, daß er den König völlig von sich abhängig gemacht hatte. Als daher Joseph's Ende herannahte, sah er, bei dem bitteren Hasse der königlichen Familie der Geistlichkeit und des Adels, sein künftiges Schicksal voraus. Joseph starb Ende Februar 1777, und ihm folgte, da er keine Söhne hatte, seine älteste Tochter Maria, die sich gleich nachher mit ihrem leiblichen Oheim Dom Pedro vermählte. Schon diese unnatürliche Heirath, zu welcher der Papst die Dispensation ertheilt hatte, ließ die bevorstehende Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge erkennen, zumal da Maria sehr bald in eine Gemüthskrankheit verfiel, welche mit ihrem Aberglauben zusammenhing und später in Wahnsinn überging. Pombal hatte schon wenige Tage nach Jakob's Tode seinen Abschied genommen, dabei aber den Vorsitz im königlichen Rathe behalten. Noch ehe er auch von dieser Stellung entlassen worden war, begann die Reaction, durch welche seine Schöpfungen größtentheils wieder vernichtet wurden. Pombal's Gegner, unter welchen die aus den Kerkern hervorkommenden Jesuiten, Bischöfe und Großen und die von ihm fortgejagten Höflinge die erbittertsten waren, begnügten sich jedoch nicht mit der Wiederherstellung des Alten; sie suchten auch und vor Allem ihn selbst zu verderben. Die neue Königin sträubte sich lange gegen die Verfolgung eines Mannes, welcher zu allen seinen Regierungshandlungen die Zustimmung und Vollmacht ihres Vaters gehabt hatte. Endlich konnte sie aber dem unablässigen Andringen von Pombal's Feinden nicht länger widerstehen, und es fanden sich dann Juristen genug, welche vermittelst des Justinianeischen Gesetzbuches das Recht biegsam zu machen verstanden. Diese Juristen cassirten zuerst alle unter Pombal ausgesprochenen Verurtheilungen angesehener Personen vermittelst ebenso vieler Rechtsgründe, als früher Pombal's Gerichte für dieselben aufgestellt hatten. Dadurch wurden dann alle diejenigen, welche unter Pombal zu leiden gehabt hatten, zu Anklagen gegen den gestürzten Minister ermuthigt, nachdem dieser schon zwei Jahre lang durch Entschädigungsklagen Einzelner gerichtlich verfolgt worden war. Die beiden höchsten Gerichte des Reiches eröffneten wirklich von Staats wegen eine Untersuchung gegen Pombal, und nach langen Verhören und Verhandlungen wurde der damals schon 82 Jahre alte Mann als Staatsverbrecher zu sehr schweren Strafen verdammt (1781). Die Königin milderte jedoch dieses Urtheil dahin, daß Pombal's Amtsführung öffentlich mißbilligt und er selbst auf seine Güter verbannt wurde. Er starb schon ein Jahr nachher.

2. Karl III., Campomanes, Figueroa und Aranda in Spanien.

Auch in Spanien machten sich um dieselbe Zeit, als Pombal das portugiesische Reich zu reformiren suchte, die Ideen des Jahrhunderts geltend. Welche Beziehung König Karl III. zu den dortigen Veränderungen hatte, und von welchen Männern dieselben zu Stande gebracht wurden, ist bereits oben angegeben worden. Diese Männer, besonders Aranda, Figueroa und Campomanes, haben innerhalb einer kurzen Zeit Spanien fast ganz umgestaltet. Auch bei ihnen war, wie bei Pombal in Portugal, die Verjagung der Jesuiten der erste und für den künftigen Zustand des Landes folgenreichste Schritt.

Nachdem Aranda den Schlag gegen die Jesuiten ausgeführt hatte, suchte er durch Beschränkung des päpstlichen Einflusses, durch gänzliche Veränderung der Stellungen und Gewalt der Inquisition, durch Verbesserung des Mönchwesens, durch Abschaffung geistlicher Mißbräuche und durch Umgestaltung der Schulen Spanien auf ähnliche Weise von den Fesseln des Mittelalters zu befreien, wie vorher Tanucci das Königreich Neapel von denselben befreit hatte. Namentlich sorgte er für einen besseren Unterricht in den Schulen, indem er diese anstatt der Klostergeistlichkeit den Weltgeistlichen übergab und neue Seminare an die Stelle der bisherigen jesuitischen setzte. Auch gründete er zu Madrid in demselben Local, in welchem die Jesuiten das Alte nach alter Form gelehrt hatten, eine der Staatswirthschaft und der Industrie dienende Akademie, und ließ, was in Spanien unerhört war, statistische Listen veröffentlichen. Er sah sich bei seinen Bestrebungen oft durch den Beichtvater des Königs gehemmt; denn Karl III. ließ sich ebenso leicht durch die Furcht vor der Hölle einschüchtern, als er bei seinem ganz autokratischen Sinne mit der ihn beschränkenden päpstlichen Gewalt aufgeregt werden konnte. In den späteren Jahren fiel Karl mehr in den alt spanischen Geist zurück, und wurde in Bezug auf Aranda's Reformen bedenklich. Es gelang daher endlich (1773) seinem Beichtvater, die Entlassung dieses Ministers zu bewirken und dem Obscurantismus wieder Eingang zu verschaffen.

Zu dieser Umwandlung trug das Benehmen des von Aranda emporgehobenen Olavides viel bei. Don Pablo Olavides war ein reicher Kaufmann in Madrid, welcher von Aranda bei verschiedenen Gelegenheiten gebraucht ward, und durch ihn die sehr einflußreiche Stelle eines General-Intendanten von Andalusien erhielt. In Peru geboren und erzogen, hatte er sich als Mann die Bildung und den Liberalismus der Franzosen jener Zeit angeeignet, und war in Folge davon eitel, egoistisch und hohl geworden. Sein ganzes Wesen und

Treiben hatte so wenig Spanisches an sich, daß er weder dem Könige, noch irgend einem ächten Spanier gefallen konnte. Als Intendant von Andalusien suchte er die entvölkerten Gegenden der Sierra Morena wieder in Blüthe zu bringen, und zog zu diesem Zwecke eine Menge fremde Ansiedler aus verschiedenen Ländern, besonders auch katholische und protestantische Deutsche, herbei. Er hatte jedoch durchaus keinen Begriff von dem, worauf es bei Colonisation ankommt, und betrog die herbeigerufenen Fremden durch die Marktschreiereien eines mit ihm verbundenen Abenteurers und durch Versprechungen, welche nicht gehalten werden konnten. Zu diesen leeren Versprechungen, durch die man fremde Ansiedler herbeilockte, gehörte namentlich die Zusicherung freier Religionsübung. Das ganze Unternehmen war, so viel Rühmliches auch die Zeitungen über dasselbe ausposaunten, für die getäuschten Colonisten, sowie für Olavidès selbst und für seinen Gönner Aranda verderblich. Die Obscuranten benutzten sogar grade das große Aufsehen, welches diese Sache machte, um Aranda aus der Nähe des Königs zu entfernen und dann an Olavidès und Anderen ein abschreckendes Beispiel zu statuiren. Der königliche Beichtvater mußte nämlich den Minister als einen freigeistigen Feind des wahren Glaubens verdächtig machen und dem Könige so lange zusetzen, bis Aranda 1773 entlassen und zwei Jahre nachher als Gesandter nach Paris geschickt wurde. Unmittelbar darauf brach der Sturm gegen Olavidès los. Ein deutscher Kapuziner, welcher zur Bekehrung der angesiedelten Ketzer in die Sierra Morena geschickt worden war, hetzte nicht allein seine katholischen Landsleute unter den Colonisten zu Beschwerden gegen Olavidès auf, sondern er reichte auch selbst eine Klageschrift ein, und beschuldigte zugleich insgeheim den Intendanten, der ihm früher unvorsichtige Aeußerungen gemacht hatte, der Ketzerei. Man fing sodann Briefe auf, welche Olavidès an seine Freunde, die Pariser Encyklopädisten, geschrieben, und nachdem diese die gewünschte Wirkung auf den König gemacht hatten, wurde Olavidès im November 1775 nach Madrid entboten, wo man ihn dann nach Verlauf eines Jahres der Inquisition übergab. Sein Freund Aranda, welcher von Paris aus noch immer großen Einfluß hatte, suchte ihn vergebens zu retten. Olavidès wurde, nachdem er zwei Jahre im Kerker der Inquisition gesessen, als Ketzer verurtheilt, zur öffentlichen Ablegung eines Sündenbekenntnisses gezwungen und dann in ein Kloster eingesperrt. Er entrann zwei Jahre nachher, spielte hierauf im Auslande die Rolle eines Liberalen, bekehrte sich aber später, durch die französische Revolution in Schrecken gesetzt, zum spanischen Köhlerglauben und schrieb zu Gunsten desselben ein dickes Buch.

Sein Sturz und Aranda's Entfernung nach Paris waren das

Signal für die Rückkehr der alten Mönchszeit. Doch wußten Aranda und seine Freunde zu verhindern, daß, so lange Karl III. lebte und sogar noch in der ersten Zeit seines Nachfolgers, Karl IV., nicht alle Reformen untergingen. Namentlich waren nach Aranda's Entfernung Figueroa und Campomanes in dessen Geist thätig. Der Letztere wurde, da er seinen Eifer für den Fortschritt sehr geschickt mit der Rücksicht auf herrschende Vorurtheile zu verbinden wußte, von Karl IV. sehr geschätzt. Er wirkte unter diesem Könige besonders für die Verbesserung der Criminal-Gesetzgebung. Neben ihm war auch der Graf Florida Blanca in das Ministerium gekommen; dieser huldigte jedoch den Ideen der neueren Zeit nur aus Ehrgeiz und Eitelkeit, und entsagte nach dem Ausbruche der französischen Revolution denselben ganz. Aranda wurde zwar unter Karl IV. noch einmal als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in das Ministerium gezogen; er mußte aber bald einem gemeinen Menschen ohne Kenntnisse und Fähigkeiten, dem zu Napoleon's Zeit so berüchtigt gewordenen Godoy, weichen, und Spanien blieb nachher lange der Spielball dieses elenden Günstlings der Königin.

3. Struensee in Dänemark.

In Dänemark war 1766 auf Friedrich V. der damals erst 17 Jahre alte Christian VII. gefolgt. Dieser besaß zwar einige Anlagen; er war aber auf verkehrte Weise erzogen worden und schon früh in die Hände schlechter Menschen gerathen, die ihn an eine ausschweifende Lebensart gewöhnten, und dadurch nicht blos seinen Körper, sondern auch seinen Geist schwächten. Als er die Regierung antrat, war seine Natur bereits so sehr herabgedrückt, daß er nur noch an rohen Genüssen und Spielereien Gefallen fand, und stets in der Gewalt dessen war, der ihn am besten unterhielt oder ihm am meisten imponirte. Schon im ersten Jahre seiner Regierung vermählte er sich mit Georg's III. von England Schwester, Karoline Mathilde. Diese Ehe, in welcher ihm 1768 ein Sohn geboren wurde, war wegen des ganz verschiedenen Charakters der Königin und des Königs eine unglückliche. Karoline Mathilde war gleich ihrem Bruder eigensinnig und trotzig; sie besaß den Stolz einer Engländerin; sie war, wie die vornehmen Damen ihres Vaterlandes, gewohnt, rücksichtslos ihren Liebhabereien und Leidenschaften zu leben, und hatte z. B. ein besonderes Wohlgefallen daran, die Amazone zu spielen. Wie hätte eine solche Frau mit einem Manne, der blos für Kindereien und wüstes Treiben Sinn hatte, auch nur verkehren können?

Völlig zu Grunde gerichtet wurde der junge König durch eine Reise nach England und Frankreich, die man ihn 1768 antreten ließ. Diese

Reise war für Dänemark auch noch in anderer Weise verderblich. Sie kostete nämlich ungeheure Summen, weil der König sie mit dem größten Pomp und in Begleitung eines glänzenden Hofstaates machte. Man schrieb blos um dieser Reise willen mehrere neue Steuern aus, unter Andern eine Kopfsteuer, welche sogar jeder über zwölf Jahre alte Dienstbote entrichten mußte. Der geistesschwache König, der in England dem Pöbel Goldstücke aus dem Fenster zuwarf, ward in Paris vom Hofe wie von der Akademie bewundert; er erhielt, wonach damals alle Fürsten und Weltmänner angelten, einen Belobungsbrief von Voltaire; und in allen europäischen Zeitungen pries man seine witzigen und geistreichen Aussprüche. Nichtsdestoweniger war es gerade diese Reise, auf welcher Christian den Rest seiner geistigen und physischen Kraft einbüßte. Am folgenreichsten ward dieselbe dadurch, daß gleich bei ihrem Beginne Christian in Altona den Stadt-Physikus Johann Friedrich Struensee kennen lernte und als Arzt in seine Dienste nahm.

Dieser Mann wußte sich auf der Reise dem Könige unentbehrlich zu machen. Er verstand es nämlich, ihn auf angenehme und je nach der Stimmung des Königs verschiedene Weise zu unterhalten, und unterzog sich diesem lästigen Geschäfte stets aufs Bereitwilligste, während der bisherige Gesellschafter Christian's, der Graf Holk, ein wüster Geselle und blos auf seinen persönlichen Vortheil bedacht war. Struensee wurde daher auch bei Christian's Rückkehr als Leibarzt mit nach Kopenhagen genommen, wo er sich dann einen solchen Einfluß zu verschaffen wußte, daß er bald die ganze Regierungsgewalt in seine Hand brachte, und hierauf ebenso in Dänemark, wie Pombal in Portugal, Alles nach seinen Ansichten und Grundsätzen umgestaltete. Was Struensee's Ansichten und Charakter betrifft, so war er von seinem Vater, einem angesehenen holsteinischen Geistlichen, im strengsten Pietismus erzogen worden, hatte aber nachher den ihm aufgedrungenen Glauben wieder abgeworfen und dagegen die Bildung und Lebensansicht angenommen, welche damals durch die Pariser Philosophen über Europa verbreitet wurden. Aus diesem Umstande, sowie aus Struensee's Sinnlichkeit, Eitelkeit und Ehrgeiz pflegt man sowohl die gute, als die schlechte Seiten seiner Wirksamkeit herzuleiten. Als Struensee mit dem Könige nach Kopenhagen gekommen war (Frühling 1769), setzte er das Geschäft, den König zu unterhalten und zu beschäftigen, mit unverdrossener Ausdauer fort, und brachte ihn dadurch ganz in Abhängigkeit von sich. Er ward bald Etatsrath, erschien in allen Hofzirkeln als bedeutender Mann, erhielt unter dem Titel eines Conferenzrathes großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, und bezog im Januar 1770 sogar eine Wohnung im Schlosse. Die erste Anwen-

dung, die er von seinem Einflusse auf Christian machte, bestand darin, daß er den König, der sich bisher von seiner Gemahlin fern gehalten hatte, ganz in die Gewalt derselben brachte. Mit dieser selbst aber trat Struensee in ein sehr inniges Verhältniß, was bei dem Charakter Beider, bei der Unmännlichkeit des Königs, bei dem täglichen Verkehr Struensee's mit der Königin und bei seiner Sorgfalt für die Gesundheit des Kronprinzen sich leicht begreifen läßt. Die Königin liebte den schönen, in Wieland's Art gebildeten Struensee leidenschaftlich; der an sich schon leichtfertige Mann aber wurde dadurch noch eitler und herrschsüchtiger, als er bereits war, und vergaß unvorsichtiger Weise allzu schnell jede Rücksicht.

Das Erste, was Beide thaten, um den König unbeschränkt zu leiten, war die Beseitigung seines seitherigen Gesellschafters Holk und die Ersetzung desselben durch den mit Struensee befreundeten Ewald Brandt, den Sohn eines höheren dänischen Beamten. Einige Monate nachher (September 1770) mußte Graf Bernstorf der Aeltere aus dem Ministerium austreten, der einzig wahrhaft verdiente Mann unter dem ganzen dänischen Adel. Hierauf wurde im December das Minister-Conseil abgeschafft und die Leitung der Regierung unmittelbar an das königliche Kabinet überwiesen. Dadurch ward Struensee der alleinige Regent des Staates; denn er und die Königin hatten schon seit dem Ende des Jahres 1769 mit der Person des Königs auch dessen Namenszug, welcher nach der dänischen Verfassung jeden Befehl zu einem unumstößlichen Gesetze machte, in ihrer Gewalt. Vom September 1770 an begann Struensee die gewaltsamen Reformen, durch welche er in Pombal's Weise das dänische Reich erschütterte.

Was diese Reformen betrifft, so wollte Struensee eines Theils an die Stelle der Adelsherrschaft und aristokratischen Büreaukratie, welche in Dänemark das Schicksal des Landes bestimmten, eine absolut-monarchische Gewalt setzen, und anderes Theils jenen Theorieen und Ideen Geltung verschaffen, welche von Frankreich aus der Welt als das Evangelium einer neuen Zeit verkündigt wurden. Er hätte, um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein, die Energie, die Menschenkenntniß, den Scharfblick und die kalte Besonnenheit eines Richelieu besitzen müssen; aber ihm fehlten alle diese Eigenschaften. Er besaß nur alltägliche Klugheit, handelte auf unbegreifliche Weise unvorsichtig und übereilt, und verlor im entscheidenden Augenblicke Besinnung und Muth. Blos von Eitelkeit und Herrschsucht geleitet, brachte er in seine reformirende Thätigkeit nicht einmal einen bestimmten Plan und Zusammenhang, geschweige denn tiefen sittlichen Ernst, der die Menschen in solcher Lage stark macht. Noch weniger nahm

er auf die Zweckmäßigkeit derselben, auf die tief eingewurzelte volksthümliche Religiosität der Dänen und auf ihren bekanntlich sehr empfindlichen und besonders gegen die Deutschen erbitterten Nationalsinn Rücksicht. Sogar bei der Wahl der Männer, die er zu Rathe zog und in höhere Stellen brachte, verfuhr Struensee ohne Einsicht und Klugheit. Zu seinen Vertrauten gehörte z. B. der Graf Ranzau, welcher eine angeborene und schon in seinen Gesichtszügen erkennbare Anlage zu allem Bösen hatte. Doch ist nicht zu läugnen, daß Struensee auch einige tüchtige Männer zu Rathe zog. Unter ihnen sind außer seinem eigenen Bruder besonders Oeder, Berger, Sturz, Willebrandt und andere Deutsche zu nennen, sowie der Däne Falkenskiöld, welcher im Kriegswesen wie im diplomatischen Fache sehr erfahren war. Diese Männer gehörten zu den tüchtigsten Menschen und Staatsbeamten ihrer Zeit, und ihrem Einflusse hat Dänemark die guten und wohlthätigen Verordnungen zu verdanken, welche Struensee neben vielen schlechten und unpassenden erließ. Sie suchten auf verständige und schonende Weise die französischen Theorieen und Friedrich's des Großen Praxis in Dänemark einzuführen und dadurch, sowie durch Entfernung der schlechten Beamten einem Staate, welcher um 50 Jahre hinter der Zeit zurückgeblieben war, neues Leben und frische Kraft zu verleihen.

Die Verordnungen, welche Struensee während der kurzen Zeit seiner reformirenden Thätigkeit (vom September 1770 an bis zum Januar 1772) erlassen hat, betrugen der Zahl nach nicht weniger als 600. Sie erstreckten sich auf alle möglichen Verhältnisse des Staates und sogar der Gemeinden. Struensee führte z. B., was ihm selbst nachher verderblich geworden ist, die Preßfreiheit ein, erweiterte die Toleranz, schaffte den Unfug des Titelwesens ab, verringerte die Zahl der Feiertage, gestaltete alle Behörden um, hob die Anwartschaften auf Aemter, sowie die Versorgung von Angehörigen und Klienten mit öffentlichen Stellen auf, verbesserte die Polizei, und setzte an die Stelle des Magistrats von Kopenhagen, welcher bis dahin aus einer bürgerlichen Aristokratie bestanden hatte, eine von der Regierung abhängige Gemeindebehörde. Er reformirte ferner die Finanzverwaltung, beschränkte die Ausgaben des Hofes, und verminderte die Beamten-Gehälter, obgleich er selbst für das wahrhaft fürstliche Leben, das er führte, große Summen verschwendete. Er schaffte die Frohnden größtentheils ab und bereitete dadurch die spätere Aufhebung der Leibeigenschaft vor. Er ersetzte die alte Universitätseinrichtung durch eine ganz neue, gestaltete das Seewesen völlig um, änderte zum bleibenden Vortheile des Landes die ganze Justiz-Verfassung, führte Gleichheit vor dem Gesetze und bei der Besteuerung ein, verbesserte die Armen-

pflege, ſorgte ſogar für die Reinhaltung, Beleuchtung und Numerirung der Straßen von Kopenhagen u. dgl. m. Schon dieſe wenigen Beiſpiele zeigten, daß der kühne Mann in einem Lande, in welchem er ſelbſt ein Fremder war, eine förmliche Revolution durchzuſetzen gedachte. Er erreichte aber dieſe ſeine Abſicht nicht, ſondern erbitterte vielmehr durch ſeine Reform-Verſuche nur das däniſche Volk, und zwar in ſo hohem Grade, daß man ihm nicht einmal für ſolche Maaßregeln dankbar war, welche, wie die angeordneten Erſparungen und die Verbeſſerung des Gerichtsweſens, wirklich nützlich und wohlthätig waren. Namentlich haßten die Geiſtlichen und alle eifrigen Lutheraner, welche den größten Theil des Volkes bildeten, Struenſee als einen Mann, der als Ungläubiger verſchrieen war, und deſſen ſittlicher Wandel allgemein Anſtoß erregte. Am meiſten vielleicht erbitterte Struenſee alle Theile der däniſchen Nation dadurch, daß ſeine Verordnungen in deutſcher Sprache abgefaßt waren, und daß er ſogar den Unterbehörden befahl, ihre Berichte in deutſcher Sprache einzuſchicken. Schon dieſer einzige Zug könnte als Beweis dienen, wie wenig Struenſee im Stande war, eine wirkliche Verbeſſerung des däniſchen Staates durchzuführen, da er ſeinen Reformen die einzige dauerhafte Grundlage jeder Revolution, das nationale Element und die Zuſtimmung des Volkes, entzog.

In der Mitte des Jahres 1771 beging Struenſee den großen Fehler, ſich vom Könige einen der eben erſt abgeſchafften Amtstitel und zugleich einen hochadeligen Rang verleihen zu laſſen; oder mit anderen Worten, der demokratiſch-monarchiſche Reformator hatte die Anmaaßung und Eitelkeit, als ariſtokratiſcher Herr und als förmlicher Dictator aufzutreten. Er ließ ſich zuerſt den Titel eines geheimen Kabinets-Miniſters übertragen und die Befugniß ertheilen, daß alle von ihm unterzeichneten und mit dem Kabinetsſiegel verſehenen Befehle ebenſo gültig ſein ſollten, als wenn ſie vom Könige ſelbſt unterſchrieben wären. Wenige Tage nachher aber ließ er ſich und ſeinen Freund Brandt in den Grafenſtand erheben, ohne zu bedenken, daß Titel und Rang nur dann Anſehen und Macht verleihen, wenn ſie auf ein im Volke herrſchendes Vorurtheil geſtützt ſind. Struenſee erlangte durch den Grafentitel nichts Anderes, als daß ſeine Feinde und Neider noch mehr gegen ihn erbittert wurden. Es verbreitete ſich ſogar alsbald das Gerücht, er und Brandt, würden nächſtens auch eine Anzahl Güter als Grafſchaften erhalten.

Schon damals ſahen alle Verſtändigen ein, daß Struenſee's Stellung auf die Dauer unhaltbar ſei. Er ſelbſt ward vergebens vom engliſchen Geſandten Keith gewarnt, der ihm zur ſchleunigen Flucht rieth und die Mittel dazu anbot. Struenſee war auch in Bezug auf

seine eigene Sicherheit über alle Maaßen unbesonnen, und hatte sich, gerade als der entscheidende Augenblick herannahte, durch üppiges Leben und durch Uebermuth unfähig gemacht, seine Rolle durchzuführen. Dies ward im September und December 1771 aller Welt offenbar, als er bei zwei Gelegenheiten sich ohne allen Grund in Schrecken setzen ließ und dadurch seine Gegner ermuthigte, schnell und dreist gegen ihn vorzuschreiten. Im September machten einige hundert Matrosen von Kopenhagen einen Aufstand, welcher leicht zu überwältigen gewesen wäre, und der Premierminister war schwach genug, nicht nur mit dem ganzen Hofe zu fliehen, sondern auch den Rebellen ihre Forderungen zu gewähren. Im December hob Struensee das aus 300 Mann bestehende privilegirte Corps der Leibgarde zu Pferde auf, und beging dabei die Unklugheit, die Soldaten desselben mit Verlust ihres Ranges anderen Regimentern einzuverleiben. Das Corps empörte sich daher und besetzte, während Struensee und der Hof in Friedrichsberg waren, das Schloß zu Kopenhagen. Anstatt nun die Meuterer durch die zahlreiche übrige Besatzung der Stadt zu überwältigen und zu bestrafen, unterhandelte Struensee mit ihnen, und bewilligte nicht nur das, was sie drohend verlangten, sondern er beschenkte sie auch noch dazu.

Es hatte sich damals schon eine geheime Verschwörung gegen Struensee gebildet, deren Mitglieder nun nicht länger säumten, den verabredeten Schlag auszuführen. An der Spitze derselben stand die Stiefmutter des Königs, Marie Juliane, eine Frau von bösartigem Sinne, die sich zurückgesetzt sah und ihren rechten Sohn, Friedrich, auf den Thron zu bringen wünschte. Die eigentliche Seele der ganzen Verbindung aber war ein orthodoxer Frömmler, der ehemalige Kandidat der Theologie Guldberg, der sich als Erzieher des Prinzen Friedrich das unbedingte Vertrauen der verwittweten Königin erworben hatte. Dieser Mann verband mit dem scheinbar demüthigen Wesen eines strengen Pietisten die Hinterlist und Gewandtheit eines abgefeimten Schlaukopfes und den unbegrenzten Ehrgeiz eines herrschsüchtigen Menschen. Er haßte Struensee nicht nur als einen Ausländer und Aufklärer, sondern auch als den einzigen Mann, welcher der Befriedigung seiner Herrschsucht im Wege stand. Da er selbst zur Ausführung nicht geschickt war, so hatte er eine Anzahl verwegener Leute mit in die Verschwörung gezogen, und zwar vorzugsweise solche, welche später leicht von der Theilnahme an der Regierung fern gehalten werden konnten. Unter ihnen war der Graf Ranzau der bedeutendste. Dieser hatte sich durch Schulden in große Verlegenheit gebracht, und da Struensee ihm seine Schulden nicht hatte bezahlen wollen, so ergriff er begierig die dargebotene Gelegenheit, sich durch eine Revolution zu helfen. Außer ihm gehörten noch der

General von Eickstädt, der Oberst Köller Banner, der alte Graf Thott, der Freiherr von Schack-Rathlow und Andere zur Verschwörung.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 führten die Verschworenen ihren Plan aus. Juliane und Prinz Friedrich drangen mit Ranzau und anderen Verschworenen in das Schlafzimmer des Königs ein, und schreckten diesen durch die erdichtete Nachricht von Gefahren so sehr, daß er die ihm vorgelegten Befehle unterschrieb. Auf solche Weise erlangte man die Ernennung Eickstädt's und Köller's zu Befehlshabern in Kopenhagen, sowie Verhaftsbefehle gegen die Königin Karoline Mathilde, gegen Struensee und gegen dessen Freunde. Die weitere Ausführung der Sache war bei dem allgemeinen Hasse gegen Struensee sehr leicht, zumal da jetzt der König sich ganz in der Gewalt des Prinzen Friedrich und seiner Mutter befand.

Struensee und Brandt wurden zuerst fünf Wochen lang in scheußlichen Kerkern mißhandelt und dann zum Behufe ihrer Verurtheilung vor eine Commission gestellt, zu deren Mitgliedern auch Guldberg gehörte. Brandt benahm sich standhaft und fest; Struensee dagegen zeigte sich ebenso verzagt im Unglück, als er übermüthig im Glück und feige in der Gefahr gewesen war. Er zitterte, als man vor dem ersten Verhör ihm die Fesseln abnahm, am ganzen Leibe und weinte beim zweiten Verhör. Es war daher auch leicht, ihn dazu zu bringen, wohin man ihn gebracht haben wollte. Der feige, ganz niedergebeugte Mann ließ sich nämlich verlocken, seine Rettung darin zu suchen, daß er die Gemahlin des Königs durch ein ausführliches Geständniß gegen sie in sein Schicksal verwickelte. Nachdem man dies erlangt hatte, wurde der Proceß gegen ihn und Brandt rasch zu Ende geführt. Beide wurden am 25. April zum Tode verurtheilt und am 28. hingerichtet. Von den übrigen Verhafteten wurden zehn eine zeitlang wie die gemeinsten Verbrecher behandelt. Nachher erklärte man drei derselben, Falkenskiöld, Struensee's Bruder und den Herrn von Gähler, für schuldig und bestrafte sie mit Gefängniß oder Verbannung. Struensee's Bruder durfte auf Verwendung Friedrich's II. schon im Juni nach Preußen auswandern. Er ward später, unter Friedrich Wilhelm II., preußischer Minister.

Die Königin Karoline Mathilde hatte, trotz der schamlosen Aussagen ihrer eigenen Hofdamen, jede Beschuldigung gegen sie selbst und gegen Struensee standhaft zurückgewiesen. Es lag zwar, in Folge des von Struensee gemachten Geständnisses, eine Art von Beweis gegen sie vor; allein um eine Ehescheidung zu Stande zu bringen, mußte man auch von ihr ein Geständniß zu erhalten suchen, weil nur dadurch ihr Bruder, der englische König, zufrieden gestellt werden konnte. Es

wurde daher durch Thott und Schack-Rathlow der jungen Frau so lange zugesetzt, bis sie endlich das Papier unterzeichnete, auf welchem ein Geständniß geschrieben stand. Kaum hatte sie jedoch die ersten Buchstaben ihres Namens geschrieben, als sie vor dem boshaften Gesichte Schack-Rathlow's zurückbebte. Dieser ergriff hierauf ihre Hand und schrieb den Namen zu Ende (8. März 1772). Nun ward ohne weiteres Bedenken die Scheidung ausgesprochen. Die unglückliche Frau wurde nach ihrer Heimath, dem Kurfürstenthum Hannover, gebracht, wo sie dann, von Jedermann geliebt und verehrt, auf dem Schlosse zu Celle lebte und nach drei Jahren an gebrochenem Herzen starb.

Von den Menschen, welche der Königin-Wittwe Juliane und ihrem Sohne zum Besitze der Regierungsgewalt verholfen hatten, erlangte nur Guldberg einen bleibenden Vortheil. Die übrigen wurden einer nach dem anderen, zum Theil durch Guldberg selbst, von der Bühne entfernt. Die Leitung des Staates erhielt Guldberg, der sie unter dem bescheidenen Titel eines Kabinetssecretairs im Namen der Regentin Juliane und des Prinzen Friedrich zwölf Jahre lang führte. Er beherrschte das Reich ebenso unbeschränkt, als vorher Struensee; er war aber vorsichtiger als dieser, und hatte eine weit festere Stütze, weil er nicht für das eigentliche Volk wirkte und Mißbräuche abschaffte, sondern zu Gunsten der Privilegirten und Vornehmen die alten Mißbräuche wieder einführte und neue schuf. Doch ging es damals in Dänemark ebenso, wie nach dem Sturze Napoleon's in Deutschland: man erkannte an, daß Struensee gar Manches, was durch die Zeit unerläßlich geworden war, eingeführt habe, und es wurde daher von den Reformen desselben nur dasjenige abgeschafft, was für die Regierung nachtheilig war.

Das einzige wirkliche Verdienst, welches Guldberg und Juliane während der Zeit ihrer Herrschaft sich um Dänemark erwarben, war die Aufnahme des weisesten, wohlwollendsten und rechtlichsten dänischen Staatsmannes in das Ministerium. Dieser Mann, welcher allein von allen europäischen Ministern jener Zeit Ehrlichkeit und Sinn für wahre Freiheit mit kluger Politik und diplomätischer Geschicklichkeit zu verbinden wußte, war der jüngere Graf Bernstorf, ein Neffe des im Februar 1772 gestorbenen älteren Bernstorf. Er erhielt im April 1772 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieses trotz der großen Schwierigkeit, in welche Dänemark durch seine Stellung zwischen Schweden, Rußland und England und durch den Charakter des schwedischen Königs Gustav III. gekommen war, ganz vortrefflich. Bernstorf brachte namentlich die Unterhandlungen, welche früher sein Oheim über die holsteinischen Angelegenheiten mit

Rußland angeknüpft hatte, schon im Mai 1772 auf eine für Dänemark vortheilhafte Weise zum Abschlusse. Peter III. von Rußland hatte, wie oben erwähnt, Ansprüche an Schleswig-Holstein gemacht, und würde wegen derselben sogar einen Krieg mit Dänemark angefangen haben, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Seine Nachfolgerin, Katharina II., dagegen legte nur einen geringen Werth auf diese Ansprüche. Sie war deshalb schon zur Zeit Friedrich's V. auf diplomatische Unterhandlungen eingegangen, und diese hatten einen raschen und für Dänemark ziemlich vortheilhaften Verlauf gehabt, weil der ältere Bernstorf den russischen Unterhändler Saldern, einen jener vielen Ausländer, die in Rußland ihr Glück gemacht hatten, zu gewinnen wußte. Saldern, ein geborener Holsteiner, der sich durch seine Geschäftstüchtigkeit die Gunst des russischen Ministers Panin erworben hatte, war 1767 mit dem General Filosofoff nach Kopenhagen geschickt worden, um die Unterhandlungen wegen Holstein zu führen. Beide Männer hatten sich in Kopenhagen wie regierende Herren benommen, und die Dänen das ganze Gewicht der großen russischen Macht fühlen lassen; sie hatten aber gerade durch dies Alles dem gewandten Bernstorf ein gutes Mittel dargeboten, seinen Zweck zu erreichen. Dieser hatte mit ihnen im April 1767 einen Vertrag zu Stande gebracht, durch welchen Katharina II. im Namen ihres Sohnes Paul allen Ansprüchen auf Schleswig-Holstein entsagte, und dagegen der Letztere von Dänemark die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, sowie ein Prinz der jüngeren holsteinischen Linie das Bisthum Lübeck erhalten sollte. Indessen konnte der Vertrag erst bei Paul's Volljährigkeit vollzogen werden, und da er mit einigen sehr lästigen Nebenpunkten verbunden war, so schwebte er wie das Schwert des Damokles über dem schwachen dänischen Reiche. Der jüngere Bernstorf ward deshalb, als Paul großjährig geworden war, hauptsächlich aus dem Grunde zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, um die Sache zu Ende zu bringen. Er that dies, und der Tauschvertrag wurde 1773 endlich ausgeführt. Die Provinzen Oldenburg und Delmenhorst, welche damals den Titel eines Herzogthums erhielten, übergab Paul seinem Vetter, dem Fürstbischof Friedrich August von Lübeck.

Bernstorf mußte, gerade weil er die auswärtige Politik meisterhaft leitete und dadurch der Königin und ihrem Guldberg zu groß ward, schon nach zwei Jahren sein Amt niederlegen. Guldberg glaubte, auch als der Kronprinz (Friedrich VI.) volljährig geworden war, die Herrschaft noch länger behaupten zu können, sah sich aber in dieser Erwartung bald betrogen. Der junge Prinz verschaffte sich im April 1784 den Namenszug seines Vaters auf ähnliche Art, wie früher Juliane

und Guldberg, entfernte diese Beiden sammt ihren Anhängern, und rief Bernstorf zurück, welcher dann zum Glück für Dänemark eine lange Reihe von Jahren die Staatsgeschäfte leitete.

4. Gustav III. von Schweden in seiner ersten Zeit.

In Schweden war nach Karl's XII. Tode die Regierungsgewalt in die Hände einer Adels-Oligarchie gekommen und das Königthum zu einer bloßen Form geworden. Der Adel war zwar in die beiden Parteien der Mützen und der Hüte getrennt, welche einander mit Wuth bekämpften, und von denen bald die eine, bald die andere das Uebergewicht hatte; dies brachte aber ebenso wenig dem Könige, als dem Volke einen Vortheil. Ueberdies stand jede der zwei Parteien im Solde fremder Mächte, und vergeudete die Staatsgelder für die Prunkliebe und Genußsucht der zu ihr haltenden vornehmen Herren. Die Folgen dieses Zustandes waren: eine schlechte Verwaltung, die Zerrüttung der Finanzen, eine den Parteizwecken dienende Justiz, Zuchtlosigkeit und Untüchtigkeit des Heeres, der Untergang der persönlichen Freiheit und der Verlust der Achtung des schwedischen Staates in Europa. Die Unzufriedenheit steigerte sich daher während der Regierung Adolf Friedrich's (1751—1771) immer mehr, und sogar dieser sanfte, zur Nachgiebigkeit geneigte König geriet mehrmals in den heftigsten Zwist mit dem Adel. Der letzte erbitterte Streit zwischen dem Könige und der Oligarchie des Reichsrathes entstand im Jahre 1768, als der Reichsrath, welcher damals aus den Mützen zusammengesetzt war, sich weigerte, einen zugleich von König und Nation geforderten außerordentlichen Reichstag einzuberufen. Bei dieser Gelegenheit ging der Reichsrath sogar so weit, daß er den König ganz bei Seite schieben wollte. Er mußte jedoch zuletzt wegen der allgemein herrschenden Unzufriedenheit nachgeben, und unterlag, als der Reichstag im Mai 1769 zusammengekommen war, seinen Gegnern, den Hüten. Diese machten indessen von ihrem Siege denselben Gebrauch, wie vorher die Mützen.

Die Zeit jenes Reichstages ist in vielfacher Hinsicht historisch merkwürdig. Es spielte nämlich auf dem Reichstage von 1769 Adolf Friedrich's Sohn und Nachfolger, Gustav III., zum ersten Male eine politische Rolle; und außerdem trat damals in der Stellung Frankreich's zu Schweden die wichtige Veränderung ein, daß die Franzosen fortan nicht etwa blos die ihnen feindliche Partei der Mützen ganz zu unterdrücken, sondern der Oligarchie überhaupt ein Ende zu machen und die monarchische Gewalt wieder herzustellen suchten. Was den letzteren Punkt betrifft, so hatte Frankreich den König zu einem Staatsstreiche zu bewegen gesucht und ihm für diesen Zweck

bedeutende Geldmittel angeboten; Adolf Friedrich besaß aber nicht Muth und Energie genug, und war zu rechtlich gesinnt, um einen solchen Schritt zu thun. Sein Sohn dachte ganz anders. Dieser besaß alle glänzenden Anlagen und Eigenschaften, durch welche die Menge bezaubert wird, dagegen aber weder Ernst und Ausdauer, noch die Kraft, seine von phantastischen Träumen erfüllte Seele zu beherrschen. Er war außerdem durch seinen Erzieher, den General Scheffer, schon früh zum Hofmann, Sophisten und Rhetor gebildet worden; und die poetisch-philosophische Richtung, welche dieser ihm gegeben hatte, bewahrte ihn ebenso sehr vor den religiös-monarchischen Bedenklichkeiten seines Vaters, als sie ihn befähigte, die Welt durch schön gesetzte Reden, durch Freundlichkeit, durch den Schein der Mäßigung und durch eine meisterhafte Verstellungskunst zu täuschen. Gustav hatte früher auf einer Reise durch Schweden die Leiden des Volkes mit eigenen Augen gesehen und ihre Ursachen kennen gelernt. Er trat nachher, im Auftrage seines Vaters, im Reichsrathe auf, um die Berufung des oben erwähnten Reichstages durchzusetzen, und suchte, als dieser zusammengekommen war, mit Hülfe des von Frankreich gewonnenen Theiles der Großen eine gewaltsame Veränderung zu Stande zu bringen. Dies war jedoch bei Friedrich Adolf's Charakter nicht möglich, und Gustav mußte sich bis zur Zeit seiner eigenen Regierung gedulden.

Er trat am Ende des Jahres 1770 die große europäische Reise an, welche zu jener Zeit jeder Prinz machte, und die vor allen Dingen nach Paris, der Metropole dessen, was man damals Civilisation und Bildung nannte, gerichtet war. Gustav's Aufenthalt in Paris fiel gerade in die Zeit der größten Entartung des französischen Hofes. Der Prinz lernte also dort die tolle Verschwendung, den ritterlichen Uebermuth, das Prunken und Schwelgen der französischen Prinzen und Großen kennen, und war ein nur zu gelehriger Schüler dieser seiner Meister. Er ward in Paris innig befreundet mit Ludwig's XVI. Brüdern, den Grafen von Provence und Artois, für welche er später, noch kurz vor seinem Tode, die Pläne eines phantastischen Ritters entwarf, durch die er sich in den Augen von ganz Europa lächerlich machte. Er knüpfte aber in Paris auch die geheime diplomatische Verbindung an, vermittelst deren er als König den Umsturz der schwedischen Verfassung zu Stande brachte.

Gustav befand sich noch in Paris, als im Februar 1771 sein Vater starb. Der schwedische Reichsrath schickte ihm sogleich einen Abgesandten, der ihn auf die bestehende Verfassung verpflichten sollte. Gustav unterschrieb die ihm vorgelegte Urkunde ohne irgend ein Bedenken, schloß aber zu gleicher Zeit einen geheimen Vertrag mit Frankreich ab, durch welchen er sich zum Umsturz jener Verfassung verpflich-

tete und dagegen von Frankreich das Versprechen der dazu nöthigen Geldsummen, sowie bestimmter jährlicher Subsidien erhielt. Schon Gustav's erste Regentenhandlung also gibt klar und deutlich zu erkennen, wie er über die Grundsätze der Moral und der wahren Ehre dachte, und nach welcher Richtschnur er die Mittel zur Ausführung seines Willens wählte.

Gustav kehrte mit dem Vorsatze nach Schweden zurück, die monarchische Gewalt wiederherzustellen, und Frankreich schickte seinen besten Diplomaten, den Grafen von Vergennes, als Gesandten nach Stockholm, um ihm dabei helfend und leitend zur Seite zu stehen. Der junge König erregte gleich anfangs die größten Erwartungen beim schwedischen Volke. Dieses ward durch Gustav's Persönlichkeit, seine Bildung und seine Talente geblendet, und ahnte nicht, daß bei einem Regenten von glänzenden Eigenschaften, wo die Hauptsache fehlt, größere Uebel zu befürchten seien, als bei einem mittelmäßigen aber gewissenhaften. Bald nach Gustav's Ankunft in Stockholm geriethen die verschiedenen Stände auf dem sogenannten Krönungs-Reichstag mit einander in einen heftigen Streit über die Verpflichtungen, welche dem Könige vor seiner Krönung auferlegt werden sollten. Gustav suchte sich diesen Zwist zu Nutze zu machen, und bewährte dabei sein angeborenes Talent für Intriguen, das er früher sowohl in Stockholm als in Paris ausgebildet hatte. Er benahm sich gegen Jedermann freundlich, hielt Reden, welche Meisterstücke der Rhetorik waren, betheuerte aufs Feierlichste sein Festhalten an den übernommenen Verpflichtungen, und erklärte mit hochtönenden Worten, daß er von der Zwietracht der Stände Nutzen für sich ziehen könne, daß aber die zärtlichste Liebe für sein Vaterland und dessen Verfassung dies ihm nicht erlaube. Er bot sich zuletzt den Ständen zum Vermittler an. Diese waren jedoch zu klug, um sich darauf einzulassen. Als sie endlich im März 1772 über den Wortlaut der königlichen Verpflichtungs-Urkunde einig geworden waren, unterzeichnete Gustav auch diese ohne Weiteres. Er schämte sich bei dieser Gelegenheit nicht, zu erklären, er unterschreibe die eidliche Versicherung, ohne sie auch nur gelesen zu haben, so groß sei sein Vertrauen zu den Ständen. Ja, er fügte sogar in dem Augenblicke, als er den Eid nur mit einem jesuitischen geheimen Vorbehalte leistete, von freien Stücken die Worte hinzu: „er hoffe, man habe bei der Acte das Beste des Reiches im Auge gehabt; er habe also den Eid, den man jetzt von ihm fordere, im Herzen schon längst abgelegt gehabt." Die Krönung selbst wurde, weil Adel und König in gleichem Grade prunksüchtig waren, mit solchem Glanze gefeiert, daß sie nahe an drei Millionen Thaler kostete, während doch die gesammte jährliche Staatseinnahme Schwedens damals nur sechs Millionen betrug.

In der nächsten Zeit versteckte der König seine Absichten noch sorgfältiger. Er hatte zwar außer dem eigentlichen Volke, welches unter dem Drucke der Oligarchie litt und den König als seinen Retter ansah, auch die gestürzte Partei der Hüte für sich; diese konnte ihm aber für seinen Zweck nicht dienen, da sie nur an die Stelle der herrschenden Partei treten wollte, um dann ihrerseits den König von sich abhängig zu machen. Zum Glück für Gustav hatte sich schon längst eine dritte Partei gebildet. Diese sogenannte Hofpartei, zu welcher namentlich der Reichsrath Sinclair gehörte, hielt die Erweiterung der königlichen Macht für das einzige Mittel, das Reich aus dem Zustande der Zerrüttung zu erretten. Viele hatten sich derselben bereits zugewandt; andere wurden durch Kabalen und durch französisches Geld für sie gewonnen. Der König hatte also eine Partei, auf die er sich stützen konnte. Dessen ungeachtet war an eine Aenderung der Verfassung nicht eher zu denken, als bis die bestehende Regierung oder der Reichsrath gestürzt war. Dies konnte nur mit Hülfe der Soldaten geschehen. Der Reichsrath hatte aber die Stockholmer Garnison dadurch an sich zu fesseln gesucht, daß er ihr doppelten Sold geben ließ. Gustav half sich dadurch, daß er mit Hülfe seiner beiden Brüder, Karl und Friedrich Adolf, einen sehr gut berechneten Plan entwarf und denselben dann mit großer Schlauheit ausführte. Er gewann nämlich vermittelst eines Obersten einen Theil der Officiere für sich, während zugleich seine Brüder die von ihnen commandirten Regimenter in Ostgothland und Schoonen bearbeiteten. Hierauf benutzte er eine Hungersnoth, durch welche viele Gegenden heimgesucht wurden, um an entfernten Orten Unruhen zu erregen und die Absendung gewisser Regimenter und Generale, denen nicht zu trauen war, zu bewirken (Juli 1772). Nachher mußte ein Officier des Prinzen Karl, der Hauptmann Hellichius, in Schoonen seine Soldaten zu einer förmlichen Empörung bewegen, damit die beiden Prinzen unter dem Vorwande, diesen Aufstand zu dämpfen, ihre zerstreuten Regimenter vereinigen könnten. So weit ging Alles gut von Statten; jetzt aber bedachte sich auch der Reichsrath, der den ganzen Plan durchschaute, nicht im mindesten, über seine verfassungsmäßige Befugniß hinauszugehen. Er ertheilte nämlich nicht nur, wozu er berechtigt war, dem Statthalter von Schoonen dictatorische Gewalt, und rief die zwei ihm unbedingt ergebenen Regimenter, welche gegen die Empörten geschickt worden waren, nach Stockholm zurück, sondern er verbot auch dem Könige, die Stadt zu verlassen, und befahl den Thorwachen, ihn nöthigenfalls zu verhaften. Jetzt war es für Gustav hohe Zeit, den letzten Schritt zu thun; denn schon waren jene beiden Regimenter nur noch vier Stunden von Stockholm entfernt.

Am 19. August gegen Mittag stieg Gustav zu Pferde, sammelte die ihm ergebenen Officiere um sich, und vereinigte im Schloßhofe die abziehende Wachmannschaft mit der sie ablösenden. Dann rief er die Officiere derselben in ein Zimmer, und gewann sie durch seine Redefertigkeit und durch die Versicherung, daß er an nichts weniger als an Souverainetät denke, daß er vielmehr nur der Noth des Landes ein Ende machen wolle, indem er eine übermüthige Oligarchie stürze. Hierauf knüpfte er sie durch eine Eidesformel an sich, welche von Allen bis auf drei unterzeichnet wurde. Nachdem dies geschehen war, kehrte Gustav zu den im Hofe stehenden Soldaten zurück und gewann auch sie durch schöne Reden. Unterdessen war durch das ausgesprengte Gerücht, der Reichsrath habe den König verhaften lassen, ganz Stockholm in Aufregung gebracht worden, und Massen von Bürgern strömten in den Schloßhof, wo sie zugleich mit den Soldaten dem Könige Beifall zujubelten. Dieser ließ jetzt alle Zugänge zu dem Saale, in welchem der Reichsrath versammelt war, absperren, ritt dann durch die Straßen der Stadt, verkündete überall den Sturz der Oligarchie, und bewirkte durch die ihm eigenthümliche Art von Freundlichkeit und Beredsamkeit, daß er allenthalben mit lautem Jubel empfangen wurde. Schon um fünf Uhr Abends war Gustav Herr der Hauptstadt. Er ließ alle wichtigen Punkte derselben besetzen, nahm den Soldaten einen neuen Eid ab, und zwang auch den Stadtrath zur Leistung dieses Eides, worauf dann die Reichs-Collegien ohne Weigerung ihm ebenfalls schwuren. Einige Officiere und Beamte, die sich zu widersetzen wagten, wurden verhaftet. Die Truppen, welche der Reichsrath herbeigerufen hatte, und die nicht mehr weit von Stockholm entfernt waren, erhielten den Befehl, umzukehren. Nachdem der König auf solche Weise in den alleinigen Besitz der Gewalt gelangt war, entließ er die Reichsräthe aus ihrer Haft, trug aber Sorge dafür, daß sie und die in Stockholm anwesenden Reichstags-Mitglieder die Stadt nicht verlassen konnten. Am folgenden Tage (20. August) versammelte er die Bürger und Soldaten auf einem großen Platze, begeisterte sie durch glänzende Reden über das alte Schwedenthum und seine Wiederherstellung, und ließ sie auf die Verfassung schwören, die er selbst unverbrüchlich halten zu wollen feierlich betheuerte.

Am 21. August wurden alle in Stockholm anwesenden Mitglieder des Reichstages mit der Drohung zusammengerufen, daß jeder nicht Erscheinende als Verräther des Vaterlandes bestraft werden würde. Zugleich ließ Gustav, um einen Vorwand für drohende Maaßregeln zu haben, die Nachricht verbreiten, daß viele dem Reichsrathe ergebene Truppen gegen die Hauptstadt heranzögen. In der Reichstagssitzung, welche an jenem Tage gehalten wurde, führte

Gustav ganz dasselbe Schauspiel auf, welches nachher Napoleon in St. Cloud und vor wenigen Jahren (1852) sein Neffe in Paris aufgeführt hat, nur mit dem Unterschiede, daß in Stockholm das Volk wirklich berauscht und entzückt war. Der Sitzungssaal war mit Truppen und mit geladenen Kanonen umstellt, und in der Versammlung übernahm nicht der Reichs-Marschall, sondern der König selbst den Vorsitz. Gustav hatte sich mit dem ganzen Pomp der königlichen Würde umgeben, und hielt den Hammer in der Hand, den einst der große Gustav Adolf geführt hatte, um Ruhe zu gebieten. Der König eröffnete die Sitzung mit einer seiner glänzendsten Reden, und legte dann, obgleich er erst am Tage vorher die Wiederherstellung der alten schwedischen Constitution eidlich zugesichert hatte, eine ganz neue Verfassung vor. Auf seine Frage, ob der Reichsrath dieselbe annehmen wolle, antwortete die von Soldaten und Geschützen umgebene Versammlung natürlich mit einem einstimmigen Ja. Nachdem hierauf die vier Präsidenten der Stände die neue Verfassungs-Urkunde ungern und gezwungen unterschrieben hatten, trug Gustav kein Bedenken, die Versammlung zu einer kirchlichen Danksagung für die Demüthigung zu nöthigen, welche sie und der Reichsrath so eben erlitten hatten. Er zog nämlich ein Gesangbuch aus der Tasche, und begann das: Herr Gott dich loben wir! zu singen, in welches die Versammlung einstimmen mußte. Uebrigens würdigte sich der Reichsrath, welchen Gustav nachher noch bis zum 9. September beisammen hielt, durch niederträchtige Schmeicheleien gegen denselben König herab, den er vorher aus Mißtrauen und Eifersucht geschmäht hatte. Diese Herren erweiterten sogar von freien Stücken die Rechte des Königs, und wetteiferten mit ihm in pomphaften und unwahren Phrasen. Man muß überhaupt das Rhetorische, Eitle und Prunkende in Gustav's Wesen nicht für eine blos persönliche Eigenthümlichkeit dieses Königs, sondern für einen Charakterzug des schwedischen Volkes überhaupt halten, und denen Recht geben, welche die Schweden Gascogner des Nordens nennen.

Gustav hatte bei seiner neuen Verfassung den Fehler begangen, daß er nicht die alte ganz abschaffte, sondern vier Punkte derselben beibehielt, welche die königliche Macht einschränkten und später benutzt wurden, um ihn der Verletzung des von ihm selbst geschaffenen Grundgesetzes anzuklagen. Diese vier Punkte waren: daß der König bei allen seinen Beschlüssen einen Reichsrath von 17 Edelleuten befragen müsse; daß er ohne Zustimmung desselben und des Reichstages keinen Angriffskrieg beginnen dürfe; daß der Reichstag das Recht habe, zu allen Aemtern eine Anzahl Männer vorzuschlagen, aus welchen der König einen zu wählen habe; und daß der König keinen höheren Be-

amten ohne gerichtliche Untersuchung entlassen könne. Abgesehen von diesen und einigen wenigen anderen Einschränkungen hatte der König durch die neue Verfassung eine große Gewalt erhalten. Von dieser machte Gustav in der nächsten Zeit einen vortrefflichen Gebrauch. Er schaffte die Mißbräuche der aristokratischen Regierung ab, und führte nach langer Zeit wieder Ordnung und Recht in Schweden ein. Das Volk war daher auch lange Zeit von Dankbarkeit und Liebe zu ihm erfüllt, und sah erst zehn Jahre später ein, daß es von dem einen Aeußersten bis nahe an ein anderes gekommen sei. Neben jener erfreulichen Seite von Gustav's rettender That gab es jedoch auch eine entgegengesetzte, welche erst nach zehn Jahren erkannt wurde, dann aber auch die übertriebene Bewunderung und Liebe schnell in Unzufriedenheit und Haß umwandelte. Gustav's Revolution sollte nämlich kein Fortschritt im Sinne des 18. Jahrhunderts, sondern eine Rückkehr zum Geiste des 17. sein; Gustav setzte sich also in Widerspruch mit seiner Zeit, welche Neues forderte, und gerieth nach und nach immer mehr in die mißliche Lage, daß Beides, das Alte und das Neue, ihm feindlich war.

Dieses Mißverhältniß zeigte sich besonders in dem Gesetze über Preßfreiheit, welches Gustav 1774 erließ, und in seinen thörichten Verschwendungen. Das neue Preßgesetz bereitete, trotz der freisinnigen Redensarten, die es enthielt, dem Schriftsteller weit größere Verlegenheit und Gefahr, als das unmittelbar vorher in Geltung befindliche. Was Gustav's Verschwendungen betrifft, so war es für ihn und sein Volk ein großes Unglück, daß er durch Anlage und Erziehung leichtfertig, oberflächlich, prachtliebend und phantastisch geworden war. Er wiegte sich in Heldenträumen, glaubte das ritterliche Leben und Treiben einer längst verschwundenen Zeit wiederherstellen zu können, und war nicht im Stande, mit ruhiger Ueberlegung sich ein Ziel zu stecken und dasselbe mit Ernst, Folgerichtigkeit und Verstand zu verfolgen. Er hatte vor Allem das Bedürfniß zu glänzen, und dieses Bedürfniß suchte er nicht etwa blos in den Gesellschaften seines Hofes zu befriedigen, in denen er durch geistreiche Witze und feine Galanterieen Bewunderung erweckte, sondern auch in den ernsten Geschäften des Regierens und an der Spitze seiner Truppen, mit denen er eine für sein armes Land drückende Spielerei trieb. Auch das Prunken mit Kunst und Wissenschaft, welches einen Haupt-Charakterzug jener monarchischen Zeit bildete und überall als ein nothwendiger Schmuck des Hofes angesehen wurde, gehörte zu den kostspieligen Liebhabereien Gustav's. Ja, er begnügte sich nicht blos mit dem, was man Unterstützung der Künste und Wissenschaft nannte, sondern er trat sogar selbst als Dichter und Schriftsteller auf. In den Einrichtungen und

Festlichkeiten seines Hofes endlich nahm er sich das, was er in Paris und Versailles gesehen hatte, zum Muster, und stürzte durch unerhörte Verschwendungen, welche er dafür machte, nicht blos einzelne Adelsfamilien, sondern auch sein ganzes Reich ins Verderben. Er veranstaltete z. B. Ringelrennen und Turniere, die so prachtvoll eingerichtet waren, daß allein eines derselben, welches im Jahre 1776 gehalten wurde, 400,000 Thaler Kupfermünze kostete.

Zu solchen Verschwendungen reichten die ordentlichen Einkünfte des schwedischen Staates natürlich nicht aus, und Gustav mußte sich daher neue Einnahmen zu verschaffen suchen. Da er die Stände, an deren Einwilligung er beim Ausschreiben neuer Steuern gebunden war, nicht schon so früh um diese angehen wollte, so half er sich damit, daß er im Mai 1776 das Branntweinbrennen für ein Monopol der Regierung erklärte. Diese Maaßregel war eine Nachahmung der in Rußland gebräuchlichen Verwaltungsart, und konnte auch nur vermittelst einer Polizei durchgeführt werden, welche in Rußland keine Schwierigkeit hatte, in Schweden aber nothwendiger Weise große Unzufriedenheit erzeugen mußte. Außerdem war der Branntwein, welcher durch Gustav's Monopol vertheuert wurde, in vielen Gegenden des schwedischen Reiches ein tägliches Bedürfniß des Volkes. Diese und andere Schritte Gustav's brachten daher bald Jedermann zu der Erkenntniß, daß er eine russische Autokratie in Schweden einführen und durch russische Mittel befestigen wolle. Er gerieth darüber auch schon früh mit den Ständen in einen Streit, welcher später seinen Sturz zur Folge hatte. Dieser weitere Fortgang von Gustav's Geschichte hängt enge mit dem, was unter Katharina II. in Rußland vorging, zusammen. Die Darstellung desselben muß daher auf einen späteren Abschnitt verschoben werden.

5. Kämpfe der französischen Regierung mit den Parlamenten und Reformversuche Türgot's in Frankreich.

In Frankreich löste sich unter Ludwig XV. der Staat, welcher nur noch durch Polizei und Soldaten zusammen gehalten wurde, immer mehr auf. Der König selbst, dessen Privatleben in einem anständigen Buche gar nicht geschildert werden kann, dachte an nichts Anderes, als an die Befriedigung seiner schamlosen Wollust und an die ängstliche Erfüllung aller der Ceremonieen, welche bei dem Aberglauben und der Bigotterie des ganzen königlichen Hauses für Religion und Gottesdienst galten. Die Regierung lag daher ganz in den Händen der königlichen Maitressen und ihrer Günstlinge, so daß die Geschichte des französischen Reiches unter Ludwig XV. wenigstens auf ihrer Oberfläche zu einer bloßen Hofgeschichte ward. Die Stimme

der öffentlichen Meinung, so dreist sich diese auch trotz der strengen Polizei äußerte, wurde vom Hofe aufs Tiefste verachtet, weil man im Besitze einer unumschränkten Gewalt ganz sicher zu sein glaubte, und Alles, was nicht zu den privilegirten Klassen gehörte, nicht der geringsten Rücksicht werth hielt. Auch war ja Alles ganz ruhig, und das Volk schien in Frankreich, wie damals überall auf dem Continent, der Gewalt, wie immer sie beschaffen sein mochte, als einer auf göttlichem Rechte beruhenden Einrichtung unbedingt zu huldigen. Niemand vom Hofe ahnte, daß das Reich mit seinem bisherigen Regierungs- und Verwaltungs-System unmöglich noch lange fortbestehen könne, und daß die verachtete öffentliche Meinung bald Alles umstoßen und vor sich niederwerfen werde.

Diese allgemeine Bemerkung bedarf keiner Nachweisung im Einzelnen, da die Geschichtschreiber aller Parteien in Hinsicht auf die sittliche Verdorbenheit des Hofes und auf den rücksichtslos despotischen Gebrauch, den man von der Regierungsgewalt machte, übereinstimmen. Für den Gang der inneren Geschichte Frankreichs selbst sind zwei Punkte vorzugsweise wichtig, nämlich der Zustand der Finanzen und das Verhältniß der Regierung zu den Parlamenten.

Was die Finanzen betrifft, so verschlang das verschwenderische Treiben des Hofes, in Verbindung mit den kostspieligen Kriegen und mit den großen Subsidien und Bestechungsgeldern für auswärtige Regierungen, unermeßliche Summen; und doch belief sich damals die ganze Staatseinnahme auf nicht mehr als 4- bis 500 Millionen Livres, weil der Adel und die Geistlichkeit, in deren Händen sich der größte Theil des Grundbesitzes befand, steuerfrei waren. Jene Summe ward sogar noch dadurch verringert, daß man die Erhebung der Steuern verpachtete, und daß jede einzelne Provinz ihre besonderen Einrichtungen und Gesetze hatte. An eine neue Vertheilung der Abgaben und an eine systematische Einrichtung des Finanzwesens war, ungeachtet der stets wachsenden Ausgaben des Staates, nicht zu denken; denn die Privilegien des Adels, der Geistlichkeit, der Provinzen, Städte und Corporationen machten jede Aenderung der alten Formen und Rechte unmöglich. Da nun auch der Staatskredit schon seit den Zeiten der Regentschaft ganz untergraben war, so konnte man sich immer nur dadurch helfen, daß das eigentliche Volk, welches allein Steuern zu entrichten hatte, noch mehr gedrückt wurde. Die Stelle eines Finanz-Ministers ward deshalb stets demjenigen zu Theil, welcher neue Mittel, das Volk auszusaugen, aufzufinden vermochte. Jedes neue Finanz-Edict aber machte die Regierung von den Parlamenten abhängig, weil nach dem bestehenden Rechte alle Verordnungen, ehe sie gültig werden konnten, von den Parlamenten registrirt werden mußten.

Mit den Parlamenten führte die Regierung während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen förmlichen Krieg, zuerst wegen der janseniſtiſchen Streitigkeiten, dann wegen der Auflagen. Dieſe veralteten Gerichtshöfe, welche allerdings dem König und ſeinen Miniſtern und Intendanten vielfach Oppoſition machten, waren jedoch darum gegen das Bedürfniß der Zeit und des Volkes nicht weniger feindlich geſinnt, als die Regierung. Ihre Mitglieder beſtanden nämlich aus Edelleuten und grundgelehrten theologiſchen Juriſten, welche als ſolche jeden hergebrachten Aberglauben, jedes verbrieſte Vorzugsrecht, jede mittelalterliche Barbarei in Schutz nahmen. Sie gingen ſogar in ihrem Haſſe gegen alles Neue oft noch weiter, als die Regierung und der Hof. Sie widerſetzten ſich z. B. der Regierung, als dieſe ſpäter, unter Ludwig XVI., die abſcheulichen Geſetze aufheben wollte, nach welchen die reformirten Geiſtlichen, wenn ſie ihren Gemeinden predigten, zur Galeerenſtrafe verdammt wurden. Sie ließen ferner Bücher, wie Rouſſeau's Emil, welche von faſt allen Franzoſen als ein Stolz der Nation angeſehen wurden, verbrennen, und decretirten perſönliche Haft gegen den Verfaſſer, welchen ein Prinz von Geblüt und alle vornehmen Modedamen, zum Hohn der Parlaments-Beſchlüſſe, in Schutz nahmen. Nichtsdeſtoweniger waren dieſe Parlamente deren es 15 im Lande gab und von denen das Pariſer das vornehmſte war, die einzige öffentliche und geſetzliche Oppoſition, die es damals in Frankreich gab, weil außer ihnen und den wenigen noch übrigen Provinzial-Ständen niemand berechtigt war, eine laute Beſchwerde über Regierungsmaaßregeln zu erheben. Ja, die Regierung ſelbſt war ihnen dazu behülflich, daß ſie eine weit größere Bedeutung erhielten, als ſie verdienten; denn die Despotie und Willkür des Hofes und der Miniſter trieb die Parlamente zu Gegenvorſtellungen und feindſeligen Beſchlüſſen, welche dieſen dann den Anſchein von Schützern und Vertheidigern der Volksrechte gaben. Dabei war es für das Fortbeſtehen des herrſchenden Syſtems ſehr ſchlimm, daß der ewige Streit zwiſchen der Regierung und den Parlamenten dieſen die Veranlaſſung gab, die Grundgeſetze der franzöſiſchen Staatsverfaſſung und die Rechte der einzelnen Stände und Bürger zu prüfen und zu beſprechen.

Die Parlamente waren bekanntlich keine Repräſentativkörperſchaften, wie man ſie ſonſt mit dieſem Namen bezeichnet, ſondern ſie waren die höchſten Gerichtshöfe Frankreichs, und entſchieden gleich den deutſchen Reichsgerichten zwar im Namen des Herrſchers, aber ganz unabhängig von ſeinem Einfluſſe und oft ſogar gegen ihn. Sie hießen daher auch in demſelben Sinne wie der König ſouverain (cours souveraines). Ihre Mitglieder bildeten eine eigene Art von Ariſtokratie,

weil die Stelle eines Parlaments-Rathes nur durch Kauf erlangt werden konnte und erblich blieb. Die Beisitzer und Beamten waren eines Theiles sehr gründlich gebildete Männer von gelehrter Rechtskenntniß, welche durch Corporationsgeist und durch einen pietistischen, dem der Jesuiten entgegengesetzten Fanatismus innig mit einander verbunden waren. Anderen Theiles aber enthielten die Parlamente auch den größten Theil des niederen Adels, der im Heere keine Unterkunft gefunden hatte. Das Pariser Parlament galt außerdem noch als Pairs-Hof, weil es bei besonderen Gelegenheiten auch die Prinzen von Geblüt und die Pairs zu seinen Sitzungen berief. Ja, es hatte sogar, wenn der König selbst in ihm erschien, als sogenannte cour plenière das Ansehen der Merowingischen oder Karolingischen Gerichtshöfe, welche einst die fränkischen Volksversammlungen auf dem Märzfelde vertreten hatten. Die Parlamente waren ferner nicht blos die höchsten Reichsgerichte, sondern sie führten auch die Oberaufsicht über alle gerichtlichen Behörden, befaßten sich noch dazu mit gewissen Zweigen der Verwaltung, und enthielten eine besondere Abtheilung für das Steuerwesen, sowie eine Ober-Rechnungskammer. Es waren also auch unzählige Rechts-Praktikanten, Procuratoren, Beamte und Schreiber in ihren Diensten oder mittelbar an ihr Bestehen geknüpft, und diese bildeten gewissermaaßen ein Heer, über welches die Parlamente bei Zwistigkeiten und Unruhen geboten. Am furchtbarsten waren die Parlamente für die Regierung dadurch, daß sie alle königlichen Verordnungen vor deren Ausführung in ihre Protokolle einzutragen und den Behörden mitzutheilen hatten. Daraus hatten nämlich die Parlamente Anlaß genommen, sich das Recht der Protestation und Gegenvorstellung anzumaaßen und so die Ausführung eines königlichen Gebotes zu verhindern, obgleich die Regierung einen solchen Widerstand nie als rechtmäßig anerkannt hatte.

Dieses Recht ward am häufigsten von dem Pariser Parlament in Anspruch genommen, dessen Ansehen auch aus dem Grunde weit größer als das der übrigen Parlamente war, weil es seinen Sitz und seine Verbindungen in der Hauptstadt hatte, und weil sein Sprengel am ausgedehntesten war. Die Regierung half sich, wenn das Pariser Parlament ihren Verfügungen Widerstand leistete, durch eine sogenannte Kissen-Sitzung (lit de justice), oder mit anderen Worten sie ließ dadurch, daß der König selbst in der Sitzung erschien, das Parlament in eine cour plenière verwandeln, in welcher niemand außer dem Könige und seinem Kanzler reden und kein Mitglied laut abstimmen durfte, in welcher also der Kanzler, der die leise gesprochenen Stimmen einzusammeln hatte, ohne besondere Schwierigkeit die Minderheit zur Mehrheit machen konnte. Der König hatte in

dieſen Sitzungen Kiſſen hinter dem Rücken, unter den Armen und unter den Füßen; daher der Name derſelben.

Unter der Herrſchaft der Pompadour betraf der Krieg der Parlamente mit der Regierung hauptſächlich die Janſeniſten, welche von den Parlamenten gegen den Hof in Schutz genommen wurden. In dieſem Streite machte die Pompadour gemeinſchaftliche Sache mit den Parlamenten. Derſelbe brach im Jahre 1752 aus. Ein Pfarrer hatte dem janſeniſtiſch geſinnten Herzoge von Orleans, dem Sohne des Regenten, die Sterbe-Sacramente verweigert. Das Parlament wurde dadurch veranlaßt, die päpſtliche Bulle, welche den Janſenismus verdammte, für ungültig zu erklären, und wollte jenen Pfarrer, ſowie nachher auch den Erzbiſchof von Paris verhaften laſſen; der Hof nahm aber beide in Schutz und caſſirte das vom Parlament erlaſſene Edict. Das Parlament half ſich damit, daß es, um ſich das Anſehen einer National-Verſammlung zu geben, alle ſeine Kammern zu einer einzigen Verſammlung vereinigte und auch die Prinzen und Pairs einberief. Der König verbot zwar, dieſer Einberufung Folge zu leiſten, machte aber gerade dadurch das Uebel noch größer. Einer der Prinzen fühlte ſich nämlich gedrungen, eine ausführliche Proteſtation gegen das königliche Verbot drucken zu laſſen, und dadurch wurde das Parlament zu einer ſolchen Kühnheit getrieben, daß man nach ſeinen Reden und Debatten ſich ganz in die Zeiten der Fronde verſetzt zu ſehen glaubte. Das Parlament griff den Hof und ſeine Creaturen aufs Heftigſte an, ſprach von uſurpirter Gewalt der Regierung, und machte insbeſondere den Mißbrauch, welcher durch die königlichen Haftbriefe (lettres de cachet) mit dem Leben und der Freiheit der Bürger getrieben ward, zum Gegenſtande ſeiner Verhandlungen. Dieſe Briefe waren unausgefüllte Verhaftsbefehle mit dem königlichen Siegel. Sie ſtanden allen Miniſtern und Höflingen zu Gebote, und man bediente ſich ihrer, um einen beſchwerlichen Gläubiger oder Verwandten, einen ungehorſamen Sohn, einen mißliebigen Schriftſteller, ſelbſt einen unbequemen Nebenbuhler in irgend einer Liebesintrigue für immer oder wenigſtens für einige Zeit unſchädlich zu machen. Jeder nämlich, deſſen Namen in einen ſolchen Haftbrief eingeſchrieben ward, mußte unmittelbar nach Vorzeigung desſelben verhaftet werden, und hatte dann weder einen Richterſpruch, noch auch Hülfe von den Seinigen zu erwarten.

Die Regierung half ſich, als das Parlament bis zum Aeußerſten geſchritten war, durch das Mittel der Gewalt. Sie ließ vier Parlaments-Räthe auf Feſtungen bringen, und verbannte die ſämmtlichen widerſpenſtigen Kammern mit Ausnahme einer einzigen, der ſogenannten großen Kammer, aus Paris. Die Letztere beſtand nämlich

mehrentheils aus bejahrten Männern, und hatte die heftigen Maaßregeln der anderen mißbilligt. Mit Hülfe der einen übrig gelassenen Kammer suchte man dann das ganze Gerichtswesen zu reformiren; diese widersetzte sich aber einer solchen Neuerung und wurde daher ebenfalls verbannt. Nun glaubte die Regierung durch einen Act der Willkür sich des Parlamentes für immer entledigen zu können; sie scheiterte aber an jenem Corporationsgeiste, welcher damals noch jeden Stand, jede Zunft, jede Stadt, jedes Collegium beseelte, und der an dem Umstande, daß die Aemter durch Kauf erworben wurden, welcher den Inhabern eine Art Eigenthumsrecht an ihre Stelle verlieh, einen kräftigen Rückhalt hatte. Die Regierung setzte ein ganz neues, aus Staatsräthen und höheren Regierungsbeamten bestehendes Obergericht ein. Dieses konnte sie jedoch nicht aufrecht erhalten, weil die Untergerichte ihm den Gehorsam versagten, und auch die Parteien und Advokaten von einem Obergerichte, welches nicht verfassungsmäßig war, nichts wissen wollten. Die scheinbar allgewaltige Regierung mußte also nachgeben und die Wiederherstellung des Parlamentes zulassen.

Der Friede dauerte nicht lange; denn schon nach zwei Jahren brach wieder offene Fehde aus. Der Haß des Parlaments war damals besonders gegen die beiden Minister Machault und d'Argenson gerichtet, welche bei dem so eben erwähnten Streite die Gewaltmaaßregeln angegeben und geleitet hatten. Von diesen beiden Ministern war besonders der Erstere dem Parlament ein Dorn im Auge. Machault gehörte nämlich zu den wenigen Männern, welche schon lange vor der Revolution die Unhaltbarkeit des bisherigen Verwaltungs- und Regierungssystems erkannten, und deshalb eine eigentliche Reform für durchaus nöthig hielten. Er wollte namentlich das gedrückte Volk dadurch erleichtert wissen, daß man die Last der Abgaben auch auf die bisher steuerfreien Edelleute und Reichen wälze. Schon dies allein würde die Parlamente zu den erbittertsten Gegnern Machault's gemacht haben, wenn er auch nicht zugleich ihr Bollwerk, das historische Recht, angegriffen hätte. In dem neuen Streite, welcher 1754 ausbrach, kam das Pariser Parlament auf den Gedanken, den ganzen Parlaments-Adel, die sogenannte noblesse de robe des Reiches, dadurch zu einer geschlossenen Macht zu vereinigen, daß man alle Parlamente des Reiches einen einzigen Körper bilden lasse, dessen Seele das Pariser Parlament sei. Die Minister schlugen zwar dieses Vorhaben durch eine zweimalige Kissensitzung nieder; das Parlament protestirte aber gegen einen solchen Eingriff in die Freiheit seiner Berathungen, und der Streit dauerte fort, obgleich auch diesmal wieder einige Kammern des Parlaments aufgehoben wurden. Die Erbitte-

rung war damals so groß, daß man einen Mordversuch, welchen 1757 Damiens, der Bediente eines Parlaments-Rathes, gegen den König machte, dem Fanatismus der jansenistischen Parlaments-Herren zuschrieb. Dieses Attentat hatte übrigens für die Parlamente den Vortheil, daß es eine Kabale am Hofe hervorrief, in Folge deren die gehaßten Minister Machault und d'Argenson entlassen wurden. Der Kampf selbst dauerte jedoch auch nachher fort. Er endigte, wie der frühere, mit dem Siege des Parlaments, welches in alle seine Rechte wieder eingesetzt wurde (September 1757).

Die Regierung war dadurch zur Nachgiebigkeit getrieben worden, daß sie aus Mangel an Geld des Parlamentes zum Registriren neuer Finanzedicte bedurfte. Diese beständige Verlegenheit, welche auf rechtlichem Wege nur durch eine allgemeine Stände-Versammlung hätte beseitigt werden können, gab bald wieder Anlaß zu neuem Streite. Nach Machault's Entfernung aus dem Finanz-Ministerium hatten drei andere Finanz-Minister, welche in kurzer Zeit aufeinander folgten, vergebens die Mittel für die stets zunehmenden Staatsausgaben aufzubringen gesucht. Endlich glaubte man 1759 in Silhouette den rechten Mann dazu gefunden zu haben. Dieser Finanz-Minister brachte freilich 72 Millionen Livres in den Schatz, indem er, ohne die General-Zollpächter zu fragen, eine Anzahl Actien ausgeben ließ, deren Besitzer für die genannte Summe den halben Vortheil der Pächter erhielten. Silhouette empfahl sich außerdem auch noch durch die Abschaffung von Mißbräuchen, welche bei der Erhebung einer Grundsteuer, der sogenannten Taille, zum Nachtheile des Landmannes sich eingeschlichen hatten. Aber auch er gerieth mit dem Parlament in Krieg, weil er, als seine ersten Auskunftsmittel erschöpft waren, zu verschiedenen neuen Auflagen seine Zuflucht nahm. Er glaubte die dazu nöthige Mithülfe des Parlamentes dadurch erzwingen zu können, daß er, anstatt seine Finanzedicte demselben zum Registriren zu übergeben, wobei dann eine nähere Prüfung durch das Parlament nicht zu umgehen war, diese Eintragung in die Register vielmehr sogleich in einer Kissensitzung durch den König befehlen ließ (September 1759). Das Parlament protestirte jedoch gegen ein solches Verfahren, und die Regierung sah sich bald wieder zum Nachgeben genöthigt. Silhouette suchte sich hierauf durch Suspendirung öffentlicher Zahlungen und durch andere Maaßregeln, welche den Staats-Credit erschütterten, zu helfen; er verlor aber dadurch den letzten Rest seiner Popularität, und mußte seine Stelle schon acht Monate nachdem er sie übernommen wieder niederlegen.

Silhouette's Abdankung hatte eine Art Waffenstillstand zwischen dem Parlament und der Regierung zur Folge; dieser konnte aber um

so weniger von Dauer sein, als gerade damals der Herzog von Choiseul ans Ruder kam. Choiseul, welchen die Pompadour ins Ministerium gebracht hatte, stand im Betreff seiner religiösen Ansichten ganz auf Seiten der Pariser Philosophen und Belletristen. Er war also ein entschiedener Gegner der Jesuiten, trat aber kluger Weise mit seinen Ansichten nicht hervor, sondern ließ die Parlamente handeln. Nach dem Tode der Pompadour (1764) bediente er sich der Parlamente, um sich dem Könige unentbehrlich zu machen. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen diesen und dem Hofe ward durch den Herzog von Aiguillon, den Günstling des Königs und Genossen seiner Orgien, veranlaßt. Dieser gewandte, in allen Lastern große und dabei gleich dem Könige für äußere Kirchlichkeit und für Hierarchie eifernde Hofmann war Militär-Gouverneur der Bretagne, und handelte als solcher gleich einem Sultan. Er gerieth dadurch gleich anfangs in einen förmlichen Krieg mit dem Parlament von Rennes, das zunächst gegen die Erhebung verschiedener Steuern einschritt, dann sogar einen Proceß wegen unterschlagener Gelder über den Gouverneur verhängte, und endlich den General-Procurator La Chalotais nach Paris schickte um Aiguillon's Abberufung zu verlangen. Als dieses Begehren vom Könige mit schnöden Worten zurückgewiesen worden war, erneuerten sich in der Bretagne die Scenen, welche früher in Paris beim Kampfe des dortigen Parlaments mit der Regierung vorgekommen waren. Das Parlament von Rennes widersetzte sich dem Militär-Despotismus Aiguillon's mit dem größten Nachdrucke, und als dieser dadurch nur zu neuen Gewaltmaaßregeln getrieben wurde, nahmen die angesehensten Parlaments-Räthe ihre Entlassung und der General-Procurator La Chalotais knüpfte mit den General-Procuratoren anderer Parlamente eine Verbindung zu gemeinschaftlichem Widerstande gegen die Regierung an. Aiguillon und der Hof ließen sich dadurch nicht im geringsten erschrecken. Sie nahmen vielmehr die durch die Abdankung mehrerer Parlaments-Räthe veranlaßte Stockung der Rechtspflege, sowie die Verbindung, in welche mehrere Parlamente miteinander eigenmächtig getreten waren, zum Vorwande, um beim Pariser Parlament einen Kriminal-Proceß gegen jene Räthe einzuleiten. Zu gleicher Zeit rächte sich Aiguillon auf militärisch-despotische Weise an La Chalotais, der ihn einst in öffentlicher Rede durch boshaften Witz lächerlich gemacht hatte. Im November 1765 wurde plötzlich La Chalotais, sein Sohn und fünf Parlaments-Räthe verhaftet, um als Kriminalverbrecher gerichtet zu werden. Man stellte sie zuerst vor das Parlament von Rennes, und als dieses sich nicht zum Werkzeuge des Despotismus hergeben wollte, wurde aus denjenigen seiner Mitglieder, welche feige oder käuflich waren, ein

besonderes Parlament gebildet. Die in der Bretagne herrschende Erbitterung war jedoch so groß, daß selbst ein auf solche Weise entstandenes Gericht nicht wagte, das Urtheil zu sprechen. Jetzt ward durch königliche Kabinets-Ordre eine besondere Gerichts-Commission eingesetzt. Diese war Ende Januar 1766 schon im Begriffe, das Todesurtheil auszusprechen, als nicht nur das Pariser Parlament, sondern auch der Herzog von Choiseul dem Könige dringende Vorstellungen gegen einen so gewaltsamen Schritt machte. Der König erschrak vor den möglichen Folgen, hob die Gerichts-Commission wieder auf, ließ, um sich mit Ehre aus der Sache ziehen zu können, durch den königlichen Rath zu Paris einen Bericht erstatten, und schlug, auf diesen gestützt, im December den ganzen Proceß nieder. Der Streit zwischen Aiguillon und dem Parlamente von Rennes dauerte auch nachher noch fort, bis endlich 1768 der Herzog aus der Bretagne abgerufen und das Parlament wieder in seine vollen Rechte eingesetzt ward. Uebrigens hatte auch bei Gelegenheit dieser Streitigkeiten das Pariser Parlament wieder alle französischen Parlamente für Klassen einer und derselben, das Recht der Nation vertheidigenden Corporation erklärt, der König aber hatte diesem auf das alte fränkisch-germanische Recht gegründeten Ausspruch das autokratische Recht der Türken und Russen entgegengesetzt. Er hatte nämlich im März 1766 dem Parlament erklärt: er habe seine Macht unmittelbar von Gott und sei die einzige Quelle des Rechtes im Reiche; er erkenne also auch eine Einheit der Souverainetät der im Parlamente vereinigten Rechtskenntniß durchaus nicht an.

Im Jahre 1769 wurde eine ganz gemeine Dirne, die man, um ihr einen hohen Titel zu verleihen, mit einem Grafen du Barry vermählte, als königliche Geliebte an den Hof gebracht. Sie verschaffte sich durch die roheste Sinnlichkeit bald eine noch unumschränktere Herrschaft über den König, als früher die Pompadour, und dieser sank in seinen Sitten und seinem Tone immer tiefer herab. Durch die du Barry ward im December 1770 auch Choiseul verdrängt und durch den Herzog von Aiguillon ersetzt, welcher dann in Verbindung mit jener gemeinen Person das Reich bis zum Tode des Königs beherrschte. Choiseul war nämlich, obgleich er der Pompadour unbedingt gehuldigt hatte, doch zu fein von Bildung und zu vornehm von Gesinnung, um sich einer frechen Dirne zu unterwerfen; Aiguillon dagegen trug als roher Wüstling kein Bedenken, der Schützling einer solchen Frau zu sein und als dirigirender Minister ganz ihrem Willen zu folgen. Choiseul hatte zwölf Jahre lang das Reich zwar mit französischer Leichtfertigkeit geleitet und, um sich in seiner Stelle zu behaupten, jede Rücksicht hintangesetzt; aber er hatte doch sowohl nach Innen als nach Außen eine gewisse Würde gewahrt, welche mit seinem Abgange ganz

schwand. Eine traurige Erbschaft hinterließ er der Nation in dem Finanz-Minister, welchen er Ende 1769 hatte einsetzen lassen. Dieser Mann war der Abbé du Terray, der hartherzigste und keckste Rechner, welcher seit Emery's Zeiten das französische Volk ausgesogen hat. Er brachte die Finanzen und das Reich, dessen Kredit völlig vernichtet war, bald dahin, daß er selbst zuletzt offen eingestand, er wisse keine Auskunft mehr. Er war ebenso, wie der Kanzler Maupeou, welcher ihn dem Herzoge von Choiseul empfohlen hatte, ein Freund des Letzteren gewesen, so lange derselbe in Gunst stand; er hatte sich aber, sobald Choiseul's Stern unterging, zugleich mit Maupeou von ihm zurückgezogen und den beiden neuen Gebietern, dem Herzog von Aiguillon und der du Barry, gehuldigt. Du Terray unternahm, noch während Choiseul Minister war, die schimpflichsten Speculationen zu Gunsten des königlichen Privatschatzes, und ergriff, um Geld für die Hofausgaben herbeizuschaffen, die härtesten und ungerechtesten Maaßregeln. Er stellte z. B. die Bezahlung der Zinsen und Anweisungen des Staates ein, ließ die Sparkassen ausleeren, zog die Pensionen der Beamten ein u. dgl. m. Niemand in den Reihen der privilegirten Klassen ahnte damals, daß solche Maaßregeln jenen wüthenden Haß im Volke erweckten und nährten, welcher zwar lange zurückgedrängt wurde, später aber sich auf eine um so schrecklichere Weise Luft machte.

Noch ehe Choiseul gestürzt wurde, hatte Aiguillon einen neuen heftigen Streit der Regierung und des Pariser Parlaments veranlaßt, welcher mit der Vernichtung des Letzteren endigte. Aiguillon war, als er die Statthalterschaft der Bretagne hatte aufgeben müssen, Commandant der königlichen Garde zu Pferde geworden; und das Parlament von Rennes hatte ihn auch noch in dieser Stellung verfolgt. Es hatte ihn nämlich der schwersten Verbrechen angeklagt, und das Pariser Parlament hatte deshalb als Pairsgerichtshof einen Proceß gegen ihn eingeleitet. Der König hatte seinen Günstling dadurch zu retten gesucht, daß er selbst den Sitzungen beiwohnte, in welchen der Proceß verhandelt wurde. Nachdem dies einige Male geschehen war, hatte jedoch das Parlament die Erklärung erlassen: es werde niemals einen Angeklagten, besonders aber den Herzog von Aiguillon für gerechtfertigt halten, wenn die Rechtfertigungserklärung in einer Kissensitzung gegeben worden sei. Hierauf hatte der König am 27. Juni 1770 wieder eine solche Sitzung gehalten, und in derselben Alles, was bisher in dem Processe geschehen war, für null und nichtig erklärt. Das Parlament hatte jedoch nach diesem königlichen Machtgebot nichts gefragt und durch einen am 2. Juli erlassenen Urtheilsspruch den Herzog nicht nur verschiedener Vergehungen

schuldig und an seiner Ehre befleckt erklärt, sondern ihm auch die Würde eines Pairs des Reiches auf so lange abgesprochen, bis er durch ein gesetzliches Urtheil der Pairs freigesprochen sei. Dieser Spruch war nebst den Entscheidungsgründen gedruckt und in 10,000 Exemplaren durch das ganze Reich verbreitet worden. Der König hatte denselben zwar sogleich cassiren lassen; das Parlament aber, zu welchem auch alle Prinzen bis auf einen einzigen hielten, war fest auf seinem Rechte bestehen geblieben und sogar noch kühner geworden, als vorher. Dies hatte dann endlich den Hof zu einem Staatsstreiche getrieben, vermittelst dessen alle Parlamente aufgehoben und durch eine ganz neue Gerichts-Organisation ersetzt werden sollten. Der Gedanke dazu war vom Kanzler Maupeou ausgegangen, welcher als praktischer Jurist die schreienden Gebrechen der parlamentarischen Rechtspflege zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß es mit einem solchen Schritte keine große Gefahr habe, und daß das Volk sich ebenso und vielleicht noch lieber die von einer absoluten Regierung ausgehende Justiz gefallen lassen werde, als es bis dahin die Rechtspflege einer adelig pietistischen Juristenaristokratie getragen hatte.

Das Parlament selbst hatte den Vorwand zur Ausführung des gewaltsamen Streiches an die Hand gegeben. Nachdem nämlich am 7. December in einer Kissensitzung, in welcher Aiguillon auf Geheiß des Königs seinen Platz unter den Pairs nahm, das Parlament heftig gescholten und bedroht worden war, hatte dasselbe nicht nur protestirt, sondern auch die Erklärung erlassen, daß es seine Dienste suspendiren müsse, weil seine Mitglieder sich zu sehr gekränkt fühlten, als daß sie über Leben, Ehre und Gut ihrer Mitbürger richten könnten. Das Parlament hatte also, wozu es als bloßes Gerichtscollegium schwerlich berechtigt war, dem Volke die Justiz verweigert, dadurch aber zugleich auch dem Kanzler die erwünschte Gelegenheit dargeboten, seinen Plan auszuführen. Nachdem nämlich der König, welcher gerade damals den Herzog von Choiseul entließ und den Herzog von Aiguillon zum ersten Minister machte, zuerst noch einige Male dem Parlamente den Befehl zugefertigt hatte, zu seiner Pflicht zurückzukehren, erfolgte endlich der längst beschlossene Gewaltstreich. In der Nacht des 19. Januar 1771 erschienen Polizeibeamte, von Grenadieren begleitet, in den Wohnungen der Parlamentsräthe, legten diesen die schriftliche Frage, ob sie ihr Amt wieder übernehmen wollten, vor, und forderten sie kraft eines königlichen Befehles auf, das Blatt einfach mit Ja oder Nein zu unterzeichnen. Die Meisten gaben, worauf Maupeou gerechnet hatte, eine verneinende Erklärung ab. Sie wurden dafür auf ihre Güter verwiesen oder in Festungen gebracht, das Pariser Parlament für aufgehoben erklärt. Die übrigen Parlamente

des Reiches blieben vor der Hand noch bestehen, weil sie erst dann, wenn in Paris ein neues Obergericht geschaffen worden wäre, neu organisirt werden sollten. Sie protestirten zwar; da ihnen aber keine Bajonette zu Gebote standen, so ließ man sie gewähren. Die Leichtigkeit, mit welcher der Gewaltstreich gegen das Pariser Parlament vollbracht worden war, machte die Autokraten vollends blind, zumal da es auch damals nicht an Leuten fehlte, welche die Energie als höchste Tugend der Regierung priesen.

Die Regierung erließ nach der Aufhebung des Pariser Parlamentes zuerst eine Reihe von Verordnungen, durch welche der Geschäftsgang bei den Gerichten verbessert, die Bestechungen erschwert und die lästigen Formen abgekürzt werden sollten. Dadurch erregte und befriedigte man die Hoffnungen des Volkes und besonders der sogenannten Philosophen, welche gegen die Parlamente ebenso feindlich gesinnt waren, als gegen die Jesuiten. Dann ward im April 1771 das neue Pariser Obergericht eingesetzt und durch eine Kissensitzung eröffnet. Die meisten Prinzen und Pairs, sowie die übrigen Parlamente des Reiches protestirten zwar, und in ganz Frankreich verhöhnte man durch beißende Satiren, Pasquille und Spottlieder dieses sogenannte Maupeou-Parlament; allein dessenungeachtet feierten Maupeou und Aiguillon einen fast vollständigen Triumph. Das Volk freute sich der schnelleren und wohlfeileren Rechtspflege; die protestirenden Prinzen und Pairs, welche auf ihre Güter verwiesen worden waren, wichen fast insgesammt bald der Gewalt und söhnten sich allmälig auch wieder mit der Regierung aus. Ebendasselbe thaten die verbannten Parlamentsräthe. Auch die übrigen Parlamente fügten sich noch vor dem Schlusse des Jahres in die Reformen, welche bei ihnen vorgenommen wurden.

Von diesem Augenblicke an hörte freilich aller Widerstand auf; aber es war auch das Ansehen der Regierung tief erschüttert. Schon ehe Ludwig XV. im Mai 1774 an einer gräßlichen Krankheit starb, wußte selbst ein Mann wie du Terray keinen Rath und keine Hülfe mehr aufzufinden. Der neue König, ein Enkel des verstorbenen Ludwig XVI., trat daher unter äußerst bedenklichen Umständen die Regierung an. Der Staat war verschuldet, der Kredit verschwunden und die Zerrüttung im Reiche so groß geworden, daß die Ordnung nur durch Polizei und Soldaten erhalten werden konnte. Das eigentliche Volk hatte sich zwar bisher ganz ruhig verhalten und dem Kampfe der Regierung mit den Parlamenten und Prinzen gleichgültig zugesehen, weil derselbe seine Interessen nicht berührte; es war aber durch Satiren, Pasquille und Spottlieder an Verachtung und Mißtrauen gegen die Regierung gewöhnt worden. In Frankreich ging es nämlich damals mit der Presse ebenso, wie in allen monarchischen Staaten,

in welchen diese durch die Polizei beherrscht wird. Die der Regierung dienenden Zeitungen und Schriften fanden, auch wenn sie die Wahrheit sagten, keinen Glauben; dagegen nahm man begierig den Spott und Hohn auf, mit welchem alle ausgezeichneten Schriftsteller einzelne Stellen ihrer Werke würzten. Auch schlüpften gerade die frechsten Schilderungen und Lügen über den Hof überall durch, während das Wort verständiger und besonnener Männer sich nicht hervorwagen durfte.

Der neue König, welcher erst im 20. Lebensjahre stand, hatte alle Eigenschaften eines guten Privatmannes und eines leidlichen Gelehrten; er war ein wohlmeinender und wohlunterrichteter junger Mann; zum Herrschen aber war er nicht geboren. Er war und blieb daher auch in Allem, was er that, schwach und unsicher; und da er ein gefälliger Bruder und ein guter Ehemann war, so erhielten seine leichtsinnigen Brüder und seine unvorsichtige Gemahlin einen Einfluß, der später ihm selbst und dem Reiche verderblich geworden ist. Seine Brüder, der Graf von Provence und der Graf von Artois, welche beide später, der eine als Ludwig XVIII., der andere als Karl X. auf den Thron gelangt sind, führten, ohne daß Ludwig ihnen im Mindesten Einhalt that, ein glänzendes und schwelgerisches Leben, und stürzten sich dadurch in unerhört große Schulden, welche mehrere Male aus der Staatskasse bezahlt wurden. Ludwig's Gemahlin, Joseph's II. Schwester, Marie Antoinette, war schon vom Augenblicke ihrer Verlobung an mit Mißgunst angesehen worden, weil man an der innigen Verbindung mit Oestreich damals ebenso sehr Anstoß nahm, wie später bei Bonaparte's zweiter Vermählung. Marie Antoinette war tugendhaft und gebildet; sie hatte aber am Hofe ihrer Mutter, an welchem die steife Etikette nur den Galatagen vorbehalten blieb, die Gewohnheit angenommen, im Inneren des Palastes ganz frei nach ihrem Wohlgefallen zu leben und zu verkehren. Dies mußte natürlich das größte Aergerniß an einem Hofe erregen, an welchem Alles bis auf das Geringste herab durch die strengste Etikette geregelt war. Auch schadete sich Marie Antoinette dadurch, daß sie die Damen und Familien, welche wie die Prinzessin von Lamballe und die Polignac's von ihr vorgezogen wurden, fast ausschließlich begünstigte. Sie setzte sich ferner durch ihren freilich ganz unschuldigen Verkehr mit dem galanten und gewandten Grafen von Artois, der ihr bei ihrem leichten tändelnden Wesen näher stand, als der etwas kalte und schwerfällige König, den ärgsten Verläumdungen aus. Sogar das vertraute Familienleben des königlichen Paares ward benutzt, um der jungen Königin Feinde zu machen. Als nämlich Ludwig XVI. sich den Männern hingab, welche gründliche Reformen vorgenommen wissen wollten, warfen die Anhänger des alten Regierungssystems der

Königin vor, daß sie ihren Gemahl zu dieser Neuerung bewogen habe. Was übrigens ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte betrifft, so handelte Maria Antoinette nicht nach diesem oder jenem System, sondern sie ließ sich nach Weiberart von persönlichen Sympathieen und Antipathieen bestimmen. Sie huldigte den neuen Ideen, in so weit dieselben durch die Mode und das Interesse der Unterhaltung begünstigt wurden; sie nahm aber auch hartnäckig jedes Vorurtheil in Schutz, sobald sie durch jene Ideen ihre Gewohnheiten und ihre Umgebungen bedroht sah. Die Hauptschuld des Zagens und Schwankens, durch welches Ludwig XVI. Regierung sich von Anfang an auszeichnete, lag nicht an seiner Gemahlin, sonden an einem alten Gecken, der dem unerfahrenen Könige als Mentor aufgedrungen worden war.

Dieser Mann war der alte Graf Maurepas, welcher, ohne Minister zu sein, von Ludwig XVI. über Alles befragt wurde. Maurepas war ein frivoler, witziger und gewandter Hofmann aus der Zeit der Pompadour, welcher den geselligen Genuß für den Zweck des Lebens, jede ernste Ansicht aber für lächerlich hielt. Als politischer Rathgeber sann er nur auf Auskünfte, wie das Bedürfniß des Augenblickes sie erheischte, nicht auf gründliche Heilung der Uebel. Dabei war er ebenso weit von dem Köhlerglauben Ludwig's und seiner Familie entfernt, als von den philosophischen Zeitideen desjenigen Mannes, den er blos der öffentlichen Meinung zu Gefallen dem jungen Könige zum Minister empfahl. Dieser Mann war der wegen seiner fünfzehnjährigen Verwaltung der Provinz Limousin allgemein gepriesene Robert Jakob Türgot, geb. zu Paris 1727. Seine Ernennung zum Minister ward von Jedermann als eine officielle Erklärung angesehen, daß durchgreifende Reformen vorgenommen werden sollten; denn Türgot hatte sich schon seit langer Zeit öffentlich für ein ganz neues System der Verwaltung ausgesprochen, und war von allen bedeutenden Schriftstellern als ein Staatsmann der neueren Zeit dem Publikum empfohlen worden. Es war daher auch für die Reform, die man von Türgot erwartete, ein übles Vorzeichen, daß schon wenige Monate nach seinem Eintritt ins Ministerium die Parlamente in ihrer alten Form wiederhergestellt wurden (November 1774). Diese Maaßregel ging nicht von Türgot, sondern von Maurepas aus, welcher sie dem Könige aus dem Grunde anrieth, weil er glaubte, daß die gegen dessen Vorgänger tödlich erbitterten Pariser nur durch Wiederherstellung ihres Parlamentes beschwichtigt und gewonnen werden könnten. Die Sache war, nachdem die neue Gerichtsorganisation bereits Wurzel gefaßt und die Nation sich der alten Parlamente entwöhnt hatte, ein doppelter Fehler. Man hob nämlich einerseits durch die Wiederherstellung der Parlamente den einzigen Vortheil auf, welchen die Tyrannei

eines Aiguillon und Maupeou dem Reiche verschafft hatte. Andererseits hatte aber diese Maaßregel den Erfolg, daß der Mangel an Energie, durch welchen Ludwig's XVI. Regierung sich nachher stets bemerklich gemacht hat, gleich anfangs der Welt kund gegeben wurde; denn man hatte durch Türgot's Ernennung die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge angekündigt, und doch stellte man unmittelbar darauf einen auf rein feudalistischen und hierarchischen Grundlagen beruhenden Gerichtshof wieder her, welcher jedem Fortschritte hemmend entgegentrat. Es wurden zwar, um der Rückkehr der alten Mißbräuche vorzubeugen, den Parlamenten bei ihrer Wiederherstellung gewisse Schranken gesetzt; allein dies rief sogleich einen hartnäckigen Kampf zwischen ihnen und der Regierung hervor, und hatte, da der Hof schon 1775 nachgab, nur den Erfolg, daß Ludwig's Regierung mit einer Niederlage begann.

Im Laufe des Jahres 1775 trat Lamoignon de Malesherbes in das Ministerium, welcher wie Türgot die Ueberzeugung hatte, daß man nur durch wesentliche Reformen einem Staatsbankerot und einer Revolution vorbeugen könne. Auch schien Malesherbes ganz der Mann dazu zu sein, um, was zu diesem Zwecke durchaus nöthig war, die steif conservativen Parlamentsräthe und die radikal gesinnten sogenannten Philosophen mit einander in Einverständniß zu bringen. Er hatte sich nämlich einerseits dadurch, daß er als Director des Bücherwesens für eine größere Freiheit der Presse thätig gewesen war, den Encyklopädisten empfohlen, und andererseits als Parlamentsrath und als Präsident der Pariser Steuerkammer auch die Sache der Parlamente gegen die Regierung eifrig verfochten. Bei den Reformen, welche er und Türgot als nothwendige Forderungen der Zeit einzuführen versuchten, gingen beide Männer von den Ansichten aus, welche damals über Staatshaushaltung und Staatswirthschaft herrschend geworden waren. Es ist daher nöthig, hier eine kurze Bemerkung über diese neuen staatsökonomischen Ansichten oder über dasjenige, was man das System der Physiokraten oder Oekonomisten nannte, einzuschieben.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte England durch seinen stets wachsenden Reichthum die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen. Namentlich blickte man in Frankreich, wo trotz des ergiebigen Bodens, der günstigen Lage des Landes für den Handel, die Schatzkammer des Reiches arm und die Mehrzahl der Nation in Elend herabgedrückt war, mit Bewunderung und Neid auf die materielle Wohlfahrt des englischen Volkes. Die vergleichende Betrachtung des Unterschiedes, welcher zwischen beiden Nationen bestand, richtete dann die Gedanken der Franzosen auf die Erforschung der Quellen des

äußeren Wohlstandes; und dies rief nachher, in Verbindung mit der von den Philosophen verkündigten Idee der allgemeinen Menschenliebe, die Erfindung einer neuen Wissenschaft, der Staatsökonomie, hervor. Ein menschenfreundlicher Arzt, Quesnay, und ein theoretisch und praktisch gebildeter Kaufmann, Gournay, von welchen jener der Leibarzt von Ludwig's XVI. Vorgänger war, dieser aber dem Ministerium als Intendant des Handelswesens diente, stellten zuerst eigene philosophische Systeme über die Staatswirthschaft auf. Beide Männer gingen jedoch von ganz entgegengesetzten Grundansichten aus. Quesnay hielt nämlich die Bodenproduction, Gournay aber Industrie und Handel für die Hauptquelle des Nationalwohlstandes. Der Erstere wollte daher vor Allem den unglücklichen Bauernstand Frankreichs erleichtert und unterstützt wissen. Der Andere dagegen stellte zwar den Satz auf, daß alle Arten von erwerbender Thätigkeit den Reichthum eines Volkes erzeugten und förderten; er hielt aber Handel und Gewerbe für die wichtigsten Arbeitskräfte, und wollte daher sie vorzugsweise begünstigt sehen. Beide Systeme machten, wenn sie ins Leben eingeführt werden sollten, den Umsturz aller der Schranken nöthig, welche das Mittelalter durch seinen Feudalismus, sowie durch sein Corporations- und Privilegienwesen den Völkern gesetzt hatte. Doch war dies weit mehr bei Gournay's System, als bei dem Quesnay's der Fall; denn der Erstere verlangte nicht blos, wie Quesnay, die Aufhebung der Frohnden und Binnenzölle und die Freiheit des Getreidehandels, sondern auch die Abschaffung der Zünfte, Innungen und Monopole und die gleiche Berechtigung aller Unterthanen ohne Unterschied der Geburt und Religion zu jeder Art von Beschäftigung, und wollte deshalb den Grundbesitz allein oder doch vorzugsweise besteuert wissen. Gournay's System hat in unseren Tagen völlig gesiegt; und in Folge davon sind Fabrikanten, Bankiers und Speculanten eine Art Patricier geworden, welche dadurch, daß sie daß Leben in eine große Maschine verwandelt und eine neue Leibeigenschaft der arbeitenden Klassen eingeführt haben, sich selbst die Mittel zu fürstlichem Luxus verschafften.

Quesnay's System fand gleich anfangs ebenso wohl bei König Ludwig XV., der ihn persönlich kannte und schätzte, als auch bei den Pariser Philosophen großen Beifall, obgleich Quesnay die religiösen und politischen Ansichten der Letzteren keineswegs theilte. Quesnay ließ sich durch die Philosophen bewegen, zwei staatsökonomische Artikel für ihre Encyklopädie zu schreiben, und diese Artikel waren es besonders, welche die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Gutsbesitzer auf sein System lenkten. Der bessere Theil der Aristokratie huldigte den Grundsätzen Quesnay's, weil dieser bewiesen hatte, daß

der Bauern Vortheil auch der ihrige sei. Sogar einige auswärtige Fürsten, wie Kaiser Joseph II. und sein Bruder Leopold von Toscana, wandten Quesnay's System an, welches nicht, wie Gournay's Lehre, eine volle bürgerliche Freiheit voraussetzte. Unter den Enthusiasten für Quesnay's System ist vorzüglich der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, der Vater des in der Revolution berühmt gewordenen Grafen von Mirabeau, hervorzuheben. Dieser sonderbare Mann war auf der einen Seite ein Aristokrat, ein furchtbarer Haus-Tyrann und ein schlechter Staatsbürger, auf der anderen aber ein demokratischer Schwärmer für große Ideen und ein bis zum Lächerlichen eifernder Systematiker. Er schrieb theils allein, theils im Verein mit Quesnay eine große Zahl von Schriften über die neue Staatsweisheit, und gab ein besonderes Journal, L'ami des hommes, heraus, nach dessen Titel ihm selbst der Beiname des Volksfreundes ertheilt wurde.

Auch das System Gournay's fand in Frankreich wie im Auslande viele Anhänger und Vertheidiger. Zu diesen gehörten besonders die beiden Italiener Filangieri und Beccaria und der englische Geschichtschreiber Hume. Ein anderer auswärtiger Gelehrter, der Schotte Adam Smith, schuf durch Verschmelzung beider Systeme ein drittes, welches er in einem bedeutenden Werke über das Wesen und die Ursachen des Wohlstandes der Völker (1778) entwickelte. Dasselbe that noch vor ihm der Franzose Türgot. Dieser hat außerdem als Intendant und als Minister sein System auch zur praktischen Anwendung gebracht, noch ehe Adam Smith jenes berühmte Werk über den Nationalreichthum herausgab.

Türgot gehört mit Rousseau, Malesherbes, Lafayette und einigen anderen Männern dieser bewegten Zeit zu jenen erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte, die uns mit der Menschheit aussöhnen. Er stammte aus einer sehr angesehenen alten Familie, hatte sich ursprünglich den geistlichen Studien zugewandt, und war in der Sorbonne zu einem tüchtigen theologischen Dialektiker gebildet worden. Er hatte sich aber schon früh von der Unhaltbarkeit der scholastischen Theologie überzeugt, und war deshalb zur Rechtsgelehrsamkeit übergegangen. Er war nachher zuerst Parlamentsrath und später Referent im Staatsrath (maître de requêtes) geworden. Gerade um diese Zeit beschäftigte nicht nur die Erforschung dessen, was in der Staatshaushaltung leitender Grundsatz sein sollte, die ganze gebildete Welt Frankreichs, sondern sie ward auch mit philosophischen Betrachtungen über das Staatsrecht, die Kriminalgesetze, die Staats-Polizei und die Finanzen in Verbindung gebracht. Diese Fragen wurden von Theoretikern, Systematikern und Stilisten in Büchern abgehandelt,

deren Veröffentlichung die Regierung, im Gedränge zwiſchen dem von ihr feſtgehaltenen Alten und der zunehmenden Macht des Neuen, bald erlaubte, bald verſagte. Namentlich diente Türgot's früherer Schulkamerad, Morellet, welcher große ſtiliſtiſche Gewandtheit hatte, den Oekonomiſten, um das Publikum für ihre Anſichten zu gewinnen. Unter dieſen Umſtänden mußte natürlich Türgot's Syſtem, als er ſelbſt Miniſter geworden war, eine große politiſche Bedeutung erhalten.

Türgot hatte ſich als Intendant von Limouſin bemüht, ſein ſtaatswirthſchaftliches Syſtem durch die Erfahrung zu erproben. Er hatte, um dies thun zu können, bedeutendere Intendantſchaften, die ihm angeboten worden waren, ausgeſchlagen. Die zahlreichen Verordnungen, welche er in Limouſin erlaſſen hatte, und die Vorſchläge, die er nachher im königlichen Rathe machte, ſind in doppelter Hinſicht wichtige Actenſtücke. Ein Theil derſelben wurde nämlich unter Napoleon's Regierung von Düpont und anderen tüchtigen Beamten praktiſch benutzt; ein anderer Theil macht uns das ganze damalige Finanz- und Verwaltungs-Syſtem mit ſeinen verderblichen Folgen anſchaulich, durch deren Nachweiſung Türgot dem Könige die Ueberzeugung beizubringen ſuchte, daß der Staat nur durch weitgreifende Reformen vor einem gewaltſamen Umſturze bewahrt werden könne. Uebrigens unterſchied ſich Türgot ſehr von den Philoſophen und Encyklopädiſten, obgleich man ihn denſelben zuzuzählen pflegt. Er hatte nämlich, bei aller Abneigung gegen Fanatismus, Jeſuitismus und Papismus, wirkliche Achtung vor der Kirche und vor würdigen Seelſorgern, und ſah den praktiſchen Nutzen, den ein verſtändiger Cultus für die Belebung des religiöſen und ſittlichen Gefühles hatte, zu gut ein, um mit jenen Todfeinden alles Beſtehenden die Anſicht zu theilen, daß ohne Religion und Kirche ein Volksglück geſchaffen werden könne. In Hinſicht ſeines Characters zeichnete Türgot ſich namentlich dadurch aus, daß er als Miniſter nicht gleich ſeinen Vorgängern die Gegner durch die ihm zu Gebote ſtehende Macht niederſchlug, ſondern ſie durch Gründe zu widerlegen und womöglich zu überzeugen ſuchte. Unter ſeinen Gegnern war der nachher als Miniſter ſo berühmt gewordene Necker der bedeutendſte. Dieſer hatte als Bankier ſich nicht nur große Erfahrung erworben, ſondern auch die Theorie des Handels durchdacht; er galt daher für eine große Autorität. Sein Handels-Syſtem war dem von Türgot aufgeſtellten geradezu entgegengeſetzt; denn er trat gegen das Princip der Handelsfreiheit auf, welches Türgot und ſeine Anhänger lehrten. Der Streit, welcher darüber zwiſchen beiden Männern entſtand, iſt in zweifacher Hinſicht hiſtoriſch wichtig. Eines Theiles ſtimmten nämlich beide Parteien trotz ihrer

verschiedenen Ansichten in der Ueberzeugung überein, daß eine durchgreifende Reform dringend nothwendig sei. Anderes Theiles zeigte sich bei Gelegenheit dieses Kampfes die zunehmende Macht der öffentlichen Meinung, weil ungeachtet des Bestehens einer ganz absoluten Regierung öffentlich über Grundsätze der Verwaltung und Gesetzgebung gestritten werden durfte.

Als Minister glaubte Türgot und sein Freund Malesherbes einer gewaltsamen Revolution dadurch vorbeugen zu können, daß sie radikale Verbesserungen einzuführen und so von oben herab eine stille Revolution zu bewirken suchten. Sie scheiterten bei diesem Versuche, weil ein Gesellschaftszustand, der im Laufe der Zeit entstanden war und deshalb in allen seinen Theilen fest zusammenhing, nicht durch bloße Verordnungen plötzlich umgestaltet werden konnte. Frankreich hat nachher durch die Revolution im Wesentlichen alle die Vortheile erlangt, welche jene beiden Männer ihm durch die Regierung selbst hatten verschaffen wollen. Daß schon Türgot und Malesherbes das Bedürfniß der Zeit, welches durch die Revolution gewaltsam geltend gemacht wurde, richtig erkannt hatten, geht aus der Aufzählung derjenigen Reformen hervor, die Türgot als unabweisbare Forderungen verkündigte. Zu diesen Forderungen gehörten: die Abschaffung der Frohnden und anderer Mißbräuche des alten Feudalwesens; eine allgemeine Grundsteuer, welche auf einer neuen Vermessung beruhte und auch von dem bisher steuerfreien Adel entrichtet werden sollte; Religions- und Gewissensfreiheit; eine für ganz Frankreich geltende Gesetzgebung; die Aufhebung der meisten Klöster; die Abschaffung der Innungen und Zünfte; eine mehr demokratische Gemeinde-Verwaltung; Preßfreiheit; Verbesserung des gesammten Unterrichtswesens u. A. m.

Die beiden edeln Männer scheiterten schon bei ihrem ersten Reformversuche an dem Parlament und an der Geistlichkeit. Sie konnten 1775 bei dem versammelten Klerus nicht nur das Duldungs-Edict, welches sie und der gute König wünschten, nicht durchsetzen, sondern die intolerante Geistlichkeit verweigerte ihnen auch sogar die Aufhebung einiger weniger barbarischen Verordnungen gegen die Protestanten. Sie ließen sich dadurch keineswegs abschrecken. Sie gesellten sich vielmehr schon im October 1775 auch einen Kriegsminister zu, welcher ebenso das Militärwesen von Grund aus reformiren sollte, wie sie selbst alle Theile der Civilverwaltung umzuändern bemüht waren.

Die Wahl dieses militärischen Reformators war eine sehr unglückliche. Sie fiel nämlich auf den Grafen von St. Germain, welcher mit unverständiger Einseitigkeit dem preußischen Militärsystem er-

geben war, und die Meinung hegte, daß dieses einer jeden Nation ohne Weiteres aufgedrungen werden könne. St. Germain hatte im siebenjährigen Kriege mit Ruhm gedient, und war dann in dänische Dienste getreten, als König Friedrich V. und seine Minister in der Angst vor Peter's III. Absichten auf Schleswig-Holstein ihr Heer neu einrichten wollten. In Dänemark war es dem Grafen St. Germain zwar gelungen, das preußische System einzuführen; man hatte aber bald erkannt, daß weder dieses System, noch auch St. Germain's despotische Art der Amtsführung für Dänemark passe. Er war daher durch den älteren Bernstorf, wiewohl mit einer sehr ansehnlichen Pension, bald wieder entlassen worden. Nachher hatte Struensee ihn zwar wieder herbeigerufen, dessenungeachtet aber doch nicht rathsam gefunden, ihn zu gebrauchen. Diesen Mann nun wählten Türgot und Malesherbes, um dasjenige, was in Dänemark nicht gelungen war, in Frankreich zu versuchen. St. Germain reformirte freilich das französische Kriegswesen; er erregte aber in Frankreich noch größere Unzufriedenheit, als in Dänemark. Er schied daher auch zuletzt mit Schimpf aus seinem Amte, während seine beiden Collegen unter großem Bedauern der ganzen Nation entlassen wurden. Die von ihm gemachten Reformen aber wurden, sobald er aus dem Ministerium getreten war, wieder beseitigt.

Das Beispiel des Widerstandes, welches 1775 der Klerus gegeben hatte, wurde im folgenden Jahre vom Pariser Parlament befolgt, als Türgot seine Verbesserungsversuche damit begann, daß er sieben Edicte über weniger bedeutende Reformen erließ. Das Parlament weigerte sich, diese Edicte zu registriren, und fiel in seinen Debatten und Reden wüthend über einen Mann her, welcher den Parlamentsräthen als Feind ihrer Vorrechte tödtlich verhaßt war. Um gegen das Parlament durchzudringen, mußte das liberale Ministerium seine Zuflucht zu denselben Maaßregeln nehmen, welche von den aristokratischen und despotischen Ministern Ludwig's XV. ergriffen worden waren. Es wurde nämlich eine Kissensitzung veranstaltet und in dieser die Registrirung der sieben Edicte auf Befehl des Königs vorgenommen (März 1776). Außer dem Parlament und der Geistlichkeit waren auch die Königin, die Prinzen und ihre ganze Umgebung gegen Türgot erbittert, weil dieser auf Sparsamkeit drang und also, wie sie sagten, keinen Begriff von der hohen Bedeutung fürstlicher Verschwendung habe. Unter solchen Umständen war es nicht möglich, daß Türgot's Ministerium sich lange halten konnte. Die Königin, die Prinzen und der Hof ruhten nicht, bis sie den jungen König, dem ein alter Witzling zur Seite stand, zur Verabschiedung seiner Minister getrieben hatten. Der schwache König opferte also dem Drängen seiner Familie und seines Hofes die beiden Minister auf, von deren Rechtlichkeit und

Geschäftskenntniß er selbst überzeugt war, und deren Wunsch, sein gedrücktes Volk zu erleichtern, er theilte. Schon in der ersten Hälfte des Mai 1776 verließen Türgot und Malesherbes das Ministerium; St. Germain blieb noch 18 Monate länger.

6. Friedrich's des Großen Regierungs- und Verwaltungsart nach der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Auch in Preußen wurde unter Friedrich dem Großen dasjenige praktisch geltend gemacht, was die französischen Philosophen gegen die veralteten feudalen und hierarchischen Einrichtungen aufgestellt hatten. Ja, Friedrich war sogar der erste Regent, der sich laut und öffentlich zu den Ansichten der neueren Zeit bekannte. Die Veränderungen, welche er diesen Ansichten gemäß mit der Verwaltung seines Reiches vornahm, wurden auch in Preußen, wie überall, auf gewaltsame Weise durchgeführt. Friedrich hatte aber dabei vor allen anderen Fürsten seiner Zeit außer Joseph II. doch das Eine voraus, daß er nicht glaubte, Gott habe die Menschen um der Herrscher willen geschaffen. Er that Alles, was er unternahm, um des Staates willen und aus verständigen Gründen, während in anderen Ländern Maitressen, Pfaffen oder Günstlinge den Staat nach ihrer Laune leiteten. Auch war von dem verschwenderischen Glanze und der Ueppigkeit, welche an anderen Höfen herrschten, an dem seinigen keine Spur zu finden. Im Gegentheil, Friedrich vermied allen unnützen Glanz völlig und übte eine Sparsamkeit, die sich mitunter sogar bis zur Kargheit steigerte. Alles aber was er auf solche Weise erübrigte, wandte er an um seinem durch den Krieg hart mitgenommenem Lande wieder aufzuhelfen. Die Summe, welche er nach und nach den einzelnen Provinzen zur Hebung ihres Wohlstandes gab, wird auf mehr als 24 Millionen Thaler berechnet.

Es ist bereits oben über Friedrich's Regierung im Allgemeinen gesprochen und es sind dabei diejenigen Grundsätze und Maaßregeln angedeutet worden, durch welche er die Verwaltung zu verbessern und das Wohl seiner Unterthanen zu fördern glaubte. Hier muß noch ein Punkt angegeben werden, welcher in der Hinsicht besonders beachtenswerth ist, weil er uns eine einseitige Schwäche Friedrich's zu erkennen gibt. Friedrich faßte nämlich, obgleich er sich sonst über alle hergebrachten Vorurtheile hinwegsetzte, bei seiner unermüdlichen Fürsorge für die Unterthanen vorzugsweise eine einzige Klasse derselben, den Adel, ins Auge. Er ließ alle jene Gelder, welche den einzelnen Provinzen geschenkt wurden, vorwiegend dem Adel derselben zufließen, anstatt die unter dem Steuerdruck erliegende Volksmasse zu erleichtern und seine Geldunterstützung dem Handel und den Gewerben zuzuwenden, welche nicht, wie er meinte, durch Regierungsmaaßregeln und durch könig-

liche Unternehmungen, sondern durch Kapitalien gefördert werden konnten. Auch waren es die Edelleute allein, aus welchen Friedrich die höheren Aemter und alle Officierstellen besetzte. Doch hatte der Staat dabei wenigstens den einen Vortheil, daß Friedrich nur karge Besoldungen gab, daß also die höheren Beamten, wenn sie, was er selbst nicht that, dem herrschenden Vorurtheile gemäß repräsentiren wollten, dieses auf eigene Kosten thun mußten. Friedrich handelte bei seiner Bevorzugung des Adels nach den mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten von der Bedeutung desselben für den Staat. Er blieb diesen Ansichten bis an seinen Tod getreu, obgleich seit der Zeit seiner Kindheit der Adel gesunken und der Bürgerstand gestiegen war. Man würde übrigens seine fortwährende Unterstützung des güterbesitzenden Adels auch als eine Begünstigung des Landbaues entschuldigen können, wenn Friedrich seine reichen Spenden blos dem reicheren Theile des Adels zugewendet, und nicht zugleich die bürgerlichen Klassen durch Steuern, Zölle und Accisen hart gedrückt hätte.

Sogar für die Bildung des Adels that er mehr, als für den Unterricht der Bürger, deren Belehrung doch für die Industrie ebenso wichtig ist, als das Gedeihen der Gutsbesitzer für den Landbau. Die Volksschulen wurden von ihm zur Versorgung seiner Invaliden und Unterofficiere benutzt, und trotz aller Gegenbemühungen des Ober-Schulcollegiums mußten diese zum Theil ganz unfähigen und rohen Leute als Dorf-Schulmeister angestellt werden. Dagegen gründete er neue Ritter-Akademieen, vergrößerte das Kadetten-Corps, und ließ das gerade für die unterste Volksklasse so verderbliche Lottospiel bestehen, damit von den Erträgnissen desselben die adelige Militärschule unterhalten werde. Am ärgsten zeigte sich die Geringschätzung, mit welcher Friedrich auf den Bürgerstand herabsah, sowie ein Mißbrauch der monarchischen Rechte in dem von ihm eingeführten System indirecter Abgaben und in der rücksichtslos tyrannischen Weise, mit der er dasselbe durchführte. Diese Seite von Friedrich's Verwaltung ist um so mehr hervorzuheben, da sie einer Zeit angehört, in welcher liberale Begriffe vom Staatswesen sich verbreiteten, und gerade dasjenige Finanzsystem, welches Friedrich einführte, durch die Schriften der Oekonomisten aufs Heftigste bekämpft wurde.

Friedrich führte zu derselben Zeit, als er den begüterten Adel durch große Summen unterstützte, die Regie und Accise ein, welche vorzugsweise auf den ärmsten Klassen lasteten, und diesen auch den kleinsten Genuß verkümmerten. Er machte Salz, Kaffee, Tabak und ähnliche dringende Bedürfnisse der Armen zu einem Regierungsmonopol, und verfuhr bei dem Verkauf dieser Gegenstände wie bei der Erhebung der Zölle mit der größten Härte. Bei der Einführung seiner Acciseord-

nung zog er einen französischen Generalpächter, den bekannten Helvetius, zu Rathe, welcher den Egoismus der Großen in ein philosophisches System gebracht hatte. Von diesem ließ er sich auch einige Franzosen empfehlen, denen er die Leitung des Zoll- und Accisewesens übertrug. Diese Fremdlinge erhielten nicht nur einen Gehalt, welcher den der Minister fast um das Dreifache überstieg, sondern sie zogen auch mindestens 500, wahrscheinlich aber 1500 ihrer Landsleute nach Preußen, um sie hier als Unterbeamte zu verwenden. Das arme Volk war also tagtäglich den Quälereien hartherziger Leute preisgegeben, welche durch Herkunft, Sprache und Sitten ihm ganz fremd waren. Dazu kam noch, daß für das gesammte Abgabenwesen Specialgerichte eingesetzt und sehr harte Strafen erlassen wurden und daß es Franzosen waren, welche die Oberleitung hatten, auch eine nicht geringe Anzahl der untergeordneten Beamten diesem Volke angehörten. Mit ganz besonderer Strenge wurde das der Regierung vorbehaltene Monopol des Kaffeebrennens gehandhabt. Der Verkauf alles gebrannten Kaffees, sowie des ungebrannten in Quantitäten unter einem Pfunde war bei Geldstrafe, und wenn diese nicht aufgebracht werden konnte, bei Leibesstrafe verboten. Die Reichen konnten, da sie eine größere Quantität zu kaufen im Stande waren, einen Brennschein lösen, und sich also eine bessere Sorte verschaffen; die Armen dagegen, welche ihren Bedarf nur in kleinen Mengen kauften, waren genöthigt, die überaus schlechte und theure königliche Waare zu nehmen. Dabei wurde, um jede Umgehung der harten Vorschriften zu verhindern, ein förmliches Spionirsystem eingerichtet. Es mußten nämlich die Accisebeamten, sowie eine Anzahl Invaliden, welche dafür ein kleines Gehalt und einen Theil der confiscirten Waaren erhielten, bei Tag und Nacht in den Straßen umhergehen, um durch den Geruch auszuspüren, ob irgendwo Kaffee ohne Lösung eines Brennscheines gebrannt oder gebrannter Kaffee verkauft werde.

Diese und ähnliche Maaßregeln lassen sich bei Friedrich II. nur daraus erklären, daß er wie Voltaire das gemeine Volk verachtete, und wie Bonaparte die Abgötterei, die dasselbe mit ihm trieb, zu seinen Zwecken mißbrauchte. Sie waren in einer Zeit möglich, in welcher nicht nur das Volk seinem Regenten noch unbedingt ergeben war, sondern auch die servile Gesinnung der Leute, welche über Regierungs-Maaßregeln schrieben, dem Herrscher eine über den Verstand aller Unterthanen hinausreichende Erleuchtung oder, wie einer von Friedrich's Lobredners sich ausdrückt, die Fülle aller Erkenntniß des ganzen Landes zuerkannte. Friedrich fühlte übrigens offenbar selbst die Härte und das Unrecht in seinen Finanzmaaßregeln. Dies geht aus der Empfindlichkeit hervor, mit welcher er jeden, selbst den leisesten

Tadel derselben aufnahm. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der bekannte Held des siebenjährigen Krieges, wagte einst, als Friedrich die Rede auf die Accisevertwaltung brachte, die Aeußerung, das Volk wäre vielleicht nur darüber unzufrieden, daß der König den Landeskindern weniger traue als den Franzosen; und dieses einzige Wort entzweite ihn für immer mit Friedrich.

Durch seine Begierde, Geld zusammeln, brachte der alternde König sich selbst mitunter in die Hände schlechter Menschen, die ihn irre leiteten und zu ihren Zwecken gebrauchten. So führte ihm z. B. der bekannte Taktiker Guichard einige betrügerische Leute zu, die ihn bei der Gründung einer Bank zu ihren Speculationen benutzten. Ein gewisser Calzabigi wußte sich nicht nur in die Pacht des Tabaksmonopols einzudrängen, sondern er bewirkte auch die Errichtung der bereits oben erwähnten Zahlenlotterie, welche der Regierung etwa 18,000 Thaler für die adelige Militärschule abwarf, dem Wucherer selbst aber die Möglichkeit gewährte, sich auf Kosten der Armen zu bereichern. Zum Unglück für Deutschland wurden Friedrich's Finanzmaaßregeln von anderen deutschen Regierungen begierig nachgeahmt. Ja, manche dieser Regierungen gingen sogar noch weiter, als er. In Hannover, Hildesheim und Hessen-Kassel z. B. wurde den Bauern das Kaffeetrinken ganz verboten, damit das Geld derselben nicht ins Ausland gehe: damit man, wie sich diese landesväterliche Weisheit ausdrückte, „das schöne Geld in der Tasche behalte."

7. Politische Reformen Joseph's II. in den östreichischen Erblanden und seine Zwistigkeiten mit Holland.

Joseph II. war beim Tode seines Vaters (1765) deutscher Kaiser geworden; in den östreichischen Ländern dagegen führte seine Mutter Maria Theresia die Regierung bis zu ihrem Lebensende fort. Sie nahm ihren Sohn zwar zum Mitregenten an, überließ ihm aber nur das Kriegswesen unbedingt. Mit der Umgestaltung dieses Theiles der Verwaltung, bei welcher er sich von dem General Lascy oder Laey leiten ließ, begann er daher die Reformen, vermittelst deren er Oestreich aus dem alten Schlendrian herauszureißen und den Bedürfnissen der Zeit gemäß neu einzurichten strebte. Erst vom Jahre 1780 an, als Joseph durch den Tod seiner Mutter Alleinherrscher geworden war, konnte er dies auch bei den übrigen Zweigen der Verwaltung und Regierung versuchen. Joseph ward bei seinen Reformen von den reinsten Absichten geleitet; er führte sie aber nicht nur mit allzu großer Hast und mit autokratischer Rücksichtslosigkeit aus, sondern er übersah auch ganz und gar, daß menschliche Einrichtungen ohne eine Revolution nicht auf einmal in das Entgegengesetzte umgewandelt

werden können. Außerdem theilte er mit seinen Zeitgenossen die irrthümliche Ansicht, daß auf dem papiernen Grunde der Theorie und des Verordnens ein dauerhaftes Staatsgebäude errichtet werden könne. Er scheiterte deshalb mit seinen besten Plänen, und ward von der Mitwelt mit Undank belohnt. Er hatte sich endlich, während er heranwuchs, Friedrich II. zum Vorbilde gewählt, ohne zu bedenken, daß er nicht, wie dieser, einen militärischen Staat aus Einem Guß, in welchem es weder eine Verfassung noch eine mächtige Aristokratie und Geistlichkeit gab, zu beherrschen hatte, sondern ein Reich mit vielerlei Nationalitäten, einem reichen und sehr selbstwilligen Adel und einer Kirche, die ihren Schwerpunkt außerhalb des Reiches hatte.

Gleich beim Antritt seiner Regierung setzte sich Joseph mit dem Geiste seiner Völker dadurch in Widerspruch, daß er in einem Manifest verkündigte, er werde, ohne Rücksicht auf die Rechte und Vorurtheile der verschiedenen Nationen seines Reiches, nur das Wohl der Gesammtheit ins Auge fassen. Er ließ sich nicht einmal in Ungarn, dessen Bewohner doch auf ihre Nationalität und Selbstständigkeit so viel halten, dem alten Brauche gemäß krönen, und wollte den stolzen Magyaren den Gebrauch ihrer Sprache bei den öffentlichen Geschäften nicht länger zugestehen. In Belgien nahm er zwar persönlich die Huldigung entgegen, und ließ sich auf die bestehende Verfassung verpflichten; aber er erklärte zugleich schon damals, daß der große Unterschied der Industrie und des Wohlstandes, welcher zwischen diesem Lande und Holland bestehe, nur in den hierarchischen und feudalen Einrichtungen des Ersteren gegründet sei. Es erschracken daher auch die Ungarn, Belgier, Böhmen und Lombarden über die Ankündigung einer östreichischen Staatseinheit, in welcher die besonderen Staaten fortan nur als Provinzen gelten sollten, ebenso sehr, als 1798 die meisten Schweizerkantone durch die Ankündigung der einen und untheilbaren helvetischen Republik in Schrecken gesetzt worden sind.

Joseph wollte sein Reich nach dem System einrichten, welches die französischen Oekonomisten aufgestellt hatten. Daher stimmen auch seine Reformverordnungen, die sich auf alle Zweige der Staatsverwaltung und auf fast alle Verhältnisse des Lebens erstreckten, im Wesentlichen mit demjenigen überein, was später in Frankreich durch die constituirende National-Versammlung als Grundlage einer neuen Verfassung aufgestellt worden ist. Sie betrafen, um wenigstens einige Beispiele anzuführen, das höhere und niedere Schulwesen, die Preßfreiheit, die Aufhebung der Leibeigenschaft, das Gerichtswesen, die ganze Civil- und Kriminal-Gesetzgebung, die Polizei, alle Theile der Finanz-Verwaltung, die Kriegsverfassung, die Humanitäts-Anstalten, den Handel, die Gewerbe, den Ackerbau, den Straßenbau, das Jagd-,

Münz-, Berg-, Forst- und Post-Wesen, die Verhältnisse der Juden, die Pensionen, das Stempelpapier u. s. w. Diese vielen Verordnungen waren insgesammt wohlgemeint; sie widersprachen aber einander zum Theil, und wurden nicht nur ohne Befragung der Unterthanen, sondern auch ohne Rücksicht auf die großen Verschiedenheiten, welche zwischen den Völkern der östreichischen Staaten bestanden, gemacht. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Joseph mit allen seinen Völkern und sogar mit allen Ständen und Klassen derselben in Zwiespalt und Widerspruch und oft in bittere Feindschaft gerieth.

In Betreff der Gesammtregierung seines Reiches machte Joseph der von Alters her bestandenen Herrschaft der großen Familien und der von ihnen eingerichteten Büreaukratie ein Ende. Er führte aber dafür eine neue Hierarchie der Verwaltung ein, weil er mit Recht keinem Menschen ganz traute, und weil er, was nicht möglich war, Alles selbst sehen und leiten wollte. Er umgab sich in seinem Kabinet blos mit Secretären, arbeitete mit unausgesetzter bewundernswerther Thätigkeit Tag und Nacht, und ließ Alle, welche ein Anliegen an ihn hatten, zu jeder Stunde vor sich. Er übersah jedoch dabei ganz, daß in abendländischen Staaten kein Fürst ohne die Mithülfe erfahrener Männer regieren kann. Sein allzu großes Selbstvertrauen schadete daher den neuen Einrichtungen, die er machte, ebenso sehr, als die Uebereilung, mit der er Alles in kürzester Zeit umgestalten wollte. Beides war namentlich für die neuen Schulen und Bildungsanstalten, welche Joseph schuf, nachtheilig. Aufklärung, Reform der kirchlichen Mißbräuche, Verbesserung der Lage des eigentlichen Volkes und Herstellung eines geordneten Finanz-Zustandes, eines geregelten Ganges der Regierung und einer unparteiischen Gerechtigkeitspflege waren die Hauptziele des Kaisers. Da er durch seine Reformen dem gedrückten Volke, besonders dem Bauernstande, aufhelfen wollte, so waren neben den Jesuiten und Ultramontanen die Beamten und der hohe Adel seine besonderen Gegner.

Um die Finanzen in einen geordneten Zustand zu bringen und durch gerechte Vertheilung der Staatslasten den Bürger und Bauer zu erleichtern, machte Joseph eine neue Steuer-Regulirung, und ließ das Land neu vermessen. Er selbst vereitelte aber seine wohlthätige Absicht durch Uebereilung und dadurch, daß er Alles allein leiten und anordnen wollte. Die neue Landesvermessung wurde zu schnell und folglich fehlerhaft gemacht; und dies gab dann Anlaß, das Vorhaben des Kaisers von einer gehässigen Seite her darzustellen und seiner Ausführung Hindernisse zu bereiten. Ebenso ging es mit den Reformen, welche Joseph bei der Gerechtigkeitspflege vornahm. Er fand

überall Beſtechlichkeit, Ungleichheit des Rechtes, Begünſtigung der Vornehmen und einen ſchleppenden Geſchäftsgang. Dieſe Mißbräuche wollte er abſtellen. Allein da die Privilegirten, die Beamten und die Gerichte ſelbſt einen förmlichen Bund gegen die Einführung der Rechtsgleichheit und einer unparteiiſchen Juſtiz bildeten, ſo ſah der Kaiſer ſich genöthigt, die Ueberwachung der Gerichte ſelbſt zu übernehmen, und da waren dann Fehler und Härten unvermeidlich. Außerdem folgte er aus Mißtrauen gegen die Juriſten oft mehr ſeinem individuellen Rechtsgefühle, als den beſtehenden Geſetzen, und erlaubte ſich mitunter ſogar Verſchärfungen der Strafe. Dies gab dann Gelegenheit, ihn der Grauſamkeit und Geſetzverletzung zu beſchuldigen, obgleich er nicht grauſam war, ſondern nur die Ariſtokratie in Schranken halten wollte.

Derſelbe Eifer, das Recht der Vernunft mit autokratiſcher Gewalt gegen Privilegien und Herkommen geltend zu machen, verwickelte den Kaiſer in bedenkliche Streitigkeiten mit ſeinen belgiſchen Unterthanen, und brachte ihn zugleich in Gefahr, mit Holland und vielleicht ſogar mit Frankreich in Krieg zu gerathen. Die Darſtellung ſeiner Streitigkeiten mit den Belgiern kann erſt ſpäter gegeben werden, weil dieſelben vorzugsweiſe von der einen Seite her wichtig ſind, daß ſie ein Vorſpiel der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung waren. Der Zwiſt mit Holland (1781) wurde durch jene zwei Artikel des Utrechter Friedens veranlaßt, nach welchem die Schelde für die Schiffahrt geſchloſſen bleiben mußte, und belgiſche Feſtungen von holländiſchen Truppen beſetzt gehalten wurden. Joſeph fand dieſe drückenden Beſchränkungen unvernünftig und ungerecht. Er glaubte aber ihre Aufhebung auch aus dem Grunde verlangen zu können, weil die Verbindlichkeiten, welche Holland für ſo unerhörte Vortheile übernommen hatte, nicht immer erfüllt worden waren. Er und Kaunitz hatten daher ſchon Maria Thereſia zu bewegen geſucht, daß ſie wenigſtens den ſogenannten Barrière-Tractat oder denjenigen Theil des Utrechter Friedens, welcher den Holländern ein Beſatzungsrecht auf belgiſchem Boden gewährte, für ungültig erkläre; die Kaiſerin hatte ſich aber nicht dazu bringen laſſen. Joſeph war nach dem Tode ſeiner Mutter kaum Alleinherrſcher geworden, als er durch eine Reiſe, die er von Belgien aus nach Holland machte, in ſeinem Vorhaben, die für Belgien nachtheiligen Beſtimmungen des Utrechter Friedens zu beſeitigen, beſtärkt wurde. Er kam nämlich damals auf den Gedanken, daß der Wohlſtand, den er in Holland ſah, auf der Schließung der Schelde-Mündung beruhe. Dieſe Meinung drängte ſich ihm um ſo mehr auf, da die Engländer, als ſie 1722 und 1731 der Holländer für ihre Zwecke bedurften, Oeſtreich gezwungen hatten, ſich nicht nur eine

Verschärfung des Vertrages über die Sperrung der Schelde gefallen zu lassen, sondern sogar noch zuzugeben, daß der östreichische und belgische Seehandel auch sonst mehr eingeschränkt werde.

Joseph verfuhr auch in dieser Angelegenheit nach seiner gewohnten heftigen und gewaltthätigen Art, und brachte sich dadurch in eine große Verlegenheit. Er forderte gleich nach seiner Rückkehr die Zurückziehung der holländischen Truppen aus Belgien. Darüber kam es zu Unterhandlungen, welche von Kaunitz in einem barschen Tone geführt wurden und damit endigten, daß die Holländer im März 1783 ihre Truppen abrufen mußten. Gleich darauf benutzten Joseph und sein Staatskanzler die Lage der Holländer, um weitere Gewaltstreiche gegen sie vorzunehmen. Die Holländer waren nämlich während des 18. Jahrhunderts in ihrer Macht und ihrem Wohlstande sehr zurückgekommen, und hatten sich außerdem auch durch ihre Krämerpolitik und ihre ewigen inneren Streitigkeiten bei den anderen europäischen Staaten verhaßt gemacht. Sie konnten daher nicht auf fremde Hülfe rechnen, zumal da sie gerade damals in dem Friedensvertrage, welchen England und Frankreich 1783 zu Versailles geschlossen hatten, wie eine ohnmächtige Nation behandelt worden waren. Für sich allein waren sie nicht im Stande, es mit einem mächtigen Staate aufzunehmen; denn sie hatten theils aus Kargheit, theils aus Zwietracht unter einander und aus Argwohn gegen den Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig, der sich sogar noch nach der Volljährigkeit ihres Erbstatthalters Wilhelm V. den Haupteinfluß zu sichern gewußt hatte, ihre Land- und Seemacht ganz verfallen lassen. Diese Umstände machte sich Joseph zu Nutze, um durch Drohungen die Freiheit der Schelde-Schiffahrt zu erlangen; er brachte aber dadurch und noch mehr durch die Art und Weise seines Verfahrens die anderen europäischen Mächte gegen sich auf. Joseph erhob zuerst Ansprüche auf einzelne holländische Orte und Landschaften. Dann erbot er sich, diese Ansprüche wieder fallen zu lassen, wenn Holland die freie Schiffahrt auf der Schelde zugebe. Ueber diese Forderung wurden Unterhandlungen angeknüpft; Joseph wartete aber den Ausgang derselben nicht ab, sondern erklärte im August 1784 den Holländern ganz kurz, daß er die augenblickliche Oeffnung der Schelde verlange, und jedes Hinderniß, das man belgischen Schiffen auf der Schelde entgegensetzen würde, als eine Kriegserklärung betrachten werde. Vergebens hatte ihn der besonnene Kaunitz vor diesem sehr gewagten Schritte gewarnt. Joseph wies damals, wie immer, jeden Rath zurück.

Die Folgen seiner unbesonnenen Handlungsweise zeigten sich bald. Europa konnte einem Verfahren, durch welches bestehende Verträge ohne Weiteres umgestoßen wurden, unmöglich ruhig zusehen. Sogar

König Ludwig XVI. von Frankreich wurde, trotz der Bemühungen seiner Gemahlin, welche ihn für ihren Bruder zu gewinnen suchte, durch das Interesse seines Reiches und durch die öffentliche Meinung genöthigt, für Holland Partei zu nehmen und dasselbe vor der Hand wenigstens mittelbar gegen Oestreich zu unterstützen. Im Vertrauen auf Frankreich feuerten dann im October 1784 die Holländer auf ein belgisches Schiff, welches die Schelde hinabfahren wollte, und nöthigten es zur Umkehr. Als aber in Folge davon der Kaiser seine Truppen wirklich marschiren ließ, entstand in Holland eine National-Bewegung, wie sie dort seit langer Zeit nicht vorgekommen war. Das ganze Volk rüstete sich zum Widerstande; der verhaßte Prinz von Braunschweig ward genöthigt, das Land zu verlassen; und die Holländer entschlossen sich trotz des schlechten Zustandes, in welchem ihr Kriegswesen sich befand, zum Kriege. Jetzt verlor Joseph den Muth, und bebte gerade im entscheidenden Augenblicke vor seinem eigenen übereilt gefaßten Entschlusse zurück. Diese Schwäche des Kaisers benutzte der französische Minister des Auswärtigen, Graf Vergennes, um durch den Versuch einer Vermittelung ein Freundschaftsband zwischen Holland und Frankreich zu knüpfen, ohne dabei offenbare Feindseligkeiten gegen den Schwager seines Königs zu beginnen. Joseph nahm im Januar 1785 die Vermittelung oder vielmehr die Entscheidung Frankreichs an, und Vergennes gab der Sache eine solche Wendung, daß die ganze Ehre auf Frankreich, die Schmach dagegen auf Oestreich fiel. Joseph mußte nämlich seinen Forderungen in Betreff der Schelde und des von ihm in Anspruch genommenen holländischen Gebietes entsagen und sich dafür eine Geldentschädigung gefallen lassen.

Ueber die Höhe der zu zahlenden Entschädigungssumme wurde vom Februar bis zum September zwischen Holland und dem Kaiser unterhandelt, ohne daß es zu einer Verständigung kam. Der Kaiser forderte zuerst 15 Millionen Gulden, und die Holländer waren unverschämt genug, ihm drei Millionen zu bieten. Als nachher Joseph sich bis auf zehn Millionen hatte herabhandeln lassen, boten die geizigen Holländer auch von dieser Summe nur die Hälfte. Endlich hielt Vergennes es für vortheilhafter, die andere Hälfte aus der französischen Staatskasse zu bezahlen, als die Kosten eines Krieges für Holland zu tragen und ganz Europa in Aufregung zu bringen. Auf diese Weise kam dann im November der Aussöhnungsvertrag zu Stande. Joseph gewann durch denselben den Besitz zweier Forts und einige Millionen Gulden; er hatte aber dadurch, daß man ihm allgemein den Vorwurf der Uebereilung und der Zaghaftigkeit machte, sich um einen Theil seines Ansehens gebracht, und zugleich, ohne es

zu wollen, der französischen Regierung einen großen Vortheil bereitet. Da nämlich Frankreich für Holland eingeschritten war und sogar Geld für dieses Land gezahlt hatte, so war es für die anti-oranische Partei nicht schwer, die Republik der Generalstaaten von England, welches nichts für sie gethan hatte, zu entfernen und dagegen einen Defensiv-Vertrag mit Frankreich zu Stande zu bringen. Diese Verbindung drohte das seit 100 Jahren bestehende Verhältniß der Seemächte zu einander und zu Frankreich ganz und gar zu ändern; sie wurde aber, wie wir später sehen werden, schon nach kurzer Zeit durch den jüngeren Pitt mit Hülfe preußischer Bajonette wieder zerrissen.

8. Joseph's II. Reformversuche im deutschen Reiche.

Zu eben der Zeit, als alle deutschen Regierungen die militärische Regierungsweise des preußischen Königs in ihren Ländern nachahmten, wurden sie durch Joseph's II. Versuch, das Reich von seinen alten Schäden zu heilen, in nicht geringen Schrecken gesetzt. Joseph konnte, da er nicht eher als im Jahre 1780 Alleinherrscher in Oestreich ward, seine Begierde, zu reformiren, dort erst von dieser Zeit an befriedigen. Er begann daher seine auf die Umgestaltung alles Veralterten gerichtete Thätigkeit mit dem Versuche, die Verfassung des deutschen Reiches zu verbessern, dessen Kaiser er schon im Jahre 1765 geworden war. Zuerst wollte er die Reichsjustiz verbessern. Dieser Versuch mußte jedoch scheitern, weil sowohl Joseph's eigener Charakter, als auch die ganze Beschaffenheit und Einrichtung des deutschen Reiches ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten.

Das deutsche Reich hatte seit Maximilian's I. Zeit zwei Gerichtshöfe, das Reichskammergericht in Wetzlar, dessen Beisitzer von den Reichsständen ernannt wurden, und den Reichshofrath, in Wien, dessen Mitglieder der Kaiser erwählte. Sie hatten gleiche Gerichtsgewalt, und die Kläger konnten zwischen Beiden wählen, scheuten aber den Reichshofrath, weil er nicht ganz so selbstständig war, als das Reichskammergericht. Beide Gerichtshöfe hatten nicht nur, wie noch jetzt in England das Kanzlergericht, den Fehler, daß der Geschäftsgang äußerst langsam und verwickelt war, sondern es herrschten auch bei Beiden Bestechlichkeit, Entscheidung nach Gunst und Parteirücksichten und ein empörender Mißbrauch des Sportelwesens. Man war daher allgemein über die Nothwendigkeit einer Reform, besonders beim Reichshofrath, einverstanden; als aber Joseph diese Reform ins Werk zu setzen suchte, erhob sich gleichwohl Alles gegen ihn. Auch erschwerte der Kaiser sich selbst seinen Verbesserungsversuch, weil er nach seiner Art zu hastig und autokratisch verfuhr. Er bedachte nicht, daß

er es mit Juristen zu thun habe, denen stets die Form mehr gilt als das Wesen. Er übersah außerdem, daß er als Titular-Regent des deutschen Reiches nicht auf den Gehorsam und noch weniger auf die Unterstützung der Fürsten rechnen könne. Nicht einmal der einzige Reichsminister, den es gab, der Reichs-Vicekanzler, hing von ihm ab, sondern vom Kurfürsten von Mainz, welcher denselben zu ernennen hatte.

Schon acht Monat nach seinem Regierungsantritt (April 1766) schickte Joseph dem Reichshofrath einen Befehl zu, in welchem er die Mängel dieses Gerichtes bezeichnete und ihre Abstellung forderte. Als die bedächtigen Reichshofräthe auf ihre Antwort zwei Jahre lang warten ließen, suchte Joseph durch einen Kabinetsbefehl wenigstens einige schreiende Mißbräuche kurzer Hand abzustellen. Er konnte jedoch nicht einmal hiermit durchdringen, weil der Reichshofrath fest an seinen steifen Formen hielt. Ebenso erging es dem Kaiser mit seinem Versuche, das Reichskammergericht zu verbessern. Er wandte bei diesem das verfassungsmäßige Recht der sogenannten Visitation an, d. h. er bewirkte die Einsetzung einer von Kaiser und Reich zu bestellende Commission, welche die Mißbräuche am Gericht untersuchen und die liegen gebliebenen Proceſſe zu Ende bringen sollte. Eine solche Visitation war seit 1587 nicht vorgenommen worden. Sie kam jetzt zwar unter vielen Schwierigkeiten zu Stande, endigte aber nach neun Jahren ohne ein anderes Ergebniß, als daß die bis auf 17 herabgesunkene Zahl der Beisitzer wieder auf 25 gebracht, die Revision des einen und des andern Verfahrens vorgenommen und mehrere Richter und Agenten wegen Bestechung bestraft wurden. Weiter reichte weder das Geld, welches das Reich für seine Justiz ausgeben wollte, noch die Bereitwilligkeit der einzelnen Reichsglieder, zum Wohl des Ganzen von ihren Particularrechten und von dem gewohnten Formenwesen abzugehen. Dagegen wurden auch bei dieser Gelegenheit um so mehr gelehrte Werke geschrieben, und zwar in der Sprache der damaligen Rechtsgelehrten, welche für die Nation ebenso unverständlich war, als die arabische.

Dieselbe hartnäckige Widersetzlichkeit erfuhr der Kaiser, als er bald nachher im Interesse seines Hauses einen Plan entwarf, dessen Ausführung nicht blos für Oestreich, sondern auch für Deutschland wohlthätig gewesen sein würde. Dieser Plan bestand darin, daß Joseph einen Theil Baierns an das Haus Habsburg zu bringen suchte. Am 30. December 1777 nämlich erlosch mit dem Tode Maximilian Joseph's der bairische Zweig des Wittelsbacher Hauses, und Baiern fiel als Erbe an den Kurfürsten der Pfalz, Karl Theodor, aus der Sulzbachischen Linie. Dieser hatte nur uneheliche Kinder, und es eröffnete

sich daher für seinen nächsten Anverwandten, den Herzog des kleinen Landes Pfalz-Zweibrücken, die Aussicht, dereinst sowohl Baiern als die Kur-Pfalz zu erben. Da jedoch Karl Theodor seine unehelichen Kinder lieber hatte, als den Herzog von Zweibrücken, so glaubte Kaiser Joseph durch die Aussicht auf eine glänzende Versorgung derselben den neuen Kurfürsten von Baiern leicht bewegen zu können, daß er ihm ganz Nieder-Baiern und einige andere Theile des ererbten Landes abtrete. Er hatte schon früher Unterhandlungen darüber mit Karl Theodor angeknüpft, und wenige Tage nach Maximilian Joseph's Tode war der über jene Abtretung geschlossene Vertrag von Karl Theodor's Minister in Wien unterzeichnet worden. Auf diesen Vertrag setzte Joseph seine ganze Hoffnung; denn die Ansprüche selbst, welche er an einen Theil von Baiern machte, waren mehr als zweifelhaft, obgleich die östreichischen Juristen es an gründlichen Deductionen für dieselben nicht hatten fehlen lassen. Von den größeren Mächten fürchtete Joseph nichts; denn England, Frankreich und Spanien waren damals durch den Krieg in Anspruch genommen, welcher aus der Losreißung der englischen Colonieen in Nordamerika von ihrem Mutterlande entstanden war, und Frankreich war außerdem noch durch Bündniß und Heirath an Oestreich geknüpft; von Preußen allein aber glaubte Joseph nicht besorgen zu müssen, daß es ohne fremde Subsidien einen Krieg zu Gunsten des Herzogs von Zweibrücken beginnen werde.

Das erste Hinderniß, auf welches Joseph stieß, war der bairische Partienlar-Patriotismus. Eine bairische Prinzessin, die Herzogin Clemens, und ein bairischer Minister hatten nämlich schon vor Maximilian Joseph's Tode bewirkt, daß Karl Theodor die Besitzergreifungs-Patente unterzeichnet nach München schickte; und obgleich derselbe diese nicht sogleich angewandt haben wollte, so hatte man doch schon am 30. December 1777 die ganze Erbschaft für ihn in Besitz genommen. Joseph kehrte sich an diesen Umstand nicht. Er ließ, auf den oben erwähnten Vertrag gestützt, augenblicklich Truppen in Nieder-Baiern einrücken und sich daselbst huldigen. Weder Karl Theodor noch auch sein künftiger Erbe, der Herzog von Zweibrücken, erhob einen Widerspruch gegen dieses rasche Verfahren des Kaisers. Der Letztere würde also seine Absicht erreicht haben, wenn nicht wider alles Erwarten Friedrich II. von Preußen eingeschritten wäre. Friedrich war entschlossen, eine Erweiterung der östreichischen Macht in Deutschland unter keiner Bedingung zuzugeben. Er beauftragte zuerst insgeheim den in seinen Diensten stehenden Grafen Görz, den Kurfürsten Karl Theodor zu bearbeiten. Als jedoch der Kurfürst auf seine Vorstellungen nicht einging, mußte Görz mit der bairischen Partei in München, besonders mit der Herzogin Clemens, eine Kabale anknüpfen, um den

Herzog von Zweibrücken umzustimmen. Dieser hatte bereits seinem Gesandten in München den Befehl überschickt, die Urkunde des zwischen Joseph und Karl Theodor geschlossenen Vertrages zu unterzeichnen; sein Gesandter wurde aber von Görz und der Herzogin Clemens gewonnen, und ließ nicht nur den erhaltenen Befehl unausgeführt, sondern er brachte auch den Herzog von Zweibrücken dahin, daß derselbe gegen jede Beeinträchtigung seiner künftigen Ansprüche an ganz Baiern förmlich protestirte. Dadurch erhielt Preußen den gewünschten Vorwand, sich der Sache öffentlich anzunehmen. Friedrich unterstützte die Protestation des Herzogs in Wien und beim Reichstage mit dem größten Nachdrucke; und es fanden sich Leute genug, welche unter dem Aushängeschilde des Rechtes und der deutschen Freiheit dem preußischen Gesandten ihre Hülfe gegen einen Kaiser gewährten, der von den Fürsten, Pfaffen und Edelleuten als ein Neuerer und als ein nach unumschränkter Gewalt strebender Tyrann angesehen wurde. Schon Ende März 1778 erklärte Friedrich, daß er die Rechte des Herzogs von Zweibrücken mit seiner ganzen Macht vertheidigen werde, wenn Oestreich seine Truppen nicht sogleich aus Baiern zurückziehe. Zugleich trat er mit dem Kurfürsten von Sachsen, welcher auf Maximilian Joseph's Allodial-Güter, sowie mit den mecklenburgischen Herzogen, welche auf die bairische Grafschaft Leuchtenberg Anspruch machten, in Verbindung.

Joseph würde damals wahrscheinlich sogleich die Entscheidung der Waffen angerufen haben; allein seine Mutter war anderer Meinung und suchte die Sache auf diplomatischem Wege ins Reine zu bringen. Nachdem die Unterhandlungen bis Ende Juni ohne Erfolg geführt worden waren, ließ Friedrich, welcher schon im Mai 100,000 Mann an der Grenze gesammelt hatte, seine Truppen in Böhmen einrücken. Diese mußten freilich schon nach zwölf Tagen wieder Halt machen, und die Unterhandlungen begannen von neuem, weil Friedrich auf russische Vermittelung hoffte und deshalb im Felde nichts wagen wollte. Auch die Oestreicher, welche unter Laudon den preußischen Truppen gegenüber lagen, wagten keinen Angriff. Es wurden daher in diesem Kriege, welchen man den bairischen Erbfolgekrieg und spottweise den Kartoffelkrieg nannte, nur ganz unbedeutende militärische Unternehmungen gemacht, obgleich es erst im Frühling des folgenden Jahres zum Abschlusse eines Waffenstillstandes kam. Doch verloren die Preußen durch die Witterung, durch schlechte Wege, durch Krankheiten und durch die unterlassene Fürsorge für Vorräthe mehr Menschen, als ihnen zwei blutige Schlachten gekostet haben würden. Bei den Oestreichern zeigte sich damals das Mangelhafte der neuen Militär-Einrichtungen, welche Joseph gemacht hatte, so

klar, daß Laudon selbst sich darüber offen gegen den Kaiser aussprach. Für das preußische Heer, welches, von Friedrich und von seinem Bruder Heinrich geführt, in Böhmen eingebrochen war, ward besonders der zur regnerischen, kalten Herbstzeit unternommene Rückzug aus Böhmen verderblich. Uebrigens hielten die Preußen einen Theil des östreichischen Schlesiens den Winter hindurch besetzt.

Im Anfange des Monats März 1779 wurde Waffenstillstand geschlossen, nachdem Rußland und Frankreich, das Erstere von Preußen, das Zweite von Oestreich angerufen, die Vermittelung übernommen hatten. Von beiden Staaten konnte Joseph nichts für seine Pläne erwarten. Rußland hatte bereits im Interesse Preußens ein Heer an der galizischen Grenze gesammelt; und das französische Ministerium war, trotz der Verwandtschaft seines Königs mit Joseph, nicht geneigt, die Habsburgische Macht auf Kosten deutscher Fürsten vergrößern zu helfen. Auch hatte Maria Theresia schon im vorigen Jahre ohne Wissen ihres Sohnes Friedensvorschläge machen lassen, in welchen die ganze Forderung des Letzteren unter der Bedingung aufgegeben worden war, daß Preußen seinen Ansprüchen auf den künftigen Besitz von Ansbach und Baireuth für lange Zeit entsage. Nachher ließ Maria Theresia sich durch die russische Drohung und durch den Rath Frankreichs bewegen, ohne Rücksicht auf ihres Sohnes Plan die von Frankreich gemachten Vorschläge anzunehmen. Joseph zerfiel darüber mit seiner Mutter so sehr, daß er nachher bis zum Tode derselben an der Regierung der Erbstaaten wenig oder gar keinen Antheil mehr nahm.

Die letzten Unterhandlungen wurden auf einem Kongreß zu Teschen im östreichischen Schlesien gehalten, und endigten am 13. Mai 1779 mit einem für Preußen ehrenvollen Friedensvertrage. Oestreich mußte die mit Karl Theodor geschlossene Uebereinkunft für nichtig erklären, und erhielt anstatt der 250 Quadrat-Meilen, die es von Baiern in Anspruch genommen hatte, den nur 34 Quadrat-Meilen umfassenden Landstrich zwischen Donau, Inn und Salzach. Dagegen wurden die von ihm streitig gemachten Erbansprüche Preußens an die alten Hohenzollernschen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth vollständig anerkannt. Sachsen ward für seine von Preußen in Schutz genommenen Allodial-Ansprüche an Baiern durch sechs Millionen Gulden und durch die bisher von Oestreich ausgeübten landesherrlichen Rechte über die Schönburgische Herrschaft entschädigt. Mecklenburg endlich erhielt durch die Vermittelung Preußens und Oestreichs von Kaiser und Reich das jus de non appellando oder das Recht, für sein Gebiet eigene Ober-Appellationsgerichte zu bestellen. So ehrenvoll übrigens auch der Teschener Friede für Preu-

ßen war, und so sehr man in Berlin auf den Ruhm, die sogenannte deutsche Freiheit gegen den Kaiser gerettet zu haben, stolz war, so hatte sich Friedrich doch durch den bairischen Krieg in eine schiefe Stellung gebracht. Er hatte nämlich nicht blos dadurch, daß er den bairischen Patriotismus gegen das deutsche Nationalgefühl in Schutz nahm, das Reich geschwächt, sondern namentlich auch die russische Regierung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands gezogen und, indem er selbst zum Clienten Rußlands ward, den wahrhaft deutschen Kaiser genöthigt, sich ebenfalls die russische Protection gefallen zu lassen. Joseph richtete gleich nach dem Abschlusse des Friedens von Teschen seine ganze Sorge darauf, die russische Kaiserin Katharina II. von Preußen ab und an sich zu ziehen. Er unternahm hauptsächlich in dieser Absicht seine erste Reise nach Rußland. Auch erreichte er seinen Zweck vollständig, und die Folge davon war, daß die Eifersucht zwischen Preußen und Oestreich verstärkt wurde, welche für die deutsche Nation sehr verderblich, für Rußland vortheilhaft war. Bald nach Joseph's Rückkehr aus Rußland starb Maria Theresia (29. November 1780), in ihrem 63. Lebensjahre und Joseph konnte nun in seinen Erbstaaten ungehemmt die kühnen Schritte thun, deren wir früher gedacht haben.

Als deutscher Kaiser dachte Joseph, nachdem sein wohlgemeinter Versuch, die Reichs-Justiz zu verbessern, mißglückt war, an keine Reformen mehr. Er suchte vielmehr die äußerst geringe Macht, welche damals noch mit der Kaiserwürde verknüpft war, zu benutzen, um sich und seinen Erblanden auf Kosten des Reiches Vortheile zu verschaffen. Auch hierbei arbeitete der König von Preußen ihm stets entgegen. Es kam sogar einst, als Joseph seinem Bruder das Bisthum Köln verschaffen wollte, dahin, daß beide Fürsten über diese Reichsangelegenheiten mit Katharina II. und ihrem damaligen Günstling Potemkin unterhandelten. In einem anderen Falle bedurfte es nicht einmal des von Preußen gegebenen Beispieles der Widersetzlichkeit, um alle Reichsstände aufzuregen, weil der Kaiser dabei im klarsten Unrechte war und alle Glieder des Reiches in gleichem Grade beeinträchtigte. Joseph suchte nämlich im Jahre 1783 ein schon seit dem 14. Jahrhundert außer Gebrauch gekommenes, wiewohl nie förmlich aufgehobenes Recht zu erneuern, nach welchem der Kaiser einem Laien einen sogenannten Panis-Brief, oder mit anderen Worten demselben in irgend einem geistlichen Stifte eine Pfründe ertheilen konnte. Joseph wollte sich dieses Rechtes bedienen, um die Pensionen für seine östreichischen Hof- und Staatsdiener zu ersparen. Diesen wies er solche Panis-Briefe an, und zwar sowohl auf katholische, als auf evangelische Stifter, ja sogar auf solche, welche schon längst säcularisirt waren und keine Güter mehr hatten. Er scheiterte dabei gleich

beim ersten Versuche, weil alle Reichsstände eine Zumuthung zurückwiesen, die ihnen lästig und ihrer Folgen wegen bedenklich war, und er selbst ihr keinen Nachdruck zu geben vermochte.

Glücklicher war Joseph, als er ohne Rücksicht auf alte Rechte und auf die hergebrachte Abtheilung der Kirchensprengel den nichtöstreichischen Bischöfen verbot, in seinen Erblanden geistliche Gewalt auszuüben. Dies traf z. B. den Bischof von Lüttich in Hinsicht auf Belgien, den von Regensburg in Böhmen, die Bischöfe von Constanz und Chur in Vorder-Oestreich. Dem Bisthum Passau nöthigte Joseph sogar noch dazu eine Summe Geldes ab. Noch rücksichtsloser war Joseph's Verfahren gegen den Erzbischof von Salzburg (Colloredo), der uns bereits als einer der deutschen Bischöfe bekannt geworden ist, welche 1785 die deutsche Kirche von Rom unabhängig zu machen suchten. Dieser Bischof war durch ächte Religiosität, sowie durch seine Abneigung gegen Pfaffengeist und Mönchthum ausgezeichnet, und hatte nicht nur sich stets dem Hause Habsburg ergeben gezeigt, sondern auch schon längst einen bedeutenden Theil seines östreichischen Sprengels abgetreten. Nichtsdestoweniger quälte Joseph ihn mit neuen Forderungen, und erlaubte sich autokratische Gewaltthätigkeiten gegen ihn. Joseph verlangte, daß er auch seinen Rechten über die Bisthümer von Kärnthen und Steiermark entsage, und als der Erzbischof sich weigerte, wurden seine Güter in Beschlag genommen. Doch fand der Kaiser zuletzt nicht rathsam, zum Aeußersten zu schreiten, und gab die Güter zurück, wodurch dann wieder Andere ermuthigt wurden, sich seinen Zumuthungen ebenfalls hartnäckig zu widersetzen. Auch gegen weltliche Glieder des Reiches, welche reichsunmittelbar waren, verfuhr Joseph in Betreff ihrer Besitzungen in seinen Erblanden gerade so, als wenn sie östreichische Landsassen wären.

Dergleichen Handlungen, welche dem Kaiser von seinen Reichs-Rechtsgelehrten in Wien angegeben wurden, erweckten und nährten den Argwohn gegen den alten spanischen Geist der Habsburger. Sie schreckten nicht nur Manchen ab, Joseph's Reformpläne zu unterstützen, sondern sie dienten auch dem preußischen Könige, um das Reich gegen den Kaiser aufzuregen. Das Letztere geschah namentlich im Jahre 1785, als Joseph den Plan entworfen hatte, durch einen Tauschvertrag die Zweibrückener Linie nach Belgien und sein deutsches Haus nach Baiern zu bringen, was unstreitig zwar für die Fürsten nachtheilig, aber für das deutsche Volk vortheilhaft gewesen sein würde. Bei diesem Plane hatte Joseph auch die vollständige Zustimmung des besonnenen Staatskanzlers Kaunitz. Es gelang dem Kaiser, den Kurfürsten Karl Theodor dazu zu bewegen, daß er bereit war, Baiern an Joseph abzutreten und dafür Belgien zu nehmen. Auch Rußland

und Frankreich wurden für diesen Plan gewonnen. Beide Mächte ließen sogar dem Herzoge von Zweibrücken zureden, daß auch er in den Tausch einwillige. Als jedoch der Letztere auf die Sache nicht einging, erklärten Rußland und Frankreich, daß sie den durch den Teschener Frieden festgesetzten Zustand Deutschlands aufrecht erhalten würden. Von diesem Augenblicke an ließ Joseph den ganzen Plan fallen. Er wurde dazu auch durch den Umstand bewogen, daß König Friedrich II. oder vielmehr sein Minister, der Graf Herzberg, von Joseph's Verhandlungen mit Karl Theodor Anlaß genommen hatte, die Aengstlichkeit und Eifersucht der deutschen Fürsten zu Gunsten Preußens zu benutzen. Herzberg hatte nämlich mit den größeren deutschen Fürsten Unterhandlungen angeknüpft, um einen Bund gegen den Kaiser, dem Namen nach zum Schutze der deutschen Reichsverfassung zu Stande zu bringen. Dieser sogenannte deutsche Fürstenbund wurde wirklich am 23. Juni 1785 von Preußen, Kur-Sachsen und Hannover geschlossen, und ihm traten nachher auch Mainz, Baden, Hessen-Kassel, Mecklenburg und die meisten anderen nur einigermaaßen bedeutenden weltlichen Fürsten bei. Als Zweck des Bundes wurde angegeben: „man wolle mit vereinter Macht dafür sorgen, daß die Reichskreise in ihrer Integrität und Verfassung erhalten und alle Stände des Reiches bei ihren Landen und Gerechtsamen, sowie auch bei ihren Haus-, Familien- und Successions-Verfassungen unbeschwert belassen würden." Dies hieß mit anderen Worten, der Kaiser solle an jeder Reform im Reiche gehindert werden, damit Preußens Einfluß auf Kosten des östreichischen sich vermehren, und die größeren deutschen Fürsten auch fernerhin ihre kleineren Mitstände, deren Beschützer der Kaiser war, von sich abhängig erhalten könnten. Unter solchen Umständen war es dann nicht zu verwundern, daß Joseph unmittelbar nachher, als die Erzbischöfe für die deutsche Kirchenfreiheit auftraten, keine Lust hatte, sich dieser Sache anzunehmen und auch noch die Macht der geistlichen Fürsten zu vermehren. Uebrigens wurde zwar der Fürstenbund von sophistischen Schriftstellern, wie Johannes von Müller, als ein Werk des Patriotismus und als eine Rettung der sogenannten deutschen Freiheit sehr gepriesen; und auch Männer von klarem Blick und streng rechtlichem Sinne ließen sich durch den Schein so sehr täuschen, daß sie gute und wichtige Folgen von der Sache erwarteten. Schon ein Jahr später zersprang jedoch bei Friedrich's II. Tode das ganze Machwerk desselben wie eine Luftblase.

X. Rußland, Polen und die Türkei um die Zeit der ersten Theilung Polens.

1. Rußland und Polen von Peter's III. Tode bis zur Conföderation von Bar.

In Rußland hatte schon Peter der Große sein noch rohes, aber auch kräftiges Volk zu einer Maschine gemacht, welche nur dem Zwecke des Herrschers diente. Katharina II., welche von 1762 bis 1796 das russische Reich beherrschte, handelte ganz in demselben Geiste. Sie huldigte außerdem aber auch den philosophischen Ansichten ihrer Zeit, und glänzte als eine geistreiche Dame, welche nicht nur mit den berühmtesten französischen Schriftstellern in Briefwechsel stand, sondern auch selbst sentimentale Theaterstücke zur Bildung ihrer Enkel schrieb. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie von aller Welt als große Regentin, als aufgeklärte Frau, als Schützerin von Wissenschaft und Kunst, als Schöpferin der Cultur und des Wohlstandes ihrer Nation gepriesen wurde. Insbesondere verkündigten ihr Lob jene philosophischen Sophisten Frankreichs, welche gleich den Jesuiten die Freiheit des Denkens nur für ihre eigene Ansicht gelten ließen. Katharina selbst hatte von diesem Lobe den großen Vortheil, daß Europa sich die unerhörte Anmaßung gefallen ließ, mit welcher die nordische Semiramis ihre Nachbarstaaten behandelte. Wir halten uns übrigens in Betreff dieser Regentin blos an dasjenige, was unter ihrer Herrschaft gethan und ausgeführt worden ist, und gedenken nicht einmal der an und für sich zum Theil weisen Verordnungen, welche Katharina erlassen hat, weil für den Gang der Dinge und für das Schicksal der Völker nicht einzelne Gesetze und Einrichtungen, sondern allein die Thatsachen und Ereignisse in ihrer Verkettung und im Großen ihres Zusammenhanges entscheidend sind.

Katharina wurde in ihrem Streben, als berühmte Herrscherin zu glänzen, von Anfang an durch die Umstände sehr begünstigt. Es standen ihr nämlich viele Männer von Talent zu Gebote, weil damals in Rußland jeder fähige Kopf sein Glück machen konnte: war ja doch in diesem Lande die Kaiserin selbst das glänzendste Beispiel, wie weit man es durch Glück, Verstand und rücksichtslose Kühnheit brin-

gen kann. Außerdem waren aber auch gerade damals die drei Nachbarstaaten Schweden, Dänemark und Polen in völlige Abhängigkeit von Rußland gebracht. Schweden stand bis auf Gustav's III. Revolution unmittelbar unter russischem Einflusse. Die dänische Regierung war durch die Ansprüche Peter's III. auf Schleswig-Holstein in eine sehr bedenkliche Lage gebracht worden, und blieb selbst dann noch von Rußland abhängig, als über Peter's Ansprüche ein Vertrag abgeschlossen worden war, weil dieser Vertrag erst bei der Großjährigkeit von Katharina's ältestem Sohne ausgeführt werden konnte. Polen endlich stand schon seit Peter dem Großen, noch mehr aber seit dem Tode des Königs August II. fast geradezu unter russischer Herrschaft, und war im siebenjährigen Kriege wie eine zu Rußland gehörende Provinz behandelt worden. Katharina verfuhr daher gegen dieses Reich von Anfang an gerade so, wie etwa in unseren Tagen die Engländer mit den indischen Staaten verfahren. Die erste Veranlassung dazu gaben die Verhältnisse des Herzogthums Kurland.

Dieses Land war zur Zeit der Reformation, als Gotthold Kettler mit Hülfe der Polen sich zum Beherrscher desselben aufwarf, ein polnischer Vasallenstaat geworden. Man hatte damals durch förmliche Verträge festgesetzt, daß nach dem Aussterben von Kettler's Stamm das Herzogthum Kurland mit Polen vereinigt werden solle. Im Jahre 1737 trat der in diesen Verträgen vorgesehene Fall ein. Die kurländische Ritterschaft hatte aber schon früher, um der Unterwerfung auszuweichen, einen natürlichen Sohn des Königs August II. von Polen, den nachher als Marschall von Sachsen berühmt gewordenen Grafen Moritz, zu ihrem Herzoge gewählt. Dieser war jedoch, als er in Kurland erschien, von den Russen sogleich wieder verjagt worden, und russische Truppen hatten seitdem das Herzogthum besetzt gehalten. Als 1737 der letzte Nachkomme Kettler's, Herzog Ferdinand, gestorben war, quälte die russische Kaiserin Anna, die Wittwe seines Vorgängers, Friedrich Wilhelm, den kurländischen Adel so lange, bis ihr Günstling Biron zum Herzog erwählt wurde. Diesen mußte auch König August III. von Polen anerkennen. August hatte aber doch wenigstens die Genugthuung, daß Biron sich von ihm förmlich belehnen ließ. Als nach dem Tode der Kaiserin Anna Biron nach Sibirien verbannt wurde, verfuhr die russische Regierung, deren Truppen fortwährend in Kurland lagen, mit diesem Lande wie mit einer eroberten Provinz. Endlich ward durch die Kaiserin Elisabeth einer ihrer Günstlinge, der Prinz Karl von Sachsen, ein jüngerer Sohn des polnischen Königs August III., zum Herzoge von Kurland ernannt. Als jedoch Elisabeth gestorben und ihr Nachfolger, Peter III.,

schon nach einem halben Jahre ermordet worden war, mußte auf Befehl der Kaiserin Katharina II. Prinz Karl dem Herrn von Biron weichen, welcher von Peter aus seiner Verbannung zurückgerufen worden war (1763). Dieser herrschte dann in Kurland auf dieselbe Weise, wie die englischen Vasallen-Könige in Indien, d. h. er tyrannisirte das Land unter russischem Schutze, damit die Bewohner desselben ihrer nationalen Selbstständigkeit überdrüssig gemacht und so auf die demnächstige Verschmelzung ihres Landes mit dem russischen Reiche vorbereitet würden.

Wie in Kurland ein russischer Vasall unter dem Namen eines Herzogs herrschte, so stand damals Polen unter der Herrschaft des russischen Gesandten. Katharina hatte zuerst einen durch staatsrechtliche Kenntnisse ausgezeichneten, sowie in den Künsten der Bestechung und Chicane bewanderten Mann, Kaiserling, zu ihrem Gesandten in Warschau ernannt. Als jedoch Brutalität das beste Mittel für die russischen Zwecke zu sein schien, wurde der General Repnin, ein Neffe des aus Peter's III. Geschichte bekannten Panin, nach Warschau gesandt. Sein Oheim, welcher von Katharina zum Minister des Auswärtigen ernannt worden war, hatte den Plan entworfen, Rußland auf Kosten Polens zu vergrößern, weil er die vielen Blößen, welche Katharina und ihre Günstlinge gaben, mit dem Flittergolde des Ruhmes zudecken wollte. Panin's Absicht traf zufälliger Weise mit den Plänen Friedrich's II. zusammen, und dies führte eine Verbindung zwischen Preußen und Rußland herbei, welche in ihren Folgen für ganz Europa verderblich geworden ist. Friedrich mußte nämlich seine Militärmacht, deren schwache Seiten er im siebenjährigen Krige kennen gelernt hatte, durch die Verbindung mit einer anderen Militärmacht zu stützen suchen; und da Ludwig XV. ihn haßte, Georg III. ihm abgeneigt war und Maria Theresia den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen konnte, so bot sich ihm nur Rußland als diejenige Stütze, deren er bedurfte, dar. Die Absichten, welche Rußland damals mit Polen hatte, und die Zwietracht des polnischen Adels erleichterten dem preußischen Könige die Erreichung seines Zweckes.

Die unaufhörliche Zwietracht, welche unter den polnischen Magnaten bestand, hatte beim Tode August's III. (Oct. 1763) eine völlige Anarchie in Polen erzeugt. Diese innere Zerrüttung zu erhalten, lag im Interesse der russischen Politik. Panin und seine Kaiserin waren deshalb zunächst darauf bedacht, daß ein Mann ohne Würde, Kraft und Einsicht, welcher ganz von Rußland abhängig sein mußte, zum polnischen Könige erwählt werde. Einen solchen Mann fanden sie in dem polnischen Edelmanne Stanislaus Poniatowsky, einem früheren

Geliebten der Katharina, und zwar dem fadesten von allen denen, die sich jemals ihrer Gunst erfreuten. Stanislaus war ein vollkommener Hofmann, er besaß alle glänzenden Eigenschaften der sogenannten guten Gesellschaft, und zeichnete sich namentlich durch seine Kenntniß der neueren Sprachen, sowie durch seine Meisterschaft im Schwatzen über Litteratur, Musik und Theater aus. Von allen denjenigen Eigenschaften dagegen, welche zur Leitung eines Staates erforderlich sind, besaß er keine einzige. Um diese Creatur der Katharina auf den polnischen Thron zu bringen, näherte sich die russische Kaiserin dem Könige von Preußen, mit welchem sie bis dahin keine engere Verbindung hatte anknüpfen wollen. Es kam hierauf im April 1764 ein auf acht Jahre geschlossener Vertrag zwischen Rußland und Preußen zu Stande, welcher bis auf den heutigen Tag die Quelle vieles Unglückes für Europas Völker gewesen ist, weil er das Muster jener vielen späteren Tractate ward, durch welche das Schicksal schwächerer Staaten von den Verabredungen und der Waffengewalt der Großmächte abhängig gemacht wurde. Durch den russisch-preußischen Vertrag von 1764 wurde das Recht der Gewalt gegen Polen und gegen die Türkei angewandt; ähnliche Verträge, welche nachher geschlossen wurden, galten den Freiheiten und Rechten der Bürger anderer Staaten, und streuten den noch immer wuchernden Samen der Zwietracht zwischen den Fürsten und ihren Völkern aus. Die öffentlichen Bedingungen des ersten jener unseligen Verträge enthielten weiter nichts, als daß Rußland und Preußen einander ihr ganzes Gebiet verbürgten, und sich bei einem etwaigen Angriffe gegenseitige Hülfe gelobten. Insgeheim verpflichteten sich aber beide Staaten, nicht nur die Erwählung Poniatowski's zum polnischen Könige durchzusetzen, sondern auch mit aller ihrer Macht jede Verbesserung der polnischen Verfassung zu verhindern, oder mit anderen Worten sie beschlossen, dieses Reich in Verwirrung und Ohnmacht zu erhalten und ganz und gar von zwei fremden Staaten abhängig zu machen.

Der traurige Zustand des polnischen Reiches, welcher von Rußland und Preußen gewaltsam aufrecht erhalten werden sollte, läßt sich aus einigen wenigen Andeutungen erkennen. In diesem Reiche, oder, wie man dasselbe nannte, in der Republik Polen gab es nur eine einzige mit staatsbürgerlichen Rechten ausgestattete Klasse von Einwohnern, die Edelleute. Alle Uebrigen waren entweder, wie die Bauern, Leibeigene des Adels oder doch, wie die Bürger der Städte, von jedem Antheile an der Gesetzgebung und sogar von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Die Leibeigenen waren überdies der Willkür ihrer Herren ganz und gar preisgegeben. Der Adel allein bildete also den Staat. Er bestand aus ungefähr 100,000 Familien.

Von diesen machten jedoch nur die wenigen, welche reich waren, die regierende Klasse aus. Die übrigen, unter denen sich viele bettelarme befanden, waren von einer kleinen Zahl übermächtiger Familien abhängig. Der Adel zerfiel in vier Klassen. Die erste bestand aus den wenigen höchsten Familien, welche ganze Fürstenthümer besaßen, Millionen an Einkünften hatten, eigene Truppen halten durften und Tausende von anderen Edelleuten in ihrem Dienste hatten. Sie waren mehrentheils tief verschuldet, führten ein schwelgerisches Leben, und bekämpften um des höchsten Ansehens willen einander mit dem Schwerte, wobei sie kein Bedenken trugen, bei solchen Fehden und Intriguen fremdes Geld und fremde Hülfe für sich anzunehmen. Die zweite Klasse umfaßte diejenigen Edelleute, welche als Woiwoden, Staroſten und Bischöfe die höheren weltlichen und geistlichen Aemter bekleideten oder besaßen. Zur dritten Klasse gehörten die Inhaber der Castellaneien und reichen Pfründen. Die vierte endlich bestand aus den ganz armen und dienenden Edelleuten, welche die große Mehrzahl des Adels bildeten. Von diesen vier Klassen waren die beiden ersten die eigentlichen Leiter der Regierung. Diese war nämlich so eingerichtet, daß alle Macht in den Händen eines Reichstages lag, welcher nur vom Adel beschickt werden konnte, und auf dem die angesehneren und reicheren Mitglieder desselben das Uebergewicht hatten. Der Reichstag gab die Gesetze, wählte den König, und griff gebietend in alle Zweige der Verwaltung ein. Zwar stand dem Namen nach ein König an der Spitze der Regierung; dieser hatte aber so wenig Ansehen und Macht, daß sogar die drei höchsten Beamten, der Groß-Kanzler, der Groß-Schatzmeister und der Groß-Marschall, von welchen der Erste die Justiz, der Zweite die Finanzen, der Dritte die Staats-Polizei leitete, dem Könige keine Rechenschaft schuldig waren. Der Reichstag selbst, welcher alle Macht in sich vereinigte, war durch eine ganz sonderbare gesetzliche Bestimmung außer Stand gesetzt, irgend etwas Bedeutendes zu beschließen und Dauerndes zu schaffen. Es war nämlich bei ihm das sogenannte liberum veto eingeführt, d. h. mit anderen Worten, eine einzige widersprechende Stimme machte jeden Beschluß des Reichstages unmöglich. Außerdem hatten die Edelleute auch noch das Recht, bei politischen Streitigkeiten sogenannte Conföderationen zu bilden und ganze Heere gegen einander aufzustellen, damit durch die Gewalt entschieden werde, welche Partei Recht haben solle, welches auf dem gesetzlichen Wege zu finden die unsinnige Staatsverfassung nicht zuließ. Bei diesen Conföderationen galt nicht das liberum veto, sondern Stimmenmehrheit. Wenn durch solche Conföderationen und Gegen-Conföderationen die Anarchie allzu groß ward, so half man sich durch eine Art von militiärischer

Dictatur. Es ward nämlich dann wohl eine allgemeine Verbindung oder eine sogenannte General-Conföderation gebildet, durch welche die Regierung gewissermaaßen suspendirt und alle Gewalt an das Haupt der General-Conföderation übertragen wurde. Alle Behörden, sogar die Großbeamten, der Senat und der König selbst, waren einer solchen allgemeinen Verbindung des Adels unterworfen, und jeder Edelmann, der sich nicht an sie anschloß, entsagte dadurch seinen Vorrechten.

Man ersieht aus allem Angeführten, daß zu derselben Zeit, als Rußland eine Militärmacht erster Größe geworden war, das polnische Reich weder Einheit und Ordnung, noch auch selbst eine wirkliche Regierung und ein eigentliches Heer hatte. Kein Wunder, daß Rußland dieses Reich wie einen Vasallenstaat behandeln konnte! Nach dem Tode August's III. (October 1763) stritten sich zwei Parteien ein ganzes Jahr lang über die Wahl eines neuen Königs, bis es endlich der einen, an deren Spitze die Czartorisky standen, mit russischer Hülfe gelang, die andere, zu welcher Radziwil und Branitzki gehörten, aus dem Felde zu schlagen und über die Grenze zu treiben. Dann wurde (September 1764) Stanislaus Poniatowsky zum Könige gewählt, bei welcher Gelegenheit russische Truppen und Gelder das Meiste wirkten. Die siegende Partei hatte geglaubt, durch die Wahl eines russischen Schützlings eine kräftigere Regierung und einen besseren Zustand des Reiches herstellen zu können; sie sah sich aber in ihrer Hoffnung bald durch die Gebote des russischen Gesandten Repnin getäuscht. Repnin vereitelte nicht nur alle Reformen, welche die Czartorisky zu Stande zu bringen suchten, sondern er stellte auch an die neue Regierung drei Forderungen, um den König entweder mit seinem Volke oder mit Rußland in Streit zu verwickeln. Repnin verlangte die Abtretung einer Strecke Landes an Rußland, die Abschließung eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses mit diesem Staate und die Wiederherstellung der politischen Gleichberechtigung des nicht-katholischen Adels oder der sogenannten Dissidenten. Die erste Forderung wurde unbedingt angenommen, die zweite wenigstens in so weit, daß man nach langem Widerstreben sich zu einem Defensiv-Vertrage verstand. Die dritte Forderung dagegen, deren geheime Absicht bald ans Licht kam, wurde verworfen, hierauf aber von Rußland mit Gewalt durchgesetzt.

Die Dissidenten hatten ursprünglich dieselben Rechte gehabt, wie die Katholiken; schon seit dem 17. Jahrhundert aber hatte der Jesuiten-Orden ihnen dieselben zu entziehen gesucht, und unter den beiden sächsischen Augusten waren endlich (1717 und 1736) die Dissidenten durch förmliche Reichstags-Beschlüsse von allen Aemtern und von der

Theilnahme am Reichstage ausgeschlossen worden. Vergebens hatten nachher die Dissidenten alle möglichen Anstrengungen gemacht, um ihre verlorenen Rechte wieder zu erlangen. Bald nach der Thronbesteigung Poniatowsky's wurden sogar die Beschlüsse gegen sie in aller Form erneuert. Das Letztere gab dann den Russen und Preußen Anlaß zu einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Polens. Katharina ließ ein russisches Heer an der Grenze zusammenziehen, und schickte den aus der dänischen Geschichte bekannten Saldern nach Warschau, um in Gemeinschaft mit Repnin thätig zu sein und dasjenige zu ergänzen, was diesem an juristischen Kenntnissen und Kniffen abging. Beide Männer zwangen die polnische Regierung zu dem Versprechen, Rußlands und Preußens Forderung für die Dissidenten auf dem nächsten Reichstage zu erfüllen. König Friedrich II. von Preußen instruirte seinen Gesandten, Alles, was Repnin von Polen verlange, zu unterstützen, überließ aber kluger Weise das Militärische und das Brutale den Russen allein. Repnin ließ, noch ehe der Reichstag im Herbst 1766 zusammentrat, 20,000 Mann Russen in Polen einrücken, und bedrohte die polnischen Bischöfe mit dem Verluste ihrer Güter sowie mit der Fortschleppung nach Rußland, wenn sie sich unterständen, auf dem Reichstage auch nur ein Wort gegen Rußlands Forderung zu reden. Dagegen hatten die Feinde der Dissidenten an keiner einzigen fremden Macht eine Stütze, außer daß Frankreich ihnen Geld schickte.

Unter diesen Umständen trat am 1. September 1766 der Reichstag zu Warschau zusammen. Rußland und Preußen forderten von demselben die politische Gleichstellung der Dissidenten und die Beseitigung alles dessen, was die Czartorisky zur Verbesserung des Staatswesens gethan hatten. Das Letztere wurde bis auf einige Punkte vom Reichstage bereitwillig gewährt. Dagegen verwarf derselbe nur im Unrecht fest und konsequent jedes Zugeständniß an die Dissidenten. Bei den Verhandlungen über diese Angelegenheit beging das Haupt der katholischen und französischen Partei, der alte Bischof Soltyk von Krakau, eine große Unvorsichtigkeit. Er hatte schon vorher fanatische Hirtenbriefe erlassen, welche den Russen und Preußen sehr zu Statten kamen, weil sie diesen in den Augen von ganz Europa das Ansehen verschafften, als wenn sie im Geiste des Jahrhunderts die Sache der Toleranz verträten, obgleich es sich in Polen nicht um die religiöse Duldung der Andersgläubigen, sondern blos um die politischen Rechte derselben handelte und in jedem Fall die Rechte der Dissidenten mehr den Vorwand als den Grund der fremden Einmischung bildeten. Auf dem Reichstage selbst mischte Soltyk, um den Fanatismus seiner Landsleute zu wecken, den Papst ein, indem er

den Nuntius desselben zu einer salbungsvollen Rede und zu einer förmlichen Protestation bewog; dies hatte aber nur die Folge, daß England und Dänemark wider ihren Willen genöthigt wurden, sich wenigstens in Betreff der Dissidenten Rußlands und Preußens Forderungen anzuschließen.

Soltyk und seine Partei erreichte ihren Zweck; denn den Dissidenten ward vom Reichstage jedes Zugeständniß verweigert. Die Dissidenten suchten sich nach dem Schlusse des Reichstages (December 1766) dadurch zu helfen, daß sie Conföderationen bildeten; Rußland und Preußen aber nahmen sich dieser Conföderationen an, und arbeiteten als Verbündete derselben den vom Reichstage gefaßten Beschlüssen entgegen. Andererseits traten jedoch auch die Katholiken in Conföderationen zusammen. Im Mai 1767 waren auf solche Weise nicht weniger als 178 Verbindungen zur Ausübung des Faustrechtes entstanden. Die Russen, welche fortwährend neue Truppen einrücken ließen, hatten unterdessen einen der mächtigsten Männer der katholischen Partei zu gewinnen gesucht, welcher an die Spitze einer Dissidenten-Conföderation treten sollte, um durch sein Ansehen nicht nur die herrschende Familie Czartorisky zu verdrängen, sondern auch seine Glaubensgenossen zur Bildung einer General-Conföderation zu bewegen. Sie fanden diesen Mann an dem aus der Fremde zurückgekehrten Fürsten Karl Radziwil, welcher an den Czartorisky Rache zu üben hatte, und sich deshalb als Werkzeug der Russen und Preußen gebrauchen ließ. Radziwil hielt im Juni 1767 eine allgemeine Versammlung, und brachte mit Hülfe russischer Truppen, von welchen diese eingeschlossen und bedroht ward, seine Glaubensgenossen dahin, daß sie zu Gunsten der Dissidenten eine General-Conföderation bildeten. Er selbst wurde an die Spitze dieser General-Conföderation gestellt. Er erkannte zwar zuletzt, daß er betrogen sei und nur den Zwecken Rußlands diene; Repnin zwang ihn aber im September trotz seines Widerstrebens, die Vereinigung der General-Conföderation mit den Dissidenten ausrufen zu lassen.

Hierauf ward im October ein Reichstag gehalten; und als auf diesem die Forderungen, welche Repnin durch Radziwil machen ließ, trotz der in Warschau eingerückten russischen Truppen Widerspruch fanden, schüchterte Repnin die Gegenpartei durch einen unerhörten Gewaltstreich ein. Er ließ nämlich die hartnäckigsten Anhänger derselben, den Bischof Soltyk von Krakau, den zugleich als Gelehrten und als fanatischen Katholiken ausgezeichneten Bischof Zalusky von Kiew und zwei Grafen Rzewusky, in Warschau selbst aufgreifen und nach dem Innern von Rußland bringen. In einem Schreiben durch welches er die Ausführung dieser Maaßregel der General-Con-

föderation anzeigte, erklärte er, die genannten Männer hätten sich gegen die Würde seiner Kaiserin vergangen und die Reinheit ihrer für Polen so freundschaftlichen, uneigennützigen und wohlthätigen Absichten angegriffen. Der Gewaltstreich hatte die beabsichtigte Wirkung. Schon drei Tage nachher ertheilte der Reichstag einem Ausschusse den Auftrag, die von Repnin für die Dissidenten verlangten Gesetze zu entwerfen, welche dann von dem Reichstage bestätigt werden sollten. Die Sitzungen dieses Ausschusses boten ein trauriges Schauspiel dar. Sie wurden zum Theil im Palaste Repnin's und in dessen Gegenwart gehalten; und Repnin dictirte nicht nur die zu fassenden Beschlüsse, sondern er wies auch alle ihm unangenehmen Aeußerungen, sogar solche, die sich auf öffentliche Erklärungen der Kaiserin stützten, mit den brutalsten Worten zurück. „Schweig!" rief er aus, „nur mir kommt es zu, den wahren Sinn der Aussprüche meiner Kaiserin anzugeben. Ich leide weder Raisonniren noch Einwendungen, ich fordere Unterwerfung unter ihren Willen."

Ebenso wie die Beschlüsse zu Gunsten der Dissidenten, wurden auch die anderen Verfügungen, welche Rußland und Preußen zur Erhaltung der Anarchie und Schwäche Polens für nöthig hielten, dem Ausschusse vorgeschrieben und dann vom Reichstage angenommen. Dabei fuhr Repnin fort, die Widerspenstigen nach Rußland schleppen zu lassen. Für die Polen selbst war es im höchsten Grade schimpflich, daß die angesehensten Personen ihres Staates sich damals noch dazu auf Kosten des Staates bereicherten. Der Reichstag belohnte nämlich nicht nur die russischen Officiere, welche Repnin's Gewaltthaten ausgeführt hatten, mit Ehren und Gütern, sondern er wies auch dem Könige, dem Fürsten Radziwil und anderen Großen sehr bedeutende jährliche Zahlungen aus der Staatskasse an. Im Februar 1768 stellte der Reichstag den polnischen Staat auch noch unter die bleibende Vormundschaft Rußlands, indem er einen sogenannten Freundschaftsvertrag mit diesem Staate genehmigte, vermöge dessen Rußland als Bürge der polnischen Verfassung anerkannt und also zur Einmischung in alle Angelegenheiten Polens berechtigt wurde.

Diese Demüthigung hatte die unmittelbare Folge, daß die Patrioten und Fanatiker in Wuth geriethen, und schon wenige Tage nachher zu Bar in Podolien eine Conföderation schlossen, um den Dissidenten die erlangten Rechte wieder zu entziehen. Diese Sache ging von zwei an und für sich ganz unbedeutenden Leuten, Pulawsky und Krasinsky, aus; diese stellten aber den Schwiegersohn des Kron-Großfeldherrn Branitzki, den Grafen von Potocki, an die Spitze der Conföderation. Außerdem verließen sie sich nicht nur

darauf, daß Radziwil mit der Rolle, die er gespielt hatte, unzufrieden sei, sondern sie rechneten zugleich auch auf die Unterstützung der französischen Regierung, welche damals unter Choiseul's Leitung stand und der katholischen Partei in Polen bereits ihren Beistand versprochen hatte.

2. Erster Türken-Krieg der Russen unter Katharina II.

Die zu Bar gegen Rußland und die Dissidenten geschlossene Verbindung ward von Frankreich durch Zusendung von Officieren und von Geldmitteln unterstützt. Dagegen war aber Oestreich mit den Absichten der Preußen und Russen im Allgemeinen einverstanden, und verweigerte den Franzosen, als es von diesen zur Einmischung aufgefordert ward, seine Mitwirkung. Drei andere Staaten, Dänemark, Schweden und England, garantirten sogar die zu Gunsten der Dissidenten gefaßten Beschlüsse des Reichstages. Frankreich suchte daher die Sache der Conföderirten dadurch zu fördern, daß es die Türken zu einem Kriege mit Rußland aufhetzte. Dies gelang den Franzosen im Juli 1768, als russische Truppen eine Schaar Conföderirter über die Grenze verfolgten und dabei das türkische Städtchen Balta einäscherten, in welchem die Conföderirten eine Zuflucht gefunden hatten. Dadurch wurden nämlich die Türken so sehr erbittert, daß es jetzt endlich dem französischen Gesandten, dem Grafen von Vergennes, gelang, sie zum Kriege gegen Rußland zu bewegen. Sie brauchten aber sehr viele Zeit zu ihren Rüstungen, und dies ward von Rußland benutzt, um noch vor dem Beginne des Krieges das Haupt-Bollwerk der Conföderirten, Krakau, zu erobern und durch Rauben, Morden und Sengen die Polen einzuschüchtern. Die Russen riefen damals auch den brutalen Repnin von Warschau ab und schickten Wolkonsky, einen Mann von milderer Art, dahin. Es galt ihnen nämlich jetzt darum, durch Freundlichkeit und Versprechungen die Regierung und die Großen zu täuschen und zu gewinnen, damit man nicht den bevorstehenden Türken-Krieg zum Nachtheile Rußlands benutze.

Die Türken waren damals nicht mehr furchtbar, weil sie längst aufgehört hatten, eine militärische Nation zu sein, und zugleich die Fortschritte der Zeit im Kriegswesen verschmähten, während die Russen seit Peter dem Großen alle militärischen Vervollkommnungen aufgenommen hatten. Die Türken rechneten bei einem Kriege mit Rußland besonders auf die tatarischen Nomaden-Völker, welche die Nordküste des schwarzen Meeres inne hatten und eine Anzahl türkischer Vasallen-Staaten bildeten. Diese waren durch ihre Raubzüge den Russen stets gefährlich gewesen, und wurden e[illegible] beim Ausbruche des

Krieges noch mehr, weil der Sultan damals den tüchtigsten Mann, den es im ganzen türkischen Reiche gab, Krimgerai, zu ihrem Khan ernannte.

Der Krieg wurde im ersten Jahre (1769) bis zum Herbst ohne Erfolg geführt. Schuld daran war die Unfähigkeit des Großvezirs und des russischen Generals Gallizin. Der erstere wurde dafür abgesetzt und enthauptet; der Letztere dagegen erhielt einiger Siege wegen, welche sein Unterbefehlshaber Weismann erfochten hatte, die Würde eines Feldmarschalls. An Gallizin's Stelle trat nachher Romanzow, der im siebenjährigen Kriege die Belagerung von Colberg geleitet hatte. Dieser war zwar ebenso wenig wie auf türkischer Seite der neue Großvezir seiner Aufgabe gewachsen; seine Unterbefehlshaber errangen aber ebenfalls große Vortheile, so daß die Russen schon vor dem Schlusse des Jahres bis nach Bukarest, der Hauptstadt der Walachei, vordrangen. Im folgenden Jahre (1770) waren Romanzow, Repnin, ein Bruder des Gesandten in Warschau, und der wackere Bauer die Führer der drei Hauptabtheilungen des russischen Heeres. Diese brachten dem Großvezir und dem Tatar-Khan mehrere schimpfliche Niederlagen bei, eroberten eine Festung nach der anderen, und verbreiteten alle Gräuel der Verwüstung über die zwischen der Donau und der Krim gelegenen Länder.

Im Jahre 1771 richteten die Russen ihren Hauptangriff auf die Krim, bedrängten aber zu gleicher Zeit den Sultan mit ihren Flotten, und reizten die christlichen Unterthanen desselben zum Aufstande. Die Krim wurde von dem russischen General Dolgorucki im Juni erobert und dann einem Khan übergeben, welcher von Rußland abhängig war. Dagegen erfochten zwar auch die Türken einige Vortheile über Romanzow's Truppen; sie wußten aber ihre Siege nicht zu benutzen und wurden, als im October das russische Heer unter Romanzow, Weismann und Miloradowitsch über die Donau setzte, völlig geschlagen. Romanzow erhielt dafür nach römischer Weise den Ehrenbeinamen Zadunofsky, d. i. Ueberschreiter der Donau, sowie Dolgorucki mit dem Namen Krimsky und Alexis Orlow, welcher damals an der Spitze der Flotten sich und seiner Kaiserin Ruhm erwarb, nach dem Orte seines Hauptsieges, den er am 5. Juli 1770 in der Nähe von Tschesme bei Smyrna an der kleinasiatischen Küste über die türkische Flotte errungen, mit dem Namen Tschesmensky geschmückt ward. Der zuletzt genannte russische Anführer gehörte zu der fürchterlichen Brüderschaar der Orlow's, welche einst durch Peter's III. Ermordung die Herrschaft in Katharina's Hände gebracht hatten. Von diesen Brüdern spielten zwei, Gregor und Alexis Orlow, unter Katharina eine Rolle, welche für den Charakter der Kaiserin und für den dama-

ligen Zustand des russischen Reiches so bezeichnend ist, daß wir von ihnen ausführlich reden müssen.

Gregor Orlow war der schönste unter den Brüdern, und nahm unter den vielen Lieblingen der Kaiserin Katharina den ersten Platz ein. Es heißt sogar, die Kaiserin habe nur mit Mühe abgehalten werden können, sich mit ihm zu vermählen; daß er selbst diesen Ehrgeiz hegte, ist gewiß. Er ward mit allen denkbaren Ehren, Würden, Titeln, Gütern und Reichthümern überhäuft, und alle Kassen des Staates standen ihm zu Gebote, so daß er mit Millionen wie mit Thalern spielte. Sein Bruder Alexis, der sich ebenso wie er durch große Körperstärke, Brutalität und Anmaaßung auszeichnete, hatte das Verdienst, bei Peter's Sturz und Mord das Meiste gethan zu haben; er war aber durch eine Schmarre im Gesichte entstellt, und wurde deshalb nicht in gleichem Grade von der Kaiserin geliebt und begünstigt. Doch ward auch er mit allem dem, was für vornehme Leute Reiz und Werth hat, überhäuft. Beide Brüder leiteten die glänzenden Feste der Kaiserin, deren Andenken diese dadurch verewigen zu müssen glaubte, daß sie die Bildnisse von Gregor und Alexis Orlow neben dem ihrigen in der kaiserlichen Eremitage aufhängen ließ. Für Alexis wurde sogar ein Kriegszug beschlossen und angeordnet, dessen Kosten fast märchenhaft erscheinen.

Dieser Kriegszug war ein kolossales Unternehmen zur See, welches, wie man der Welt verkündigte, zur Vernichtung der türkischen Flotte und zur Befreiung der christlichen Unterthanen des Sultans, in Wirklichkeit aber nur zur Verherrlichung der russischen Kaiserin und der Familie Orlow gemacht wurde. Alexis Orlow war der Leiter und Oberbefehlshaber des Ganzen, sein Bruder Feodor der Zweite im Commando. Ganz Europa jauchzte, als es hieß, daß russische Waffen die Christen der Türkei aus ihren Ketten befreien und das alte griechische Reich wiederherstellen würden; jedermann staunte über die glänzenden Thaten einer Kaiserin, welche damals von den Sophisten mit dem Beinamen der Großen geschmückt ward; und alle Welt spendete dem Prunk und Lärm der russischen Despotie dasselbe Lob, mit welchem man zu gleicher Zeit die für Bürgerfreiheit und Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner überschüttete. Niemand dachte aber bei der Bewunderung russischer Pracht und Gewalt an die ungeheuren Geldsummen, die für einen unnützen Zug verschwendet wurden, und an das unsägliche Unglück, welches Rußland durch sein Unternehmen über die armen Griechen brachte. Uebrigens war all der Ruhm, den die Flotten und Heere der Kaiserin erfochten, kein Verdienst des Groß-Admirals Alexis Orlow, sondern er gebührte ganz allein dem Unter-Admiral Spiridoff und den auf fast allen

Schiffen befindlichen englischen Officieren, namentlich dem Admiral Elphinstone, welcher eine Abtheilung der russischen Flotte commandirte.

Die Griechen wurden noch vor der Ankunft der Flotte durch russische Agenten zur Empörung getrieben. Man setzte nachher einige Bataillone russischer Truppen ans Land, um sie zu unterstützen; diese genügten aber nicht, und die Griechen selbst waren blos zu Raubzügen und zu Handlungen grausamer Rachgier zu gebrauchen. Sie wurden, sobald die Russen sie ihrem Schicksale überlassen mußten, von den Türken auf fürchterliche Weise bestraft. Zur See waren die Russen glücklich. Sie besiegten zuerst unter Spiridoff am 5. Juli die türkische Flotte bei Chios; und als diese sich hierauf unglücklicher Weise in die enge Bai von Tschesmé begab, ward sie eingeschlossen und bis auf sechs kleine Schiffe, die aber in die Hände der Russen fielen, verbrannt. Das Verdienst ihrer Vernichtung gebührte drei Engländern; den Ruhm und Vortheil der That genossen aber die Orlow's. Elphinstone und Greigh hatten nämlich die türkischen Schiffe eingeschlossen und die Beschießung derselben geleitet; der Schiffs-Lieutenant Dugdale aber hatte einen Brander mitten in die feindliche Flotte geführt und, während die ihn begleitenden Russen im Augenblicke der Gefahr davon eilten, die türkischen Schiffe angezündet. Alexis Orlow eilte, nachdem drei Engländer ihn zum Helden gemacht hatten, sogleich nach Petersburg, und feierte daselbst die glänzendsten Triumphe. Als er wieder in die Türkei zurückgekehrt war, vollbrachten die Führer der russischen Flotte noch andere rühmliche Thaten, deren Angabe hier übergangen werden kann.

Im Jahr 1772 ward zu Fokschan ein Friedens-Kongreß eröffnet, auf welchem Gregor Orlow in einem Aufzuge erschien, wie man ihn sonst nur bei mächtigsten Monarchen zu sehen gewohnt war. Er benahm sich auch auf diesem Kongresse mit der Rücksichtslosigkeit eines brutalen Gebieters, der nur sich selbst und seinen Willen anerkennt. Man sagt sogar, er habe die Türken in Fokschan absichtlich beleidigt und mißhandelt, damit der Krieg von neuem ausbreche und ihm so die Gelegenheit gewährt werde, noch einmal die Rolle eines Feldherrn zu spielen. Uebrigens verließ er schon nach einem Monate Fokschan wieder, weil er sich durch eine Kabale des Ministers Panin mit dem Verluste der kaiserlichen Gunst bedroht sah. Man hatte nämlich die Kaiserin dazu gebracht, daß sie Gregor's Platz dem Garde-Officier Wasiltschikow einräumte. Auf die Nachricht davon eilte Gregor nach Petersburg zurück. Obgleich dies ohne Erlaubniß und gegen den Willen der Kaiserin geschah, so verzieh Katharina ihm doch; denn sie hatte Leute, wie Gregor Orlow und später Potemkin waren, als Werk-

zeuge gegen eine Partei nöthig, welche ihren Sohn auf den Thron zu bringen wünſchte. Doch erſchien Gregor nachher nur noch zweimal in Petersburg. Sein Nachfolger in der Gunſt der Kaiſerin behauptete ſich nicht länger als 22 Monate, weil er ein unbedeutender Menſch war und Katharina nur Männer von genialem Sinne zu Vertrauten gebrauchen konnte.

Die durch Orlow's Entfernung abgebrochenen Friedensunterhandlungen wurden zwar wieder angeknüpft; man konnte aber nicht einig werden, und der Krieg begann im Frühling 1773 aufs Neue. Die Ruſſen, welche von Romanzow und deſſen Unter-Generalen Weismann, Dolgorucki, Suwarow und Kamenskoi angeführt wurden, fanden diesmal an den Türken tüchtigere Gegner, als früher, weil dieſe nicht nur mit Hülfe franzöſiſcher Officiere ihr Kriegsweſen verbeſſert, ſondern auch in Haſſan Paſcha einen gewandten Oberanführer erhalten hatten. Die Ruſſen wurden ſogar einige Male geſchlagen. Doch führte der Krieg auch im Jahre 1773 zu keiner Entſcheidung. Im Winter hätten die Türken einen ſehr vortheilhaften Frieden ſchließen können, weil Rußland durch den Koſaken Pugatſchew mit einem inneren Kriege bedroht wurde, und weil die Polen, gegen welche man damals die Gewaltthat der ſogenannten erſten Theilung ihres Reiches vollzog, zu einem ernſten Widerſtande entſchloſſen zu ſein ſchienen. Allein die Ulema's oder mit anderen Worten die Jeſuiten und theologiſchen Juriſten der Türkei bewirkten, daß man aus blindem Fanatismus die günſtige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließ. Im Januar des folgenden Jahres (1774) wurden die Türken, in deren Heeren eine beiſpielloſe Unordnung eingeriſſen war, völlig geſchlagen, und Romanzow ſchloß das Heer des Großvezirs bei Schumla auf eine ſolche Weiſe ein, daß daſſelbe ſich weder zurückziehen, noch auch einen Angriff auf ſeine Gegner machen konnte. Jetzt mußte man ſich daher zum Frieden verſtehen. Da auch Rußland politiſche Gründe hatte, die Beendigung des Krieges zu wünſchen, ſo gewährte Romanzow in Kutſchuck Kainardſche, einem Dorfe in der Nähe von Siliſtria, wo der Friede im Juli 1774 geſchloſſen wurde, dieſelben Bedingungen, die er früher angeboten hatte. Dies war jedoch nur eine ſcheinbare Großmuth; denn der Vertrag von Kutſchuck Kainardſche ſprach eigentlich ſchon die bevorſtehende Auflöſung des türkiſchen Reiches aus. Rußland gab nämlich zwar die gemachten Eroberungen mit Ausnahme von Aſow und einigen anderen Plätzen zurück; es erhielt aber die freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meer und auf der Propontis nebſt der ungehinderten Durchfahrt durch die Dardanellen, entzog die Tatarenländer am ſchwarzen Meere der türkiſchen Herrſchaft, löſte auch die Moldau und Wallachei

in gewissem Sinne von der Türkei ab, indem es sich ein Recht der Fürsprache in Beziehung auf beide Länder bei der Pforte vorbehielt, brachte so diese Fürstenthümer unter russischen Schutz, und machte Vorschriften über die Behandlung europäischer Reisenden, Gesandten und Consuln.

3. Die erste Theilung Polens und der Aufstand Pugatschew's.

Mittlerweile war das polnische Reich in die traurigste Lage gebracht und durch übermächtige Nachbarn seiner schönsten Provinzen beraubt worden. Beim Beginne des russisch-türkischen Krieges war Polen der Tummelplatz roher russischer Soldaten und brutaler Conföderirten geworden. Die Letzteren wurden von den Franzosen nicht nur mit Geld unterstützt, sondern Choiseul, damals Minister des Auswärtigen in Frankreich, schickte ihnen auch Officiere, unter welchen der nachher im französischen Revolutions-Kriege berühmt gewordene General Dumouriez sich befand. Die Russen hielten einerseits durch Bestechungen und durch die Artigkeiten ihres Gesandten Wolkonsky die Polen ab, sich zur Rettung ihres Vaterlandes mit einander zu verständigen und aus dem türkisch-russischen Kriege Nutzen zu ziehen. Andererseits aber verübten ihre Truppen zu gleicher Zeit schreckliche Gräuelthaten im Lande, und reizten dadurch die Polen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die russischen Generale Weimarn, Dewitz und Suwarow, von welchen der Letztere 1770 seinen Kriegsruhm durch einen Sieg über die Polen begründete, ließen eine Menge polnischer Edelleute nach Rußland schleppen oder grausam verstümmeln. Bald nachher rief Katharina auch ihren Gesandten Wolkonsky zurück, und schickte statt seiner den ebenso sehr durch Härte und Grobheit, als durch Kenntnisse und durch diplomatische Gewandtheit ausgezeichneten Saldern.

Dieser sprengte vor allen Dingen eine Partei, die sich bestrebte, die Einmischung der fremden Mächte dadurch abzuwehren, daß alle Conföderationen zugleich mit einander und mit der Regierung ausgesöhnt würden. Dann trat Saldern gegen die Conföderationen, gegen die Bewohner der Hauptstadt und sogar gegen den König drohend, gebietend und strafend auf. Der Letztere, welcher ohne Rücksicht auf die allgemeine Noth und Verwirrung sein lustiges und glänzendes Hofleben fortsetzte, wurde damals durch die Conföderirten um den letzten Rest seines Ansehens gebracht. Eine Schaar Conföderirter griff nämlich, auf Anstiften Pulawsky's und unter dessen Leitung, am 3. November 1771 den König in Warschau auf der Straße auf und schleppte ihn mit sich fort, um ihn in ihrer Gewalt zu behalten.

Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm jedoch schon drei Stunden von Warschau die Freiheit wieder. Dies fiel in die Zeit, als Oestreich, welches bisher den Conföderirten insgeheim seinen Schutz gewährt hatte, mit Rußland und Preußen über einen gegen Polen zu unternehmenden Gewaltstreich einig geworden war. Um diesen Streich ausführen zu können, wurden zuerst die Conföderirten durch russische Truppen, welche damals am Pruth und an der Donau für einige Zeit entbehrlich geworden waren, völlig besiegt und zerstreut. Hierauf verständigten sich die drei Mächte über eine gemeinschaftliche Vergrößerung auf Kosten der Polen. Da sie es jetzt nur noch mit der elenden königlichen Regierung zu thun hatten, und da Polen durch russische Truppen besetzt war, so hatte die beschlossene Beraubung des polnischen Reiches oder die sogenannte erste Theilung Polens (1772, 5. August) durchaus keine Schwierigkeiten.

Die Frage über den ersten Urheber des Gedankens, Rußland, Oestreich und Preußen zu einer Theilung Polens zu vereinigen, ist bis jetzt immer noch nicht mit Bestimmtheit zu beantworten; sie hat aber im Grunde auch nur eine ganz geringe historische Bedeutung. Faktisch steht Folgendes fest. Als Katharina ihren ersten Türken-Krieg begann, hielt Kaunitz für rathsam, die zwischen Oestreich und Preußen bestehende Feindschaft beizulegen und eine engere Verbindung beider Staaten zu schließen. Zu diesem Zwecke besuchte Kaiser Joseph II. im August 1769 den König von Preußen, als derselbe nach Schlesien gereist war, in Neiße. Friedrich II. erwiderte ein Jahr später den Besuch des Kaisers in dessen Lager bei dem mährischen Orte Neustadt. In beiden Zusammenkünften wurde über die polnischen und türkischen Angelegenheiten nicht nur im Allgemeinen unterhandelt, sondern es soll auch bei dieser Gelegenheit der Plan einer gemeinschaftlichen Beraubung Polens durch die drei Nachbarmächte verabredet worden sein. Der Zusammenkunft in Neustadt wohnte auch Kaunitz bei, auf welchen es bei diesem Plane besonders ankam, weil Maria Theresia von einer solchen Gewaltthat durchaus nichts wissen wollte, und nur mit der größten Mühe bewogen werden konnte, ihre Einwilligung dazu zu geben. Bald nach der zweiten Zusammenkunft des Kaisers mit Friedrich II. nahm des Letzteren Bruder Heinrich einen Besuch seiner Schwester, der schwedischen Königin, zum Vorwande, um ohne Aufsehen auch nach Petersburg reisen und dort das Nöthige mit Katharina verabreden zu können. Er blieb bis zum Januar 1771 in Petersburg, und brachte die Verhandlungen über die Theilung Polens zum Schlusse. Doch dauerte es noch eine geraume Zeit, ehe Rußland, Oestreich und Preußen sich über das Einzelne mit einander verständigten. Dies geschah erst im Sommer 1772 durch

einen am 5. August abgeschlossenen definitiven Vertrag. Unterdessen hatte man durch russische Truppen die Conföderirten zerstreuen und Polen besetzen lassen. Als der Theilungsvertrag geschlossen war, bemächtigten sich die drei Staaten ohne Weiteres derjenigen Stücke von Polen, die sie einander zugestanden hatten. Erst dann zeigte man den Polen und der übrigen Welt durch ein Manifest den begangenen Gewaltstreich an. Die in diesem Manifest angegebenen Beweggründe und Rechtfertigungen gleichen ganz denjenigen, welche Bonaparte in seinen Decreten anzuführen pflegte.

Zu der schreienden Gewaltthat ward noch der Hohn hinzugefügt, daß man vom polnischen Könige und Reichstage eine förmliche Einwilligung in die Beraubung verlangte. Vergebens ließ Stanislaus Poniatowsky durch den Großkanzler eine Gegenerklärung ausarbeiten, in welcher die Sophismen des von Rußland, Oestreich und Preußen erlassenen Manifestes aufs Gründlichste widerlegt waren. Die drei Mächte zwangen nicht nur den polnischen Senat zur Einberufung eines Reichstages, sondern sie hatten auch bei dieser Gelegenheit alle diejenigen Senatoren, von welchen ein Widerspruch zu erwarten gewesen war, gewaltsam zurückhalten lassen; und als statt 100 und etlichen 20 Senatoren nur etwa 30 sich eingefunden hatten, waren diese von Soldaten umstellt und, nachdem sie am 19. April den Reichstag einberufen hatten, an jeder weiteren Zusammenkunft gehindert worden. Der Fürst Czartorisky und einige andere Magnaten protestirten nachher in einer Privatversammlung vergebens gegen die beschlossene Einberufung des Reichstages. Dieser aber war kaum eröffnet worden, als man ihn zwang, die Form einer Conföderation anzunehmen, weil dadurch der zum Großmarschall ernannte und von den fremden Mächten erkaufte Poninsky gewissermaaßen der militärische Beherrscher des Reiches ward. Selbst die großen Herren, welche vorher protestirt hatten, und der elende Höfling auf dem Thron, welcher durch das Versprechen eines jährlichen Einkommens von anderthalb Millionen Gulden geködert worden war, unterschrieben wegen der Fleischtöpfe Aegyptens die Conföderation. Der Reichstag wurde durch Drohungen gezwungen, alle seine Rechte an einen aus seiner Mitte ernannten Ausschuß zu übertragen. Dieser weigerte sich lange Zeit mit der größten Standhaftigkeit, in die Forderungen der Mächte einzuwilligen. Er wurde aber dadurch mürbe gemacht, daß man allen angesehneren Herren in Warschau 50 bis 60 Mann fremder Soldaten zur Einquartierung gab, auf den Gütern mehrerer widerstrebenden Ausschußmitglieder Brandschatzungen eintrieb, andere von diesen mit Vertreibung aus dem Reiche bedrohte u. dergl. m. Durch solche Mittel wurde endlich im August 1773 der Ausschuß dazu ge-

bracht, sich in die Gebote der drei Mächte zu fügen. Der wieder versammelte Reichstag, auf welchem als einer Conföderation Stimmenmehrheit galt, wehrte sich noch bis in den September, und nahm dann den ihm aufgedrungenen Theilungsvertrag mit einer Mehrheit von nur zwei Stimmen an.

Die polnische Nation verlor durch diesen Vertrag ein Drittel ihres Reiches. Rußland erhielt nämlich 1975 Quadratmeilen mit anderthalb Millionen Einwohnern, Oestreich Galizien und Lodomirien, 1280 Quadratmeilen mit dritthalb Millionen Menschen, Preußen 631 Quadratmeilen und etwa 900,000 Menschen; oder mit anderen Worten, Rußland erhielt den größten, aber am wenigsten bevölkerten und fruchtbaren, Oestreich dagegen den fruchtbarsten und einträglichsten, Preußen den kleinsten, aber politisch bedeutendsten Theil. Das polnische Reich hatte fünf Millionen Einwohner verloren, und umfaßte fortan nur noch 9570 Quadratmeilen. Dieser Rest wurde dem König garantirt.

Nach der Abtretung eines so großen Gebietes wurden Senat, König und Reichstag genöthigt, in Betreff der polnischen Verfassung diejenigen Veränderungen zu beschließen, welche von dem gebietenden Auslande vorgeschrieben wurden. Diese Veränderungen, welche erst im April 1775 vom Reichstage beschlossen wurden, um deretwillen aber bis zu ihrer Annahme das Volk mitten im Frieden alle Uebel des Krieges zu erdulden hatte, bestanden hauptsächlich in folgenden vier Punkten: „Das Reich wird auf ewige Zeiten für ein Wahlreich erklärt. Zum Könige darf niemals ein Ausländer gewählt werden. Die Form der Regierung ist und bleibt republikanisch. Die ausübende Gewalt wird an einen immerwährenden Rath von 36 Personen übertragen."

Zu derselben Zeit, als Katharina II. zugleich den Polen und den Türken Gesetze vorschrieb und Länder entriß, ward im russischen Reiche eine Empörung unterdrückt, welche Tausenden von Menschen Tod und Verderben gebracht hatte, für die Regierung selbst dagegen nicht gefährlich gewesen war, weil russische Bauern und Kosaken zwar schreckliche Verwüstungen und Grausamkeiten zu üben vermögen, aber keine Revolution herbeizuführen im Stande sind. Diese Empörung hatte ihren Ursprung in der unter dem gemeinen Volke herrschenden Meinung, Kaiser Peter III. sei seinen Mördern entkommen und lebe noch. Nachdem bereits mehrere Betrüger sich für diese ächten Zaaren ausgegeben hatten, trat im Jahre 1773 ein gemeiner donicher Kosake, welcher zuletzt Officier geworden war, Pugatschew, als vorgeblicher Peter auf. Dieser fand bei den sogenannten Roskolniken oder Altgläubigen der griechisch-russischen Kirche, zu welchen fast alle donischen

Kosaken gehörten, Anhang, und hatte bald ein Heer von vielen Tausenden gesammelt. Er führte dasselbe vom Flusse Jaik oder Ural her in das Innere von Rußland, und die Unvorsichtigkeit einiger gegen ihn ausgeschickten Generale verschaffte ihm Gelegenheit zu einigen Siegen über die kaiserlichen Truppen. Das Volk strömte hierauf in Masse dem vorgeblichen Kaiser Peter zu; selbst in und um Moskau wartete man nur auf seine Ankunft, um loszubrechen. Der Aufstand ward außerdem auch noch dadurch sehr bedenklich, daß es schien, als wenn die Tataren, Kirgisen und Baschkiren ihn zur Empörung benutzen wollten. Allein die Gräuelthaten, welche Pugatschew's rohe Schaaren verübten, schreckten jeden gebildeten und angesehenen Mann, der dem Aufstande hätte Bedeutung verleihen können, von ihm zurück, und Pugatschew selbst war kein Mann, welcher eine Sache glücklich zum Ziele zu führen und den Unterdrückten Vertrauen einzuflößen vermochte. Er erbitterte als Roskolnik und roher Barbar Geistliche und Weltliche durch das Zerstören der Kirchen und Klöster, setzte der kanibalischen Wuth seiner roher Horden keine Schranken, und beging in der militärischen Leitung derselben Fehler, welche seinen Untergang unvermeidlich machten.

Pugatschew war, nachdem er die kaiserlichen Truppen geschlagen hatte, weiter nach Norden vorgedrungen, und hatte bereits, wie wenn er rechtmäßiger Herrscher wäre, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen lassen. Sein Heer wurde nachher im Frühjahr und Sommer 1774 zwar sechs- bis siebenmal von General Michelson im Felde besiegt, und er selbst sah sich zweimal von seinen Schaaren verlassen; jedes Mal sammelte sich aber wieder ein neues Heer um ihn, und der Aufstand brach furchtbarer aus als zuvor. Indessen stürzte Pugatschew durch die angegebenen Fehler sich selbst ins Verderben; und als er gar, anstatt sich um jeden Preis der Stadt Moskau, welche der Sitz des alten Russenthums war, zu bemächtigen, gegen Kasan zog und in dieser Stadt plündernd und brennend zu lange verweilte, ward er von Michelson wieder zurückgeschlagen. Er sammelte zwar, an der Wolga hinabziehend, noch einmal 20,000 Mann um sich; diese wurden aber, nachdem sie auf ihrem Zuge alle Felder verwüstet und Tausende von Menschen ermordet hatten, am 24. August 1774 von Michelson niedergehauen oder zerstreut. Pugatschew rettete sich damals schwimmend über die Wolga hinüber, und verbarg sich, von 60 seiner treuesten Freunde begleitet, in einer Wüste. Hier ereilte ihn im November sein Schicksal. Sein bester Freund, der in Gefangenschaft gerathen war, ließ sich nebst einigen Anderen von den Russen gewinnen, nahm ihn gefangen und überlieferte ihn gebunden seinen Feinden. Diese schlossen ihn gleich einem reißenden Thiere in einen Käfig ein, und

ließen ihn so nach Moskau bringen, wo er dann im Januar 1775 mit einigen seiner Anhänger enthauptet, seine Leiche aber verstümmelt und, nachdem sie einige Tage lang zur Schau ausgestellt gewesen, verbrannt wurde.

XI. Innere Angelegenheiten Englands zur Zeit des älteren Pitt und Abfall der nordamerikanischen Colonieen.

1. England und die nordamerikanischen Colonieen bis zum Beginne von Lord North's Ministerium.

Während in den übrigen Ländern der civilisirten Welt durch Minister und Fürsten Revolutionen oder Reformen gemacht wurden, um auf Kosten der geistlichen und weltlichen Aristokratie die absolute militärische Monarchie zu befestigen, brachen in England, Nord-Amerika, Holland und Belgien Volksbewegungen aus, welche auf demokratischen Grundsätzen beruhten oder doch mit ihnen in Zusammenhang standen. Wir gedenken zuerst der inneren Kämpfe des englischen Volkes und des gleichzeitigen Abfalles der Nordamerikaner von England, und gehen dann auf die Bewegungen in Holland und Belgien über.

In England herrschte seit 1760 Georg III., ein Fürst, welcher durch seine deutsche Mutter und deren vertrauten Freund, den Schotten Lord Bute, nicht blos zu einem strengen Orthodoxen erzogen, sondern auch mit autokratischen und legitimistischen Vorstellungen erfüllt worden war, die gerade nach England, das seine Verfassungszustände durch wiederholt glückliche Erhebungen gegen absolutistisch-gesinnte Fürsten erlangt hatte, am wenigsten paßten. Er mischte sich von Anfang an in die Regierung, trieb bald nachher den zum Staatsmanne geborenen älteren Pitt aus dem Ministerium, und ersetzte ihn durch Lord Bute, welcher nicht allein als Schotte keinen Familien-Anhang in England hatte, sondern auch aller der Talente entbehrte, durch die Pitt trotz seines ungemein großen Stolzes sich ausgezeichnet hatte. Auch mit den verschiedenen Ministern, welche nachher auf Lord Bute folgten, und mit der Aristokratie, in deren Gewalt das Parlament war, sowie mit der Bürgerschaft von London gerieth der

beschränkte und eingensinnige König in so heftige Streitigkeiten, daß diese sogar den Hauptgegenstand seiner Geschichte bis zum Jahre 1784 bildeten. Die Minister und die Aristokratie sahen sich durch Georg's monarchischen Stolz und durch den fortdauernden Einfluß Lord Bute's im gewohnten Besitze der Gewalt bedroht. Sie griffen daher den König und seine Günstlinge an. Ein Theil von ihnen begnügte sich aber dabei nicht mit Kabalen und Intriguen, sondern rief auch die von Rousseau gepredigten demokratischen Ideen zu Hülfe. Dadurch wurden dann heftige Volksbewegungen veranlaßt, welche von 1764 bis 1782 dauerten. Diese änderten zwar trotz ihres drohenden Aussehens die bestehenden Verhältnisse nicht im geringsten; sie übten aber doch auf die politischen Ansichten der Nation einen solchen Einfluß aus, daß in England eine sogenannte radikale Partei entstand, die man bisher dort nicht gekannt hatte. Uebrigens darf bei allen diesen Bewegungen, wie in der neueren Geschichte von England überhaupt, der Umstand nicht übersehen werden, daß seit Walpole's Zeit der Gegensatz der politischen Ansicht und Richtung, welcher die liberalen Whigs von den konservativen Tories unterschieden, nur sehr wenig hervortrat. Die Tories und die Whigs waren nämlich fortan nichts Anderes mehr, als zwei verschiedene Gruppen adeliger Familien und ihrer Creaturen, welche mit einander um den Besitz der Aemter, Pensionen, Parlaments-Stellen und anderer Vortheile des Regierens kämpften, und sich blos durch einen etwas mehr oder weniger aristokratischen Schein unterschieden.

Die heftige demokratische Bewegung, welche England eine Reihe von Jahren hindurch mit einer Revolution zu bedrohen schien, ward durch den im Februar 1763 geschlossenen Pariser Frieden veranlaßt. Sie ging zuerst von einem ganz gemeinen Demagogen und Zeitungsschreiber, John Wilkes, aus, welchen jeder rechtliche Mann tief verachtete, dem aber der leidenschaftliche Haß des Königs, seiner Minister und des Parlaments eine ganz unverdiente Unsterblichkeit verschaffte. Wilkes war durch das Talent, witzig, boshaft und fließend zu schreiben, ausgezeichnet, und wußte gerade wegen seines gemeinen Sinnes den rechten Ton für den großen Haufen zu treffen. Er war eine zeitlang Freund und Lustgenosse ausschweifender vornehmer Herren gewesen, hatte durch sie einen Sitz im Unterhause erhalten, und war von ihnen zur Abfassung politischer Pamphlete gebraucht worden. Er zerfiel aber nachher mit ihnen, verfolgte sie in schmutzigen Schmähschriften, und zog sich dadurch ein Duell, sowie später eine Anklage zu, während er zugleich in andere schlimme Händel verwickelt und von Gläubigern verfolgt wurde. Dieser Mann nun griff 1763 in einer Zeitung, der Nord-Britte genannt, die königliche Thronrede, in welcher der

Pariſer Friede verkündigt worden war, ſowie die Perſon des Königs und die der Miniſter auf eine ſo unverſchämte Weiſe an, daß er, wenn man ihn auf dem gewöhnlichen Wege und in der geſetzlichen Form angeklagt hätte, ganz gewiß verurtheilt worden wäre. Allein der König und die in ſeinem Auftrage handelnden Staats-Secretaire Egremont und Haliſax verletzten in ihrem Zorn die geſetzlichen Formen, die doch bei keinem Volke mehr gelten, als bei den Engländern. Sie gaben dadurch dem gehaßten Manne die Waffen gegen ſich ſelbſt in die Hände, und machten die Sache eines elenden Pamphletſchreibens zu einer Angelegenheit der Nation.

Wilkes ward auf Befehl der Miniſter verhaftet. Bald nachher aber ſetzte ihn das Gericht der gemeinen Proceſſe (court of common pleas) wieder in Freiheit, weil die Form des gegen ihn ausgefertigten Haftbefehles ungeſetzlich ſei und weil ein Parlaments-Mitglied wegen einer Schmähſchrift nicht verhaftet werden könne. Hierauf bedienten ſich die Miniſter des ihnen unbedingt ergebenen Parlamentes, um Wilkes zu verfolgen. Dieſes verletzte ihnen zu Gefallen ſeine eigenen Rechte. Es decretirte nämlich, daß, was ja nur durch ein Gericht hätte ausgemacht werden können, das betreffende Zeitungsblatt eine Schmähſchrift ſei und Aufruhr predige. Zugleich ſtieß es den Verfaſſer aus ſeiner Mitte, und befahl die Verbrennung jenes Zeitungsblattes durch Henkers Hand. Dieſer Schritt, vermöge deſſen man zu Gunſten des Klägers das beſtehende Recht für einen beſonderen Fall änderte, rief eine große Aufregung hervor. 17 Mitglieder des Oberhauſes proteſtirten öffentlich gegen ein ſolches Verfahren der Regierung und des Parlamentes. Der Pöbel der Hauptſtadt erlaubte ſich faſt täglich Tumulte und Thätlichkeiten; und als das Zeitungsblatt verbrannt werden ſollte, vertrieb er die Polizei und entriß das Blatt dem Henker. Die Gerichte endlich nahmen Klagen gegen diejenigen Leute an, welche die Befehle der Miniſter gegen Wilkes ausgeführt hatten, und verurtheilten dieſelben nicht nur zur Schadloshaltung, ſondern ſie ſetzten auch die ihnen auferlegten Geldbußen höher an, als ſie unter anderen Umſtänden gethan haben würden. Andererſeits beging auch der König die große Unvorſichtigkeit, die Sache zu einer perſönlichen Angelegenheit zu machen. Er bezahlte die über ſeine Diener verhängten Geldſtrafen aus ſeiner eigenen Kaſſe, und erklärte, daß er keinem Menſchen eine Gunſtbezeugung erweiſen werde, der ſich an den öffentlichen Feierlichkeiten zu Ehren des Wilkes und der Gerichte betheiligt habe.

Wilkes war damals zugleich wegen einer anderen Schmähſchrift angeklagt, welche äußerſt ſchmutzige Angriffe auf die Sittlichkeit enthielt und einige Pairs dem öffentlichen Geſpötte preisgab. Da dieſe

Schrift den Demagogen bei einem kirchlich-gläubigen Volke als Religions-Spötter und als unsittlichen Menschen verhaßt machte, und da er nach seiner Ausstoßung aus dem Parlament sich von Seiten seiner vielen Gläubiger mit einer Schuldhaft bedroht sah, so hielt er für rathsam, England zu verlassen und in Frankreich günstigere Zeiten abzuwarten. Er wurde hierauf abwesend vom Obergericht verurtheilt und auf so lange für rechtlos (outlaw) erklärt, bis er sich gestellt und durch sein persönliches Erscheinen einem neuen Processe unterworfen habe. Vier Jahre nachher (1768), als der Streit mit dem Könige und seinen Ministern den höchsten Grad von Heftigkeit erreicht hatte, fand die Opposition im Interesse ihrer Pläne für gut, den Demagogen wieder zurückzurufen und ihm eine Stelle im Parlament zu verschaffen.

In der Zwischenzeit brach der Streit mit den nordamerikanischen Colonieen aus, welcher einen für die neuere Geschichte höchst wichtigen Ausgang genommen hat. Veranlaßt wurde er durch den Versuch des Königs Georg und seiner Minister, den Colonieen durch das englische Parlament Steuern auflegen zu lassen. Ungerecht würde an sich eine solche Besteuerung nicht gewesen sein, weil England am siebenjährigen Kriege, welcher seine Schuldenlast so sehr vermehrte, hauptsächlich der Colonieen wegen Theil genommen hatte. Auch sträubten sich die Amerikaner gegen einen Beitrag zu den Staatsausgaben nicht; ja, sie waren bereit, freiwillig eine noch größere Summe zu geben, als die von ihnen geforderte Steuer einbringen konnte. Aber sie wollten mit allem Rechte den Grundsatz, auf welchen das Begehren des englischen Parlaments sich stützte, nicht anerkennen, oder mit anderen Worten, sie wollten nicht zugeben, daß ein Parlament, in welchem sie selbst nicht vertreten waren, und noch dazu ein Parlament, dessen Mehrheit nicht das Volk, sondern nur die Aristokratie von England repräsentirte, sie besteuern dürfe. Dabei stützten sie sich nicht etwa blos auf positive und verbriefte Rechte, sondern auch auf das allgemeine Natur- und Menschenrecht. Es handelte sich also beim Streite zwischen Amerika und England um Principien überhaupt, und da damals das Neue mit dem Alten nicht länger verträglich war, so wurde durch den Kampf der Nordamerikaner mit England zugleich der Same der unmittelbar nachher erfolgenden und noch immer nicht zur Ruhe gekommenen Revolutionen Europas gesät. Dies könnte, wenn es auch nicht aus dem ganzen Gange der nordamerikanischen Revolution hervorginge, schon aus den Reden des älteren Pitt, aus den hämisch-demokratischen Zeitungs-Artikeln, welche damals unter dem Namen der Briefe des Junius erschienen, und dem ungeheuren Eindrucke, den dieselben machten,

sowie aus den Verhandlungen des nordamerikanischen Kongresses nachgewiesen werden. Wir wollen zu diesem Behufe nur zwei Stellen aus Pitt's Reden anführen. Im Jahre 1765 erklärte Pitt dem Parlament: „Das Recht der Besteuerung steht weder der Regierung, noch der gesetzgebenden Gewalt zu, sondern jede Abgabe ist ein freiwilliges Geschenk, das vom Unterhause allein gegeben wird, und bei welchem die Mitwirkung des Oberhauses und der Krone nur der bloßen Form wegen erforderlich ist. Das Unterhaus repräsentirt jedoch nur das Volk von Groß-Britannien; es kann daher auch blos dasjenige schenken, was dieses besitzt. Aber zu behaupten, daß dasselbe über das Eigenthum der Amerikaner verfügen könne, würde eine förmliche Absurdität sein." In der berühmten Rede, welche Pitt, mittlerweile zum Lord Chatham erhoben, im Frühjahr 1774 vor dem Oberhause hielt, heißt es am Schlusse: „Es ist immer meine feste und unerschütterliche Meinung gewesen, und ich werde sie mit ins Grab nehmen, daß unser Land durchaus kein Recht hat, den amerikanischen Colonieen Steuern aufzulegen. Eine solche Besteuerung widerstreitet allen Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Staatsklugheit; sie widerstreitet jenem wesentlichen und ewigen Naturrechte, welches als ein Grundgesetz in die brittische Verfassung eingepfropft ist, daß nämlich Alles, was ein Mensch auf ehrliche Weise erworben hat, sein unbedingtes Eigenthum ist, über welches er frei verfügen kann, und das ohne seine Einwilligung ihm nicht entrissen werden darf."

Der Streit begann im Frühjahr 1765. Das englische Parlament beschloß damals im Einverständnisse mit dem Ministerium, welchem seit Bute's Rücktritt (1763) Lord George Grenville vorstand, die Erhebung einer Stempeltaxe in den nordamerikanischen Colonieen. Dieser Schritt rief in den 13 Provinzen von Nordamerika die größte Aufregung hervor, und hatte zur Folge, daß im October 1765 zu New-York ein Kongreß von Deputirten zusammentrat, welcher nicht allein Beschwerdeschriften nach England schickte, sondern auch einen förmlichen Widerstand gegen die Erhebung jener Abgabe organisirte. In Folge davon entwickelte sich in Nordamerika alsbald ein Zustand der Dinge, welcher die Regierung und den Handelsstand von England in die größte Verlegenheit brachte. Jedermann weigerte sich, gestempeltes Papier zu kaufen oder gar sich als Beamter bei der Steuererhebung gebrauchen zu lassen. Ueberall wurde das Stempelpapier vernichtet, und man verbrannte sogar die Acten und Buden der Einnehmer. Die Civilgerichtshöfe konnten aus Mangel an Stempelpapier keine Sitzungen mehr halten. Der Seehandel endlich hörte, weil für jede Seefahrt gestempeltes Papier erforderlich war, ganz auf, und die Fabrikanten in England, sowie die dortigen Gläubi-

ger der Amerikaner sahen sich dadurch mit den empfindlichsten Verlusten bedroht.

Dies fiel in die Zeit, als König Georg III. den Lord Grenville und seine Collegen, welche durchaus die Freunde Bute's aus ihren einflußreichen Stellen entfernt haben wollten, bereits verabschiedet und durch ein vom Marquis von Rockingham geleitetes Ministerium ersetzt hatte (Juli 1765). Die neuen Minister waren von Anfang an entschlossen, die Stempeltaxe zurücknehmen zu lassen; sie konnten aber bei dem Eigensinn des Königs und vieler Engländer ihren Vorsatz nicht eher ausführen, als bis sie vermittelst der Autorität eines Bürgers der renitenten Colonieen, Benjamin Franklin, die öffentliche Meinung für die Sache gewonnen hatten (März 1766). Benjamin Franklin, welcher von dieser Zeit an für Nordamerika und dessen Beziehungen zu Europa die größte Bedeutung erhielt, war ein echter Nordamerikaner. Er besaß alle Eigenschaften der sogenannten praktischen Menschen, hatte für nichts als für die reellen Zwecke des Lebens Sinn, und verlachte, wiewohl kluger Weise nicht öffentlich und laut, jede Art von Begeisterung und Idealität. Auch mit der Moral, deren Gebote er in älteren Zeiten ehrte und achtete, nahm er es mitunter, wenn nicht von etwas geradezu Schlechtem die Rede war, nicht allzu streng. In großer Armuth geboren, eines Seifensieders Sohn, hatte er sich durch Fleiß und Klugheit ein bedeutendes Vermögen erworben und als Gründer von Druckereien und Journalen schon längst sich und einigen seiner Genossen großen Einfluß verschafft. Er hatte sich außerdem schon seit langer Zeit nicht nur durch philosophische und politische Schriften, sondern auch durch Beobachtungen und Forschungen in der Physik, namentlich durch die Entdeckung der Elektricität der Gewitterwolken, berühmt gemacht. Alles dies hatte bewirkt, daß er in politischer und litterarischer Beziehung der wichtigste Mann in den 13 Provinzen seines Heimathlandes geworden war. Die Pennsylvanier hatten ihn daher auch schon 1757 zu ihrem Agenten beim englischen Ministerium erwählt; und als Rockingham sich seiner zu bedienen beschloß, befand Franklin sich wieder in derselben Eingenschaft zu London. Rockingham bewirkte, daß Franklin, als ein mit den Verhältnissen Nordamerikas vertrauter und für unparteiisch geltender Mann vor das Parlament gerufen wurde, um über die Angelegenheiten seiner Heimath Auskunft zu ertheilen. Die von Franklin gegebenen Erklärungen, welche durch die Zeitungen und sogar durch eine besondere Schrift auch ins Publikum gebracht wurden, hatten die vom Ministerium beabsichtigte Wirkung, indem das Parlament sich bald nachher zu einem Schritte bewegen ließ, durch welchen die Stempeltaxe beseitigt und doch auch, wie man wenigstens

hoffte, der König und alle ihm gleich denkenden Engländer, zufrieden gestellt wurden. Es ward nämlich die Stempelacte aufgehoben (1766), zugleich aber durch eine besondere Erklärung beider Häuser das Besteuerungsrecht des Mutterlandes gewahrt. Die Amerikaner waren mit diesem Beschlusse, auf welchen noch einige andere für sie günstige Verfügungen folgten, zufrieden, weil sie als praktische Menschen auf bloße Worte keinen Werth legten. Ganz anders verhielt es sich aber mit König Georg und seinen streng aristokratischen Freunden.

Diese waren über die Wendung, welche Rockingham der Sache gegeben hatte, so sehr aufgebracht, daß das Ministerium sich nicht halten konnte. Es wurde entlassen und ein neues Ministerium gebildet, an dessen Spitze der unfähige und blos durch seinen Familien-Einfluß bedeutende Herzog von Grafton gestellt ward. Um demselben auch die Gunst des Volkes zu verschaffen, nahm man neben den Freunden und Verwandten Lord Bute's welche Georg als Stützen und Werkzeuge seines Eigensinnes ansah, noch drei Patrioten auf, nämlich den älteren Pitt, welcher jetzt als Earl oder Graf von Chatham Pair wurde, seinen Freund Lord Shelburne und den Oberrichter Pratt, der zum Lord Camden gemacht wurde. Lord Chatham hatte geglaubt, daß er die vornehmen Herren, zu deren Collegen er sich aus Patriotismus hergegeben hatte, durch Ueberlassung von Vortheilen und äußeren Ehren abspeisen, sich selbst aber und seinen Freunden die eigentlichen Geschäfte vorbehalten könne; er sah sich jedoch bald getäuscht, und da er überdies kränkelte, so trat er schon 1767 von den Geschäften zurück, ohne indessen darum seine Stelle niederzulegen. Dies that er erst im October 1768.

Die Vertrauten des Königs im neuen Ministerium waren lauter Männer von der Art, wie der Herzog von Aiguillon und andere geniale Hofleute in Versailles; sie kannten kein anderes Vaterland, als sich und die Ihrigen, hatten kein anderes Ziel als die Hofgunst, und suchten keinen anderen Lohn, als die Befriedigung ihres Hochmuthes. Sie gesellten sich bald auch den Lord North als Kanzler der Schatzkammer zu, einen Mann, welcher nur mittelmäßige Fähigkeiten besaß, aber im Sprechen gewandt war, und sich außerdem besonders durch schamlose Verachtung der Moral und der öffentlichen Meinung auszeichnete. Nach allem Angegebenen versteht es sich von selbst, daß das neue Ministerium den Lieblingsplan des Königs, die Besteuerung der Nordamerikaner, wieder vornahm, um ihn mit nächster Gelegenheit doch durchzusetzen. Im Mai 1768 wurde ein neues Parlament gewählt, dessen Majorität zwar den Ministern unbedingt folgte, in welchem aber Rockingham's Anhänger eine starke Opposition bildeten. Diese ward furchtbarer, als im Herbst desselben Jahres Lord Chatham

und Shelburne, deren Beispiel bald auch von Lord Camden befolgt wurde, aus dem Ministerium schieden.

Die Wahlen für das neue Parlament hatten auch den Demagogen John Wilkes nach England zurückgeführt. Die Opposition glaubte nämlich von seinem Talente als Zeitungsschreiber und von seinem Ansehen als Demagog Vortheil ziehen zu können; sie bezahlte daher seine Schulden und bewirkte, daß er ins Parlament gewählt wurde; und zwar ließ man ihn, damit er eine größere Bedeutung erhalte, nicht etwa in einem jener kleinen Orte wählen, in welchen die Wahlen ganz und gar von einer einzigen Familie abhingen, sondern in der Grafschaft Middlesex, zu welcher die Hauptstadt des Reiches gehört. Diese Wahl glückte und sie ward mit unbeschreiblichem Jubel als ein Triumph des Volkes über König und Minister gefeiert. Wilkes mußte jedoch, ehe er ins Parlament eintreten konnte, sich vor Gericht stellen, um die Aufhebung seiner Aechtung zu erlangen. Er that dies am 27. Mai 1768 unter großem Lärmen des Volkes, welches durch Demagogen oder vielleicht auch, wie man wissen wollte, absichtlich durch die Polizei aufgereizt worden war. Noch ärger war der Tumult am Eröffnungstage des Parlaments (10. Mai) gewesen. Die Menge hatte damals so heftig gelärmt und getobt, daß man Truppen hatte herbeirufen müssen, welche dann unter das Volk feuerten und mehr als 20 Menschen tödteten. Dies wurde benutzt, um einen wüthenden Haß gegen die Regierung zu entflammen. Das Parlament war übrigens nur der Form wegen berufen worden, und vertagte sich daher bald wieder bis zum November. In der Zwischenzeit ward Wilkes Proceß von dem Obergerichte entschieden. Die Verhandlungen über diesen Proceß dauerten unter beispiellosem Zudrange des Volkes vom 10. bis zum 18. Juni, und endigten mit einem sehr harten Spruche des Obergerichtes, dessen Präsident damals der dem Könige unbedingt ergebene Lord Mansfield war. Wilkes wurde zu zehnmonatlicher Haft, sowie zu einer Geldstrafe von 1000 Pfund verurtheilt, und mußte außerdem noch für sein Betragen auf sieben Jahre Bürgschaft stellen. Da er von diesem Urtheilsspruche an das Oberhaus appellirte, so standen für den kommenden Winter neue tumultuarische Scenen bevor. Diese mußten sogar voraussichtlich noch ärger werden, weil durch eine Unvorsichtigkeit des Ministers Lord Weymouth die herrschende Aufregung sehr gesteigert worden war. Weymouth hatte nämlich in einem Circular die Soldaten, welche auf das Volk geschossen hatten, wegen ihres energischen Benehmens belobt, und Wilkes hatte dieses Circular mit einem so boshaften Commentar abdrucken lassen, daß der Minister ihn bei der Wiedereröffnung des Parlaments anklagte, die Privilegien desselben verletzt zu haben.

Das Parlament begann, als es im November 1768 wieder zusammengetreten war, seine Thätigkeit mit einem übereilten Urtheilsspruche über Wilkes wegen seines Angriffes auf Lord Weymouth. Im Februar ging man sogar noch weiter, indem Wilkes aus demselben Grunde vom Parlament ausgeschlossen wurde. Schon im Januar hatte auch das Oberhaus die von Wilkes eingelegte Appellation verworfen. Diese Schritte der beiden Häuser dienten nur dazu, das Volk noch mehr aufzuregen, und wurden von der Opposition zu ihren Zwecken benutzt. Die Gegner des Ministeriums bewirkten ohne große Anstrengung, daß bei der neuen Wahl in Middlesex Wilkes wieder zum Deputirten ernannt wurde. In der Zwischenzeit waren bereits Scenen vorgefallen, wie man sie nur in eigentlichen Revolutionen zu sehen gewohnt ist. Die Opposition hatte den Pöbel fast jeden Tag zu Gewaltthaten fortgerissen, welche dann wieder von der Regierungspartei als eine willkommene Gelegenheit, die Soldaten einschreiten zu lassen, benutzt wurden. Man hatte sogar dem König zum Hohne die Errichtung der Republik von 1649 durch eine Komödie gefeiert, bei welcher Tausende von Menschen in Procession nach dem St. James-Palast zogen, daselbst ein Schaffot errichteten und die Enthauptung Karl's I. darstellten. Auch bei dieser Gelegenheit hatten die Minister unter das Volk feuern lassen.

In dieser Zeit revolutionärer Bewegungen trat ein Mann als Schriftsteller auf, welcher den König, die Minister und die gesammte Junkerherrschaft mit einer ganz außerordentlichen Kraft des Geistes und der Sprache angriff. Dieser Mann, dessen Name ein Geheimniß geblieben ist,*) war der Verfasser der Zeitungsartikel, welche unter der Aufschrift Juniusbriefe vom 21. Januar 1769 an in einem Londoner Blatte erschienen, und nachher oft als ein besonderes Buch abgedruckt worden sind. Er war, wie aus seiner ganz genauen Kenntniß aller Verhältnisse und Staatsmänner hervorgeht, eine der angesehensten Personen in England. Seine Briefe sind ein Meisterstück des englischen Stils, und können in dieser Hinsicht sowie in Betreff ihrer Wirkung nur mit Rousseau's Briefen vom Berge und mit Mirabeau's Reden verglichen werden. In diesen Briefen ward das ursprünglich demokratische Element der englischen Verfassung dem aristokratischen der späteren Zeiten entgegengesetzt, indem der Verfasser mit grellen Farben den Kontrast zwischen dem angelsächsischen Volksrechte, als der eigentlichen Grundlage der englischen Verfassung, und der durch die Normannen eingeführten und nachher in eine reine Junker-Aristokratie umgewandelten militärischen Feudalmonarchie

*) Man nimmt jetzt an, daß Philipp Francis der Verfasser war.

darstellte. Dies traf wie ein Blitzstrahl, theils weil die Ansicht neu und einleuchtend und der Ausdruck kurz, klar und schneidend war, theils weil jene Briefe mit unerhörter Kühnheit den Schleier von der Zeitgeschichte hinwegzogen, und mit revolutionärer Dreistigkeit die angesehensten Personen anklagten und verläumdeten. Jeder der Briefe verkündigte eine neue Zeit, in welcher vom Wohle Aller, nicht von behaglicher Ruhe der wenigen Auserkorenen die Rede sein müsse, für Arme und Reiche ein gleiches Recht im Leben gelte, und die Lasten des Staates nur diese, nicht jene drückten.

Von Wilkes redete der Verfasser dieser Briefe nur mit Verachtung; aber da die Sache desselben eine Nationalangelegenheit geworden war, so benutzte er sie zu seinen heftigen Angriffen auf das Parlament und die Regierung. Das Parlament erklärte Wilkes, als er wieder gewählt worden war, aufs Neue für unwürdig, im Hause zu sitzen; die Grafschaft Middlesex, das Recht des Volkes in einem allerdings wenig würdigen Vertreter mit Zähigkeit festhaltend, erwählte ihn aber noch zweimal nach einander wieder. Zugleich sicherte die Opposition die Existenz des Demagogen durch eine Subscription und durch einträgliche Geschäfte, zu welchen sie ihm verhalf; auch bewirkte sie, daß er Bürger und Rathsherr von London ward. Das Parlament dagegen ließ sich zu einer förmlichen Gewaltthat hinreißen: es berief den Mann, welcher nach Wilkes die meisten Stimmen gehabt hatte, als Deputirten von Middlesex ein. Dieser Schritt veranlaßte die ärgsten Volksbewegungen und die heftigsten Angriffe auf Parlament und Regierung. Die Stadt London gerieth gegen den Schluß des Jahres 1769 fast in offenen Aufstand; und in den Vorstellungen, welche der Magistrat derselben dem Könige überreichte, herrschte ein Ton und eine Sprache, wie sie nachher nur erst in Frankreich vor dem Sturze des Königthums wieder gehört wurde. Ebenso erlaubte sich der Verfasser der Juniusbriefe förmliche revolutionäre Drohungen und Aufrufe. Im 35. Briefe heißt es z. B. geradezu: „Der Fürst, welcher das Verfahren der Stuarts nachahmt, sollte sich durch das Schicksal derselben warnen lassen; und anstatt auf die Rechtmäßigkeit seines Besitzes der Krone zu pochen, sollte er eingedenk sein, daß dasjenige, was durch eine Revolution erlangt worden ist, durch eine andere Revolution wieder genommen werden kann.“ Auch Lord Chatham trat im Parlament mit gleich großer Kühnheit auf. „Die Tyrannei,“ sagte er in einer seiner Reden an das Oberhaus, „ist niemals furchtbarer, als wenn sie von einer Anzahl Tyrannen geübt wird. Dies steht aber mit unserer Verfassung im Widerspruche; denn der erste Grundsatz derselben besteht, wie wir Alle wissen, darin, daß der Unterthan nicht nach der Willkür irgend eines Menschen

oder einer Anzahl von Menschen beherrscht werden soll, sondern nach bestimmten Gesetzen, zu welchen er selbst durch seine Vertreter im Parlamente seine Zustimmung gegeben hat." Solche Angriffe konnte Grafton auf die Dauer nicht ertragen. Er legte daher am 28. Januar 1770 seine Stelle nieder.

2. England und die nordamerikanischen Colonieen von 1770 bis zur Unabhängigkeitserklärung der Letzteren (1776).

Lord North bildete nach Grafton's Abgange ein neues Ministerium. Er war und blieb allgemein verhaßt, behauptete sich aber dessenungeachtet durch seine Verachtung aller Rücksichten der Ehre, des Rechtes und der Moral, durch seinen Witz und seine Keckheit länger als ein Jahrzehnt an der Spitze der Geschäfte. Er hatte dabei am Parlament eine feste Stütze, weil die herrschende Partei wohl einsah, daß den mittleren Klassen ein wild demokratischer Geist eingehaucht werde, daß man also, um die Hierarchie und Feudalmacht zu erhalten, Energie zeigen müsse, bis das Volk müde und mürbe geworden sei. Lord North und seine Freunde im Parlament wußten recht gut, daß es, wenn man nur ausdauernden Muth besitze, mit der so drohend aussehenden Volksbewegung nicht viel auf sich habe, weil die Engländer bis auf die untersten Klassen hinab seit Jahrhunderten von tiefem Respect gegen alles Aristokratische durchdrungen seien, und weil die Kaufleute und Juristen, welche damals in London mit dem Könige und der Aristokratie haderten, ihre Comforts allzu sehr liebten, als daß sie es zum Aeußersten kommen lassen würden. Die Stadt London erhielt allerdings bald nach der Bildung des neuen Ministeriums ein ganz revolutionäres Ansehen. Der Lordmayor Beckford und die Rathsherren überreichten im März 1770, von zahllosen Bürgern begleitet, dem Könige eine Adresse, welche in den kühnsten Ausdrücken die Minister, das Parlament und mittelbar sogar den König selbst angriff. Die Minister begingen damals die Unvorsichtigkeit, dem Könige eine Antwort in den Mund zu legen, welche für die Londoner Bürgerschaft höchst beleidigend war und daher die Wirkung hatte, daß diese bald nachher Grobheit mit Grobheit erwiderte. Die königliche Antwort lautete: der Inhalt der Adresse sei beleidigend für den König, beschimpfend für das Parlament und den Grundsätzen der Verfassung offenbar zuwider.

Diese Antwort wurde von der Opposition vergebens im Parlament zur Sprache gebracht. Nach dem Schlusse der Parlamentssitzung (23. Mai 1770) erschien deshalb der Lordmayor mit den Aldermen und Stadtbeamten noch einmal vor dem Könige, um sich über die ihnen ertheilte Antwort zu beklagen und ihn sowohl zur Entlassung seiner

gegenwärtigen Minister, als auch zur Auflösung des Parlaments aufzufordern. Der König ertheilte eine entschieden ablehnende und tadelnde Antwort, die ihm von seinen Ministern angegeben worden war. Nun aber that Beckford, ein entschiedener Republikaner und Demokrat, ohne alle Rücksicht auf Etikette und Sitte einen Schritt, welcher dem Könige eine öffentliche Beschämung bereitete. Er erbat sich nämlich die Erlaubniß, etwas auf die erhaltene Antwort erwidern zu dürfen; und der König, welcher nicht gewohnt war, selbstständig zu handeln, hatte nicht Geistesgegenwart und Gewandtheit genug, sich ohne Weiteres zu erheben und entweder selbst sich zu entfernen oder den dreisten Mann zu entlassen. Dieser hielt hierauf in Gegenwart des ganzen Hofes eine demokratische Rede von der Art, wie 1791 Pethion als Maire von Paris sie zu halten pflegte. Er erinnerte am Schlusse derselben sogar an die Revolution, durch welche König Karl I. auf das Schaffot gebracht worden war, indem er sagte, jeder, welcher das Herz des Königs seinen Unterthanen und besonders der Stadt London entfremde, sei ein Feind seiner Majestät, ein Störer des öffentlichen Friedens und ein Verräther an der glücklichen Verfassung Englands, welche in einer durch die Nothwendigkeit herbeigeführten ruhmvollen Revolution festgestellt worden sei. Der König soll sich über diese Rede Beckford's so sehr geärgert haben, daß er vor Zorn blutroth ward. Um ihn gegen die Wiederholung einer so ärgerlichen Scene zu schützen, verboten die Minister dem Lordmayor, jemals wieder eine Adresse zu überreichen. Uebrigens würde das ganze Gezänke der Londoner Krämer und Juristen mit dem Könige zu keiner anderen Zeit einer Beachtung werth sein; es hatte aber damals für Europa den Vortheil, daß die unter strenger Aufsicht stehenden Zeitungen des Festlandes so respectwidriger Dinge wenigstens Erwähnung thun mußten, daß also die Völker Europas, neben den Berichten über Feste, Paraden, Opern, Jagden, Reisen und Ordensverleihungen ihrer Fürsten, auch eine Nachricht von den freien Reden in England und vom dortigen Pochen auf bürgerliche Rechte erhielten.

Den Ministern und dem Könige wurden zu derselben Zeit, als man sie des Angriffes auf die Freiheiten und Rechte der Nation beschuldigte, auch noch darüber Vorwürfe gemacht, daß sie aus Parteirücksichten die Aemter mit unfähigen Menschen besetzten, und daß sie, um den Frieden zu erhalten, die Ehre Englands preisgäben. Man machte ihnen namentlich aus der unterlassenen Beitreibung einer ansehnlichen Summe, welche Spanien vom siebenjährigen Kriege her als Beutegeld an englische Matrosen und Soldaten zu zahlen hatte, einen Vorwurf, sowie außerdem noch aus der Nichtunterstützung der

Korsen welche unter Paoli aufgestanden waren und aus der Art, wie ein Streit mit Spanien über die Falklands-Inseln beendigt worden war. Was den letzteren Punkt betrifft, so hatten die Spanier 1769 eine englische Colonie auf den Falklands-Inseln an der Südostküste von Südamerika gewaltsam vernichtet, und die Minister hatten sich, anstatt den Krieg zu erklären, in Unterhandlungen eingelassen, welche mit dem bloßen Scheine einer Genugthuung, sowie mit dem Aufgeben jener Colonie endigten und, damit kein Document über die Sache vorhanden sei, mündlich geführt wurden. Wegen dieses Verfahrens wurden die Minister als Verräther des Landes und seiner Ehre auf furchtbare Weise angegriffen, besonders in den Junius-briefen. Sie kannten jedoch die Natur und den Geist ihres Volkes zu gut, um nicht den ganzen Lärm ruhig zu verachten, so lange keine ihnen entgegenstehende aristokratische Partei der Sache eine Bedeutung verlieh.

Während dieser heftigen Bewegungen in England war auch die Aufregung in Nordamerika immer größer geworden. Im Jahre 1767 hatte Townshend, Kanzler der Schatzkammer im Ministerium des Herzogs von Grafton, eine neue Spitzfindigkeit zu Gunsten des Planes ausgeheckt, aus dem Beutel der Amerikaner eine Schatzkammer für die Bedürfnisse derselben anzulegen. Es sollte nämlich von verschiedenen Waaren, welche Amerika blos aus England bezog, eine Abgabe entrichtet werden, weil die Engländer doch das Recht hätten, ihre eigene Einfuhr in Amerika zu besteuern. Dieser Vorschlag wurde angenommen; allein die Amerikaner machten seine Ausführung dadurch unmöglich, daß sie sich verabredeten, so lange keine englischen Waaren zu kaufen, als eine besondere Abgabe auf denselben ruhe, was leicht durchzuführen war, weil es dabei nur auf die wenigen Großhändler ankam, welche die Waaren in Amerika verbreiteten. Lord North erdachte deshalb einige Jahre später (1770) eine dritte Auskunft, um ohne Nachtheil für den englischen Handel dasjenige, worauf es vor allem Anderen ankam, nämlich das behauptete Recht der Besteuerung, zu wahren. Auf seinen Rath wurde nämlich beschlossen, alle jene Steuern wieder zurückzunehmen mit alleiniger Ausnahme einer kleinen Abgabe vom Thee, welche blos des Princips wegen beibehalten werden solle. Dies konnte, wie jede halbe Maaßregel, dem Streite unmöglich ein Ende machen, zumal da Lord North vor dem Parlament geradezu ausgesprochen hatte, man werde den Colonieen niemals gleiche Rechte mit dem Mutterlande zugestehen, und die Zurücknahme der Theesteuer sei nicht eher denkbar, als bis Amerika zu den Füßen der Minister und des Parlaments liege.

Die Amerikaner halfen sich auch jetzt wieder damit, daß sie unter

einander verabredeten, durchaus keine versteuerten Waaren zu kaufen. Ihre Großhändler ließen 1771 und 1772 theils gar keinen Thee kommen, theils verschafften sie sich ihn durch Aufkauf unter der Hand. Der bedeutende Verlust, welchen dadurch die ostindische Compagnie erlitt, bewog die englische Regierung zu einer neuen Einrichtung, vermöge deren die Compagnie selbst die Steuer in England entrichten und den Thee durch ihre Agenten in Amerika im Kleinen verkaufen lassen sollte. Durch diese Maßregel wurde die Verabredung, nicht zu kaufen, vereitelt und den amerikanischen Großhändlern ein bedeutender Schade zugefügt worden sein. Sie konnte also auch bei dem in Amerika herrschenden Geiste nur die Wirkung haben, daß die Erbitterung und der Widerstand noch heftiger wurden, als Beide vorher gewesen waren, zumal da Benjamin Franklin, welcher damals als Agent von drei Provinzen in London war, Oel ins Feuer goß. Franklin hatte von Anfang an eine doppelte Rolle gespielt und, noch als er scheinbar für eine Aussöhnung thätig war, in Wahrheit schon auf eine völlige Losreißung der Colonieen von England hin gearbeitet. Er wußte sich im December 1772 den Besitz von einer Reihe sehr heftiger Briefe zu verschaffen, welche von englischen Oberbeamten in Nordamerika nach London geschickt worden waren, und ließ dieselben 1773 in Amerika drucken und verbreiten. Diese Briefe steigerten die Wuth der Amerikaner, und rissen den eigentlichen Bürgerstand zu Gewaltthaten und zur Selbsthilfe hin. Dies geschah zuerst in der ganz demokratischen Provinz Massachusets. In Boston nämlich, der Hauptstadt dieser Provinz, welche seit 1769 mit zwei Statthaltern nach einander heftige Streitigkeiten gehabt hatte, nöthigte der Stadtmagistrat den Kapitänen der angekommenen Theeschiffe das Versprechen ab, ihre Ladung nicht ans Land zu bringen; und als hierauf der Statthalter, auf die Beschwerdeführung der ostindischen Compagnie, die Ausschiffung des Thees befahl, drang eine Schaar Bürger am 18. December 1773 vermummt auf die Schiffe und warf die ganze, aus 342 Kisten bestehende Ladung ins Meer.

Kurz vorher hatte Franklin durch die Art, wie er sich und seine Landsleute vor einer der höchsten Behörden Englands vertheidigte, den englischen Ministern neue Feinde und seinen demokratischen Landsleuten und Grundsätzen neue Anhänger verschafft. Nachdem nämlich durch die von ihm veröffentlichten Briefe des Statthalters und Vice-Statthalters von Massachusets die Assembly oder der gesetzgebende Körper dieses Staates veranlaßt worden war, die Abberufung beider Beamten vom Könige zu erbitten, hatte das Ministerium die Berathung darüber dem königlichen geheimen Rathe, d. h. der Gesammtheit aller derer, welche damals eines der höchsten Staatsämter bekleidet hatten,

übertragen. In den Sitzungen dieser Versammlung vertheidigte der General-Fiscal Wedderburne nicht allein Ansichten und Grundsätze, welche in ganz Europa als veraltet angesehen wurden, sondern er erlaubte sich auch gegen Franklin, gegen die Assembly von Massachusets und gegen Amerika überhaupt die ärgsten Schimpfreden und Grobheiten; Franklin aber wußte dies mit großer Schlauheit zu benutzen, um die damals ganz kosmopolitisch gesinnte Welt für sich und seine Landsleute einzunehmen. Er sprach gegenüber dem General-Fiscal, in dessen Worten nichts als juristische Technik und Spitzfindigkeit zu finden war, blos von Recht, Gesetz, Freiheit und Milde. Dies nützte zwar ihm und seiner Sache beim geheimen Rathe nichts; dagegen hatte es aber die Folge, daß ganz Europa, selbst der freisinnigere Theil der Fürsten und Aristokraten, Partei für einen Widerstand nahm, welcher auf positives Recht gegründet und gegen ungerechte Willkür gerichtet war. Der geheime Rath traf eine sehr strenge Entscheidung. Er erklärte nämlich die Beschwerdeschrift der Provinz Massachusets nicht allein für ungegründet, sondern auch für beleidigend und revolutionär. Ebenso hart und rücksichtslos, wie der geheime Rath, benahmen sich die Minister. Sie entsetzten gleich nach der Erlassung jenes Urtheilsspruches Franklin des Amtes, welches er als Stellvertreter des Ober-Postmeisters in Amerika bisher bekleidet hatte.

Das Parlamet verfuhr auf die Nachricht von den strafbaren Auftritten, welche in Boston vorgekommen waren, mit ebenso übereilter Heftigkeit, wie der geheime Rath und die Minister. Es erließ am 14. März 1774 die Boston-hafen-Bill, nach welcher der Hafen von Boston auf so lange Zeit, als es dem Könige beliebe, für alle Waaren gesperrt werden sollte. Diese Bill erhielt am 31. März die königliche Bestätigung, und es wurden hierauf vier Kriegsschiffe, sowie ein neuer Statthalter von Massachusets, der General Gage, nach Boston geschickt; vier Regimenter Soldaten kamen bald darauf nach. Durch die dem General Gage ertheilte Vollmacht stießen Parlament und König die demokratische Verfassung der Regierung von Massachusets um, und setzten eine Militärherrschaft an ihre Stelle. Die Folge davon war, daß die Assembly dieses Landes, welche von Gage gleich nachher aufgelöst wurde, alle übrigen Provinzen aufforderte, Abgeordnete zu einer allgemeinen Versammlung zu ernennen, um Maaßregeln zum gemeinschaftlichen Widerstande gegen das Mutterland zu ergreifen. Dies geschah, und im Juli 1774 wurde zu Philadelphia ein Kongreß eröffnet, zu welchem alle Provinzen bis auf Canada und Neuschottland Deputirte schickten. Die Mitglieder dieses Kongresses waren zum größeren Theil erfahrene, im Reden und Schreiben gewandte, mit der Geschichte und den Rechtsquellen Englands genau

bekannte Juristen. Sie arbeiteten eine Anzahl von Briefen, Manifesten und Erklärungen aus, welche in England wie im übrigen Europa einen um so größeren Eindruck machten, je mehr die Richtung der Zeit kosmopolitisch und die Welt eines North, eines Aignillon, einer du Barry und anderer ähnlicher Staatslenker überdrüssig geworden war. Auch verirrten sich die Geschäftsmänner, welche jene Schriften verfaßten, nicht, wie Systematiker zu thun pflegen, in bloße Theorieen und allgemeine Sätze, sondern sie brachten die Grundsätze und Lehren eines Rousseau, Montesquieu und Beccaria mit dem positiven Rechte der Engländer und mit einer in der Manier der Juniusbriefe angestellten Untersuchung über den Charakter des angelsächsischen Rechtes und Herkommens in Verbindung. Sie wiesen aus den Freibriefen der Provinzen selbst die gesetzliche Begründung ihrer Forderungen nach. Sie machten endlich die große Masse des englischen Volkes zu ihrem Bundesgenossen, indem sie auseinander setzten, daß sie Märtyrer der englischen Verfassung seien, weil sie die durch diese verbürgten Rechte gegen einen von autokratischem Geiste erfüllten König und gegen die Oligarchie des Parlaments vertheidigten. Uebrigens waren die von ihnen verfaßten Schriften theils an das englische Volk, theils an den König, theils an die Nordamerikaner, theils an die französischen Bewohner der englischen Nachbarprovinz Canada, theils an den General Gage gerichtet, und bestanden außerdem noch in einigen abgesonderten Erklärungen. Unter den Letzteren ist namentlich die Erklärung über die Menschenrechte merkwürdig, weil sie zwei Jahre später etwas verändert die Einleitung zur Unabhängigkeitserklärung bildete, und weil sie in der französischen Revolution eine Quelle der unseligsten Mißverständnisse geworden ist.

Die Bittschrift des Kongresses an den König brachte weder diesen, noch auch das Parlament, dem sie von den Ministern vorgelegt wurde, auf eine andere Bahn. Sie konnte auf Beide um so weniger einen günstigen Eindruck machen, weil die Amerikaner mittlerweile viel zu weit gegangen waren. Es war nämlich nicht nur von den Deputirten in Philadelphia, ehe sie auseinander gingen, ein zweiter Kongreß ausgeschrieben worden, sondern in Massachusets hatte man auch das Volk bewaffnet, ein stehendes Heer eingerichtet, und gegen den Willen des Statthalters eine neue Assembly versammelt, welche den von Gage entlassenen Obersten Hancock zu ihrem Präsidenten erwählte und an die Spitze ihrer Truppen stellte. Im Februar 1775 kam es sogar zum offenen Kampfe mit den englischen Truppen; und am 19. April ward zwischen diesen und den Milizen von Massachusets das Treffen bei Lexington geliefert, in welchem einige hundert Engländer fielen,

und das gewöhnlich als der eigentliche Anfang des nordamerikanischen Freiheitskrieges betrachtet wird.

Im Mai 1775 ward in Philadelphia der zweite Kongreß eröffnet. Dieser wählte den Obersten Hancock zu seinem Präsidenten, obgleich General Gage denselben kurz vorher von einer erlassenen Amnestie ausgeschlossen hatte. Der Kongreß schickte zwar eine neue Bittschrift an den König, stellte aber zu gleicher Zeit ein amerikanisches Bundesheer auf. Er war so glücklich, die Anführung desselben einem Manne übertragen zu können, welcher ausgezeichnete Feldherrntalente und einen rechtlichen Charakter besaß und sich bereits große Kriegserfahrung erworben hatte. Dieser Mann war Georg Washington. Er war ursprünglich ein Gutsbesitzer in Virginien gewesen, hatte aber schon 1755 im Kriege zwischen England und Frankreich seine Tüchtigkeit als General bewährt, und verband mit seinen militärischen Eigenschaften große politische Talente und Einsichten. Nicht so glücklich, als bei der Wahl des Oberanführers, war der Kongreß in Betreff der Unterbefehlshaber, die er ernannte. Diese waren: Gates, welcher früher ebenfalls im englischen Heere gedient hatte, Ward und Karl Lee. Sie waren insgesammt der schweren Aufgabe, mit undisciplinirten und ungeübten Milizen gegen regelmäßige und kampfgewohnte Truppen zu fechten, nicht gewachsen. Doch hatte auch das englische Heer an Gage und an den Generalen Howe, Clinton und Bourgoyne, welche im Frühling 1775 mit 10,000 Mann Verstärkung nach Amerika gekommen waren, nur mittelmäßige Anführer.

Die Engländer sahen mit tiefer Verachtung auf das ungeübte, an Geld und Munition Mangel leidende, an Disciplin nicht gewöhnte amerikanische Heer herab. Sie erlitten aber gleich nach der Ankunft ihrer Verstärkung eine furchtbare Demüthigung ihres soldatischen Uebermuthes, indem sie in der sogenannten Schlacht von Bunkershill durch jene verspotteten Truppen geschlagen wurden (16. Juni 1775). Dieses an sich unbedeutende Gefecht ist nur aus dem Grunde bemerkenswerth, weil in demselben der Stolz der Engländer empfindlich gekränkt und dadurch die Amerikaner zu brutalem Uebermuthe fortgerissen wurden. Die Engländer wurden bei Bunkershill von den amerikanischen Milizen zweimal zurückgetrieben, und konnten dieselben zuletzt nur durch das heftige Feuer ihrer Kriegsschiffe zum Weichen bringen; auch verloren sie selbst 1100 Mann, die Amerikaner aber kaum halb soviel.

Während so in Amerika der Eigensinn eines beschränkten Königs, die Selbstsucht eines übermüthigen Adels und der Trotz einer ministeriellen Oligarchie den Ausbruch eines blutigen und folgenschweren Bürgerkrieges herbeiführten, wurde auch in England der seit mehre-

ren Jahren entbrannte Streit über die Freiheiten und Rechte der Bürger aufs Neue angefacht. Seit der ärgerlichen Scene, welche der Lordmayor Beckford 1770 in der königlichen Audienz veranlaßt hatte, war der Stadtrath von London fast unaufhörlich mit der Regierung in Streit geblieben, und heftige Volksbewegungen hatten die Ruhe der Stadt gestört, während zugleich im Parlament eine hitzige Debatte auf die andere gefolgt war.

Im Jahre 1771 griff das Parlament in die Gerichtsbarkeit des Londoner Stadtrathes ein, indem es einige Buchdrucker verhaften ließ, die sich beim Abdrucken von Parlamentsreden Verfälschungen erlaubt haben sollten. Der Lordmayor gab aber nicht blos die Verhafteten wieder frei, sondern er ließ auch die Staatsboten des Parlaments ins Gefängniß werfen. Hierauf wurden auf Befehl des Letzteren zwei Mitglieder des Stadtraths, der Lordmayor und ein Alderman, eingesperrt und bis zum Ende der Session in Haft gehalten. Alle diese Schritte riefen heftige Volksbewegungen und revolutionäre Scenen hervor. Im folgenden Jahre glaubte sich die Bürgerschaft von London durch eine Bill, welche das Parlament über einen neuen Damm der Themse angenommen hatte, auch in ihrem Eigenthumsrechte verletzt. Der Stadtrath faßte den Entschluß, eine Beschwerde darüber beim Könige einzureichen und den Lordmayor, wenn er dieselbe überbringe, durch die gesammte Bürgerschaft begleiten zu lassen. Der König verbat sich jedoch das Letztere. Die Beschwerdeschrift dagegen mußte er annehmen. In dieser wurde das Parlament geradezu als eine ganz willkürlich handelnde Macht dargestellt, welche von jeher für das Volk verderblich gewesen sei. Der König antwortete diesmal zwar in würdiger Weise; er steigerte aber durch den dabei ausgesprochenen Tadel die Erbitterung der Bürgerschaft so sehr, daß bald nachher ihm zum Trotze Wilkes zum Lordmayor für 1775 erwählt wurde. Unter der Leitung dieses Mannes nahm dann die Bürgerschaft von den blutigen Händeln in Amerika Anlaß, um dem Könige durch Wilkes eine Vorstellung überreichen zu lassen, in welcher der Stadtrath mit sehr derben und groben Worten für die empörten Amerikaner und gegen das sie bekämpfende Ministerium Partei nahm. Der König ertheilte einen barschen Bescheid und erklärte, unter solchen Umständen dem Lordmayor und Stadtrath fernerhin keine Audienz mehr gewähren zu wollen.

Alle diese Zänkereien und Scandale erhielten dadurch eine größere Bedeutung, daß zu gleicher Zeit Franklin, Lord Chatham, Sheridan, Burke, Camden, Fox und andere Männer durch Reden und Schriften nicht nur das englische Volk zu Gunsten demokratischer oder doch wenigstens anti-feudalistischer Grundsätze in Bewegung brachten, sondern

auch in dem zu neuem Leben erwachenden Europa Sinn für Bürgerfreiheit erweckten und Kenntnisse des constitutionellen Staatsrechtes verbreiteten. Die feindseligen Maaßregeln, welche Ministerium und Parlament gegen Amerika ergriffen, wurden in beiden Häusern von einem Lord Chatham, einem Camden, einem Rockingham, einem Burke, einem Karl Fox aufs Nachdrücklichste bekämpft. Von den genannten Männern begründeten damals zwei, Eduard Burke und Charles Fox, ihren Ruhm durch den Eifer, mit welchem sie im Unterhause für die Sache der constitutionellen Freiheit auftraten. Der Erstere, ein geborener Irländer, war zwar durch Geist, Witz, Rednertalent und vielseitige Kenntnisse ausgezeichnet; aber die Seele der Beredsamkeit, tiefe und wahrhaftige Ueberzeugung, fehlte. Er kannte die Kraft innerer Ueberzeugung und wahrer Begeisterung nicht, er war vielmehr gleich einem guten Advokaten von dem eitlen Streben zu glänzen beseelt, und spielte jede Rolle, die ihn sein heftiges Temperament übernehmen hieß, mit gleichem Eifer. Seine Reden und Schriften waren daher schwülstig, rhetorisch, dithyrambisch und mit weit her geholten Bildern, poetischen Floskeln und gelehrtem Wissen aller Art ausgeschmückt, obgleich nicht zu leugnen ist, daß sie dabei auch hier und da durchaus klassisch und belehrend waren. Bei allem diesem Bombast und poetischen Schwunge seiner Worte war Burke eine blos prosaische und praktische Natur, sowie er ungeachtet seiner scheinbaren Begeisterung und des philosophisch aussehenden Wissens, das er bei jeder Gelegenheit auskramte, blos ein äußeres Lebensziel hatte, und stets von der Rücksicht auf die Bedürfnisse der materiellen Existenz abhängig blieb. Nur ein solcher Mann konnte daher auch im Laufe seines Lebens mit der gleichen Heftigkeit und Uebertreibung für ganz entgegengesetzte Dinge auftreten. Er kämpfte zuerst (von 1774 an) mit revolutionärer Wuth für die demokratischen Grundsätze der neuen Zeit, und eiferte nachher (seit 1790) mit noch größerer Heftigkeit gegen dieselben. Das eine wie das andere Mal gehörte er zu dem besoldeten gelehrten Heere der englischen Aristokratie. Er stand nämlich zuerst im Dienste des Marquis von Rockingham, der durch einen von seiner Familie abhängigen Wahlort ihm einen Sitz im Parlament verschafft hatte; nachher, als er beim Kreuzzuge des alten Europa gegen das neue den Peter von Amiens spielte, ertheilte der jüngere Pitt ihm eine Pension von 20,000 Gulden.

Ein Mann von ganz entgegengesetzter Art war Karl Fox; denn dieser war zum Redner und Staatsmann geboren, und blieb sich und seinen Grundsätzen bis zum Tode getreu. In seinen Reden zeigt sich daher auch weder Schwulst und falsches Pathos, noch eitler Wissenskram und erkünstelte Bewegung, sondern Natur, einfache Verständig-

keit und reine Begeiſterung. Fox war ein jüngerer Sohn des aus Georg's II. Geſchichte bekannten Lord Holland, und ward von dieſem ſchon im 24. Lebensjahre (1772) ins Parlament gebracht, obgleich er dort ſeines Alters wegen noch nicht mitſtimmen durfte. Dem Herkommen gemäß erhielt er zugleich eine Stelle im Miniſterium. Er führte damals das gewöhnliche Leben der engliſchen jungen Edelleute, das heißt, er jagte den Weibern und dem Wilde nach, hielt Trinkgelage, kaufte und verkaufte Pferde und Hunde, und brachte ganze Tage und Nächte im Spielhauſe zu. Dem Spiele war er ſo ſehr ergeben, daß er ſchon im 30ten Jahre ſein Vermögen durchgebracht hatte, nachher ſtets von Gläubigern verfolgt wurde, und oft wegen der nöthigſten Lebensbedürfniſſe in Verlegenheit war. Doch trieb er, zum Unterſchiede von anderen jungen Leuten ſeines Standes, mitten in allen dieſen tollen Ausſchweifungen mit großem Ernſt und Eifer die klaſſiſchen Studien. Aus dem Miniſterium wurde er ſchon 1774 entfernt, weil das ausſchweifende Leben, der aufgeklärte Sinn und die liberalen politiſchen Anſichten des genialen Mannes weder zu der einſeitigen Sittenſtrenge und kirchlichen Rechtgläubigkeit eines Georg III., noch zu den Grundſätzen und der Politik eines Lord North paßten. Der Letztere kündigte ſogar die Verabſchiedung des jungen Mannes auf eine ſo höhniſche Weiſe an, daß dieſer nachher im Parlament mit weit mehr perſönlicher Erbitterung gegen ihn und den König auftrat, als vielleicht ſonſt geſchehen ſein würde.

Im October 1774 ward ein neues Parlament eröffnet, in welchem die amerikaniſchen Angelegenheiten den wichtigſten Gegenſtand der Verhandlungen bildeten. Auch in dieſem Parlament war die Mehrheit der Stimmen unbedingt für das Miniſterium und den König. Die Oppoſition im Unterhauſe beſtand aus dem Anhange Rockingham's und Shelburne's. Zu den Mitgliedern dieſes Hauſes gehörte auch Wilkes, Lordmayor von London für 1775, welcher diesmal ohne Widerſpruch zugelaſſen wurde. Er hatte, nachdem ſeine perſönlichen Zwecke erreicht waren, bereits ſeine Rolle ausgeſpielt und ſprach ſich bald ſehr conſervativ aus. Gleich in den erſten Sitzungen des Unterhauſes wurde die Sache der Amerikaner zur Sprache gebracht; die Majorität war aber durch keine Gründe zur Annahme der Friedensvorſchläge zu bewegen, welche die Oppoſition gemacht hatte. Im Oberhauſe reichte Lord Chatham am 1. Februar 1775 eine Verſöhnungsbill ein. Die Grundſätze dieſer Bill waren ihm von Franklin angegeben worden, welcher zwar ſchon damals auf einen vollſtändigen Abfall ſeines Heimathslandes von England hinarbeitete, aber vorerſt noch die Sache hinhalten wollte, um ſeinen Landsleuten den Anſchein zu verſchaffen, als wenn ſie alles Mögliche zur Erhaltung

der Einigkeit versucht hätten. Bei den Debatten über diese Bill wurde von Lord Chatham, von den Herzogen von Richmond und Manchester, von Shelburne, Camden und Temple die Ansicht, daß ein Volk als Selbstzweck, nicht aber zur Benutzung für eine einzige Familie geschaffen sei, in ebenso glänzender Weise vorgetragen und vertheidigt, wie später von Mirabeau und Barnave in der constituirenden Nationalversammlung der Franzosen. Auf Veranlassung Rockingham's mußte gleich nachher auch Burke im Unterhause mit einer Rede, durch welche dieser zuerst seinen Ruf gründete, für den Frieden und die bürgerliche Freiheit auftreten. Weder Burke's glänzende Rede im Unterhause, noch Lord Chatham's und Anderer verständige Vorstellungen im Oberhause konnten den Bruch zwischen England und Amerika abhalten. Beide Häuser verwarfen alle Friedensanträge, obgleich am 5. April Fox in einer Rede, mit der er seine Laufbahn als großer Redner und genialer Staatsmann eröffnete, die Sache noch einmal aufgegriffen und von einer ganz neuen Seite dargestellt hatte. Dagegen wurden die harten und offenbar feindlichen Vorschläge angenommen, welche das Ministerium vor das Parlament gebracht hatte.

In Amerika hatte man damals bereits die Thronrede, mit welcher das Parlament eröffnet worden war, verbrannt und die englische Fahne mit einer nationalen vertauscht. Im April war es, wie erwähnt, bei Lexington schon zu einem Treffen gekommen. Im Mai kehrte Franklin aus Europa zurück, und auf seinen Antrieb ging man dann noch viel weiter. Franklin hatte in Europa die Erfahrung gemacht, daß in den höchsten Kreisen der französischen Nation Begeisterung für ein Fortschreiten der Menschheit, für Ideal und Idyllen des bürgerlichen Lebens herrschte. Er wußte, daß die Söhne des höheren französischen Adels, sowie die meisten Damen der Pariser Salons aus Eitelkeit, Humanität und Modesucht ebenso sehr für politische Freiheit schwärmten, wie jetzt Prahlen mit Reichthum oder Rang, Geldspeculation und eine Politik niederer Art die Seelen ihrer Nachkommen erfüllt. Auf diese Stimmung der Mehrzahl des französischen Adels gründete Franklin einen ganz prosaischen und praktischen Plan. Er konnte dies mit um so größerer Zuversicht thun, da jener Enthusiasmus bereits einen so hohen Grad erreicht hatte, daß vom ersten Augenblicke der nordamerikanischen Revolution an die ganze französische Jugend der höheren Stände eine Kriegserklärung Frankreichs an England wünschte, und daß einer der vornehmsten und reichsten jungen Edelleute, der Marquis von Lafayette, welcher nachher allein von Allen den Traum seiner Jugend bis zum Grabe fortgeträumt hat, laut erklärte, er wenigstens wolle seine Fahne mit der des amerikani-

schen Volkes vereinigen. Noch wichtiger war es für Franklin's Plan, daß der erfahrene und staatskluge Graf von Vergennes, welcher in Frankreich die auswärtigen Angelegenheiten leitete, bereits den Entschluß gefaßt hatte, die Zwietracht zwischen England und Nord-Amerika zu benutzen, um die Schmach des Pariser Friedens dadurch zu rächen, daß er seiner Nation die im siebenjährigen Kriege zu Lande verlorene Ehre durch einen Krieg zur See wieder verschaffe. Franklin war entschlossen, seine Landsleute jetzt zu einem förmlichen und vollständigen Bruche mit England zu treiben; denn er war überzeugt, daß Amerika ohne die Unterstützung eines fremden Staates unmöglich frei werden könne, daß diese aber von Frankreich, an welches dabei allein zu denken war, nicht anders zu erlangen sei, als wenn Amerika sich vorher für unabhängig erklärt hätte. Franklin war daher kaum Mitglied des Kongresses geworden, als er auf die Errichtung eines selbstständigen Staates drang.

Im Sommer 1775 wurde das Treffen bei Bunkershill geliefert. Im Herbst ward William Howe, welcher an Gage's Stelle den Oberbefehl über die englischen Truppen erhalten hatte, durch Washington in Boston vollständig eingeschlossen, so daß er im März des folgenden Jahres froh sein mußte, sich mit Zurücklassung des größten Theils seiner Kriegsmaterialien einschiffen zu können. Er begab sich nach Neuschottland, und erwartete dort die versprochenen Verstärkungen. Diese bestanden größtentheils aus Deutschen, welche das englische Ministerium von ihren Fürsten erkauft hatte. 20,000 Deutsche wurden damals, wie die Neger in den afrikanischen Staaten, von ihren Fürsten aufgegriffen und für Geld den Engländern übergeben, um in Amerika als Soldaten gebraucht zu werden. Die größte Zahl lieferte der Landgraf von Hessen-Kassel. Nächst ihm zeichnete sich bei dieser Gelegenheit besonders der Markgraf von Ansbach aus, weil er den aufgegriffenen Bauern, damit sie nicht entfliehen könnten, zum Theil Handschellen anlegen ließ. Im englischen Parlament redete man dieses Seelenhandels wegen von den Deutschen und ihren Fürsten mit der größten Verachtung. Auch Friedrich der Große sprach sich über ein so unmenschliches und schmutziges Gewerbe der Fürsten auf gleiche Weise aus. Er sagte, es sei billig, daß er von den durch sein Land ziehenden Soldaten anderer Fürsten den Viehzoll erhebe, weil sie ja wie das Vieh verkauft würden.

3. Der nordamerikanische Krieg von 1776—1781.

Als Franklin nach Amerika zurückgekehrt und Mitglied des Kongresses geworden war, betrieb er sogleich die Unabhängigkeits-

erklärung und die Errichtung einer Republik. Er würde als ein neunundsechszigjähriger, vorsichtiger und schlauer Mann dies nicht gethan haben, wenn nicht die ganze Sache auf die in Frankreich herrschende Stimmung berechnet gewesen wäre. Bereits im Mai 1775 wurde dem Kongreß ein Plan zur Unabhängigkeitserklärung vorgelegt, der sich hierauf schon im Februar 1776 in allen englischen Zeitungen abgedruckt fand. Auch hatte schon damals der Kongreß die Assemblies aller Provinzen aufgefordert, ihre Deputirten zur Einwilligung in jene Erklärung zu bevollmächtigen. Franklin brachte es daher, als er mit den Nachrichten vom Wüthen des Parlaments und der Altengländer in Amerika eintraf, leicht dahin, daß man sogleich über eine vollständige Trennung von England und über die Errichtung einer selbstständigen Republik zu berathschlagen begann. Nur zwei Provinzen, Maryland und Pennsylvanien, widerstrebten einem solchen Beschlusse; aber auch sie wurden, sobald nachher die Unabhängigkeitserklärung erlassen war, durch die Macht der herrschenden Volksstimmung mit fortgerissen. Ein aus Franklin, Jefferson, John Adams, Sherman und Livingston bestehender Ausschuß des Kongresses entwarf die zur Errichtung der neuen Republik nöthigen Actenstücke. Zu diesen gehörte namentlich die Unabhängigkeitserklärung, welche in Amerika wie in ganz Europa unbedingten Beifall fand. Sie wurde von Jefferson verfaßt, von Franklin und Adams an einigen Stellen geändert. Der Kongreß nahm sie am 4. Juli 1776 an. Die Unabhängigkeitserklärung ist besonders wegen der in ihr enthaltenen abstracten Bestimmung in Betreff der unveräußerlichen Rechte des Menschen und der Berechtigung des Bürgers zur Empörung, die in gewissen Fällen sogar zur Pflicht werde, merkwürdig. Dieser kurz, bündig, gemäßigt und leicht faßlich ausgedrückte Theil der Erklärung war auf das Volk berechnet. Er bestand freilich in einer bloßen Theorie, welche für einen werdenden Staat wie Nordamerika passen mochte, aber auf Staaten, die eine Geschichte haben und von den Ueberlieferungen ihrer Vergangenheit abhängig sind, niemals eine praktische Anwendung finden kann; er äußerte jedoch gerade deswegen auf das damalige Europa eine um so größere Wirkung, welche leider nachher den Sophisten unseres Jahrhunderts dazu diente, um alle Uebel der französischen Revolution von dieser Erklärung herzuleiten. Was die Verfassung der neuen Republik betrifft, welche erst im April 1777 vom Kongreß angenommen wurde, so war sie hauptsächlich unter Franklin's und Hancock's Einfluß gemacht worden und deshalb ganz demokratisch. Durch sie wurde namentlich für die gesetzgebende Gewalt nur eine Kammer, nicht zwei zugelassen.

Die Unabhängigkeitserklärung war jedenfalls ein kühner und über-

eilter Schritt. Die Bürger der neuen Republik waren praktisch-reelle Bauern, Kaufleute und Rechtsgelehrte oder mit anderen Worten Leute, welche zu nichts weniger als zu ritterlichem Enthusiasmus und zu einem regulären Kriegsdienste Lust und Befähigung hatten. Es fehlte ihnen außerdem nicht nur an Geld, sondern sie hatten auch weder Waffen und Munition, noch Mannschaften genug. Allein alle diese Mängel wurden dadurch aufgewogen, daß man an dem philosophisch eitlen Schwindel der vornehmen Franzosen einen Bundesgenossen hatte, und in Folge davon der Unterstützung von Seiten der französischen Regierung versichert war. Die Amerikaner hatten mit dem französischen Ministerium schon lange vor ihrem Abfalle von England unterhandelt und sich in Frankreich Geld, Waffen und Freiwillige, besonders Officiere, verschafft. Ein Mitglied des Kongresses, Deane, war bereits im März 1770 als Agent nach Frankreich geschickt worden. Dieser Mann hatte nicht nur viele vornehme junge Herren, unter ihnen auch den deutschen Baron von Kalb, in amerikanische Dienste gezogen, sondern die französischen Minister hatten auch vermittelst des für die Sache Amerikas begeisterten Marquis von Lafayette mit Deane unterhandelt und 1776 sich dazu verstanden, ganze Schiffsladungen mit Kriegsvorräthen, sowie auch Geld nach Amerika zu schicken. Im September 1776 sandte der Kongreß noch Franklin und Lee nach Paris, um in Verbindung mit Deane eine offene und officielle Unterhandlung anzuknüpfen. Die französischen Minister traten aber, der Engländer wegen, nur durch Mittelspersonen mit ihnen in Verkehr.

Franklin's Erscheinung in Paris war eine für ganz Europa wichtige Begebenheit, weil der dort herrschende Ton damals noch den Ton der ganzen vornehmen europäischen Welt bestimmte. Franklin ward nämlich in Paris das Orakel, sein Haus der Sammelplatz der gebildeten Welt; alle angesehenen Leute, alle Gelehrten und Schriftsteller suchten ihn auf. Sie vergötterten ihn als einen Hauptrepräsentanten der Ideen, von welchen ganz Frankreich durchdrungen war, als den Gründer eines Staates, in welchem der Einfluß ihrer eigenen Schriften die freien politischen Ansichten und Begriffe zur Anwendung gebracht habe. Sie verglichen ihn, den Amerikaner und Kaufmann, sogar mit den Catonen und Fabiern der römischen Republik. Selbst das einfache Aeußere des schlichten Republikaners und freundlichen Quäkers, das den größten Kontrast zu der Pracht des Pariser Lebens bildete, steigerte die bis zur Thorheit getriebene Bewunderung dieses Mannes und ihre Wirkung. Franklin selbst zog aus seiner Vergötterung den größtmöglichen Gewinn, und zeigte sich, von seinem Instinct und von der Natur geleitet, als einen Diplomaten, gegen welchen

die gewandten Pariser Staatsmänner Stümper waren. Doch war es ihm unmöglich, das französische Ministerium zur Anerkennung der amerikanischen Republik zu bewegen, so lange sich nicht im Kriege derselben mit England gezeigt hatte, daß es dem Volke ebenso sehr ernst sei, als den Urhebern der Unabhängigkeitserklärung. Der Krieg hatte aber gerade zu der Zeit, als Franklin in Frankreich angekommen war, eine unglückliche Wendung genommen. Die Engländer hatten, als ihnen Verstärkungen aus der Heimath und die gekauften Deutschen eingetroffen waren, in den letzten Monaten des Jahres 1776 die Amerikaner aus Kanada vertrieben, Long-Island, Rhode-Island und New-York besetzt und sich über die beiden Jersey's ausgebreitet; sie würden sogar im Winter über den Delaware gegangen sein und Philadelphia erobert haben, wenn nicht ihr Oberbefehlshaber, Lord Howe, ein ebenso schlechter Feldherr gewesen wäre, als Lord Germaine in London, welcher dem Colonial-Departement vorstand und also die oberste Leitung des amerikanischen Krieges hatte, ein schlechter Minister war. Bei diesem Gange des Krieges war vor der Hand nicht daran zu denken, daß die französischen Minister sich officiell zu Gunsten der Amerikaner erklären würden. Franklin suchte daher auch den Enthusiasmus des jungen Lafayette zu dämpfen, bis die Dinge eine andere Gestalt angenommen hätten; Lafayette ließ sich aber nicht zurückhalten. Er hatte schon seit sechs Monaten auf eigene Kosten eine Fregatte, sowie Waffen und Munition gekauft und eine auserlesene Schaar von Soldaten und Officieren gesammelt. Mit diesen schiffte er sich im April 1777 ein und gelangte glücklich nach Nordamerika. Er ward von Washington sehr freundlich empfangen und vom Kongreß zum General-Major ernannt. Das Letztere geschah aber erst nach langer Ueberlegung, und auch dann nur in der Art, daß man deutlich sah, es sei blos aus Rücksicht auf den großen Einfluß, welchen Lafayette's Familie am französischen Hofe hatte, geschehen.

Unterdessen hatte der Krieg wieder eine für die Amerikaner günstige Wendung erhalten. Zuerst hatte nämlich der Kongreß aus dem erlittenen Unglück den Nutzen gezogen, daß er nicht blos das bis dahin allzu demokratisch eingerichtete Heerwesen änderte, sondern sogar dem General Washington auf kurze Zeit eine Art von Dictatur im Heere übertrug. Nachher hatte Washington die Fehler und Nachlässigkeiten des englischen Generals Howe benutzt, um durch zwei kleine Siege seinen Landsleuten das verlorene Selbstvertrauen wieder zu verschaffen. Er hatte am 26. December bei Trenton die aus 1500 Hessen bestehende Vorhut, welche vom General Grant ohne Verbindung mit den übrigen Truppen in Trenton aufgestellt worden war, überfallen und geschlagen. Acht Tage später besiegte er bei

Princetown eine ebenfalls isolirte Heeresabtheilung unter Lord Cornwallis, einem Manne von ausgezeichneten militärischen Talenten. Nachher blieb Lord Howe unbegreiflicher Weise sechs Monate lang unthätig in Neu-Braunschweig stehen. Als er hierauf nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen aus England den Amerikanern eine Schlacht bot, war Washington ein viel zu guter General, um den erfochtenen Ruhm ohne Noth aufs Spiel zu setzen; zwingen aber konnte man ihn nicht, weil er hinter guten Verschanzungen lag. Der englische Oberbefehlshaber ließ hierauf seinen Plan, Philadelphia von den Jerseys her zu bedrohen, fallen, und schiffte seine Truppen ein, um von der Seeseite her gegen diese Stadt vorzudringen. Er stieg Ende August in der Chesapeak-Bai ans Land, und marschirte am Delaware herauf. Washington wollte ihm den Eintritt in Pennsylvanien streitig machen, und entschloß sich deshalb, mit seinem Heere von 14,000 Mann, in welchem auch eine bedeutende Zahl polnischer Flüchtlinge unter dem bekannten Pulawsky und viele kriegskundige Franzosen sich befanden, ein entscheidendes Treffen zu liefern. Dieses Treffen fand am 11. September 1777 bei dem Flusse Brandywine statt. Washington hatte es in demselben nicht mit Howe, sondern mit Cornwallis und dem hessischen Generale von Kniephausen zu thun, und ward überdies von den Feinden umgangen. Er erlitt eine völlige Niederlage, und Lafayette, welcher dieser Schlacht beiwohnte, behauptet, daß es den Engländern, wenn sie ihren Sieg gehörig verfolgt hätten, leicht gewesen sein würde, das ganze amerikanische Heer zu vernichten. Dies ward jedoch von den Engländern unterlassen, und Washington gewann dadurch Zeit seine zerstreuten Schaaren soviel als möglich wieder zu vereinigen. Die Engländer nahmen am 26. September Philadelphia ein. Washington, der sich in die Wälder hinter Philadelphia zurückgezogen hatte, glaubte seine Gegner am 3. October in Germantown ebenso, wie 1776 bei Trenton, überfallen zu können, fand sie aber besser auf ihrer Hut, als damals, und wurde wieder geschlagen. Die Engländer gewannen indessen dadurch sehr wenig, weil das Schicksal des neuen Staates nicht durch ihre Siege in Pennsylvanien, sondern durch das Unglück ihres zweiten Hauptheeres, welches von Kanada her in die Provinz New-York eindrang, entschieden wurde.

Die Engländer hatten 1776 in Kanada an Carleton einen ausgezeichneten Feldherrn gehabt, und dieser hatte die dort eingedrungenen amerikanischen Milizen besiegt und zurückgetrieben. Es war aber ein Unglück für sie, daß ihr Ministerium die öffentliche Meinung gegen sich hatte und, um sich behaupten zu können, nicht tüchtige Männer, wie Carleton und Cornwallis, sondern Leute von großem

Familienanhang und großem parlamentarischen Einflusse zu Oberanführern nehmen mußte. Aus diesem Grunde hatte Carleton, gerade als er bis zu den See'n im Süden von Kanada vorgedrungen war, das Commando an den General Bourgoyne abtreten müssen. Dieser drang während der Monate Juni und Juli 1777 in die Provinz New-York ein, und richtete dort seinen Kriegszug gegen die Stadt Albany. Als ihm jedoch die Amerikaner das weitere Vordringen unmöglich machten, führte er seine Truppen, anstatt sie auf dem Hudson-Flusse einzuschiffen, auf einen äußerst beschwerlichen Wege weiter, auf welchem sie in 20 Tagen nur vier deutsche Meilen voran kamen. Im Süden jener Provinz stand zwar der englische General Clinton; dieser hatte aber von seinem Oberanführer, dem Lord Howe, durchaus keine Verhaltungsbefehle in Betreff Bourgoyne's erhalten. Der Letztere verzweifelte zu seinem Unglücke gerade in dem Augenblicke, als Clinton nach Norden aufgebrochen war und sich mit ihm vereinigen wollte, an der Möglichkeit, Albany zu erreichen, und trat den Rückmarsch an. Er erreichte, nachdem er seit dem Juli mehr als 4000 Mann verloren hatte, am 10. October 1777 die Gegend von Saratoga. Hier sah er sich plötzlich rundum von Feinden unter dem General Gates eingeschlossen, und da seine erschöpften Truppen nur noch für wenige Tage Lebensmittel hatten, so mußte er sich am 15. October dazu verstehen, die ehrenvolle Capitulation, welche Gates zuzugestehen bereit war, anzunehmen. Nach dieser Capitulation brauchten Bourgoyne und sein aus 6- bis 7000 Mann bestehendes Heer erst nach ihrem Auszuge aus dem Lager ihre Waffen abzugeben, und sollten gegen das Versprechen, nicht weiter in Amerika zu dienen, nach Europa eingeschifft werden; die letztere Bedingung wurde jedoch vom Kongreß nicht erfüllt.

Die Capitulation von Saratoga verschaffte den Amerikanern nicht blos einen bedeutenden Vorrath von Waffen aller Art, sondern auch die lang ersehnte Bundesgenossenschaft der Franzosen. Die Nachricht von der Gefangennehmung eines ganzen Heeres, dessen Siege unter Carleton vorher mit großem Lärm verkündigt worden waren, machte nämlich in Frankreich einen solchen Eindruck, daß schon zwei Tage nach ihrem Eintreffen der Minister Vergennes den drei amerikanischen Bevollmächtigten die erste öffentliche Audienz gewährte und mit ihnen in officieller Form zu unterhandeln begann. Schon am 8. Februar 1778 wurden zwei Verträge unterzeichnet, durch welche Frankreich die Nordamerikaner als ein selbstständiges Volk anerkannte, und sie mit seiner ganzen Macht so lange zu unterstützen versprach, bis sie ihre Unabhängigkeit errungen hätten. Am 20. März wurden hierauf die drei amerikanischen Bevollmächtigten dem Könige vorgestellt und

bei Hofe eingeführt. Diese Scene, welche in ganz Europa den tiefsten Eindruck machte, gehörte gewissermaaßen schon der Revolutionszeit an, da nicht blos der ganze Hof, sondern auch das ums Schloß her versammelte Publikum dabei eine Rolle spielte. Als nämlich die Gesandtschaft in den königlichen Gemächern erschien, ertönte trotz der Etikette lautes Händeklatschen und freudiger Zuruf. Als sie hierauf von dort zum Minister des Aeußeren über den Hof zog, wurde sie ebenso vom Publikum empfangen. Diese Ehre galt hauptsächlich dem alten Franklin, welcher das Wunder des Tages war und überall als ein Muster republikanischer Gesinnung und Einfachheit mit Jubel begrüßt wurde. Selbst der junge König und seine Gemahlin fanden den Kontrast der frisirten und gepuderten Haare und reichgestickten Kleider ihrer Hofleute mit den schlichten, ungepuderten Haaren, dem runden Hut und dem einfachen Tuchrock des Republikaners ganz allerliebst. Franklin blieb nachher allein von drei Commissären in Frankreich zurück, und wurde dort später als bevollmächtigter Minister accreditirt. Als praktischer Bürgersmann und kluger Kaufmann nahm er alle ihm erwiesenen Artigkeiten blos für gute Conjuncturen, aus denen er den größtmöglichen diplomatischen Vortheil zog.

Das englische Ministerium stellte sich, anstatt den Franzosen sogleich den Krieg zu erklären, noch im März so, als wenn es von den beiden Verträgen derselben nichts wisse. Erst im Juni ließ es den Krieg mit Frankreich beginnen. Wir übergehen die Ereignisse dieses Krieges in den Jahren 1778 und 1779, weil sie für die allgemeine Geschichte nicht wichtig genug sind, und weil erst 1780 und 1781 das Schicksal der Republik entschieden ward. Nur das Eine möchte des Zusammenhanges wegen anzugeben sein, daß im April 1778 Clinton an Howe's Stelle den Oberbefehl über die britischen Truppen übernahm, sowie daß im Sommer 1778 nicht nur eine französische Flotte unter d'Estaing in den amerikanischen Gewässern erschien, sondern auch die Engländer zu ihrer dort bereits befindlichen Flotte, welche der Admiral Howe befehligte, noch eine andere unter Byron abschickten.

Im Jahre 1780 war Lafayette die wichtigste Person, weil er damals bewirkte, daß Frankreich nicht blos, wie bisher, Geld und Kriegsschiffe, sondern auch ein Hülfsheer nach Amerika schickte. Es fehlte, da die praktischen und egoistischen Amerikaner zwar frei sein, aber kein Geld zahlen und keine Lasten tragen wollten, fast bei allen ihren Unternehmungen an Geld, an Vorräthen und an Truppen; namentlich aber war es ein Uebel, daß die Amerikaner durchaus keine disciplinirten Soldaten hatten. Man hatte deshalb schon oft vorgeschlagen, die Absendung eines französischen Hülfsheeres zu betreiben;

dies schien aber, bei dem ganz verschiedenen National-Charakter der Franzosen und Amerikaner und bei den steten Zwistigkeiten, welche zwischen den französischen Freiwilligen und und Eingeborenen ausbrachen, Jedermann, sogar einem Washington, nicht rathsam. Lafayette allein dachte anders. Sein Enthusiasmus bewog ihn, 1779 nach Frankreich zu reisen, wo er durch seinen mächtigen Einfluß die Absendung eines Heeres bewirken zu können hoffte. Dies gelang ihm jedoch erst 1780, als sein naher Anverwandter, der Marquis von Ségur, Kriegsminister geworden war. Er wurde dafür in Amerika, als er mit der Botschaft von der bevorstehenden Ankunft französischer Truppen dahin zurückgekehrt war, mit lautem Jubel empfangen.

Die von Frankreich geschickten Truppen, welche den Grafen von Rochambeau zum Führer hatten, bestanden aus 6000 Mann. Ihr Erscheinen in Amerika ist weniger wegen ihres Antheiles am dortigen Kampfe wichtig, als vielmehr wegen des Einflusses, welchen die amerikanische Revolution auf die französische ausübte. Die Amerikaner würden nämlich, auch wenn sie keine französische Hülfe erhalten hätten, nicht wieder unterworfen worden sein, weil es unmöglich war, in einem großen und weit entlegenen Lande, von den eigenen Hülfsquellen durch die ganze Breite des atlantischen Oceans getrennt, den Widerstand von Bürgern, welche ein und derselbe Sinn belebte, durch eine fortdauernde kostspielige Besetzthaltung dieses weitgedehnten Landes zu überwinden. In Betreff der Rückwirkung auf Frankreich aber braucht man nur daran zu denken, daß die französischen Edelleute, welche den Krieg in Amerika mitmachten, ein Lafayette, ein Rochambeau, ein Charles Lameth, ein Custine, ein Vicomte de Noailles u. A., im Jahre 1789 den Kern der für constitutionelles Recht kämpfenden französischen Opposition gebildet haben.

Das französische Heer landete am 10. Juli 1780 auf Rhode-Island, und besetzte diese Insel, welche von den Engländern, ihrer übrigen Unternehmungen wegen, freiwillig aufgegeben worden war. Die Letzteren hatten damals den Kriegsschauplatz nach dem Süden verlegt, und unter Clinton's und Cornwallis Führung die Provinzen Georgien und Süd-Carolina unterworfen, in denen es sehr viele Royalisten oder, wie diese sich selbst nannten, Loyalisten gab. Washington schickte zwar 2000 Mann regulärer Truppen unter dem Baron von Kalb dahin, und die Bewohner der genannten beiden Provinzen empörten sich und stellten ebenso, wie die bedrohten Colonieen Nord-Carolina und Virginien, ihre schlechte Miliz ins Feld; allein als am 10. August 1780 diese gesammte Kriegsmacht, deren Anführung man dem General Gates übertragen hatte, von Cornwallis bei dem Städtchen Camden angegriffen wurde, liefen alle

Milizen beim ersten Feuern davon, und nur ein einziges reguläres Regiment hielt Stand. Die Niederlage der Amerikaner war so vollständig, daß keine 100 Mann ihres Heeres beisammen blieben, und daß ihre ganze Artillerie den Engländern in die Hände fiel. Mehr als 1000 Amerikaner, unter ihnen auch der Baron von Kalb, lagen todt auf dem Schlachtfelde; und doch hatte Cornwallis nur 15- bis 1600 Mann ins Treffen geführt. Alle Hoffnungen, welche die Engländer auf den Sieg setzten, wurden aber vier Wochen später durch eine gleich große Niederlage ihres Obersten Ferguson im Westen von Nord-Carolina vereitelt. Ferguson beging die Unvorsichtigkeit, die amerikanische Miliz in einer waldigen Gebirgsgegend anzugreifen, wo sie nicht, wie sonst meistens auf offenem Felde, durch einen raschen Gesammtangriff sogleich in die Flucht zu treiben war, sondern hinter Bäumen, Hecken und Felsen ihre Geschicklichkeit im Schießen beweisen konnte. Sein aus 14- bis 1500 Mann bestehendes Corps wurde theils getödtet, theils gefangen genommen.

Wir übergehen die ferneren Ereignisse dieses im Süden geführten Krieges bis zum Frühjahr 1781, weil der Zusammenhang und die Bedeutung derselben ohne eine ausführliche Darstellung und ohne Landkarte nicht erkannt werden können. Im Allgemeinen ist nur zu bemerken, daß dort, wie fast im ganzen Kriege, nicht der in den einzelnen Gefechten wirklich erlittene Verlust des einen Theiles, sondern der Ruf eines Sieges oder einer Niederlage abwechselnd die eine oder die andere Partei emporhob oder niederdrückte, und daß General Cornwallis sich in diesem kleinen Kriege bei jeder Gelegenheit als einen der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit bewies, daß aber stets das Schicksal ihm die Frucht seiner Verdienste raubte. Uebrigens war auf Seiten der Amerikaner nach der Schlacht bei Camden Gates entlassen und durch den General Greene ersetzt worden.

Im Norden war der Krieg einige Zeit hindurch sehr schläfrig geführt worden, obgleich dort die Oberbefehlshaber beider Theile einander gegenüber standen und ein französisches Heer, also eine Armee, welche für sich allein besser als alle amerikanischen Milizen war, diesem Hülfe gebracht hatte. Aber der englische Oberbefehlshaber Clinton hatte sich durch die Absendung vieler Truppen nach dem Süden geschwächt und die Franzosen waren eine zeitlang ruhig auf Rhode-Island liegen geblieben. Um diese Zeit hatte Washington den Schmerz zu erleben, daß einer seiner Freunde und Unterbefehlshaber, der General Arnold, ihn durch Verrath in große Verlegenheit brachte. Arnold hatte sich im Anfange des Krieges sehr ausgezeichnet; Washington schätzte ihn daher persönlich sehr hoch, und Arnold war eine zeitlang neben Washington und Gates genannt worden. Er war aber

später wegen Unterschlagung von Geldern vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt worden, vom Oberbefehlshaber einen Verweis zu empfangen. Von dieser Zeit an hatte er sich in verrätherische Unterhandlungen mit Clinton eingelassen, und als 1780 Washington ihm sein Vertrauen wieder geschenkt hatte, entwarf er mit Clinton den Plan, das ihm anvertraute Commando zu benutzen, um den Engländern die wichtige Festung West-Point und damit zugleich das ganze Hochland am Hudson in die Hände zu liefern. Die Sache wurde jedoch durch die Gefangennehmung des englischen Majors André, welcher zur Besprechung der letzten Maaßregeln eine geheime Zusammenkunft mit Arnold gehabt hatte, verrathen. Auf die Nachricht davon ergriff Arnold schleunigst die Flucht. Es gelang ihm, zu den Engländern zu entkommen; André aber wurde durch ein Kriegsgericht für einen Spion erklärt und als solcher zur Strafe des Stranges verurtheilt. Vergebens suchte Clinton durch Unterhandlungen ihn zu retten, vergebens nahm sogar unter den Amerikanern jedermann mitleidigen Antheil an seinem Schicksale; Washington erfüllte nicht einmal den einzigen Wunsch des unglücklichen Mannes, daß er nicht gehängt, sondern erschossen werde. Man machte in Amerika dem Oberbefehlshaber bittere Vorwürfe über diese Härte; in England aber wurde André als Märtyrer für das Vaterland gepriesen und verherrlicht.

Im Süden der neuen Republik machte Cornwallis Ende April 1781 eine der kühnsten Unternehmungen, welche in diesem Kriege ausgeführt worden sind. Er hatte sich überzeugt, daß in den drei Provinzen Georgien, Süd-Carolina und Nord-Carolina nichts Entscheidendes geschehen könne; er gab also diese Landstriche preis, und wandte sich vermittelst eines äußerst schwierigen und gewagten Marsches nach Virginien, um sich dort mit einem Heere zu vereinigen, welches Clinton unter der Anführung des Generals Philipps dahin geschickt hatte. Er erreichte seinen Zweck trotz der Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, und obgleich Lafayette, der in Virginien stand, beinahe seine Absicht vereitelt hätte. Clinton sandte ihm alsbald Verstärkungen, und da auch bei den Amerikanern Lafayette neue Truppen an sich zog und Greene von Nord-Carolina her nach Virginien marschirte, so erkannte jedermann, daß nach vielen kleinen Gefechten jetzt endlich dort das Schicksal der Republik entschieden werden müsse. Nur Clinton war und blieb blind. Er ließ sich durch Washington, als dieser den Plan entwarf, das englische Heer in Virginien mit einem Schlage zu vernichten, auf eine ganz unbegreifliche Weise täuschen, und war daher schuld, daß im Herbst 1781 durch die völlige Besiegung des Generals Cornwallis die

Hoffnung, die Amerikaner wieder zu unterwerfen, für immer zerstört wurde.

Die Angelegenheiten der Letzteren befanden sich, gerade als der Gang des Krieges eine solche Wendung nahm, in einer Lage, in welcher weit eher der Untergang, als die Erhaltung ihrer Republik zu erwarten gewesen wäre. Man hatte bereits alle Mittel zur Fortsetzung des Kampfes erschöpft, so daß es schien, als wenn der Kongreß diesen unter jeder Bedingung werde endigen müssen. Alle Kriegsschiffe der Amerikaner waren bis auf zwei Fregatten verloren gegangen. Die Landtruppen litten so sehr Mangel an Allem, daß sie an verschiedenen Orten zu Meutereien geneigt waren, und daß Washington in einem Briefe vom Juli 1781 die Besorgniß aussprach, er werde genöthigt sein, aus Mangel an Lebensmitteln sein Heer auseinander gehen zu lassen. Der Kongreß hatte nämlich kein Geld mehr, und die Creditscheine, durch welche er bisher sich geholfen hatte, waren durch ihre Menge so sehr im Werthe gesunken, daß schon 1777 ein Silber-Dollar sich zu einem Papier-Dollar wie 113 zu eins und 1780 gar wie 11,000 zu eins verhalten hatte.

Die Entscheidung in Virginien führte Washington durch eine List herbei, welche gut ausgedacht war und vollständig gelang. Er traf nämlich, nachdem er mit den Führern der französischen Flotte und Armee Abrede genommen hatte, alle seine Maaßregeln so, als wenn er mit Hülfe der französischen Streitmacht den Engländern New-York entreißen wollte. Zugleich sorgte er dafür, daß Clinton durch aufgefangene Briefe von diesem vermeintlichen Vorhaben Kenntniß erhielt, und also über den Ort getäuscht wurde, welchen Washington mit seiner ganzen Macht angreifen wollte. Der englische Oberbefehlshaber sandte wirklich in einem Augenblicke, wo vor allen Dingen das unter Cornwallis stehende Heer in Virginien hätte verstärkt werden müssen, an Cornwallis den Befehl, einen Theil seiner Truppen nach New-York zu schicken. Er ließ sich nachher noch eine lange Zeit hindurch von Washington täuschen, welcher das französische Heer unter Rochambeau mit dem seinigen vereinigte und drohende Scheinbewegungen gegen New-York machte. Dann brach Washington plötzlich nach Virginien auf. Es gelang ihm, nicht nur ungestört abziehen zu können, sondern auch dem General Cornwallis gegenüberzustehen, noch ehe Clinton erfahren hatte, daß der Angriff auf New-York aufgegeben sei. Am 19. August trat Washington seinen Marsch an, und schon am 5. September stand er an der Chesapeak-Bai. Hier fand zu seinem Glücke gerade an diesem Tage ein Seetreffen zwischen den Franzosen und Engländern statt, welches zwar unentschieden blieb, aber doch wenigstens das Eine bewirkte, daß der französische Admiral de Grasse

Meister der Chesapeak-Bai blieb. Gleich darauf traf dort auch die französische Flotte unter Barras ein, welche Transportschiffe und schweres Geschütz mitbrachte. Auf diesen Schiffen setzte am 25. September das französisch-amerikanische Heer nach Virginien über. Jetzt wiederholte sich das, was 1777 bei Saratoga vorgefallen war. Cornwallis war in der schlecht befestigten Stadt Yorktown enge eingeschlossen und aller Zufuhr beraubt. Er wartete vergebens auf die Ankunft Clinton's, der sich aus Mangel an tauglichen Fahrzeugen erst am 19. October einschiffen konnte, hielt sich aber dessenungeachtet unter fast unglaublichen Leiden und Anstrengungen vier Wochen lang, und willigte erst dann in eine Capitulation, als ihm die Verbindung mit der See ganz abgeschnitten worden war. Diese Capitulation wurde am 19. October 1781 unterzeichnet. Cornwallis und seine Officiere wurden auf Ehrenwort entlassen, seine 5 bis 6000 Mann aber, von welchen nur noch 4000 dienstfähig waren, wurden nebst 1500 Seeleuten kriegsgefangen. Die Amerikaner erhielten bei dieser Gelegenheit außerdem eine Menge Kriegsgeräth, besonders einen vortrefflichen Zug von Geschützen, sowie einige englische Kriegsschiffe und andere Fahrzeuge. Das Wichtigste war jedoch, daß die Capitulation von Yorktown den Ausgang des Krieges entschied; denn seit derselben verzweifelten sogar Männer wie Lord North und seine Collegen an der Möglichkeit, Nordamerika zu bezwingen. Wir brechen hier ab, weil das Ende des Krieges mehr der europäischen als der amerikanischen Geschichte angehört.

XII. England und sein Verhältniß zum übrigen Europa von 1778 bis 1784.

1. Innere Angelegenheiten Englands und sein Seekrieg mit Frankreich und Spanien von 1778—1781.

Während in Nordamerika der Ausgang des Krieges schon 1781 unwiderruflich entschieden ward, dauerten nicht nur die Unruhen in England fort, sondern die englische Nation hatte auch mit zwei europäischen Mächten einen Seekampf zu führen, dessen Verlauf weniger für Nordamerika, als für die Entwickelung der europäischen Verhältnisse wichtig war. Es brauchen daher auch die ferneren Ereignisse des Krieges, welchen die Nordamerikaner selbst, von Frankreich und

Spanien unterstützt, mit England führten, nur kurz angedeutet zu werden. Dagegen müssen wir unseren Blick auf die inneren Angelegenheiten Englands richten, sowie auf die Versuche der Seestaaten des europäischen Festlandes, dem von England bisher ausgeübten Seerechte ein Ende zu machen.

In England ging das Ministerium North, ohne Rücksicht auf die feindselige Stimmung der Nation, seinen alten Weg ruhig fort. Es ließ sogar, mitten im Verlaufe eines kostspieligen Krieges, durch seine Anhänger im Parlament zweimal (1777 und 1778) die Civilliste bedeutend erhöhen. Vergebens kämpften Chatham, Fox, Burke und Andere gegen ein Ministerium, welches mit einer durch Nichts zu erschütternden Consequenz verfuhr, und in seinem Anhange unter den großen Familien eine feste Stütze hatte. Erst als das an Sieg und Gewinn gewöhnte englische Volk im Kriege eine Demüthigung nach der anderen erlitt, ward es den dem Hofe feindlichen Männern möglich, nach und nach größeren Einfluß zu erlangen und endlich das verhaßte Ministerium zu stürzen. Am erbittertsten ward der Kampf zwischen Ministerium und Opposition zu der Zeit, als Frankreich sein Bündniß mit Nordamerika schloß (Februar 1778), und dadurch mit England in Krieg gerieth. Lord Chatham besonders griff damals die Minister mit einer ganz schrankenlosen Heftigkeit an; er starb jedoch am 11. Mai 1778, nachdem er bereits längere Zeit durch Krankheit niedergebeugt gewesen war, und nur auf Krücken gestützt im Oberhause hatte erscheinen können. Als er am 7. April zum letzten Male dort auftrat, war seine Gesundheit schon so zerrüttet, daß er nur noch mit schwacher Stimme und mit unterbrochenem Zusammenhange der Gedanken sprechen konnte und, als er geendet hatte, wie todt auf seinen Sitz zurücksank.

Die Engländer eröffneten unterdessen den Krieg mit Frankreich zur See. Das erste Haupttreffen fand am 27. Juli 1778 bei Ouessant, einer Insel an der bretagnischen Küste statt. Dieses Treffen hatte zwar, weil es unentschieden blieb, auf den Gang des Krieges keinen Einfluß; um so wichtiger war es aber für die innere Geschichte beider Staaten. In England machte man nämlich dem Könige und seinen verhaßten Ministern einen Vorwurf daraus, daß nicht, wie man gewohnt war, gleich im Beginne des Krieges Siege erfochten wurden; und als die Minister, um die Schuld von sich abzuwälzen, den commandirenden Admiral Keppel vor ein Kriegsgericht stellten, sprach dieses ihn auf die ehrenvollste Weise frei, wodurch dann die Stimmung gegen die Minister noch erbitterter und die Stellung derselben noch schwieriger wurde. In Frankreich ward das Treffen bei Ouessant in gleicher Weise der Königin Marie Antoinette und dem später als

Philipp Egalité berüchtigt gewordenen Herzog von Orleans, welcher damals noch Herzog von Chartres hieß, verderblich. Der Letztere hatte als nomineller Commandant eines Geschwaders an jenem Treffen Theil genommen; er hatte sich aber, wie man wenigstens allgemein glaubte, so feige gezeigt, daß er den Seedienst wieder verlassen mußte. Diese öffentliche Kränkung des jungen Herzogs wurde dem Hasse der Königin zugeschrieben, deren Hand man unglücklicher Weise bei allen Dingen im Spiele glaubte. Auch bewirkte dieselbe allerdings, daß der von ihr bevorzugte Graf von Artois die Würde eines Groß-Admirals von Frankreich erhielt, nach welcher der Herzog von Chartres gestrebt hatte.

In England war der Haß gegen das Ministerium so groß, daß trotz der Nachtheile, welche die französischen Flotten in Nordamerika, in Westindien und in Ostindien erlitten, die vorzüglichsten Admirale sich weigerten, den Oberbefehl zu übernehmen, so lange Lord Sandwich das Seewesen leitete. Im Sommer 1779 bekam England einen neuen Feind zur See zu bekämpfen. Es gelang nämlich damals den Franzosen, den spanischen König Karl III., trotz seines großen Widerwillens gegen die Nordamerikaner und ihre republikanischen Ideen, zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Die englische Seeherrschaft gerieth dadurch in eine größere Gefahr, als sie zu irgend einer anderen Zeit des 18. Jahrhunderts zu bestehen hatte; denn die spanische Seemacht, die sich jetzt mit der französischen vereinigte, war durch Karl III. auf eine gleiche Stärke mit dieser gebracht worden, die englische war aber gerade damals in verschiedene Meere zerstreut. So konnten die feindlichen Flotten im Juni sogar England selbst mit einer Landung bedrohen, und nur die Uneinigkeit der beiden Führer derselben bewahrte, als jene im August vor Plymouth erschienen, die Engländer vor der Zerstörung ihrer kostbaren Werfte und Arsenale.

Im folgenden Jahre (1780) war das Schicksal den Engländern günstiger; dagegen hatten sie aber durch innere Unruhen zu leiden. Durch eine Parlamentsacte war nämlich 1778 ein Theil der grausamen Strafordnungen, die man unter Wilhelm III. über die Katholiken verhängt hatte, in England und Irland aufgehoben worden. Nachher wollte man diese Milderung eines fanatischen Gesetzes auch auf Schottland ausdehnen; hier erhob sich aber die Hefe des fanatischen Puritanerthums unter dem Rufe: „Kein Papstthum (no popery)!“ gegen dieselbe, und bald nachher breitete sich die Aufregung auch nach England aus. Ein verrückter Fanatiker, Sir Georg Gordon, trat an die Spitze der Bewegung, und hetzte die wüthende Masse der Blindgläubigen nicht nur gegen die Katholiken auf, sondern auch gegen das Parlament, dessen Mitglied er selbst war. Dadurch kam es dann in

derselben Zeit, als ein amerikanischer Pirat, Paul Jones, die britischen Küsten heimsuchte zu weit ärgeren Gewaltthaten, als die der Jahre 1763—1775 gewesen waren. Der Pöbel von London und viele tausend blindgläubige Schotten, welche in die Hauptstadt des Reiches gekommen waren, griffen, als das Parlament sich ihrem Verlangen nicht fügte, auf Gordon's Aufforderung zu den Waffen. Sie zerstörten die Kapelle der Gesandten zweier katholischen Mächte und die Häuser der vornehmsten englischen Katholiken, sowie derjenigen Protestanten, welche der Toleranz das Wort geredet hatten. Sie öffneten die Kerker der Hauptstadt, und viele hundert schwere Verbrecher verbreiteten sich sengend, brennend und plündernd durch die Stadt. Diese war in der Gewalt des wildesten Pöbels; sie brannte an 36 Stellen, glich einer mit Sturm eroberten Festung, und ward mit dem völligen Untergang ihres Wohlstandes bedroht. Ein Augenzeuge behauptet geradezu, daß sogar zu keiner Zeit der französischen Revolution die Stadt Paris eine ähnliche Mißhandlung erlitten habe. Da das Parlament wegen des Zustandes der Hauptstadt 13 Tage lang seine Sitzungen hatte einstellen müssen, so proclamirte der König, gestützt auf ein Rechtsgutachten des Staatsanwaltes Wedderburne, das Martialgesetz, wobei er den Muth hatte, dies ohne die Mitunterschrift eines Ministers oder mit anderen Worten auf seine eigene Verantwortlichkeit hin zu thun. Ein furchtbares Blutbad war die Folge dieses Schrittes. Es wurden zwischen dem Volke und den Soldaten förmliche Schlachten geliefert, und mehr als 1000 Menschen kamen dabei ums Leben. Als die wüthende Menge durch die Soldaten besiegt war, blieb der Anstifter des ganzen Unfuges, Gordon, unbestraft, während die von ihm irregeleiteten Fanatiker mit dem Leben büßen mußten. Ein Formfehler nämlich, der in der Anklageacte gemacht worden war, hatte bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des englischen Gerichtswesens die Folge, daß Gordon freigesprochen werden mußte.

In diesem Unglücksjahre für die Stadt London hatte das englische Ministerium, welches mit allen alten Admiralen gespannt war, das Glück, daß der tüchtigste englische Seeman, Admiral Rodney, den Oberbefehl über eine nach Westindien bestimmte Flotte übernahm. Diesem ward zugleich der Auftrag gegeben, Vorräthe und Verstärkungen in das mit einer Belagerung bedrohte Gibraltar zu bringen. Rodney ward auf seiner Fahrt vom Glück ganz besonders begünstigt. Zuerst traf es sich, daß eine vereinigte französische und spanische Flotte, welche in Brest lag, nicht segelfertig war und ihm also nicht folgen konnte. Dann stieß er durch Zufall auf eine bedeutende Anzahl spanischer Transportschiffe, und nahm diese weg. Hierauf hatte er das Glück, daß die zwei spanischen Geschwader, welche vereinigt ihn hatten

angreifen sollen, durch Unwetter voneinander getrennt wurden, und daß er mit seiner an Zahl doppelt überlegenen Flotte beim Cap St. Vincent an der südlichen Spitze der spanischen Halbinsel auf das eine derselben traf. In der Schlacht, welche dort geliefert ward, erlitten die Spanier trotz ihres tapferen Kampfes eine solche Niederlage, daß alle ihre Schiffe bis auf vier genommen oder vernichtet wurden.

Nach diesem Siege fuhr Rodney zuerst nach Gibraltar, und führte dort den ihm ertheilten Auftrag vollständig aus. Dann segelte er nach den westindischen Gewässern. Dort traf er auf den französischen Admiral Guichen, noch ehe derselbe sich mit der erwarteten spanischen Flotte vereinigt hatte. Guichen wich zwar lange einem entscheidenden Kampfe aus; es gelang aber dem englischen Admiral zuletzt doch, ihn zu einem Treffen zu zwingen. Dieses Treffen blieb freilich unentschieden, und Rodney klagte deshalb laut über das englische Ministerium, welches die Seeofficiere nicht nach Verdienst und Tüchtigkeit, sondern mit Rücksicht auf ihre Parteiansicht, ihre Verwandtschaft und ihren Einfluß beim Hofe anstelle. Die Vereinigung der spanischen und französischen Flotte fand nachher zwar statt; allein das Klima, schlechte Verpflegung und ansteckende Krankheiten machten es den Franzosen und Spaniern unmöglich, ihre eigentliche Absicht, die Eroberung von Jamaika, zu erreichen. Guichen kehrte deshalb im Juli nach Europa zurück. England war also im Jahre 1780 zur See unbesiegt geblieben. Dagegen hatte es aber an Geld und an Kauffahrteischiffen einen sehr großen Verlust erlitten. Außerdem war im August eine starke englische Flotte, welche Kriegsmaterial nach Ost- und Westindien bringen sollte, von dem spanischen Admiral Ludwig von Cordova weggenommen worden; und fast zu derselben Zeit hatten die Amerikaner 14 Schiffe einer nach Canada bestimmten Flotte gekapert. Alle diese Unglücksfälle wurden dem englischen Ministerium Schuld gegeben, obgleich sie hauptsächlich in einer ungünstigen Fügung der Umstände ihren Grund gehabt hatten.

2. Der Bund der bewaffneten Neutralität und der Seekrieg zwischen England, Frankreich, Holland und Spanien bis zum Jahre 1782.

Im Jahre 1780 erhielt der Krieg ganz unerwartet eine neue Wendung, weil die neutral gebliebenen Seestaaten sich mit einander zu einem Schritte verbanden, welcher Englands Seeherrschaft ernstlich zu bedrohen schien. Es ward nämlich der Bund der sogenannten bewaffneten Neutralität der Seestaaten geschlossen, durch welchen das Seerecht der Engländer oder mit anderen Worten die von ihnen zur See geübte Gewalt vernichtet werden sollte. Die

Anregung zu diesem Bunde ging von Rußland aus. Kaiserin Katharina II. war zwar den Engländern gewogen, und unterhandelte sogar mit dem englischen Gesandten Harris, dem nachherigen Lord Malmesbury, über eine engere Verbindung zwischen England und Rußland; sie wurde aber durch ihren Minister des Auswärtigen, den Grafen Panin, dadurch getäuscht, daß dieser ihr jenen Bund als eine Sache darstellte, welche nicht nur für England vortheilhaft sei, sondern auch ihr selbst das Ansehen und den Ruhm verleihen werde, die Beschützerin der Schwachen zu sein. Katharina gab also ihre Einwilligung, und am 26. Februar 1780 wurden alle neutralen Seestaaten aufgefordert, im Bunde mit Rußland den Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut!“ als Seerecht geltend zu machen und die kriegführenden Mächte zur Anerkennung desselben zu zwingen. Nach diesem Grundsatze sollten die neutralen Schiffe nicht nur alle Waaren außer den wirklichen Kriegsbedürfnissen nach den im Kriege begriffenen Ländern führen dürfen, sondern es sollte auch ein Hafen nur dann als blokirt angesehen werden, wenn die Einfahrt in ihn durch Kriegsschiffe wirklich unmöglich gemacht sei: es solle nicht wie bisher die bloße Blokadeerklärung genügen. Frankreich und Spanien erkannten dieses von Rußland aufgestellte Recht der Neutralen sogleich an. England hätte dasselbe gern verworfen; es wäre aber dadurch auch noch mit Rußland in Krieg gerathen. Es half sich also auf eine andere Weise. Die englische Regierung erkannte nämlich zwar auch ihrerseits den russischen Neutralitätsbund an und sah ruhig mit an, daß nach und nach alle neutralen Seemächte demselben beitraten; sie sorgte aber dafür, daß Holland von der Theilnahme an demselben abgehalten werde, weil nur dieser Staat vermöge seiner vielen Schiffe und seiner großen Kapitalien im Stande gewesen wäre, ein solches Recht der Neutralen in Ausführung zu bringen, und weil die Holländer zugleich unter dem Schutze desselben den englischen Handel an sich reißen konnten. Auch gelang es den englischen Ministern in der That, durch ihre Kabalen Hollands Beitritt zum Neutralitätsbunde so lange zu verhindern, bis ein Vorwand zur Kriegserklärung gegen dasselbe gefunden worden war. Dieser Umstand ist es daher vorzugsweise, welcher dem Bunde der bewaffneten Neutralität eine Bedeutung verliehen hat; denn an und für sich selbst war und blieb derselbe, wie so mancher andere diplomatische Plan, zunächst nur eine vorübergehende Erscheinung. Wir müssen aus Anlaß dieser neuen Verwicklung einen Blick auf den Zustand und die innere Geschichte der sieben Provinzen der vereinigten Niederlande werfen.

Die Statthalterschaft in dieser Föderativrepublik führte damals dem Namen nach Wilhelm V. von Oranien, in Wirklichkeit aber

der uns bereits bekannte Erzieher und Leiter desselben, Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig. Dieser hatte, als der junge Prinz 1766 volljährig geworden war, ihn zu seinem bloßen Werkzeuge gemacht oder vielmehr sich selbst geradezu an seine Stelle gesetzt. Er hatte nämlich den Prinzen bewogen, mit ihm einen Vertrag, die sogenannte Acte der Consultation, zu schließen, durch welche derselbe sich verpflichtete, in allen Staatsangelegenheiten dem Rathe seines früheren Vormundes zu folgen. Dieser ganz gesetzwidrige Vertrag wurde zwar geheim gehalten; man erkannte aber aus dem Verhältnisse, in welchem Prinz Wilhelm zu dem Herzoge auch fernerhin stand, das Vorhandensein eines solchen Abkommens. Dadurch ward also die Erbitterung gegen den Herzog, dessen ganze bisherige Leitung der Geschäfte Unwillen erregt hatte, gesteigert und der anti-oranischen oder, wie man sie in den Niederlanden nannte, der patriotischen Partei zu größerem Ansehen und Einflusse verholfen. Diese Partei, welche die Herrschergewalt dem Erbstatthalter zu entreißen und an die Generalstaaten, sowie an die Stände der einzelnen Provinzen zu bringen suchte, war für das Haus Oranien sehr gefährlich, weil nicht nur der Reichthum, sondern auch die Magistratsstellen fast überall in ihren Händen waren. Am mächtigsten waren sie in der Provinz Holland, besonders in der Stadt Amsterdam, welche durch ihren Reichthum und durch den Umfang ihres Handels allen anderen Städten weit überlegen war, und nicht nur in den Provinzialständen von Holland, sondern sogar in den Generalstaaten der vereinigten niederländischen Provinzen großen Einfluß hatte. Die oranische Partei bestand aus der holländischen Ritterschaft und aus denjenigen Provinzen, in welchen wie in Seeland und Geldern große Güter des Hauses Oranien lagen. Außerdem hing der gemeine Haufe fast überall dem Erbstatthalter an. Beide Parteien verfolgten — was für den Gang der allgemeinen Geschichte der wichtigste Punkt ist — eine ganz entgegengesetzte auswärtige Politik. Die Regierungspartei schloß sich eng an England an, weil sie in der mit dem Hause Oranien verwandten englischen Königsfamilie eine Stütze gegen die Patrioten suchte und fand; diese dagegen waren von jeher den Franzosen zugethan und zu einem Bunde mit ihnen, sowie mit den Nordamerikanern geneigt.

Das gegenseitige Mißtrauen der beiden fast gleich mächtigen Parteien lähmte die Kraft der Regierung und machte, daß selbst die weisesten Absichten und Vorschläge derselben scheiterten. Man konnte über keine energische Maaßregel einig werden, und ließ sogar die Land- und Seemacht in Verfall gerathen, weil der Statthalter an der Spitze des gesammten Kriegswesens stand, und jede Verstärkung des Heeres oder der Flotte zugleich auch seine Macht vermehrte. Zu diesem

Uebel kamen noch andere hinzu. Die Reichen und Großen des Landes hatten seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Einigkeit und Uneigennützigkeit, ohne welche keine Föderativrepublik sich erhalten kann, ganz verloren. Sie hatten ferner durch ihren Krämergeist, durch ihre ewige Zwietracht und durch den kleinlichen Sinn, mit welchem die auswärtige Politik geleitet wurde, die Republik der Niederlande verächtlich gemacht. Außerdem war eine feste, consequente und energische Regierung nicht nur wegen der angeborenen Langsamkeit und Bedachtsamkeit der Holländer unmöglich, sondern sie wurde auch durch die verwickelten Formen und Verhältnisse einer Föderativrepublik erschwert, in welcher Städte wie Amsterdam und ganze Provinzen von den Generalstaaten oder der höchsten beschließenden Behörde bis zu dem Grade unabhängig waren, daß sie sogar auf eigene Hand Verträge mit fremden Staaten schließen durften, ohne den Generalstaaten auch nur eine Mittheilung davon zu machen. Endlich ward der Parteihaß und die Zwietracht noch dadurch verstärkt, daß der einst so blühende Handel Hollands und seine Seemacht größtentheils an England übergegangen waren; denn man machte für dieses Unglück, welches eine Folge der veränderten politischen Umstände und Verhältnisse gewesen war, die Regierung verantwortlich. Sogar den Verfall der Land- und Seemacht gab man der statthalterischen Regierung Schuld, obgleich die Letztere demselben stets vorzubeugen gesucht hatte, und ihre Bemühungen nur an der Eifersucht und Kargheit der einzelnen Provinzen und der städtischen Magistrate gescheitert waren.

Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß Holland in seinen politischen Verhältnissen immer mehr bedrängt und benachtheiligt ward. Die Engländer erlaubten sich den Holländern gegenüber sogar förmliche Willkürlichkeiten und Verletzungen vertragsmäßiger Rechte. Dies war schon im siebenjährigen Kriege geschehen, indem damals die englische Regierung jedes Jahr eine Anzahl holländischer Schiffe ganz ungerechter Weise für gute Prise erklärt hatte. Noch ärger waren die Engländer seit dem Beginne des nordamerikanischen Krieges gegen Holland verfahren. Im Frühling des Jahres 1780 erklärten sie sogar einen 100 Jahre früher (1674) geschlossenen Schiffahrtsvertrag, welcher den Holländern im Kriege Englands mit anderen Staaten gewisse Vorzugsrechte zusicherte, ganz einseitig für aufgehoben. Dadurch ward Holland der Vortheile seiner Neutralität beraubt, und sein Handel kam in Gefahr, gänzlich zerstört zu werden. Jetzt wäre es also nöthig gewesen, eiligst und mit allem Nachdruck zu rüsten oder so schnell als möglich dem von Rußland der Republik angetragenen Neutralitätsbund beizutreten. Das Erstere gaben aber die Generalstaaten nicht zu, welche aus Krämergeist und weil sie ihr Ver-

trauen auf Frankreich setzten, die Vergrößerung des Landheeres ablehnten und in Betreff der Flotte blos eine Vermehrung um 32 Schiffe bewilligten. Das andere ward durch den Herzog Ludwig Ernst und durch die seit 1767 mit Wilhelm V. vermählte Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, eine Schwester Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, im Vertrauen und aus Rücksicht auf England so lange hinausgeschoben, bis es zu spät war. Doch war an dem Letzteren auch die Langsamkeit schuld, mit welcher in Holland alle Angelegenheiten betrieben wurden. Die Engländer erhielten dadurch Zeit und Gelegenheit, an Holland den Krieg zu erklären. Den Anlaß dazu nahmen sie von dem Umstande, daß sie durch die Papiere eines 1780 gekaperten nordamerikanischen Schiffes urkundliche Kenntniß von einem geheimen Handelsvertrage erhielten, welchen die Stadt Amsterdam 1778 mit den aufständischen Colonieen geschlossen hatte. Die englische Kriegserklärung war vom 20. December 1780 datirt. Die Holländer hatten zwar schon am 20. November ihren Beitritt zum Neutralitätsbund beschlossen; die Anzeige davon kam aber erst am 24. December nach Petersburg, und dies wurde von der den Engländern gewogenen Kaiserin Katharina benutzt, um zu erklären, daß Holland am letzteren Tage nicht mehr neutral gewesen sei und deshalb in jenen Bund nicht aufgenommen werden könne.

In dem Seekriege, welchen England so 1781 zugleich mit Frankreich, Spanien und Holland zu führen hatte, zeigte sich ein großer Gegensatz in dem Benehmen der Engländer und der Franzosen. Die Ersteren, immer nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht, verfuhren gleich Seeräubern gegen die Niederländer, welche bis dahin fast stets ihre treuesten Freunde gewesen waren; die Franzosen dagegen gaben den Niederländern, noch ehe sie durch einen Vertrag mit ihnen verbunden waren, auf uneigennützige und großmüthige Weise das ihnen Geraubte zurück, nachdem sie selbst es durch glücklichen Kampf den Engländern wieder entrissen hatten. Auf dieselbe edle und uneigennützige Weise benahmen die Franzosen sich gegen Nordamerika: sie vergossen, von dem unter ihnen herrschenden Enthusiasmus hingerissen, ihr Blut für fremde Freiheit, und stürzten sich um der Nordamerikaner willen in Schulden, ohne daß sie dabei sich selbst irgend etwas ausbedangen. Dieses ganz entgegengesetzte Verfahren der beiden Hauptseemächte ist die interessanteste Seite des Seekrieges vom Jahre 1781.

Die Engländer nahmen, noch ehe sie ihre Kriegserklärung gegen Holland erlassen hatten, viele holländische Schiffe weg. Nachher verfuhren ihre Admirale Rodney und Vaughan gegen die Holländer und sogar gegen ihre eigenen Landsleute mit der Brutalität und Raubgier, mit welcher im 18. Jahrhundert die englischen Statthalter Robert

Clive und Warren Hastings in Ostindien und in neuester Zeit Bonaparte und seine Marschälle verfahren sind. Rodney und Vaughan besetzten im Februar 1781 die westindische Insel St. Eustathius, die Hauptniederlage des holländisch-amerikanischen Handels, eroberten bei dieser Gelegenheit über 300 feindliche Schiffe, und erlaubten sich, obgleich die Insel durch Capitulation in ihre Hände gekommen war, die härtesten und grausamsten Erpressungen. Ja, sie zogen damals sogar das Eigenthum englischer Kaufleute ein, lachten der Anklagen, welche Burke und Andere deshalb im Parlamente gegen sie vorbrachten, und beantworteten die Beschwerden britischer Beamten in der höhnenden brutalen Sprache, deren sich Militärdespoten stets bedienen. Nachher machten die Franzosen unter de Grasse und unter dem Marquis de Bouillé rühmliche Unternehmungen zur See; und als es dem Letzteren im November gelungen war, die Insel St. Eustathius den Engländern wieder zu entreißen, benahmen sich die Franzosen, zum Unterschiede von Rodney und Vaughan, nicht wie Räuber, sondern wie Ritter. Sie ließen den gefangenen englischen Officieren ihr Privateigenthum, und verwandten die gemachte Beute zur Entschädigung der vorher durch Rodney und Vaughan beraubten Einwohner.

In diesem Jahre (1781) mußten die Holländer die Folgen ihrer Zwietracht empfinden und für die Engherzigkeit und Kargheit büßen, vermöge deren sie ihrem Statthalter die genügenden Mittel zur Kriegführung versagt hatten. Die holländischen Colonieen Surinam, Demerary und Essequibo in Südamerika mußten sich damals, weil Holland weder Kriegsschiffe, noch Truppen nach Westindien hatte schicken können, den Engländern ergeben. Sie wurden zwar im Anfange des folgenden Jahres durch die Franzosen wieder erobert; dagegen ward aber in Ostindien den Holländern eine Niederlassung nach der anderen entrissen, und sie verloren damals als eine von fremder Gunst abhängige Nation den letzten Rest ihres früheren Ansehens. Sogar nach der Ostsee konnten sie keinen Handel mehr treiben, weil ihre Häfen von den Engländern bewacht wurden. Auch um die Insel Ceylon und ihre Besitzungen am Cap der guten Hoffnung würden sie gekommen sein, wenn nicht der französische Admiral Suffrein Beide gerettet hätte. Durch alle diese Gefahren und Verluste ward die Erbitterung gegen den Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig gesteigert, dem man als einem Fremden die Schuld dieser Unfälle zuschob.

Im Jahre 1782 fochten zwar die Franzosen unter Bouillé anfangs glücklich im amerikanischen Inselmeere; bald nachher aber erlangten die Engländer dort das Uebergewicht wieder. In Europa kam es am 5. August zwischen der holländischen Flotte und einem englischen

Kriegsgeschwader zu dem blutigsten Treffen, welches im ganzen Kriege geliefert ward. Dieses Treffen fand bei einer Sandbank der Nordsee, der sogenannten Doggersbank, statt. Es blieb unentschieden und endigte damit, daß beide Flotten außer Stand gesetzt wurden, die See zu halten; die Holländer wurden aber dadurch, daß sie unbesiegt aus dem Kampfe gegangen waren, neu belebt und verherrlichten die Admirale, welche in dieser Schlacht commandirt hatten, auf jede Weise. Dagegen beschwerten sich die holländischen Admirale ihrerseits laut über die allerdings zweideutigen Verhaltungsbefehle, die ihnen von der erbstatthalterischen Regierung ertheilt worden waren. Dieselbe Unzufriedenheit äußerte Hyde Parker, welcher die englische Flotte in jener Schlacht befehligt hatte, gegen seine Regierung, obgleich auch er in England als Sieger gepriesen ward.

3. England und der nordamerikanische Krieg vom ersten Auftreten des jüngeren Pitt bis zum Frieden von Versailles.

In England hatte der Gang, den der Krieg nahm, einen für Lord North sehr bedenklichen Eindruck gemacht. Dies zeigte sich sowohl in den letzten Sitzungen des im September 1780 entlassenen Parlaments, als auch namentlich in dem neuen Parlament, welches im October desselben Jahres eröffnet wurde. In dem Letzteren war, trotz aller Bemühungen, welche Lord North und seine Collegen bei den Wahlen angewandt hatten, die Opposition stärker, als in dem vorhergegangenen. Zu der Opposition des neuen Parlaments gehörten zwei Männer, welche 1780 zum ersten Male auftraten, und für England wie für Europa überhaupt eine große politische Bedeutung erhielten. Diese Männer waren Sheridan und der dritte Sohn des Lord Chatham, William Pitt der Jüngere. Beide waren in Bezug auf Talent, Charakter und Richtung sehr verschieden von einander, und arbeiteten von Anfang an, obgleich Beide damals zur Opposition gehörten, auf ein ganz verschiedenes Ziel los. Auch hatten Beide im Laufe ihres Lebens ein ganz verschiedenes Schicksal. Sheridan, der auch als Dichter und Schriftsteller großen Ruhm erlangte, zeichnete sich nur als witziger, feuriger und einnehmender Redner aus, war aber zum Staatsmann und Diplomaten nicht gemacht; er schlug in seiner politischen Laufbahn dieselbe Richtung ein, wie Fox, und blieb ihr wie dieser bis an seinen Tod getreu. Pitt dagegen war zum Diplomaten und Staatsmann geboren und erzogen; er richtete sein Verfahren immer nach den Umständen ein, hatte stets ein rein politisches Ziel vor Augen und ließ sich durch keine Rücksicht von demselben ablenken. Dabei verlor er nie die Ruhe, Besonnenheit,

Würde und Mäßigung, und sprach, jeden Schmuck der Rede verschmähend, stets nur zum Verstande. Sheridan stürzte sich zuletzt durch wüstes Leben, namentlich durch seine Trunksucht, in Noth und Elend; Pitt dagegen starb im vollen Genusse der obersten Macht, nach welcher er von Anfang an gestrebt, und die er 1784 erlangt hatte.

Der verschiedene Charakter beider Männer gab sich gleich bei ihrem ersten Auftreten zu erkennen. Beide schlossen sich an die Opposition an, deren Leiter damals Rockingham und Shelburne waren. Allein Sheridan gab sich förmlich in den Dienst derselben; Pitt dagegen gebrauchte von Anfang an die Opposition nur zu seinem eigenen Zwecke. Pitt schonte schon in seiner ersten Rede den von Fox mißhandelten König und seinen Hof, weil er bei der Verfassung des Landes seine eigene Herrschaft nur auf den Namen des Königs gründen konnte. Er richtete bereits damals seine Reden so ein, daß er später nicht, wie Burke, mit sich selbst in Widerspruch gerieth. Sheridan wählte zum Gegenstande seiner ersten Parlamentsrede den mörderischen Gebrauch, den man beim Gordon'schen Tumult auf königlichen Befehl von den Truppen gemacht hatte, obgleich drei Monate früher Fox mit derselben Sache nur wenig Gehör gefunden hatte; er empfahl sich daher gleich anfangs nur als einen liberalen Redner, nicht aber als Staatsmann. Pitt dagegen wählte bei seinem ersten Auftreten nicht nur den rechten Augenblick, sondern auch den rechten Gegenstand; der Erfolg war daher auch bei ihm ein ganz anderer, als bei Sheridan. Pitt eröffnete nämlich seine Laufbahn im Parlament mit einer Rede, in welcher er den von Burke gemachten Vorschlag, der Vergeudung öffentlicher Gelder Einhalt zu thun und die Civilliste besser einzurichten, nur auf solche Weise vertheidigte und unterstützte, daß er später nicht gehindert war, gerade das Gegentheil von dem, was er damals geredet hatte, zu thun. Jedermann war erstaunt, als ein junger Mann von 22 Jahren gleich in seiner ersten Rede mehr praktische und gediegene, als glänzende und blendende Fähigkeiten an den Tag legte; Niemand ahnte aber, was sich jetzt aus seinen damaligen Reden herausfinden läßt, daß er, obgleich mit Fox eine und dieselbe Sache vertheidigend, doch die Person des Königs schonte, um später die Aristokratie der Reichen durch den Thron beschützen zu können.

An Pitt schloß sich schon im Herbst 1781 eine große Zahl von Parlamentsgliedern an, welche zwar das Ministerium North stürzen, aber am Bestehenden nichts ändern wollten. Die vereinigte Opposition bestand damals aus zwei in Ansichten und Grundsätzen verschiedenen Theilen, nämlich aus dem Anhange Shelburne's, zu welchem auch Pitt und die frühere Partei seines Vaters gehörte, und

aus den Anhängern Rockingham's, von denen Fox und Burke die berühmteſten waren. Beide Theile der Ariſtokratie waren zum Sturze des Miniſteriums mit einander verbunden, und bekämpften dasſelbe vom Herbſt 1781 bis zum März 1782 auf jede Weiſe. Sie griffen es zuerſt, mit wirkſamer Benutzung der in Amerika erlittenen Unfälle, in ſeinen einzelnen Mitgliedern an. Schon im Januar 1782 gelang es ihnen, den bisherigen Colonialminiſter Lord Germain zum Rücktritte zu nöthigen. Dieſer wurde damals, ohne Rückſicht auf die Proteſtation vieler Pairs, unter dem Titel Viscount Sackville zum Pair erhoben. Gegen den Leiter des Seeweſens, Lord Sandwich, welcher ebenſo verhaßt und ungeſchickt war, als Lord Germain, ſcheiterten zwar die Angriffe der Oppoſition, weil dieſer gleich dem Haupte des Miniſteriums eine eiſerne Stirn hatte; allein die geringe Stimmenmehrheit, mit welcher das Parlament die gegen ihn beantragte Anklage verworfen hatte, zeigte ſchon, daß immer mehr Mitglieder der untergehenden Sonne Lord North's den Rücken zukehrten. Sogar Lord North verlor ſchon acht Tage vor dem Beginne der ſechsmonatlichen Parlamentsferien, während deren er ſich noch hätte behaupten können, den Muth, und wagte nicht länger, dem Sturme Trotz zu bieten. Er reichte am 20. März ſeine Entlaſſung ein.

Jetzt ſah ſich König Georg III. genöthigt, ſeine Miniſter aus der ihm ſo ſehr verhaßten Oppoſition zu wählen. Dies war für ihn doppelt ſchmerzlich, weil er von jeher die Sache des Miniſteriums North zu ſeiner perſönlichen Angelegenheit gemacht hatte, und weil es zum größeren Theile der Oppoſition nicht um einen bloßen Miniſterwechſel, ſondern um eine völlige Umgeſtaltung der ſeit dem Tode Georg's II. beſtehenden Einrichtung der Regierung zu thun war. Es ſollte nämlich der perſönliche Einfluß des Königs und ſeiner Creaturen auf die Geſchäfte ganz beſeitigt und deshalb der König ſogar genöthigt werden, die Männer von ſich zu entfernen, welche ſeit langer Zeit ſeine geſellſchaftliche Umgebung bildeten und ihm perſönlich werth geworden waren. Dieſe Kränkung, ſowie die Entziehung der Sinecuren, welche ſeine ſeitherigen Freunde beſaßen, mußte Georg III. ſich wirklich gefallen laſſen, als er gezwungen war, aus den Mitgliedern der Oppoſition ein neues Miniſterium zu bilden. Er durfte ſich bei ſeiner Wahl nicht auf Shelburne und ſeine Anhänger beſchränken, welche ſo wenig als möglich vom alten Wege abweichen wollten, ſondern er mußte neben dieſen auch Rockingham, Sheridan, Burke, Fox und andere ihm zum Theil tödtlich verhaßte Männer als Miniſter annehmen, weil Sherburne ſich nicht mächtig genug fühlte, ohne dieſelben das Ruder zu führen.

Die neuen Minister hatten seither im Parlament stets für die Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerikas gesprochen. Sie mußten also gleich anfangs dieser Ansicht gemäß Schritte zur Wiederherstellung des Friedens thun. Ihre Vorschläge wurden aber von den Feinden nicht angenommen, weil in den Niederlanden die patriotische Partei das Uebergewicht erhalten hatte, und weil damals das Kriegsglück den Engländern nirgends gewogen war. Nur in Westindien, wo alle englischen Inseln bis auf drei verloren gegangen waren, verschaffte ein glänzender Sieg Rodney's den Engländern das Uebergewicht wieder. Als nämlich dort die Hauptbesitzung der Engländer, Jamaika, mit einer Landung der Franzosen und Spanier bedroht ward, suchte Rodney um jeden Preis die Vereinigung der beiden feindlichen Flotten zu verhindern. Er lieferte dem französischen Admiral de Grasse zuerst bei der Insel Dominique ein Treffen, welches unentschieden blieb. Dann zwang er ihn am 12. April unter Umständen, welche für die Feinde ungünstig waren, in dem Kanal zwischen Guadeloupe und Dominique zu einem zweiten Treffen. In diesem Treffen errang Rodney durch ein kühnes Manöver einen vollständigen Sieg. Er durchbrach nämlich mit allen seinen Schiffen die feindliche Linie, trennte diese dadurch in zwei Theile, und brachte den Feinden, obgleich sie den Kampf noch viele Stunden lang mit großer Ausdauer fortsetzten, eine solche Niederlage bei, daß sie acht Linienschiffe und 7000 Mann Landungstruppen verloren, während die Engländer nur wenige Soldaten einbüßten. de Grasse selbst gerieth nach tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft.

Rodney's Sieg war kaum als ein Ersatz für die Insel Minorca anzusehen, welche England zwei Monate früher verloren hatte. Der spanische König Karl III. hatte von Anfang an den Plan verfolgt, die Engänder wieder aus ihren beiden Besitzungen auf spanischem Boden, Minorca und Gibraltar, zu vertreiben, die sie am Anfange des Jahrhunderts erworben (1713) hatten, und von denen die Erstere ihnen im siebenjährigen Kriege zwar wieder entrissen, im Frieden von Paris aber zurückgegeben worden war. Die Festung Gibraltar hielt Karl schon seit 1779 in Verbindung mit den Franzosen eingeschlossen. Nach Minorca hatte er im Juli 1781 8000 spanische Soldaten geschickt, welche dort unerwartet gelandet waren und die ganze Insel rasch erobert hatten. Nur ein kleines Fort behauptete sich durch die Tapferkeit seiner schwachen Besatzung und ihres Commandanten Murray noch gegen das starke, mit einer ungeheueren Menge von Geschützen versehene Belagerungsheer. Erst als Hunger und Krankheiten längeren Widerstand unmöglich machten, und der Feind eine

ehrenvolle Capitulation anbot, räumte die tapfere Schaar den Platz (5. Februar 1782).

Die Wiedereroberung von Minorca belebte in König Karl die Hoffnung, den Engländern auch Gibraltar wieder entreißen zu können. Um diese Festung mit mehr Erfolg als bisher angreifen zu können, sollte sie zunächst durch die vereinigte französische, spanische und holländische Flotte nach der Seeseite hin vollständig abgesperrt werden. Allein der Erbstatthalter und die oranisch gesinnten Befehlshaber der Holländer vereitelten, weil sie den Engländern zugethan waren, die ganze Sache durch die Erklärung, daß es für dieses Jahr zu spät sei, große Kriegsschiffe auslaufen zu lassen. Dagegen kam ein anderer Plan zur Ausführung, welcher ebenso abenteuerlich war, als des Königs Xerxes Zug nach Griechenland, und für Spanien ebenso verderbliche Folgen hatte, als dieser für das persische Reich gehabt hat. Karl III. ging nämlich auf einen von dem französischen Ingenieur d'Arçon gemachten Vorschlag ein, und ließ, anstatt der zum Tragen vieler und schwerer Geschütze allzu schwachen Kanonenboote, sogenannte schwimmende Batterien erbauen, d. h. starke und doch flache Schiffe, welche zusammen mit mehr als 300 schweren Geschützen versehen waren, und ein aus dickem Holzwerk bestehendes, durch feuchten Sand, nasse Felle und Lagen von Korkholz geschütztes Dach hatten. Diese mit ungeheueren Kosten erbauten und ausgerüsteten Fahrzeuge, deren Bedachung, wie man glaubte, für Kugeln undurchdringlich war, sollten ganz nahe an die Festungswerke gebracht werden und dieselben zerstören, während zu gleicher Zeit auf der Landseite nicht weniger als 52,000 Mann das feindliche Bollwerk angriffen. Die ganze Sache beruhte jedoch auf einer bloßen theoretischen Berechnung, und erweckte deshalb von Anfang an bei erfahrenen, praktischen Kriegsmännern solches Mißtrauen, daß unter Andern zwei tüchtige spanische Heerführer sich mit aller Entschiedenheit gegen das kolossale und äußerst kostspielige Unternehmen ausgesprochen hatten. Auch die englischen Officiere in Gibraltar, besonders der Commandant Lord Elliot, lachten über ein Beginnen, welches ihnen eine sichere Beute bereitete. Elliot setzte sein Hauptvertrauen auf die glühenden Kugeln. Er hatte schon mit seiner vortrefflich bedienten Artillerie kurz vorher in drei Tagen auch die ungeheuren neuen Werke zerstört, welche von den Feinden in der langen Zeit von neun Monaten auf dem Lande errichtet worden waren. Als am 13. September die schwimmenden Batterien, zehn an der Zahl, sich dem Felsen von Gibraltar näherten, ließ Elliot glühende Kugeln auf sie schleudern, und nun zeigte sich sogleich, daß die scheinbar so gut ausgedachte Beschaffenheit der Dächer die Entzündung der ungeheueren Holzmassen

nicht zu verhindern vermöge. In kurzer Zeit waren acht von den zehn Batterien in Flammen aufgegangen, die beiden anderen fielen in die Gewalt der Engländer. Von der aus 5000 Soldaten bestehenden Bemannung kamen 1500 auf elende Weise ums Leben, 400 wurden von den Engländern aus dem Wasser gezogen, den übrigen gelang es, sich zu retten. Gleichen Ruhm, wie Elliot, erntete der englische Admiral Howe, weil er eine Flotte von 34 Linienschiffen mit Munition und Verstärkungen glücklich nach Gibraltar brachte, obgleich er durch eine feindliche Flotte von 64 Fahrzeugen, unter denen 42 Linienschiffe waren, hatte hindurchdringen müssen.

Als der kostspielige und abenteuerliche Angriff auf Gibraltar gemacht wurde, hatten die Friedensverhandlungen schon ihren Anfang genommen. Das von Shelburne und Rockingham gebildete Ministerium hatte gleich anfangs einen Unterhändler nach Paris geschickt, um sowohl mit den Franzosen, als mit Benjamin Franklin, dem der Kongreß noch Jay, John Adams und Laurens beigegeben hatte, zu unterhandeln. Auch hatten die englischen Minister die Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerikas im Voraus versprochen; ja, sie hatten sogar die bestimmte Erklärung gegeben, daß man, obgleich diese Anerkennung erst im Friedensvertrage selbst ausgesprochen werden könne, doch mit den Nordamerikanern wie mit einem selbstständigen Volke unterhandeln wolle. Nichtsdestoweniger zogen sich die Verhandlungen in die Länge, weil das aus zwieträchtigen Elementen zusammengesetzte englische Ministerium von Anfang an unsicher und schwankend war, und weil der liberale Theil desselben zu geringen Einfluß auf den König und die Nation hatte. Im Juli 1782 löste sich in Folge des Todes von Rockingham das Ministerium auf, und nun wagte Shelburne, eine blos aus seinen eigenen Anhängern bestehende Regierung zu bilden, welche dann in Betreff der Friedensverhandlungen den Vortheil hatte, daß der König, um des Krieges entledigt zu werden und somit des Parlamentes weniger zu bedürfen, sich seinen Ministern gegenüber zu Allem bereit zeigte. Die eigentliche Hauptperson in dem neuen Ministerium war nicht Shelburne, sondern Pitt, welcher als Kanzler der Schatzkammer in dasselbe eintrat. Dieser hielt nicht allein die Sache der neuen Minister im Unterhause, also auf dem entscheidenden Kampfplatze, durch sein Talent aufrecht, sondern ihm war und blieb auch Lord Chatham's ganzer Anhang treu, weil er die Pfründen, die Sinecuren und alles Andere, was der Aristokratie werth und theuer war, vertheidigte. Ihm zur Seite stand als Schatzmeister der Flotte der Schotte Dundas, der spätere Lord Melville, welcher seit 1781 Pitt's treuester Anhänger war und blieb.

Bei den Friedensverhandlungen gestanden die neuen Minister den Nordamerikanern, um sie nur schnell von ihren Bundesgenossen zu trennen, gleich anfangs alles Mögliche zu. Auch erreichten sie dadurch wirklich ihre Absicht. Franklin verlangte zwar, daß man dem mit Frankreich geschlossenen Vertrage treu bleibe, nach welchem Nordamerika und Frankreich nur in Gemeinschaft mit einander Friedenspräliminarien abschließen durften; er wurde aber von Jay und Adams überstimmt, welche als ächte Nordamerikaner nur auf das, was Nutzen brachte, Rücksicht nahmen. Schon am 30. November 1782 wurde demnach in Paris ein Präliminarvertrag zwischen England und Nordamerika geschlossen, ohne daß man vorher dem französischen Minister Vergennes, welchem Nordamerika Alles verdankte, auch nur eine Mittheilung darüber gemacht hatte. Die Amerikaner halfen sich bei dieser Gelegenheit mit einem rabulistischen Kniff, indem sie ihrem Präliminarvertrage den Namen Provisionalartikel gaben und zugleich in denselben die nichtssagende Bestimmung aufnahmen, daß die eigentliche Unterzeichnung erst beim Abschlusse der französischen und englischen Präliminarien erfolgen werde. Einen solchen Undank und Betrug hätten Männer wie Vergennes und Ludwig XVI. am allerwenigsten verdient; denn sie waren, was in höheren Sphären selten ist, ehrlich und rechtlich gesinnt. Dies bewiesen sie damals auch in ihrem Verhalten gegen Spanien. Sie hätten nämlich, wenn sie dem Vorgange der Nordamerikaner gemäß die Bundesgenossen ihrem Schicksale überlassen hätten, weit mehr erlangen können, als sie erlangten; sie thaten dies aber nicht, sondern opferten sogar ihren eigenen Vortheil auf, um den spanischen König Karl III. zufrieden zu stellen, welcher Gibraltar wieder erlangen wollte, und sich deshalb nur sehr schwer zum Frieden bewegen ließ. Am schlimmsten kam Holland hinweg, weil es ein Staat war, welcher weder als Freund geachtet, noch als Feind gefürchtet wurde. Wenn in Holland Einigkeit geherrscht hätte, wenn die sogenannten Patrioten wenigstens jetzt der Regierung ihres Erbstatthalters Vertrauen geschenkt hätten, so würden sie durch diese von England, das ihnen schon längst die Erneuerung des Vertrages von 1674 angeboten hatte, weit bessere Bedingungen erlangt haben, als sie erlangten; sie waren aber von unverständigem, blindem Hasse gegen England und gegen ihre eigene Regierung erfüllt. Holland verlor daher eine für seinen Handel sehr wichtige Colonie auf der Küste Koromandel (Westküste von Ostindien), mußte in seinen ostindischen Gewässern den Engländern freie Schiffahrt gewähren, und erlangte nicht die geringste Entschädigung für die großen Einbußen, die es während des Krieges an seinem Handel erlitten hatte. Dagegen erhielt Spanien den Besitz der beiden Floridas und der

Insel Minorca. Den Franzosen ward ein Theil der Verluste zurückerstattet, die sie im Frieden von 1763 jenseit des Oceans erlitten hatten. Außerdem durften sie Dünkirchen wieder befestigen, und wurden, was für ihre Ehre der wichtigste Punkt war, der Aufsicht entledigt, welche England nach früheren Verträgen über diese Stadt führte. Uebrigens erfolgte der förmliche Abschluß des Friedens am 3. September 1783 zu Versailles.

4. Innere Angelegenheiten Englands zur Zeit des Coalitionsministeriums.

England hatte in dem nordamerikanisch-französischen Kriege zwei Vortheile erlangt. Es hatte die Seemacht von Frankreich, Spanien und Holland aufs Neue geschwächt, und zugleich den Versuch der europäischen Seestaaten, durch die bewaffnete Neutralität der englischen Seeherrschaft einen Stoß zu geben, vereitelt. Nichtsdestoweniger war der Ausgang des Krieges eine Demüthigung, in welche der britische Stolz sich nur sehr schwer fügte; denn der Friede von Versailles war der ehrenvollste, welchen Frankreich seit 100 Jahren mit England, und umgekehrt der nachtheiligste, den dieses Reich mit jenem geschlossen hatte. Man erhob sich daher in England, schon als im Januar 1783 die Friedenspräliminarien bekannt wurden, von allen Seiten her gegen den König. Sogar Lord North führte jetzt in der Opposition dieselbe Sprache, wie Fox; und es entstand zwischen diesen beiden Männern, welche früher in Hinsicht auf Ehre, Sittlichkeit und Recht einander die ärgsten Vorwürfe gemacht hatten, ein förmlicher Bund zum Sturze des Ministeriums Shelburne. Der Republikaner Fox und der von ihm 16 Jahre lang als Unterdrücker der Freiheit geschmähte Lord North, die sich jetzt öffentlich Freunde nannten, benutzten die Umstände, um sich, mit treuloser Verläugnung ihrer Grundsätze und ihrer Ehre, einem rechtlichen und treu gläubigen Könige als Minister aufzudrängen. Sie verkündigten ihren Bund am 16. und 17. Februar 1783 im Parlament, und stellten sich von diesem Tage an öffentlich als die Nachfolger des Ministeriums Shelburne hin. Die Verwerfung der Friedenspräliminarien verlangten sie nicht, weil diese bereits die Zustimmung des Oberhauses erhalten hatten; ebenso wenig beantragten sie eine Anklage der Minister. Sie begnügten sich vielmehr mit der bloßen Mißbilligung des Geschehenen, weil sie keine andere Absicht hatten, als die Minister zu verdrängen und an die Stelle derselben zu treten. Shelburne gab am 22. Februar dem Drange der Umstände nach. Der König selbst aber, bei welchem Pitt noch fünf Wochen lang ausharrte, konnte sich lange nicht entschließen, das Schicksal des Reiches und den Genuß der Si-

neeuren und Pensionen in die Hände einer gewissenlosen Coalition zu legen. Erst als das Unterhaus wiederholt ein neues Ministerium gefordert hatte und die Staatsmaschine ins Stocken gerathen war, fügte er sich am 2. April in die harte Nothwendigkeit. Das sogenannte Coalitionsministerium, welches jetzt in den Besitz der Gewalt trat, hatte den Herzog von Portland zu seinem Haupte; Fox erhielt die auswärtigen, Lord North die inneren Angelegenheiten; Burke und Sheridan wurden zwar nicht in das eigentliche Kabinet aufgenommen, wohl aber mit einträglichen Stellen bedacht.

Das neue Ministerium hatte die Mehrheit des Parlaments für sich, weil dieses unter Lord North's Leitung gewählt worden war, und weil die vormaligen liberalen Mitglieder jetzt mit den absolutistischen im Bunde standen. Der König dagegen war und blieb der größte Feind seiner neuen Minister, und sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er dieselben wieder verabschieden könne. Fox kam daher, um sich und seinen Verbündeten den Besitz der Gewalt zu sichern, auf den Gedanken, das Parlament und den König auf lange Zeit von der Oligarchie der gegenwärtigen Minister abhängig zu machen oder, wie Pitt als Haupt der Opposition im Parlament dessen Streben bezeichnete, die bestehende Coalition von Liberalen und Absolutisten zu einer solchen Macht zu erheben, daß sie durch keine Veränderung der Umstände gestürzt oder auch nur in ihrem Ansehen geschwächt werden könne. Das Mittel, dessen Fox sich zu diesem Zwecke bediente, war so schlau gewählt, daß nicht nur der König nichts von dem eigentlichen Ziele des Planes merkte, und deshalb seine Zustimmung zu demselben gab, sondern daß sogar wenige Staatsmänner die Absicht der Minister erkannten. Fox versteckte nämlich seinen Plan, König, Parlament und Volk dem Fortbestehen einer schmählichen Coalition aufzuopfern, hinter den Vorschlag einer besseren Einrichtung der ostindischen Compagnie.

Die Actionäre der ostindischen Compagnie, welche das Recht hatten, die Directoren des für ganz England und Schottland wichtigsten Handels nach Ostindien und China aus ihrer Mitte zu wählen, besaßen ein weit ausgedehntes Reich in Ostindien, welches durch die große Anzahl Schützlinge, die dort versorgt werden konnten, Tausende von Engländern von den Directoren abhängig machte. Schon der Umstand, daß eine kleine Zahl Engländer in Asien Könige, in Europa Unterthanen und Kaufleute waren, mußte für England verderbliche Folgen haben. Die ostindische Compagnie ward aber auch noch auf andere Weise der englischen Nation verderblich. Die Directoren in London leiteten nämlich die Verwaltung so schlecht, daß nicht nur ihre Beamten und Generale in Indien, um sich zu be-

reichern, unerhörte Frevelthaten begingen, sondern daß auch der Handel der Gesellschaft schlecht besorgt ward und diese mit einem Bankerott bedrohte, welcher den englischen Kredit würde vernichtet und unzählige Menschen ins Unglück gestürzt haben. Das Erstere erregte in England die Erbitterung des unverdorbenen Theiles der Nation, welcher sogar jetzt noch dort ansehnlicher ist, als in anderen wohlhabenden, aber zugleich auch entsittlichten Völkern Europas. Das Zweite hatte schon mehrmals die Folge gehabt, daß das Parlament, um einem Bankerott vorzubeugen, der Compagnie mit Millionen hatte zu Hülfe kommen müssen, oder mit anderen Worten, daß man genöthigt gewesen war, das englische Volk mit seinem Gelde für die Sünden einer einzelnen Handelsgesellschaft büßen zu lassen. Die Nation hatte daher auch unstreitig ein Recht, sich in die Leitung der Finanzen jener Gesellschaft und in die Verwaltung ihrer mit englischen Truppen eroberten Besitzungen einzumischen. Dies war 1773 geschehen. Lord North hatte damals als Haupt des Ministeriums eine Parlamentsacte beschließen lassen, vermöge deren die Direction der ostindischen Compagnie und ihre Verwaltung in Ostindien anders eingerichtet und zugleich einer Oberaufsicht des Ministeriums unterworfen wurden, wodurch zugleich auch die Protection und Macht der Minister, namentlich ihr Einfluß auf die Parlamentswahlen ungemein vermehrt worden war. Damals war auch Lord Clive, welcher durch sein Feldherrntalent, sowie durch treulose, grausame und räuberische Unternehmungen im Dienste der Compagnie einen großen Theil von Indien erobert, und dabei sich selbst zum reichsten Manne der Welt gemacht hatte, im Parlament als Verbrecher angeklagt, aber auch freigesprochen worden. Unmittelbar darauf (1773) war Warren Hastings Generalgouverneur von Ostindien geworden, welcher auf gleiche Weise verfuhr, und deshalb später ebenfalls vom Parlament zur Verantwortung gezogen wurde.

Das Gesetz von 1773, sowie einige andere Verfügungen hatten sich als nutzlos erwiesen. Im Jahre 1783 waren deshalb Regierung und Opposition darin einverstanden, daß die Leitung der ostindischen Compagnie und die Verwaltung ihres Reiches unter die Vormundschaft der englischen Regierung gebracht werden müßte. Dies war es, was Fox benutzte, um im November 1783 dem Parlament die sogenannte Indiabill vorzuschlagen, durch welche, unter dem Schein einer verbesserten Einrichtung der ostindischen Compagnie und der Regierung Ostindiens, Ministerium und Parlament vom Könige und vom Volke ganz unabhängig gemacht und bleibend unter den Einfluß der Coalition gestellt werden sollten. Nach dieser Bill würde nämlich die Compagnie einer Commission von sieben Mitgliedern übertragen worden sein; da diese aber vom Parlament, d. h. von dem Mini-

sterium, unter dessen Einfluß das Parlament gewählt worden war, ernannt werden sollten, so würden nur unbedingte Anhänger der Minister in die Commission gekommen sein. Wirklich schlug auch Fox dem Parlament sieben Männer vor, welche insgesammt zu den Familien der damaligen Minister gehörten. Zwar sollte die ganze Einrichtung nach vier Jahren einer neuen Beschlußnahme durch das Parlament bedürfen; aber gerade dadurch würde der eigentliche Zweck, welcher der Sache zu Grunde lag, nur um so sicherer erreicht worden sein. Den Actionären war nämlich das Schwert über den Nacken gehängt, weil die ganze Verfügung blos auf die kurze Zeit von vier Jahren gelten sollte; und außerdem ward der Coalition in dem nächsten Parlament, dessen Wahl ebenfalls in vier Jahren stattfinden mußte, die Majorität dadurch gesichert, daß Alle, die ein Interesse an der gemachten Einrichtung hatten, sich auf jede Weise bemühen mußten, ein mit dem bestehenden Ministerium übereinstimmendes Parlament zu Stande zu bringen.

Die Indiabill ward im Unterhause mit großer Eile dreimal verlesen und angenommen, so daß sie schon am 9. December an das Oberhaus gebracht werden konnte. Auch hier ging sie, trotz der heftigen Angriffe des Lord Temple, des Herzogs von Richmond und des Lord Thurlow, in der ersten und zweiten Lesung durch, und das Ministerium war seines Sieges schon gewiß, weil die dritte Lesung in der Regel eine bloße Form ist. Allein mittlerweile waren dem Könige die Augen geöffnet worden, und dieser that im letzten entscheidenden Augenblicke einen verfassungswidrigen Schritt, durch welchen die ganze Sache zum Scheitern gebracht wurde. Er ließ durch ein von ihm unterzeichnetes Billet, das er an Lord Temple geschrieben hatte, seinen Freunden im Oberhause erklären, daß er jeden, der für die Indiabill stimme, als Feind betrachten werde. Dieser Schritt führte dann die Verwerfung der Bill herbei. Er rief aber zugleich die revolutionärsten Angriffe auf den König und auf die Pairs-Kammer hervor. Das Unterhaus erklärte das, was Lord Temple gethan hatte, für ein schweres Staatsverbrechen, und die Minister selbst hielten im Parlament Reden, welche an Schärfe des Tadels und an Grobheit der Ausdrücke sogar die Zeitungsartikel von Wilkes und die Juniusbriefe übertrafen. Fox nannte z. B. am 17. December die Anhänger des Königs im Oberhause Prätorianer eines Tiberius und Janitscharen, die auf ihres Sultans Befehl die ministerielle Bill strangulirt hätten. Nach solchen Angriffen war es allerdings unmöglich, daß die Minister länger in ihren Stellen blieben. Sie traten jedoch nicht freiwillig ab, sondern der König mußte ihnen, nachdem er einen ganzen Tag vergebens auf ihre Abdankung gewartet

hatte, in der Nacht vom 18.—19. December ihren Abschied ertheilen. Rathgeber des Königs waren damals Pitt und Lord Temple. Diese erhielten auch die gemeinschaftliche Leitung der Geschäfte; da aber Pitt keinen Einfluß neben dem seinigen dulden wollte und man ohne sein hervorragendes Talent doch nicht fertig werden konnte, so gelangte er schon in seinem 24. Lebensjahre allein an die Spitze der Regierung.

Pitt nahm vor allen Dingen eine durchgreifende Veränderung bei den höchsten Stellen vor, löste aber nicht, wie jedermann erwartet hatte, das Parlament sogleich auf, sondern setzte mit großem politischen Tact den Kampf gegen dasselbe fort, bis durch Flugschriften und Zeitungen das Publikum hinreichend bearbeitet war, und das Parlament, durch die stets drohende Auflösung in Schrecken gehalten, nicht mehr wagen konnte, das Budget zu verwerfen. Das Parlament beschloß zwar schon am 22. December mit großer Stimmenmehrheit eine äußerst feindselige Adresse an den König; Pitt ließ aber eine ausweichende Antwort auf dieselbe ertheilen, und bot, auch als das Parlament immer heftiger ward, dem Sturme Trotz. Er wußte schon im Januar 1784 das Oberhaus auf seine Seite zu ziehen, was nicht schwer war, weil er sich als Verfechter der Vorrechte und als Erhalter der guten alten Zeit zeigte. Zugleich fuhr er fort, das Volk bearbeiten zu lassen, indem er die von der Coalition vorgebrachte Indiabill als einen Eingriff in das Privateigenthum und als eine Verletzung der Verfassung darstellen ließ. Bald liefen von allen Seiten her Adressen zu Gunsten des neuen Ministeriums ein, und schon Ende Januar sah sich das Unterhaus genöthigt, für einige Zeit den Schein anzunehmen, als wenn es durch Unterhandlungen über ein herzustellendes gemischtes Ministerium den Weg zur Versöhnung bahnen wolle. Im Anfange des folgenden Monats fühlte sich das Oberhaus, gestützt auf die öffentliche Meinung, mächtig genug, um einen Angriff auf das bisherige Verfahren des Unterhauses zu machen. Im März setzte zwar Fox im Unterhause noch einige Male Adressen durch, in welchen ganz bestimmt und mit heftigen Ausdrücken die Entlassung des Ministeriums verlangt wurde; allein der Anhang der Opposition war damals bereits so sehr zusammengeschwunden, daß die letzte dieser Adressen nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme durchging. Da auch die Gunst des Volkes sich damals von Fox abgewendet hatte, so konnte dieser nicht wagen, den Gang der Verwaltung länger zu hemmen. Das Budget wurde also am 8. März vom Unterhause bewilligt. Pitt, der sich nicht übereilte, ließ das Parlament noch einige Wochen beisammen und löste es erst am 25. März auf.

Die Wahlen zum neuen Parlament fielen im Allgemeinen gegen

die Coalition aus; und Pitt erhielt die Stimmenmehrheit, deren er bedurfte, um die seit 1763 anschwellende demokratische Bewegung zu unterdrücken und zugleich die Aristokratie über den König zu erheben. Dabei kam ihm der offene Zwist zu statten, in welchen Georg III. mit seinem Sohne, dem späteren König Georg IV., gerathen war. Da nämlich Fox und Sheridan sich des Prinzen annahmen und für ihn im Parlament auftraten, so wurde zwar einerseits Pitt's Aufgabe dadurch erschwert, daß er die persönliche Angelegenheit des Königs auch zur seinigen machen mußte; allein andererseits machte ihn derselbe Umstand auch dem Könige, wenn dieser nicht in die Hände seiner Feinde fallen wollte, unentbehrlich. Uebrigens war eine neue Indiabill das Erste, was Pitt vom neugewählten Parlament beschließen ließ. Vermöge dieser Bill kam die Oberaufsicht über die ostindische Compagnie und ihr Reich für immer an eine Regierungsbehörde, einen Aufsichtsrath (Board of control), welcher vom Könige ernannt wurde, und dessen Wirksamkeit sich auf alle Angelegenheiten der Compagnie mit Ausnahme ihres Handels und ihres Eigenthums erstreckte. Außerdem wurde dem Könige noch die Ernennung des höchsten Befehlshabers in Ostindien, die Bestätigung aller dortigen Oberbeamten und das Recht, dieselben absetzen zu können, übertragen. Dadurch ward die vermehrte Protection und Macht, welche Fox durch seine Bill einem einzelnen Ministerium hatte verschaffen wollen, jedem nach der Ordnung bestellten Ministerium zugewandt. Nachher vollbrachte Pitt langsam und vorsichtig die aristokratische oder conservative Reaction. Er setzte an die Stelle der demokratischen Bewegung, welche in den letzten 20 Jahren England erschüttert hatte, eine andere, deren Ziel die Erhaltung der alten Mißbräuche, aller Sinecuren und Pfründen, aller Vorzugsrechte der großen Familien war. Diese Bewegung wuchs seit 1784 in eben dem Grade, als auf dem Festlande alles Alte zu verschwinden drohte. Daher kam es denn auch, daß nachher die Republikaner Frankreichs und Pitt, sowie dieser und Bonaparte sich gleich der neuen und der alten Zeit entgegenstanden.

XIII. Vorspiel der französischen Revolution in Belgien, Holland und Frankreich.

1. Belgien.

Die Belgier hatten gleich den Holländern eine sehr verwickelte Staatsverfassung, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert nicht im geringsten geändert worden war, und deshalb den Bedürfnissen der

Zeit durchaus nicht mehr entsprach. Es gab bei ihnen nicht nur eine Menge überlieferter Privilegien, Rechte und Herkömmlichkeiten, sondern jede Provinz, jede Landschaft und jede Stadt hatte auch ihre besonderen Rechte. Alle diese Rechte, welche zum Theil nicht einmal auf geschriebenen Urkunden beruhten, sondern bloße Gewohnheitsrechte waren, wurden von dem Herrscher bei seinem Regierungsantritte beschworen. Dieser verpflichtete sich dadurch, eine ganz nationale Regierung und Verwaltung zu führen, also die Stellen nur mit Eingeborenen zu besetzen, namentlich aber keinen Bürger willkürlich verhaften zu lassen, noch seinem gesetzlichen Richter zu entziehen. Von den Gerichten selbst hatten die drei höchsten, der Rath von Geldern, der von Brabant und der von Mecheln, nicht blos gleich den beiden deutschen Reichsgerichten eine ganz unabhängige Stellung, sondern sie besaßen auch verfassungsmäßig eine politische Gewalt, welche von den Parlamenten Frankreichs zwar in Anspruch genommen, aber von dessen Regierung stets bestritten wurde. Die Verordnungen der belgischen Regierung waren nämlich nur dann gültig, wenn sie von jenen drei Tribunalen vorher geprüft und anerkannt worden waren. Was endlich die Vertretung des Volkes bei der Verwaltung und Gesetzgebung betrifft, so hatte jede einzelne Provinz ihre besonderen Stände, welche aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten gewählt wurden, und welche nicht blos die gesetzgebende Gewalt und das Recht der Steuerbewilligung besaßen, sondern zum Theil auch die Erhebung, Vertheilung und Verwendung der Steuern bestimmten, ja, vermittelst eines Ausschusses sogar an der Regierung Theil nahmen. Die Ständeversammlungen und die Gerichte hatten zwar ihre großen Vorrechte schon oft mißbraucht; die Masse des Volkes war aber, wie in England, seit dem Mittelalter den privilegirten Klassen so unterthan, daß die ganze Nation stets bereit war, für ihre sogenannten Freiheiten Gut und Blut einzusetzen. Namentlich hatten die Belgier im 16. Jahrhundert an dem Aufstande gegen Philipp II. Theil genommen, weil sie sich mit der Vernichtung ihrer alten Freiheiten und Rechte bedroht sahen; sobald aber diese von Philipp's II. Nachfolger anerkannt worden waren, hatten sie sich von den zugleich mit ihnen aufgestandenen holländischen Provinzen wieder getrennt, weil ihre katholische Religion unter der spanischen Herrschaft mehr gesichert war, als im Bunde mit ihren protestantischen Halbbrüdern.

Diese Verschmelzung des Kirchlichen und der Politik oder mit andern Worten die unerschütterliche Anhänglichkeit an die alte Religion, an den überlieferten Aberglauben und an die herkömmlichen kirchlichen Festlichkeiten und Gebräuche war von jeher ein Hauptcharakterzug

des belgiſchen Volkes. Auf ihm beruhte auch der große Einfluß der Geiſtlichkeit und ihre unbedingte Gewalt über das ganz abergläubiſche und bigotte Volk. Doch ſtützte ſich die Macht derſelben auch darauf, daß der größte Theil des Grundbeſitzes ſich im Beſitze der Kirche befand, und daß die vielen Abteien, Bisthümer und geiſtlichen Pfründen zur Verſorgung der jüngeren Söhne des Adels dienten, daß alſo das Intereſſe des Klerus mit dem der weltlichen Ariſtokratie innig verbunden war. Die Zahl der Geiſtlichen war in Belgien größer, als in den meiſten andern Ländern. Es gab, abgeſehen von den vielen Mönchen und Pfarrgeiſtlichen, nicht nur außer dem in Mecheln reſidirenden Erzbiſchof noch ſieben andere Biſchöfe, ſondern auch nicht weniger als 107 Aebte, von welchen manche ein jährliches Einkommen von 300,000 Gulden hatten. Der Einfluß des Klerus erſtreckte ſich ſogar auf diejenige Klaſſe des Volkes, welche weder zum Adel, noch zu dem bigotten großen Haufen gehörte, weil alle Schulen, ſogar die Landesuniverſität Löwen, unter der alleinigen Leitung der Geiſtlichkeit ſtanden, und folglich dieſe auch allen Juſtiz- und Verwaltungsbeamten ihre Bildung und Richtung gab.

Die angeführten Umſtände und Verhältniſſe zeigen klar und deutlich, daß in Belgien die Sitten, die Einrichtungen, die Anſichten und das ganze Leben einen beſtimmten nationalen Charakter hatten, daß dieſes Land alſo, wie Ungarn, ein beſonderer Staat des Beherrſchers von Oeſtreich war, niemals aber als eine öſtreichiſche Provinz angeſehen und behandelt werden konnte. Es geht daraus zugleich auch hervor, daß es für die Einwohner eines ſolchen Landes leicht war, jedem Verſuche, durch Polizei, Militär oder Beamtenherrſchaft willkürliche Veränderungen vorzunehmen, Widerſtand zu leiſten, ohne deshalb gerade zur Rebellion zu ſchreiten. Sogar die oberſte Leitung der Regierung verlieh den öſtreichiſchen Niederlanden das Ausſehen eines ſelbſtſtändigen Staates. Die allgemeine Regierung in Brüſſel hatte nämlich zwar einen kaiſerlichen Miniſter zu ihrem Präſidenten; aber es reſidirte dort auch ein Statthalter, gewöhnlich fürſtlichen Ranges, welcher einen förmlichen Hof hielt, und von beglaubigten Geſandten fremder Staaten umgeben war. Unter Joſeph II. war deſſen Schweſter, Chriſtine, die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Teſchen, Statthalterin.

Nach allen angegebenen Verhältniſſen beging Joſeph II. eine große Unvorſichtigkeit, als er ſeine wohlgemeinten Theorieen von Staatseinrichtung, Verwaltung, Juſtiz, Schul- und Kirchenweſen auch in Belgien raſch und gewaltſam auszuführen ſuchte. Er rief dadurch ganz unvermeidlicher Weiſe einen Aufſtand hervor, und dieſer war leicht bis zu einer förmlichen Revolution zu ſteigern, weil in Belgien

Alles enge an einander hing und sogar die Behörden selbst dem Kampfe gegen den Kaiser Festigkeit und Nachdruck verliehen. Joseph selbst beging aber außerdem noch den großen Fehler, daß er zu seinem Minister in Brüssel den unfähigen Fürsten von Stahremberg ernannte, welcher alle Geschäfte einem verschlagenen Geistlichen, Crumpipen überließ und von diesem geleitet Verordnungen machte, die, ohne daß er selbst es merkte, den Reformen Joseph's Hindernisse in den Weg legten.

Joseph begann seine Reformen in Belgien mit den Religionsangelegenheiten und dem Schulwesen, fand aber schon beim ersten Schritte Widerstand von Seiten der Geistlichen und Juristen. Diese verhinderten nämlich im November 1781, daß sein Toleranzedict in Belgien bekannt gemacht wurde. Joseph ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern verordnete die Einziehung vieler Klöster, verbot die Appellationen an den Papst, entzog den Bischöfen die Entscheidung in Ehesachen, untersagte ihnen die Bekanntmachung von Hirtenbriefen, wenn diese nicht vorher durch die Regierung gebilligt worden wären, verminderte die Zahl der Processionen und Wallfahrten, und änderte die auf der Landesuniversität bestehenden Einrichtungen. Auch in dem Gerichtswesen nahm er sehr bedeutende Aenderungen vor; mit diesen hielt er indessen wieder ein, sobald darüber Unruhen auszubrechen drohten. Um so hartnäckiger schritt er dagegen in geistlichen Dingen voran. Er nahm 1786 der Universität Löwen, welche ganz unter der Leitung des Erzbischofs von Mecheln, des Nuntius und der Exjesuiten stand, ihr ausschließliches Privilegium der gelehrten Bildung, und errichtete neben ihr ein unter der Aufsicht des Staates stehendes Generalseminarium, in welchem alle künftigen Geistlichen und Mönche unterrichtet und vorbereitet werden sollten, und zwar durch deutsche, von der Regierung selbst angestellte Lehrer, welche die Dogmatik und das Kirchenrecht nicht im Sinne der römischen Curie und des Tridentiner Concils, sondern nach den Grundsätzen und Beschlüssen der früheren Concilien vortrugen. Die erbitterte Geistlichkeit sah sich dadurch in ihrer Herrschaft über die Gemüther des Volkes bedroht. Sie erhob deshalb ein arges Geschrei gegen die ganze Sache, stellte den Kaiser als einen Feind der Religion dar, und wiegelte die Schüler des Generalseminariums auf. Diese machten im December 1786 einen förmlichen Aufstand, und die Regierung, anstatt jugendliche Unbesonnenheit disciplinarisch zu bestrafen, ließ in ihrem Schrecken Soldaten aufmarschiren, welche auf die jungen Leute schossen. Dadurch erhielten die Letztern das Ansehen von Märtyrern, und da unter ihnen Söhne der ersten Familien waren, so verbreitete sich eine große Erbitterung durch das ganze Land. Gleich nachher verfiel die Regierung, welche

das Geschehene allzu hart bestraft hatte in den entgegengesetzten Fehler. Sie stellte das militärische Verfahren ein, nahm eine mit unverschämten Forderungen angefüllte Schrift der Studenten an, suchte durch Gründe und Ermahnungen auf diese zu wirken, und schenkte ihren Vorstellungen zum Theil Gehör, während die Studenten, um die Aufhebung des Generalseminars zu erzwingen, dasselbe verließen und gewissermaaßen in den Bann thaten.

Alles dies erweckte in dem Kaiser den alten unglücklichen Argwohn, daß er keinem Menschen trauen könne. Er glaubte sich, was diesmal wirklich der Fall war, von seiner eigenen Landesregierung verrathen, und handelte daher ganz nach seinen persönlichen Ansichten. Er jagte den Nuntius fort, ließ den Erzbischof nach Oestreich kommen, rief den trägen Stahremberg ab, und setzte einen wackern Mann, den Grafen Belgioso, an seine Stelle. Er hatte aber die eigentliche Ursache des Uebels so wenig erkannt, daß er den durchtriebenen Crumpipen nicht nur im Amte ließ, sondern ihn sogar später, als er zur Ausführung seiner Absichten einen kaiserlichen Rath errichtete, an die Spitze desselben stellte. Joseph blieb indessen nicht bei bloßen Personalveränderungen stehen; er nahm vielmehr, weil die alten aristokratischen und hierarchischen Einrichtungen mit seinen wohlthätigen Absichten und mit dem Zeitgeiste unvereinbar schienen, sogar zu einem Staatsstreiche seine Zuflucht. Er änderte im Januar 1787 durch bloße Verordnungen das ganze Gerichts- und Verwaltungswesen, und theilte, ohne alle Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse, das Land in Kreise. Dieser Schritt trieb, nachdem der große Haufe durch Pfaffen und Mönche schon längst aufgereizt worden war, auch noch den Adel, die Advokaten und Beamten, die sich in ihrem Schlendrian gestört oder ihrer bisherigen Vortheile beraubt sahen, zur Auflehnung. Im April kam es zu einer förmlichen Empörung. Als nämlich damals ein reicher Mann, der sich bei den Lieferungen für das Heer große Betrügereien erlaubt hatte, zur Bestrafung nach Wien abgeführt werden sollte, nahm man dies zum Vorwande eines offenen Aufstandes. Die Bürger der Hauptstädte bewaffneten sich, und reichten bei den Ständen sehr heftige Beschwerdeschriften ein. Dadurch ließ sich die Landesregierung, welche ohnedies Joseph's Ansichten nicht theilte, so sehr einschüchtern, daß sie die Aufschiebung der befohlenen Veränderungen in der Verwaltung und der Justiz decretirte. Diese Schwäche ermuthigte dann die Anstifter der Unruhen zu weiteren Schritten. Die Städte und Stände forderten die unbedingte Aufhebung der vom Kaiser erlassenen Verordnungen, und der Rath von Brabant, einer der drei höchsten Gerichtshöfe, erklärte alle Urtheilssprüche für nichtig, welche von den neuen Gerichten würden ertheilt werden. Zu gleicher Zeit ließ der

Pöbel ſeine Wuth an denjenigen Männern aus, die als aufgeklärt verſchrieen waren und des Kaiſers Abſichten gebilligt hatten. Die Regierung des größten Monarchen jener Zeit war ſchwach genug, ſich von Pfaffen, Edelleuten und aufgehetzten Volkshaufen ein Zugeſtändniß abtrotzen zu laſſen, zu welchem ſie nicht einmal berechtigt war. Sie gewährte alle an ſie geſtellte Forderungen.

Der Kaiſer war über das Benehmen ſeiner Regierung ſehr unwillig, beſchloß aber doch, vorerſt noch mit Milde zu verfahren. Er ſprach eine Amneſtie aus, erlaubte, daß ſeine Verordnungen einſtweilen ſuspendirt blieben, und entbot die Statthalterſchaft ſowie Deputirte von den Ständen aller Provinzen nach Wien, um ſie, wie er meinte, durch Gründe zu gewinnen. Der Aufſtand dauerte deſſenungeachtet fort. Man verſtand ſich erſt ſpäter zur Abſendung von Deputirten; man hinderte die Statthalterin eine zeitlang an der Abreiſe; ja die Stände von Brabant wollten ſich ſogar an Frankreich wenden, durch welches einſt ihre Verfaſſung verbürgt worden war. Unter dieſen Umſtänden fühlte ſich der Kaiſer zwar bewogen, ein Heer nach Belgien zu ſchicken; gleich nachher ſtand er aber wieder von allen Gewaltmaaßregeln ab, und ließ nur ein Regiment nach Belgien marſchiren. Wahrſcheinlich bewogen ihn Unruhen, welche in Holland ausgebrochen waren, oder auch der Türkenkrieg, den er gerade damals beginnen wollte, zur Nachgiebigkeit. Außerdem erkannte er offenbar, daß das Volk ganz und gar in der Gewalt der Pfaffen und des Adels ſei, und daß es daher beſſer ſei, ſich einſtweilen mit dieſen privilegirten Klaſſen abzufinden, um günſtigere Umſtände abzuwarten. Genug, Joſeph traf mit den belgiſchen Deputirten eine Uebereinkunft, gemäß deren er einerſeits die Wiederherſtellung der alten Einrichtungen und Anſtalten, mit Ausnahme der bereits eingezogenen Klöſter, geſtattete, und andererſeits ſeine Verbeſſerungen vor der Hand blos auf das kirchliche Unterrichtsweſen beſchränkte. Er entſchied ſich alſo des Friedens wegen zu halben Maaßregeln; durch dieſe wurde aber nicht ein Friede, ſondern blos ein Waffenſtillſtand herbeigeführt, weil beide Theile unzufrieden und argwöhniſch blieben. Die Herzogin Chriſtine kehrte hierauf nach Belgien zurück, jedoch ohne den Grafen Belgioſo, deſſen Stelle der Graf Trautmannsdorf erhielt. Als Befehlshaber wurde der General d'Alton geſchickt.

Es war ein Unglück, daß der Kaiſer, um nicht Alles fallen zu laſſen, von ſeinen neuen Einrichtungen nur das Generalſeminar aufrecht erhalten wollte, weil es für dogmatiſche und philoſophiſche Belehrung in Belgien keinen Boden gab. Es war ein zweites Unglück, daß Joſeph um dieſer Anſtalt willen wieder zur Gewalt ſeine Zuflucht nahm, anſtatt ſich vor allen Dingen das Zutrauen des Volkes zu erwerben.

Schon ehe Trautmannsdorf und d'Alton in Belgien ankamen, hatten die Studenten zu Löwen Rohheiten gegen die deutschen Professoren begangen; die Geistlichkeit aber, besonders das Haupt derselben, der Erzbischof von Mecheln, hatte sich geweigert, diesem Unfuge Einhalt zu thun, weil jene Lehrer die gesetzgebende Gewalt in der Kirche nicht dem Papste, sondern den Concilien zuerkannten. Wegen des Generalseminars wurden nachher mit der Universität Löwen und mit dem Klerus Unterhandlungen angeknüpft, welche zu nichts Anderem führten, als daß sie in Brüssel und anderen Städten Volksaufstände veranlaßten. Dies mußte die verderblichsten Folgen haben, weil die beiden Leiter der Civilverwaltung und des Kriegswesens, Trautmannsdorf und d'Alton, uneinig waren, und der Kaiser sich weder für die Ansicht des Einen, noch für die des Anderen entscheiden konnte. Trautmannsdorf wollte, um die Gemüther zu beruhigen, einen Mittelweg eingeschlagen haben; d'Alton dagegen war für strenge Durchführung der beschlossenen Maaßregeln, und ließ deshalb auch auf die tobenden Volkshaufen feuern. Dazu kam noch, daß Crumpipen, jetzt Vicepräsident des neu errichteten Staatsraths, den Pfaffen ergeben war und der Regierung stets Hindernisse bereitete. Uebrigens war der eigentliche Leiter aller Volksbewegungen der Advokat van der Noot. Dieser hatte im August 1788 verhaftet werden sollen; er war aber entkommen und nach Holland geflohen, wo er dann mit van Eupen und andern Flüchtlingen einen förmlichen Revolutionsausschuß bildete, und durch Correspondenzen und Instructionen die Bewegungen der Belgier leitete.

Im Anfange des Jahres 1789 ließ sich der Kaiser durch eine Widersetzlichkeit der Stände von Brabant und Hennegau wieder auf den Weg einer gewaltsamen autokratischen Umgestaltung der Verfassung zurückdrängen. In den Versammlungen jener Stände hatten nämlich gegen das Ende des Jahres 1788 die bürgerlichen Deputirten, durch van der Noot und die Brüsseler geleitet, die Bewilligung der Hauptsteuern verweigert; und dies bewog dann im Januar 1789 den Kaiser zu der Erklärung, daß er für sich allein eine ganz neue Staatsordnung einführen werde. Er gab zwar, als in Folge davon die Stände sich fügsam zeigten, die Sache einstweilen wieder auf; schon im Mai aber verlangte er von den brabantischen Ständen eine Umänderung der Repräsentation des Bürgerstandes. Dadurch wurde dann nicht blos der Streit erneuert, sondern auch eine förmliche Revolution herbeigeführt. Der Kaiser wurde damals von seinen eigenen Stellvertretern und Beamten verrathen; denn Trautmannsdorf und Crumpipen, also die Regierung selbst, beförderten insgeheim die drohende Volksbewegung. Dies erklärte d'Alton in einem Schreiben vom 21. Mai dem Kaiser selbst in unumwundener Sprache; und auch einer der ersten

damaligen Regierungsbeamten, von Berg, hat es, wiewohl mit milderen Worten in seinen Memoiren bestätigt. „Trautmannsdorf, sagt von Berg, machte immer übertriebene Drohungen, welche zu vollziehen er durchaus keine Lust hatte, und die er, wenn er zuweilen dazu genöthigt war, dann nur halb ausführte. Er gebrauchte ferner die Truppen als Schreckmittel, wollte sie aber, wenn es nöthig war, nie anwenden, und machte dadurch nicht nur das Militär verhaßt oder auch lächerlich sondern er demoralisirte es auch." Unter diesen Umständen kann es nicht befremden, daß die Pläne van der Noot's und seiner Genossen gelangen und die des Kaisers scheiterten.

Als im Juni 1789 die Stände von Brabant die Vorschläge, welche Joseph wegen einer Veränderung in der Städtevertretung und im Steuerwesen hatte machen lassen, zurückwiesen, wurden sie am 18. Juni gewaltsam aufgelöst. Zugleich zeigte man ihnen im Namen des Kaisers an, daß jetzt die im Januar verkündeten Umgestaltungen militärisch durchgesetzt werden würden. Dieser kühne Schritt ward in demselben Augenblicke gethan, als die Völker Europa's durch die französische Nationalversammlung im äußersten Grade aufgeregt worden waren, und von Frankreich aus die Herstellung eines freieren, glücklicheren Zustandes der Menschheit erwarteten. Uebrigens konnte der Weg der Gewalt, welchen der Kaiser im Juni 1789 einschlug, unmöglich zum gewünschten Ziele führen. Dies war schon aus dem Grunde nicht zu hoffen, weil die Geistlichkeit überall das ihr blind ergebene Volk aufreizte. Dazu kam aber noch, daß nicht nur das östreichische Heer in Belgien nur aus etwa 20,000 Mann bestand, und bei der Eifersucht der anderen Mächte nicht verstärkt werden konnte, sondern daß auch das ganze Benehmen Trautmannsdorf's, sowie das Beispiel der Scenen, welche damals in Frankreich vorfielen, den Gegnern des Kaisers Muth machte. Bald brachen in verschiedenen Städten Unruhen und förmliche Empörungen aus, und Schaaren von Bauern oder Vagabunden übten im ganzen Lande Raub und Gewalt. Eine unmittelbare Rückwirkung der ausbrechenden französischen Revolution war auch die Entstehung einer besonderen Partei in Belgien, die man nach ihrem Stifter, dem Advokaten van der Vonck, die der Vonckisten nannte. Diese Partei huldigte den Grundsätzen eines Lameth und Lafayette; sie bekämpfte deshalb nicht blos die Autokratie des Kaisers, sondern sie trat auch, obgleich damit gerade in Belgien nicht durchzudringen war, gegen die hierarchischen und feudalistischen Ansichten und Einrichtungen auf. Sie setzte dessenungeachtet sich mit van der Noot in Verbindung, und auf ihr Betreiben sammelte sich jenseit der Grenze in Holland allerhand Gesindel, welches von einem früheren östreichischen Oberst, van der Mersch, so gut als möglich organisirt wurde.

Jetzt war auch für van der Noot, van Eupen und die übrigen Männer, welche in Holland einen Revolutionsausschuß gebildet hatten, die rechte Zeit zum Handeln gekommen, zumal da gerade Oestreich in ein gespanntes Verhältniß mit Holland, England und Preußen gekommen war. Die holländische Regierung ertheilte den belgischen Flüchtlingen nicht nur Rath, sondern sie unterstützte auch van der Noot bei den Unterhandlungen, welche dieser mit England und Preußen anzuknüpfen suchte. In England war der Minister Pitt zu klug, um sich mit den belgischen Revolutionären einzulassen; in Berlin dagegen brachte der holländische Gesandte es dahin, daß van der Noot vom Minister Herzberg die mündliche Zusicherung erhielt, der König werde den Belgiern, wenn sie die Oestreicher aus dem Lande getrieben hätten und sich durch ihre Stände, nicht durch einen Revolutionsausschuß an ihn wendeten, wahrscheinlich Gehör geben. Jetzt galt es daher, mit den 2- bis 3000 Leuten, welche van der Mersch als eine Art revolutionärer Miliz eingeübt hatte, einen Einfall in Belgien zu machen. Dies geschah auch wirklich am 24. October unter van der Mersch's Führung; die Sache würde bei der Feigheit und Ungebundenheit jener Schaaren einen schimpflichen Ausgang genommen haben, wenn nicht die östreichischen Truppen so schlecht angeführt worden wären, daß sie blos durch die Schuld ihrer Führer am 27. October eine Niederlage erlitten. Van der Mersch mußte zwar gleich darauf wieder zurückweichen; aber eine andere Colonne seiner Milizen drang in Gent ein, und gelangte durch neue Fehler, welche von den Oestreichern begangen wurden, sowie durch Trautmannsdorf's zweideutiges Benehmen in den Besitz der Citadelle dieser Stadt. Die unmittelbare Folge davon war, daß am 23. November 1789 die Stände von Flandern sich für unabhängig erklärten und eine republikanische Verfassung einrichteten. Diesem Beispiele folgten bald auch die übrigen Provinzen. Sie konnten es um so leichter thun, weil die östreichischen Truppen bald ganz demoralisirt waren, und in immer größerer Zahl zu den Rebellen übergingen. Schon am 17. December zog van der Noot an der Spitze seines Revolutionsausschusses triumphirend in Brüssel ein, wo man bereits vier Tage früher die Unabhängigkeit Belgiens ausgerufen hatte. Am letzten Tage des Jahres 1789 waren alle Provinzen außer Luxemburg, welches der General Bender behauptete, von den östreichischen Truppen geräumt und zu einer selbstständigen Republik vereinigt. Die Einrichtung dieser neuen Republik kostete nicht viel Zeit und Mühe, da sie, auf Hierarchie und Feudalwesen beruhend, schon im Mittelalter fertig gewesen war und nöthigenfalls im Papste einen höchsten Gesetzgeber hatte. Ein Deputirtenkongreß, welcher alsbald

in Brüssel gehalten wurde, sorgte dafür, daß alle Männer, welche wie van der Vonck und van der Mersch, den liberalen Ansichten der neueren Zeit huldigten, verfolgt und unschädlich gemacht wurden.

Joseph II. starb im Februar 1790, ehe er Anstalten zur Wiederunterwerfung der Belgier hatte machen können. Seinem Bruder und Nachfolger, Leopold II., ward diese aus verschiedenen Ursachen sehr erleichtert. Die Aristokratie Belgiens erkannte bald, daß sie bei der schwachen Regierung des östreichischen hohen Adels, welcher von Joseph nicht geduldet worden war, von Leopold aber sogleich in allen Erbstaaten wiederhergestellt wurde, sich viel besser befinden werde, als unter der Herrschaft der Pfaffen, Advocaten und zukünftigen Bürger. Ueberdies bebte sie wegen der Dinge, welche damals in Frankreich vorfielen, schon vor dem losen Namen Republik zurück. Sie verständigte sich daher schon im Sommer und Herbst 1790 insgeheim mit dem kaiserlichen Hofe.

Zwei andere Gründe, welche erklären, warum die neue Republik schon in diesem Jahre wieder unterging, waren die Politik Englands, Hollands und Preußens, welche der französischen Revolution und ihrer möglichen Folgen wegen die Wiederherstellung der östreichischen Herrschaft in Belgien erheischte, und der beschränkte Verstand eines van der Noot und anderer Häupter der herrschenden Partei, die sich durch die fremden Diplomaten täuschen und so lange hinhalten ließen, bis Leopold alle zur Unterwerfung Belgiens nöthigen Anstalten hatte treffen können. Im Juli 1790 faßten Oestreich, Preußen, Holland und England auf einem zu Reichenbach gehaltenen Kongresse den Beschluß, in Belgien den alten Zustand der Dinge wiederherzustellen. Nachher traten die Gesandten von England, Holland und Preußen im Haag zusammen, und schrieben unter dem Scheine einer Vermittlung eben solche Protokolle über Belgien, wie sie in unseren Tagen zu London über dasselbe Land und über Griechenland abgefaßt worden sind. Hätten van der Noot, van Eupen und ihre Genossen nur einige Einsicht gehabt, so würden sie, anstatt fremde Diplomaten für sich oder vielmehr über sich unterhandeln zu lassen, das schon im März 1790 gemachte Anerbieten der östreichischen Regierung, eine vollständige Amnestie zu gewähren und Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen, angenommen und für sich allein mit dem neuen Kaiser abgeschlossen haben. Dazu waren sie aber zu beschränkt und zu eingebildet. Der Haager Kongreß decretirte die Rückkehr Belgiens unter die östreichische Herrschaft, und bewog den Kaiser, den Belgiern eine Frist zur freiwilligen Unterwerfung zu setzen. Als die Frist abgelaufen war, löste sich das elende Heer der Belgier, in welchem viele Officiere schon vorher unwillig den Abschied genommen hatten, von selbst auf. Die

Oestreicher konnten daher, als sie Ende November 1790 von Luxemburg aus in Belgien einrückten, das ganze Land ohne Schwertstreich besetzen. Van der Noot und andere Häupter der Republik ergriffen die Flucht. Der Erzbischof von Mecheln dagegen, welcher mit ihnen bis zuletzt einen und denselben Weg gegangen war, blieb im Lande, weil er ebenso, wie nachher der französische Bischof Talleyrand, die Fähigkeit besaß, je nach dem Wechsel der Ereignisse von einem Extrem zum anderen überzuspringen. Er leitete sogar am 12. December, dem Jahrestag der Vertreibung der Oestreicher aus Brüssel, das feierliche Tedeum für die Unterdrückung eines Aufstandes, welcher von ihm selbst angeregt worden war. Uebrigens vermehrte man durch die Vernichtung der belgischen Advokaten- und Pfaffenrepublik die Zahl der Freunde dessen, was damals in Frankreich geschah, und bereitete dadurch, ohne es zu ahnen, die schon zwei Jahre später erfolgte Eroberung Belgiens durch die Franzosen vor. Es flohen nämlich sehr viele unzufriedene Belgier nach Paris, und diese erleichterten 1792 den Franzosen die Eroberung ihres Vaterlandes.

Unmittelbar nach der Wiederunterwerfung der Belgier wurden die kaiserlichen Truppen gebraucht, um in dem benachbarten Bisthum Lüttich, welches zum deutschen Reiche gehörte, einen Streit der Einwohner mit ihrem Bischofe zu Gunsten des Letzteren zu entscheiden. Diese Lütticher Unruhen sind nicht sowohl ein Vorspiel, als vielmehr ein Ergebniß der beginnenden französischen Revolution, weil die Lütticher, nachdem sie lange bei dem ewig berathenden, nie beschließenden deutschen Reichstage und bei den in keiner Sache zu Ende kommenden deutschen Reichsgerichten Abhülfe gesucht hatten, ihre Zuflucht zu jenem Naturrechte nahmen, welches damals in Frankreich dem positiven Rechte entgegengestellt und gesetzlich anerkannt wurde. Die Vorfälle in Lüttich sind daher auch vornehmlich für die Kenntniß der deutschen Zustände wichtig. In Hinsicht auf die allgemeine Geschichte besteht ihre Hauptbedeutung darin, daß auch in Lüttich viele Leute sich dem restaurirten Pfaffenregiment durch die Flucht entzogen, und daß diese freisinnigeren Lütticher in Paris ganz auf dieselbe Weise, wie die flüchtigen Belgier thätig waren. Wir begnügen uns mit dieser allgemeinen Bemerkung über die Lütticher Unruhen, und gehen zu den Bewegungen über, welche kurz vor der französischen Revolution in Holland ausbrachen.

2. Holland.

Die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande hatten sich durch ewige innere Zwiste sowohl in ihrem 1780—1783 mit England geführten Kriege, als auch in ihren Streitigkeiten mit Joseph II., große

Nachtheile zugezogen. Dadurch erhielt dann ihre Zwietracht neue Nahrung. Der ganze Streit der Parteien in diesem Lande drehte sich um die Frage, ob die Stände oder, wie man sie in den Niederlanden nannte, die Staaten der Gesammtrepublik und der einzelnen Provinzen die Rechte der oberen Herrschermacht durch sich selbst ausüben könnten, oder ob sie dieselben durch ihren Statthalter ausüben lassen müßten.' Dieser Streit erhielt durch des damaligen Statthalters, Wilhelm's V., Gemahlin Friederike Sophie Wilhelmine, die Schwester Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, und durch seinen Freund und früheren Vormund Ludwig Ernst von Braunschweig auch noch eine persönliche Seite, weil bei der Trägheit und Unbeholfenheit Wilhelm's die genannten beiden Personen statt seiner herrschten und England auf Kosten der Holländer begünstigten. Der Herzog von Braunschweig wurde zuletzt wegen des Ausganges, den der englische Krieg nahm, so sehr verdächtigt, daß er, als die Geschichte von der Acte der Consultation kund ward und man ihn wegen derselben des Verrathes anklagte, für gut hielt, die Niederlande zu verlassen (October 1784).

Der Streit der beiden Parteien, der republikanischen oder patriotischen und der oranischen, berührte die Interessen des eigentlichen Volkes ebenso wenig, wie der Kampf der Whigs und Tories in England. Ja, die holländischen Republikaner oder Patrioten gaben sich nicht einmal, wie die Whigs in England, den Anschein, als wenn sie mit der Zeit fortschreiten wollten. Sie waren entschieden aristokratisch und suchten alles Alte zu erhalten. Die oranische Partei dagegen war zeitgemäßen Reformen wenigstens nicht unbedingt abgeneigt. Eine Umgestaltung der Verfassung war aber besonders in der einen Hinsicht durchaus nöthig, daß es einer stärkeren Zusammenfassung und Einheit der Regierung bedurfte, wenn dem Verfalle des einst so blühenden Handels und der Seemacht Einhalt gethan werden sollte. Gerade an diese Reform war jedoch nicht zu denken, weil sowohl die Generalstaaten oder die aus den Deputirten aller Provinzen bestehende Gesammtregierung, als auch die Staaten oder Stände jeder einzelnen Provinz mit Eifersucht auf ihrer souveraine Macht bestanden, und deshalb den Einfluß und die Gewalt des Statthalters zu beschränken suchten. In beiden Versammlungen herrschten eigentlich die Magistrate der Städte; denn von diesen, die sich selbst ergänzten, wurde die Mehrzahl der Mitglieder beider Versammlungen gewählt, und nur in einigen wenigen Provinzen war der Einfluß des Statthalters oder der Ritterschaft überwiegend. Außerdem waren nicht blos die Festungscommandanten den Bürgermeistern der Städte untergeordnet, sondern es konnte auch jede Stadt und jede Provinz eigene Truppen halten.

Nur das gemeinschaftliche Heer der sieben Provinzen war dem Generalkapitän oder Statthalter allein untergeben.

Der Mittelpunkt der ganzen Republik war aus vielen Ursachen die Provinz Holland, nach welcher man daher wohl auch diese Gesammtrepublik selbst zu benennen pflegt; in Holland selbst aber hatte die Stadt Amsterdam, welche für die Niederlande ebenso bedeutend war, als London für England, die entscheidende Stimme. Wir lassen uns in das Labyrinth der Streitigkeiten und Zänkereien nicht ein, welche durch die Verfassung der Niederlande hervorgerufen wurden. Es genügt zu bemerken, daß die Staaten zuletzt dem Prinzen Wilhelm V. den Oberbefehl über ihre Truppen nahmen, daß dieser sich hierauf in Folge davon auf seine Güter zurückzog, und daß seine Gemahlin, Friederike Sophie Wilhelmine, ihren Bruder, den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, veranlaßte, sich in die holländischen Angelegenheiten einzumischen.

Diese Prinzessin leitete seit der Entfernung des Prinzen von Braunschweig Alles ganz allein, und hatte schon längst mit England Unterhandlungen angeknüpft, um die anti-oranische Partei zu vernichten. Sie hatte früher auch ihren Oheim, Friedrich den Großen, zu bewegen gesucht, daß er auf gebieterische oder militärische Weise zu Gunsten ihres Gemahles einschreite. Friedrich war aber zu besonnen um sich dazu herzugeben, obgleich er auch von seinem Minister Herzberg und von dem Oberbefehlshaber seines Heeres, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, darum bestürmt wurde. Von diesen beiden Männern glaubte nämlich der Eine Alles mit preußischen Bajonetten durchsetzen zu können; der andere aber hielt sich seit dem siebenjährigen Krieg für einen der größten Generale, und suchte, durch seinen Oheim Ludwig Ernst von Braunschweig angetrieben, sich in Holland neuen Kriegsruhm zu erwerben. Im August 1786 starb Friedrich, und ihm folgte sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., nach. Bei diesem erreichte die Prinzessin von Oranien, seine Schwester, bald ihre Absicht, der neue König war nämlich ein Werkzeug seiner Umgebung, und diese unterstützte die Bemühungen Herzberg's und Ferdinand's von Braunschweig, weil sie den Letzteren, dessen Einfluß ihr im Wege stand, von Berlin zu entfernen wünschte. Es würden daher sogleich preußische Truppen in Holland eingerückt sein, wenn man nicht wegen der französischen Regierung besorgt gewesen wäre.

Frankreich hatte sich kurz vorher enger an die holländischen Republikaner angeschlossen, und die Staatsklugheit schien der französischen Regierung um so mehr zu gebieten, eine Heeresabtheilung bereit zu halten, weil von dem neuen englischen Ministerpräsidenten, William Pitt, derselbe Harris oder Lord Malmesbury, welcher zur Zeit des

amerikanischen Krieges seine diplomatische Geschicklichkeit am Hofe der Kaiserin Katharina II. bewährt hatte, im Jahre 1784 als Gesandter in den Haag geschickt worden war. Dieser Minister in diplomatischen Künsten, welcher in Verbindung mit der Prinzessin von Oranien die Angelegenheiten des Statthalters leitete, wußte nicht nur durch Geld und Kabalen die herrschende republikanische Partei zu untergraben und in Zwietracht zu bringen, sondern er wandte auch alle erdenklichen Mittel an, um die Preußen zu einem bewaffneten Einschreiten zu bewegen. Das Letztere gelang ihm freilich nicht sogleich, weil Friedrich Wilhelm II., der durch Ausschweifungen seine Natur schon früh geschwächt hatte, keines kräftigen Entschlusses fähig war und sich, solange Vergennes die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, vor einem Kriege scheute. Es geschah daher im Jahre 1786 nichts weiter, als daß Friedrich Wilhelm an der Grenze von Geldern Truppen zusammenziehen ließ, und daß er den Grafen von Görz nach Holland schickte, um in Gemeinschaft mit den Franzosen eine Vermittlung zwischen den Staaten und ihrem Statthalter zu Stande zu bringen. Diese Vermittlung, mit der es schwerlich Ernst gewesen war, führte zu nichts, dagegen war es von entscheidender Wichtigkeit, daß im Februar des folgenden Jahres (1787) Vergennes starb, und daß nach seinem Tode das französische Ministerium von der damals einberufenen Notabelnversammlung zu sehr in Anspruch genommen ward, um den holländischen Angelegenheiten die gehörige Rücksicht schenken zu können.

In den ersten Monaten des Jahres 1787 wurden die Parteien in den sieben Provinzen kühner und hitziger. Am 9. Mai kam es in der Provinz Utrecht sogar zu einem Gefechte zwischen Soldaten und Bürgern. Am 26. Mai erließ der Statthalter eine Art von Kriegsmanifest, in welchem er gegen die Staaten von Holland eine sehr drohende Sprache führte. Unmittelbar nachher trat die Prinzessin eine unter den bestehenden Verhältnissen sehr auffallende Reise von Nymwegen nach dem Haag an. Sie hatte in dieser Stadt, welche noch dazu der Sitz der feindlichen Staaten von Holland war, keine Geschäfte und mußte um dahin zu gelangen, durch Gegenden reisen, welche von den erbitterten Feinden ihres Gemahles militärisch besetzt waren. Man behauptet daher nicht mit Unrecht, die Prinzessin habe entweder durch ihre Erscheinung im Haag den Pöbel zum Aufstande reizen oder durch eine persönliche Beleidigung, deren sie dort oder unterwegs gewärtig sein mußte, ihren Bruder, den preußischen König, zu einem Rachekriege zwingen wollen. Zwischen Schoonhoven und Gouda ward sie am 28. Juni von einem Bauern oder Krämer, der bei der Miliz die Rolle eines Officiers spielte, angehalten und auf tölpelhafte Weise behandlt.

Andere herbeikommende Officiere, welche mehr Lebensart hatten, entschuldigten zwar dieses Benehmen mit aller möglichen Höflichkeit, ließen aber die Prinzessin ebenfalls nicht weiter reisen, sondern hielten sie so lange zurück, bis bei den Staaten von Holland weitere Ordres eingeholt waren. Diese blieben so lange aus, daß die Prinzessin, nachdem sie zwei Tage gewartet hatte, sich wieder auf die Rückreise begab. Der König von Preußen forderte nun wirklich Genugthuung für seine Schwester. Die Staaten von Holland, welche auf französische Hülfe rechneten, halfen sich, bis diese ihnen zukomme, damit, daß sie auf die sehr heftigen Noten des preußischen Kabinets ausweichende Antworten ertheilten. In Frankreich stand jedoch damals der Erzbischof von Sens, Lomenie de Brienne, welcher für kühne Unternehmungen keinen Sinn hatte, an der Spitze des Ministeriums, und dieser schützte den traurigen Zustand der Finanzen, sowie die drohende Stellung Englands und die Unmöglichkeit einen Seekrieg zu führen vor, um den Erwartungen der Holländer nicht entsprechen zu dürfen. Im September rückte daher ein preußisches Heer von 22,000 Mann in drei Colonnen, deren stärkste vom Herzog Ferdinand von Braunschweig angeführt ward, in die Provinz Holland ein, während zugleich der Statthalter mit seinen Truppen sich in Marsch setzte.

Die Holländer, gegen welche sich ohnedies schon vorher die Generalstaaten selbst entschieden feindlich ausgesprochen hatten, wurden nicht nur von den Franzosen, sondern auch von allen übrigen Provinzen außer Gröningen und Ober-Yssel im Stiche gelassen. Die Preußen hatten daher eine leichte Aufgabe, zumal da das Gesindel, welches der von Holland angeworbene Rheingraf von Salm unter dem Namen eines Armeecorps aufgestellt hatte, auf eine fast komische Weise auseinander lief. Schon innerhalb eines einzigen Monats waren die Holländer dem Prinzen von Oranien wieder unterworfen. Die Häupter der patriotischen Partei, sowie viele Demokraten ergriffen sogleich die Flucht. Die übrigen Gegner des Statthalters wurden aus ihren Aemtern verdrängt und durch Anhänger des Hauses Oranien ersetzt; und der Prinz erhielt nicht nur den Oberbefehl über alle niederländischen Truppen wieder, sondern es wurde ihm auch ein größerer Einfluß auf die Wahl der Stadtmagistrate gewährt, als er früher gehabt hatte. Die Preußen, von welchen nur 6000 Mann auf sechs Monate zurückblieben, betrugen sich musterhaft. Sie mußten oft dem oranisch gesinnten Pöbel Einhalt thun, welcher die Demokraten und Patrioten raubend und mordend verfolgte. Die Flüchtlinge begaben sich nach Frankreich und bereiteten dort ebenso, wie die entflohenen Belgier und Lütticher, eine neue Revolution vor.

Der ganze Vortheil der Katastrophe wurde jedoch den Engländern

zu Theil. Diese hatten nämlich durch die Geschicklichkeit ihres Diplomaten Harris bewirkt, daß vermittelst preußischer Bajonette die französische Partei in den Niederlanden vernichtet und dieser Staat wieder innig mit England verbunden ward. Das Letztere geschah durch einen Defensivvertrag, welcher im April 1788 zwischen Holland, Preußen und England geschlossen wurde. In Frankreich ward die unterlassene Beschützung der Holländer für die Regierung verderblich; denn da man auf die bloßen Drohungen der Engländer hin Holland den preußischen Truppen preisgegeben hatte, so fühlte sich die Nation in ihrem Ehrgefühle und ihrem militärischen Stolze sehr empfindlich verletzt, und dies ward dann von der Opposition benutzt, um den Uebergang zur Revolution zu erleichtern. Preußen ward durch die unzeitige Großmuth seines Königs in sehr bedeutende Kosten gestürzt, ohne daß die reichen Holländer zur Wiedererstattung derselben gezwungen wurden, obgleich gerade damals die preußischen Finanzen durch die Verschwendung des neuen Königs in Zerrüttung geriethen. Ein noch größeres Uebel war für Preußen der Umstand, daß die leichte Besiegung der Holländer nicht nur den Herzog Ferdinand von Braunschweig in der thörichten Einbildung von seinen Feldherrn-Talenten bestärkte, sondern auch in den adeligen Officieren des preußischen Heeres das militärische Selbstgefühl zu sehr steigerte und ihre stolze Verachtung der Bürger vermehrte, was dem Herzoge und dem preußischen Heere 1792 die Schmach in der Champagne, sowie 1806 die Schande von Jena zuzog.

König Friedrich Wilhelm II., über welchen hier am Schlusse noch eine kurze Bemerkung folgen soll, war wie Ludwig XV. schon in seinen jungen Jahren durch Erziehung und Verführung sittlich verdorben, und sank sogar noch früher, als dieser, tief herab. Er war wie Ludwig eine durchaus sinnliche Natur, und hatte mit diesem schlechtesten aller französischen Könige auch noch zwei andere Charakterzüge gemein. Er suchte nämlich bei seinen fleischlichen Sünden im blinden Glauben und in der sogenannten Kirchlichkeit Beruhigung und Trost, und gerieth ganz in die Gewalt seiner Maitressen und ihrer Verwandten. Das Erstere ward von den Frömmlern, zu welchen seine Minister Wöllner und Bischofswerder gehörten, benutzt, um den Rationalismus in der Theologie auszurotten und die alte Kirchenlehre mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Von ihnen angetrieben erließ Friedrich Wilhelm im Juli 1788 ein Religionsedict, durch welches jede Abweichung von der überlieferten Glaubenslehre sowohl auf der Kanzel, als auf dem Katheder bei Strafe der Absetzung verboten wurde. Dieser Angriff auf die herrschende Geistesrichtung war und blieb um so mehr ganz erfolglos, weil damals sogar in den höhe-

ren Klassen noch die Unkirchlichkeit Mode war. Was Friedrich Wilhelm's Maitressen betrifft, so scheint es uns mit dem Zwecke einer ernsten Geschichtschreibung unvereinbar, der sogenannten geheimen Hofgeschichten Erwähnung zu thun. Zur Bezeichnung der damaligen Berliner Zustände genügt die Bemerkung, daß die Frau des Kämmerers Rietz als Gräfin von Lichtenau in Berlin die Rolle der Pompadour spielte, daß der preußische Hofadel in gleichem Grade, wie der französische, mit hochmüthiger Verachtung gegen alles Bürgerliche erfüllt war, und daß dafür 1792 und 1806 das preußische Volk im Kampfe mit den Franzosen schwer büßen mußte.

3. Frankreich.

In Frankreich war, nachdem Türgot und Malesherbes das Ministerium hatten verlassen müssen, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen von Vergennes gekommen. Dieser gewandte und erfahrene Staatsmann hatte gleich anfangs den Entschluß gefaßt, den Abfall der Nordamerikaner von England zu benutzen, um von diesem Staate durch einen Krieg dasjenige wieder zu gewinnen, was in den Kämpfen während des siebenjährigen Krieges verloren worden war. Einen Krieg konnte man aber, bei dem ganz zerrütteten Zustande der Finanzen, nicht führen, wenn nicht entweder durch radikale Reformen das Steuerwesen umgestaltet, oder auf irgend eine Weise wenigstens der Kredit so weit hergestellt wurde, daß man sich durch neue Anleihen helfen konnte. Das erstere hatte Türgot vergebens versucht; zu dem Zweiten fand sich ein Pariser Bankier, Jakob Necker, bereitwillig. Dieser glaubte, wenn er die Leitung der Finanzen übernehme, das Vertrauen wiederherstellen und somit Anleihen zu Stande bringen zu können, weil er sich als Bankier und als staatsökonomischer Schriftsteller den Ruf eines rechtlichen, erfahrenen, gewandten und klugen Kaufmannes erworben hatte. Er erhielt 1777 die Leitung der Finanzgeschäfte, ohne dafür eine Besoldung zu beziehen; da er aber Protestant und Bürgerlicher war, so ertheilte man ihm nicht den für jenes Amt gebräuchlichen Titel eines General-Controleurs der Finanzen, sondern nur den bescheidenen Titel eines Finanz-Directors.

Necker war 1734 zu Genf geboren, und hatte sich in Paris durch kluge und glückliche Speculationen ein großes Vermögen und bedeutenden Kredit erworben. Er hatte außerdem durch Schriften im Finanzfache, besonders durch seinen Angriff auf Türgot's Handelssystem das größte Aufsehen gemacht. Sein inneres Wesen und seine Manier hatten alle die Eigenschaften, welche man den in Genf gebildeten Männern oder jetzt den sogenannten Doctrinärs vorzuwerfen

pflegt: er besaß eine ganz außerordentliche Meinung von sich selbst, war auf sein Wissen und seine Theorieen ebenso stolz, wie Andere auf ihre Geburt, und hatte jene systematischen und moralisch-pedantischen Formen, welche mit den am französischen Hofe herrschenden Manieren den größten Contrast bildeten, und besonders der Königin unangenehm waren. Nichtsdestoweniger hat sich Necker, den seine Tochter, die Frau von Staël, auf lächerliche Weise vergöttert hat, als Staatsmann große Verdienste erworben. Er hat namentlich nach seinem ersten Eintritt in das Ministerium alles das, was man bei den damaligen Umständen überhaupt erwarten konnte, geleistet und, ohne neue Steuern auszuschreiben, die für den Krieg mit England erforderlichen Summen herbeigeschafft. Das Letztere bewirkte er durch ein Anleihesystem, welches von ihm leichter als von jedem Anderen durchgeführt werden konnte, weil er nicht nur als Bankier die geschäftliche Seite dieser Sache vollkommen verstand, sondern auch vermöge des Zutrauens zu seiner Person dem Kredit des Staates aufzuhelfen vermochte. Durch das von ihm angewandte Mittel konnten jedoch die Grundübel, an welchen die Finanzen des Staates litten, nicht ausgerottet werden; dieses Mittel that vielmehr nur der Wirkung jener Uebel für einige Zeit Einhalt, machte sie selbst aber nur noch größer. Außerdem glaubte Necker noch durch eine strenge Sparsamkeit, die er dem Hofe dringend empfahl, den Staat aus seiner ungeheuren Verlegenheit herausziehen zu können. Gerade dies zeigt aber, wie wenig er zum Minister eines großen Reiches gemacht war, weil durch Mittel, welche etwa für einen kleinen Staat oder für eine große Privathaushaltung paßten, einer ganzen Nation nicht auf die Dauer zu helfen war. Uebrigens ward die bald nachher ausbrechende Revolution nicht, wie man mitunter gemeint hat, durch den Zustand der Finanzen herbeigeführt, denn der Zustand der französischen Finanzen war nur das Symptom der Schäden, an denen der Staat litt. Diese Revolution hatte eine ganze Reihe viel tiefer liegender Gründe; sie war die reife Geburt einer seit Ludwig's XIV. Tode mit einer gänzlichen Umgestaltung schwangeren Zeit.

Necker hätte sich schon wegen seines persönlichen Charakters und Wesens an einem Hofe, wie der damalige französische war, nicht lange behaupten können. Er war seiner ganzen Manier nach und wegen seiner Eitelkeit der Königin und den Hofleuten von Anfang an zuwider, machte sich den Letzteren auch noch durch seine sittlichen Grundsätze und durch die Strenge seines Lebens verhaßt, und war wegen seines Protestantismus und seiner Selbstüberschätzung sogar dem Könige unangenehm. Zu diesen Mißständen, die seine Stellung unhaltbar machten, kam aber außerdem noch hinzu, daß alle seine Pläne

und Vorschläge nicht nur der Kritik der Königin, der Prinzen und der ganzen Umgebung Beider unterlagen, sondern daß auch die Durchführung derselben ganz von dem alten Mentor des Königs, Maurepas abhing, weil Necker selbst als bloßer Finanzdirector den Sitzungen des Ministeriums nicht beiwohnen durfte, und deshalb Alles durch Maurepas vortragen lassen mußte. Als daher Necker im Januar 1781 einen Schritt that, welcher in den Augen der Hofleute eine unerhörte Neuerung war und ihm selbst ein zu großes Ansehen in der Nation zu verschaffen schien, ruhte man nicht, bis er aus seiner Stellung vertrieben war. Dieser Schritt war die Herausgabe eines Compte-rendu betitelten Buches, die Veröffentlichung eines Rechenschaftsberichts also, in welchem Necker dem Publikum den ganzen Zustand der Finanzen offen darlegte. Necker wollte, was ihm auch gelang, durch diese Maaßregel den Abschluß von Anleihen erleichtern, zugleich aber auch wohl auf seine Verwaltung ein glänzendes Licht werfen. Als er bald nach der Erscheinung jenes Buches einen Sitz im Ministerium verlangte, nahm der Hof seinen Protestantismus zum Vorwande, um die Zurückweisung seines Verlangens zu bewirken und ihn dadurch zur freiwilligen Abdankung zu treiben. Necker's Entlassung, welche im Mai 1781 erfolgte, hatte zwei wichtige Folgen. Es zeigte sich erstens jetzt wieder, wie bei Türgot's Entlassung, daß der König aus Mangel an fester Kraft und sicherem Urtheil hin und her schwanke, und sich gegen bessere Ueberzeugung durch seine Umgebung bestimmen lasse, daß man also ihn und den Hof nur durch den kräftigsten Widerstand zur Annahme des Richtigen und Guten zwingen könne. Zweitens erhielt Necker wegen des Hasses, mit welchem der Hof ihn verfolgte, sowie wegen seiner Uneigennützigkeit, wegen seines Eiferns gegen monarchische Verschwendung und wegen der von ihm gestellten Forderung der Oeffentlichkeit in Staatssachen ein Ansehen in den Augen des Volkes, das über seine Verdienste und seine wirkliche Leistungsfähigkeit hinausging. Dadurch ward er über sich selbst getäuscht. Er hielt sich nämlich fortan für einen großen Staatsmann, obgleich dazu bei den verdorbenen Sitten und künstlichen Verhältnissen unserer Zeiten ganz andere Eigenschaften gehörten, als die eines ehrlichen und verständigen Mannes oder eines geschickten und erfahrenen Bankiers. Necker traute sich daher später noch einmal die Fähigkeit zu, das Schiff des Staates zu steuern, mußte aber dasselbe, weil ihm die wahre politische Einsicht und die Gewandtheit mangelten, mitten im Sturme seinem Schicksale überlassen.

Die zwei Finanzminister, welche nach einander Necker's Stelle einnahmen, Joly de Fleury und d'Ormesson (1781—1783), konnten sich nur kurze Zeit behaupten, weil keiner von Beiden den

Finanzgeschäften eines Reiches gewachsen war, dessen Ausgaben jedes Jahr die Einnahmen um mindestens 50 Millionen überstiegen. Ihnen folgte 1783 ein genialer Verschwender, welcher bei der Verwaltung seines eigenen verschuldeten Vermögens gelernt hatte, wie man sich für den Augenblick helfen könne. Dieser Mann war Charles Alexandre Calonne. Er hatte sich früher durch seine Intriguen bei Gelegenheit von La Chalotais Sache ebenso sehr beim Hofe beliebt, als den Parlamenten verhaßt gemacht. Schon dies erschwerte ihm von vorn herein seine Stellung, weil er ja zu jeder finanziellen Unternehmung der Parlamente bedurfte. Außerdem besaß er nur solche Eigenschaften, welche unter anderen Verhältnissen ihn vielleicht zu einem bewunderten Minister und Diplomaten gemacht haben würden, in jener ernsten Zeit aber nicht blos ungenügend, sondern sogar geradezu verderblich waren. Calonne war mit leichten Gaben und sophistischen Talenten in glänzender Weise ausgestattet; er war ein unübertrefflicher Meister der Rede, wußte mit großer Geschicklichkeit Alles für seine Zwecke zu benutzen, und verstand es, jede Sache rasch zu betreiben und mit Leichtigkeit zu erledigen oder fallen zu lassen. Er hatte sich sogar, wie Türgot, in höheren Aemtern Geschäftserfahrung erworben und als publicistischer Schriftsteller einen Namen gemacht. Allein er gehörte seiner Gesinnung und Ansicht nach dem Geiste der alten Zeit an, und bildete als ein Mann aus der Schule Aiguillon's und der Ronés den grellsten Gegensatz gegen Türgot und Necker.

Dieser Mann ergriff, ohne sich um die Zukunft zu kümmern oder irgend ein Gebot der Sittlichkeit zu berücksichtigen, jedes Mittel zur Herbeischaffung der nöthigen Gelder. Er machte unter den lästigsten Bedingungen Anleihen, forderte das erst später Fällige früher ein, täuschte die Welt durch die stete Versicherung einer baldigen Tilgung der Staatsschuld und durch pünktliche Zahlung der Zinsen, und wußte durch allerlei andere Kunstgriffe die Einnahmen um 100 Millionen zu erhöhen. Zu gleicher Zeit vermehrte er die Ausgaben immer mehr, weil ihm die Bedürfnisse des Hofes mehr als alles Andere am Herzen lagen, und weil er der Theorie huldigte, daß Glanz und Verschwendung zum Wesen der Monarchie gehören, und daß durch den Luxus der Höfe Industrie und Kunst gefördert würden, „man muß reich scheinen," äußerte er, „wenn man borgen will." Er bezahlte den Brüdern des Königs ihre Schulden, welche Millionen betrugen und einmal bezahlt doch immer wieder aufs Neue gemacht wurden; er kaufte zu den vielen königlichen Lustschlössern noch Rambouillet und St. Cloud an; er schaffte das Geld zu glänzenden Bauten und zu den Hoffesten herbei, welche damals häufiger, glänzender und verschwenderischer

als je zuvor waren; er gewährte der Königin 20 Millionen, um die Günstlinge derselben zu bereichern, und dergleichen mehr. Alles dies brachte den leichtsinnigen Finanzminister nach vier Jahren dahin, daß er durch Einberufung einer Versammlung von Notabeln, was zuletzt im Jahre 1626 geschehen war, ein äußerst gefährliches Mittel ergreifen mußte, um neuen Erpressungen den Schein der Rechtmäßigkeit zu verleihen.

In die Zeit von Calonne's Verwaltung der Finanzen fällt der unter dem Namen der Halsbandgeschichte so berühmt gewordene Scandal. Wir gedenken seiner nur ganz kurz, weil er historisch keine andere Wichtigkeit hat, als daß aus Anlaß desselben die Königin sich noch mehr verhaßt machte und daß der König unvorsichtig genug war, durch die Art, wie er diese Angelegenheit behandelte, sich einen Theil der vornehmen Familien und Geistlichen gerade in dem Augenblicke zu entfremden, in welchem er der einzuberufenden Notabeln-Versammlung wegen ihrer Gunst am meisten bedurfte. Ein Prinz Rohan, also ein Mann aus einer der ersten Familien des Reiches, welcher Kardinal, Groß-Almosenier von Frankreich, Bischof von Straßburg und als solcher auch deutscher Reichsfürst war, hatte die Königin, wie es heißt, durch beißenden Spott, den er in Briefen an die berüchtigte Maitresse Ludwig's XV., die du Barry, über ihre Mutter Maria Theresia ausgeschüttet hatte, gekränkt und zu seiner erbittertsten Feindin gemacht. Er konnte jedoch ohne die Hofgunst nicht leben, und ließ sich, um dieselbe wieder zu erlangen, von Gaunern und Buhldirnen auf eine fast unglaubliche Weise hinter das Licht führen. Er hatte früher in Straßburg den italienischen Gauner Balsamo kennen gelernt, welcher unter dem Namen Graf Cagliostro ganz Europa durch Wunderthaten, Goldmacherei und andere Gaukeleien zu betrügen wußte. Dieser erneuerte 1785 in Paris die Bekanntschaft des Kardinals, und benutzte die Dummheit und Eitelkeit desselben, um sich eine bedeutende Summe Geld zu verschaffen. Er brachte nämlich den Kardinal mit einer Abenteurerin von geringer Herkunft zusammen, die sich seit ihrer Verheirathung mit einem abgedankten Officier Gräfin La Motte Valois nannte; und diese bot sich dem Kardinal zur Vermittlerin bei der Königin an, mit welcher sie in genauer Verbindung zu stehen behauptete. Rohan ließ sich von ihr täuschen, schrieb an die Königin Briefe, welche die La Motte zu besorgen übernahm, erhielt angeblich Antworten auf dieselben, und hatte sogar einst, ohne den Betrug zu merken, in der Dämmerungszeit im Park von Versailles eine Zusammenkunft mit einer Dirne, welche für die Königin ausgegeben wurde. Zuletzt ging er in die Schlinge, die man ihm vermittelst aller dieser Betrügereien gelegt hatte. Man

überreichte ihm nämlich eines Tages wieder einen angeblichen Brief der Königin, in welchem es hieß: diese wünsche ein Halsband zu besitzen, das von zwei Hof-Juwelieren für 1,600,000 Livres feilgeboten werde; sie wolle aber nicht öffentlich Käuferin sein, sie bitte daher den Kardinal, dasselbe in ihrem Auftrage zu kaufen, und werde es durch seine Vermittelung in Terminen bezahlen. Sogar ein mit der Königin Namen unterzeichneter Kaufcontract, der den Juwelieren übergeben werden sollte, ward dem Kardinal eingehändigt. Dieser erhielt hierauf das Halsband und überlieferte es der La Motte, welche dann die Edelsteine durch ihren Mann einzeln in England verkaufen ließ. Als die Zahlung ausblieb, wandten sich die Juweliere unmittelbar an die Königin. Diese, bisher ohne Ahnung von dem niederträchtigen Betrug, der mit ihrem Namen verübt wurde, gerieth ganz außer sich. Auch der König wurde aufs Höchste erbittert. Er ließ den Kardinal in vollem Ornat verhaften und ihm den Proceß machen. Auch Cagliostro, die La Motte und andere Mitschuldige wurden in Haft genommen; allein da Rohan's Vicar dessen ganze Correspondenz mit der La Motte sogleich vernichtet hatte, so konnte durch die Untersuchung nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob die Königin oder der Kardinal die Gannerin zum Diebstahle veranlaßt habe. Dies wurde nachher von den vielen Feinden der Königin benutzt, um einen Schatten auf sie zu werfen und boshafte Pasquille gegen sie zu verbreiten. Das Pariser Parlament, welches den Proceß zu führen hatte, sprach im August 1786 den Kardinal von aller Schuld frei, verwies Cagliostro des Landes, verurtheilte die La Motte zu Staupbesen, Brandmarkung und lebenslänglichem Gefängnisse, und richtete aus Haß gegen den Hof seinen ganzen Spruch so ein, daß ein stiller Verdacht gegen die Königin blieb. Der König aber entsetzte den Kardinal seiner Stelle als Groß-Almosenier und verbannte ihn aus Paris. Dies war ein thörichter Act der Rache; denn man vermehrte dadurch nur die Erbitterung der meisten Glieder des hohen Adels, welche schon längst über die Königin wegen ihrer Bevorzugung der Polignacs und anderer Günstlinge unwillig waren, sowie wegen der leidenschaftlichen Art, mit der man gegen den Kardinal, das Mitglied einer der großen Familien Frankreichs, verfuhr, sich selbst gekränkt fühlten.

Als Calonne alle seine Auskunftsmittel verbraucht hatte, bewog er den König, die sogenannten Notabeln einzuberufen, oder mit anderen Worten eine aus Prinzen, Pairs, höheren Geistlichen, Parlamentsmitgliedern, Deputirten der Provinzialstände und den aristokratischen Bürgermeistern der Städte bestehende Versammlung zu halten, welche nicht durch Wahl, sondern durch königliche Ernennung

gebildet, keine gesetzgebende Gewalt hatte und, da ihre Mitglieder alle Vortheile des Gemeinwesens unter sich theilten, natürlich jeder gründlichen Verbesserung abgeneigt war. Es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob Calonne dabei die Absicht hatte, durch die Autorität der gesammten Aristokratie dasjenige durchzusetzen, was auf andere Weise nicht mehr zu erreichen war, oder ob er nur ein neues Gaukelspiel aufführen wollte. Die Notabeln selbst sahen schon vor ihrem Zusammentritte die Sache so an, als wenn der Finanzminister nur den Liberalen spielen und den Haß der Zurückweisung jeder Reform auf die zwei privilegirten Stände werfen wolle. Ihre Einberufung konnte daher auch keine andere Wirkung haben, als daß die Nation veranlaßt wurde, die seit 1614 nicht mehr gehaltene Versammlung der Reichsstände (Etats-généraux), der man eben mit jener Versammlung von Notabeln hatte ausweichen wollen, nunmehr mit steigendem Nachdruck zu fordern. Am 22. Februar 1787 wurde die Notabelnversammlung eröffnet. Calonne machte ihr, wie wenn er in Necker's Art als Reformator auftreten wollte, Vorschläge zu Verbesserungen im Staatswesen, welche auf Kosten der privilegirten Stände vorgenommen werden sollten. Er beging dabei die große Unbesonnenheit, daß er in der Eröffnungsrede Necker's Verwaltung durch eine förmliche Lüge angriff. Dieser säumte nicht, ihm zu antworten und durch die Art und Weise, wie er Calonne's Lüge und Sophistik enthüllte, Oel ins Feuer zu gießen. Necker hatte schon 1784, als Calonne wegen einer seiner Maaßregeln mit dem Parlament in den heftigsten Streit gerathen war, eine Schrift gegen das Finanzsystem desselben herausgegeben. Seine Schrift wurde zwar sogleich verboten; er hatte aber, weil er die Unterdrückung des Buches voraussah, noch eine zweite Ausgabe in der Schweiz drucken lassen, welche dann gerade wegen des erlassenen Verbotes um so mehr verbreitet und gelesen wurde. Im Jahre 1787 ließ der schwache König sich noch einmal als Werkzeug seines Finanzministers gebrauchen. Er verbannte nämlich Necker wegen der Antwort auf Calonne's Angriff aus Paris. Dadurch wurde Necker zum Märtyrer und zu einer Art von Orakel gemacht; denn man suchte ihn jetzt, um seine Meinung zu vernehmen, in der Provinz ebenso begierig auf, wie man vorher zu seinem verbotenen Buche gegriffen hatte.

Als Calonne sah, daß die Notabelnversammlung auf seine Anträge nicht eingehen und sogar ihn selbst zu verdrängen suche, ließ er, um sich zu halten und in den Augen der Nation zu heben, seine Vorschläge und die gegen dieselben gerichteten Beschlüsse der Versammlung dem Publikum mittheilen, obgleich bis dahin alle Verhandlungen der Notabeln geheim gehalten worden waren. Dies bewog dann auch

die Notabeln, ihre Verhandlungen drucken zu lassen. Sie verließen damit die Bahn der alten monarchischen und aristokratischen Zeit, und schlugen selbst gewissermaaßen den Weg der Revolution ein; denn sie erkannten durch einen solchen Schritt das Recht der öffentlichen Meinung an, sowie die Nothwendigkeit, den Schein eines streng aristokratischen und conservativen Sinnes von sich abzuwenden. Sie ließen sich außerdem aus Rache bewegen, eine förmliche Anklage gegen Calonne's Finanzverwaltung zur Sprache zu bringen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß sehr bedeutende Männer unter den Notabeln die Nothwendigkeit durchgreifender Aenderungen, ja sogar die Unvermeidlichkeit einer Revolution erkannten. Der Marquis von Lafayette, schon ein Mann von großem Namen, sprach dies in den Reden, die er als Mitglied der Notabelnversammlung hielt, ganz offen und entschieden aus. Der König benahm sich auch damals seinem Charakter gemäß: er blieb lange Zeit ungewiß, was er thun solle, bis er sich endlich am 9. April ganz plötzlich bewegen ließ, seinen Finanzminister zu entlassen. Calonne fand, als bald nachher das Pariser Parlament einen Proceß gegen ihn einleitete, für gut, in England Sicherheit zu suchen. Sein System wurde vom Könige beibehalten, aber so verstümmelt, daß jetzt erst jedermann recht unzufrieden ward, vorzüglich Necker's Freunde und die Parlamente.

Calonne's Nachfolger war der Erzbischof von Sens, Lomenie de Brienne, ein Mann aus der Opposition der Notabelnversammlung. Diesem wurde, da er als Kardinal den übrigen Ministern im Range voranstand, bei seiner Ernennung zugleich die Würde eines Principal-Ministers ertheilt. Brienne gehörte zu jener bekannten Klasse von Staatsmännern, welche viel von Freiheit redet und die Miene des Philosophen oder Philanthropen annimmt, dabei aber selbst sich keine Art von Despotismus übel nimmt, und die Ihrigen auf Kosten des gemeinen Besten bedenkt. Er schloß am 25. Mai die Notabelnversammlung mit einer phrasenreichen Rede, in welcher allerlei unbestimmte Vortheile rühmend vorgebracht, aber nur sechs unmittelbar zu erlassende Gesetze verkündigt wurden. Diese Gesetze betrafen den schon von Necker gemachten Versuch, zum Behufe der gleichen Vertheilung der Abgaben Provinzialversammlungen oder Landräthe einzurichten, sowie die Errichtung eines königlichen Kammer-Collegiums, die Abschaffung einiger drückenden Nebensteuern, aller Binnenzölle und der Frohnden, und endlich die Ausgabe von sechs Millionen neuer Leibrenten. Da die Letzteren nur für kurze Zeit ausreichten, und da beim Verfalle des öffentlichen Kredits Anleihen allzu schwierig waren, so mußte Brienne auf eine neue Steuer bedacht

sein. Er verordnete eine Stempeltaxe, die sich auf alle Klassen erstreckte, und eine mit dem Namen Subvention bezeichnete Art von Grundsteuer, welche vorzugsweise den Adel traf. Dies verwickelte aber den neuen Finanzminister in einen heftigen Streit mit dem Parlament, welches die Verordnung über beide Auflagen nicht registriren wollte, und damals in der Hitze des Kampfes sogar die ihm selbst gefährlich werdende Erklärung gab, daß nur die Reichsstände (Etats-généraux) das Recht hätten, neue Auflagen zu gewähren (Juli 1787). Schon damals entstanden in Paris bedenkliche Volksbewegungen, indem diejenigen Parlamentsmitglieder, welche Anhänger des Ministeriums waren, mit Hohn und Spott, die Gegner desselben aber mit Jubel empfangen wurden. Man sagte sogar und es ist auch kaum zu bezweifeln, daß der Herzog von Orleans, welcher wegen seines wüsten Treibens und Wesens von der Königin gehaßt wurde, und durch die Beerbung seines Schwiegervaters, des Herzogs von Penthièvre, der reichste Mann in Europa geworden war, Geld zur Aufhetzung des Pöbels hergegeben habe.

Brienne und der König nahmen zwar dem Parlament gegenüber zu dem oft gebrauchten Mittel der Kissensitzungen ihre Zuflucht; die Stimmung der ganzen Nation war aber schon so bedenklich geworden, daß sogar auch das Parlament, das doch aus Mitgliedern der privilegirten Klassen zusammengesetzt war, sich im höchsten Grade revolutionär benahm. Es erklärte nicht nur die durch jenes Mittel erzwungene Registrirung der Verordnungen für null und nichtig, und forderte noch einmal auf die bestimmteste Weise die Einberufung der Reichsstände, sondern einzelne Mitglieder desselben erlaubten sich sogar, unter dem Jubel der die Versammlung umgebenden Volksmasse, die ärgsten Schmähungen gegen das Ministerium und den Hof. Als der Widerstand des Parlaments immer hartnäckiger wurde, glaubten die Minister sich durch eine Verbannung des Parlaments helfen zu können, weil sie darauf rechneten, daß die Parlamentsräthe zu sehr an das Pariser Leben gewöhnt seien, um nicht durch Nachgiebigkeit sich die Rückkehr zu erkaufen. Am 14. August wurden die einzelnen Parlamentsräthe durch Gardeofficiere nach Troyes gebracht. Nun erklärten sich aber alle Untergerichte zu Gunsten des Parlaments, die obere Justiz stand stille, und die Stadt Paris nahm ein so revolutionäres Aussehen an, daß die Königin schon damals nicht mehr durch die Stadt zu fahren wagte. Die Minister hatten sich jedoch in ihrer Erwartung nicht völlig getäuscht. Im September schlossen die älteren Parlamentsräthe mit dem Hofe eine Uebereinkunft, in Folge deren das Parlament am 21. September nach Paris zurückkehrte. Es wurde dort vom Volke mit unbeschreiblichem Jubel als Sieger

empfangen. Dieses wußte nämlich nicht, daß in der abgeschlossenen Uebereinkunft, deren Hauptinhalt selbst vor den jüngeren Parlamentsräthen geheim gehalten wurde, das Wohl der Nation dem Vortheile des Principalministers aufgeopfert worden sei. Andererseits sah sich freilich auch das Ministerium bald getäuscht, weil die jüngeren Parlamentsräthe alles das, was insgeheim ausgemacht worden war, wieder vereitelten.

Man war übereingekommen, daß das Parlament seine Einwilligung zu einer successiven Anleihe von 440 Millionen Livres gewähren solle. Um dies durchzusetzen, wurde am 19. November 1787 ganz unerwartet eine sogenannte königliche Sitzung gehalten, in welcher zwar zum Unterschiede von einer Kissensitzung jedes Mitglied sprechen durfte, durch die Anwesenheit des Königs aber eine freie Berathung und Abstimmung unmöglich gemacht war. Die Sitzung ward von dem Justizminister Lamoignon mit einer sophistisch freundlichen Rede eröffnet. In dieser wurden, um die Genehmigung der Anleihe durchzusetzen, zwei Vorschläge gemacht, welche von der liberalen Partei schon längst nachdrücklich verlangt worden waren. Erstens sollte nämlich nach Abschluß der vier für die Anleihe bestimmten Jahre die Reichsstände einberufen werden; und zweitens sollte in Frankreich Toleranz herrschen, und in Folge davon nicht nur fortan alle religiöse Strafgesetze gegen die Protestanten des Reiches abgeschafft, sondern auch die nach Aufhebung des Edicts von Nantes emigrirten Reformirten zurückberufen werden. Diese beiden liberalen Verkündigungen konnten, da die eine alle Privilegirten, die andere alle Fanatiker und mit ihnen auch die in ihrer Weise nicht minder unduldsamen Jansenisten erbitterte, nur die Wirkung haben, daß der eine Theil der Nation beleidigt und der andere nicht befriedigt wurde. Auch waren Beide nicht ehrlich gemeint. Dies zeigte sich sogleich, indem Lamoignon in derselben Sitzung jene Theorie von einem unbedingten göttlichen Rechte des Königs aussprach, welche 1766 unter Ludwig XV. aufgestellt und damals von allen Seiten bestritten worden war. Anlaß dazu gab ihm die angefangene laute Abstimmung der Parlamentsräthe, die er vermittelst jenes königlichen Rechtes in eine geheime umwandelte, damit die Zahl der Bejahenden nach Belieben geändert und doch der Parlamentsbeschluß nicht mit dem Zusatz „auf ausdrücklichen königlichen Befehl," sondern als ein freier Beschluß ins Protokoll eingetragen werden konnte. Bei dieser Gelegenheit ließ sich der in grenzenlose Sinnlichkeit versunkene, durch Feigheit und schmutzige Habgier ausgezeichnete Herzog von Orleans, welcher später als Philipp Egalité berüchtigt worden ist, von dem egoistischen Theile der liberalen Partei gebrauchen, um als Haupt der nächsten Nebenlinie des Herrscher-

hauſes den Gegnern desſelben zur Stütze zu dienen. Er richtete im Widerſpruch mit der Etikette, nach welcher in Anweſenheit des Königs Niemand ohne deſſen Aufforderung reden durfte, an denſelben die Frage, ob dies eine Kiſſenſitzung ſei. Der König, anſtatt ihm Schweigen zu gebieten, antwortete: „Nein, es iſt eine königliche Sitzung.“ Hierauf verlangte der Herzog, welcher dadurch noch dreiſter gemacht worden war, daß im Protokoll die Worte „auf ausdrücklichen königlichen Befehl“ hinzugeſetzt würden. Der König ertheilte eine nichtsſagende Antwort, und gerieth, weil er der Geiſtesgegenwart ermangelte, durch die in der Verſammlung entſtandene Bewegung in ſolche Verlegenheit, daß er ſich entfernte, ohne vorher die Aufhebung der Sitzung befohlen zu haben. Dieſe dauerte alſo fort und endigte damit, daß nach äußerſt heftigen Reden ſogar die älteſten Räthe ihre Stimme zurücknahmen, und daß zu Protokoll erklärt wurde, die vorher gefaßten Beſchlüſſe ſeien ungeſetzlich, und das Parlament leiſte keine Bürgſchaft für die von dem Miniſter beabſichtigte Anleihe.

Der König ging hierauf, ſeinem ſchwachen Charakter gemäß, von dem einen Aeußerſten zum anderen über. Er ſtrich den ſo eben erwähnten Theil des Protokolles aus, verbannte den Herzog von Orleans auf eines ſeiner Schlöſſer, und ließ zwei der heftigſten Parlamentsredner, Fréteau und Sabatier, verhaften. Das Parlament nahm ſich jedoch aufs Nachdrücklichſte ſeiner Mitglieder an. Es erklärte dem Könige, daß, wenn der Herzog ſtrafwürdig ſei, alle Parlamentsräthe dies gleichfalls wären. Außerdem forderte es ihn auf, das Gedächtniß eines Verfahrens auszulöſchen, welches zur Zerſtörung der Geſetze, zur Herabwürdigung der Gerichte und zum Triumph der Feinde Frankreichs führen werde. Zu gleicher Zeit nahmen nicht nur andere Parlamente des Reiches ſondern auch da und dort die Provinzialſtände eine drohende Miene an, und in der Bretagne kam es ſogar zu offener Auflehnung. Der König ſuchte ſich in ſeiner Verlegenheit aufs Neue durch eine liberale Maaßregel zu helfen; er verſprach im December 1787 die Berufung der Reichsſtände innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren. Dadurch ließ ſich jedoch das Pariſer Parlament nicht abhalten, auf dem betretenen Wege weiter voran zu ſchreiten. Es erklärte im Januar 1788 die königlichen Haftbriefe und andere während der letzten hundert Jahre ergriffene Maaßregeln für verfaſſungswidrig, und forderte mit trotzigen Worten die Freilaſſung ſeiner zwei verhafteten Mitglieder. Jetzt ließ ſich der König durch Lamoignon und andere Männer auf das 1770 von Maupeou ausgedachte Project eines Staatsſtreiches zurückführen, vermittelſt deſſen das Inſtitut der Parlamente durch eine neue willkürlich gemachte Gerichtsorganiſation erſetzt werden ſollte. Während aber dieſes Pro-

jeet insgeheim ausgearbeitet wurde, bewogen dieselben Leute, die es angegeben hatten, den schwankenden König zu einem Act der Nachgiebigkeit. Es wurden nämlich am 17. April die verhafteten Parlamentsräthe freigelassen und dem Herzog von Orleans die Rückkehr nach Paris gestattet. Dieser Act war jedoch mit einem anderen verbunden, durch welchen jede künftige Willkür gerechtfertigt werden konnte. Der König erklärte sich nämlich öffentlich für die Quelle aller Macht und jedes Gesetzes, sowie die Gerichte und Stände nur für ausführende oder rathgebende Werkzeuge seines Willens.

Dieser königlichen Erklärung setzte das Parlament alsbald das merkwürdigste Actenstück entgegen, welches jemals von ihm ausgegangen ist. Es überreichte nämlich dem Könige am 4. Mai eine Vorstellung von ähnlichem Inhalte und gleichem Tone, wie einst in England die berühmte Petition of right gewesen war. Auch ward durch jene Parlamentserklärung ebenso, wie seiner Zeit durch das erwähnte englische Actenstück, aller Welt kund gemacht, daß es mit dem autokratischen Regierungssystem vorbei sei, daß eine förmliche Revolution nicht allein bevorstehe, sondern gewissermaaßen schon wirklich ausgebrochen sei. Diese Erklärung enthält nämlich nicht etwa blos eine Abwehr des Vorwurfes, daß das Parlament eine Aristokratie der Gerichte an die Stelle der Monarchie setzen wolle. Sie spricht vielmehr in Betreff der bereits kund gewordenen Maaßregel, durch welche demnächst alle Parlamente aufgehoben werden sollten, geradezu aus, daß mit der gewaltsamen Beseitigung der Gerichte auch die Nation selbst aufhöre, frei zu sein. Ja, es wird in der Erklärung nicht nur von unveräußerlichen Rechten des Volkes und von einer verfassungsmäßigen Beschränkung der königlichen Gewalt gesprochen, sondern auch eine Theorie aufgestellt, welche mit dem, was nachher die Reichsstände forderten, vollkommen übereinstimmt: Bewilligung der Abgaben durch regelmäßig wiederkehrende Versammlungen der Reichsstände; Recht des Unterthanen vor seinen gesetzlichen Richter gestellt zu werden; Verhaftungen nur zu diesem Zwecke gestattet; geordnete Rechtspflege, Unabsetzbarkeit der Magistrate, mit einem Worte gesetzliche Monarchie, nicht Despotismus. Ebenso bedeutete schon der Ton, in welchem dies Alles ausgesprochen und die Minister angegriffen wurden, die beginnende Revolution. Gleichzeitig mit der Ueberreichung dieser Remonstration an den König faßte das Parlament einen jener Beschlüsse, welche stets die Vorboten nahe bevorstehender Stürme waren. Es erklärte sich für permanent, und verpflichtete durch einen förmlichen Eid alle seine Mitglieder zur Nichtbefolgung der gegen das Fortbestehen der Parlamente gerichteten königlichen Verordnungen, welche damals bereits gedruckt waren und vier Tage nachher auch verkündigt

wurden. Mit dieſen Verordnungen begann daher nach unſerem Dafürhalten die Revolution von 1789 auf dieſelbe Weiſe, wie durch die Juliordonnanzen von 1830 der zufällige Anlaß zu der neuen franzöſiſchen Revolution gegeben ward, obgleich in beiden Fällen die Urſache längſt vorhanden waren.

Die Miniſter waren zu weit vorgeſchritten, um zurückgehen zu können. Sie ſchickten noch in der Nacht nach dem Tage, an welchem das Parlament jene äußerſten Schritte gethan hatte, einige Bataillone Grenadiere ab, um zwei der heftigſten Parlamentsräthe, d'Epresmenil und Goislard de Monſabert, zu verhaften. Dieſe Truppen drangen in den Sitzungsſaal ein und blieben fünf Stunden lang dort, bis endlich die genannten beiden Räthe, welche ihnen nicht perſönlich bekannt waren, hervortraten und ſich ins Gefängniß führen ließen. Drei Tage ſpäter (8. Mai) wurden dem Parlament in einer Kiſſenſitzung die erwähnten Ordonnanzen bekannt gemacht. Durch dieſe Ordonnanzen ward das Inſtitut der Parlamente als politiſcher Körperſchaften vernichtet. Sie enthielten nämlich die Verfügung, daß fortan über Abgaben, Freiheiten und Rechte der Bürger nicht mehr die Parlamente entſcheiden ſollten, ſondern eine ſogenannte Cour plenière, welche aus dem Könige, den Prinzen, den Pairs, vier Biſchöfen, ſechs Generalen, den Präſidenten des Pariſer Parlaments, einer Anzahl von Staatsräthen und je einem Deputirten aus jeder Provinz beſtehe. Durch dieſelben Ordonnanzen ward außerdem nicht nur das Anſehen der Parlamente als der höchſten Gerichtshöfe des Reiches geſchwächt, ſondern es wurden auch — was der wichtigſte Eingriff in die Rechte aller Franzoſen war — die Gerichte von der Regierung abhängig gemacht. Dies geſchah durch die Einſetzung der grands baillages oder Provincialobergerichte und durch die Verringerung der Zahl der Parlamentsräthe.

Der ganze Gewaltſtreich diente blos dazu, die Nation immer mehr in die Bahn der Revolution hineinzudrängen. Alle Parlamente proteſtirten gegen die ihnen angethane Gewalt; die Gerichte thaten dasſelbe und beharrten, ſelbſt als der König ihre Ausſprüche caſſirte, auf ihrem Widerſtande; überall brachen Tumulte und Aufſtände aus; ein Theil der Truppen ſprach ſich unverholen gegen die Miniſter aus; es bildeten ſich politiſche Vereine; und Paris ward mit Flugſchriften überſchwemmt, in welchen ſchon das Wort Revolution vorkam. Außerdem ſchloſſen ſich nicht nur Männer aus den erſten Familien des Reiches an den Bürgerſtand an und trieben denſelben zu offenem Widerſtande, ſondern es wurde auch ſchon damals von bedeutenden Perſonen insgeheim Geld hergegeben, um durch die Volksmaſſe die ſchwache Regierung in Schrecken ſetzen zu laſſen. Sogar jenes Heer

von Bettlern, Vagabunden und Galeerensclaven, welches nachher bei den Mordscenen in Paris die Hauptrolle spielte, strömte schon damals einzeln und truppweise nach Paris, ohne daß man wußte, wodurch und von wem diese Wanderungen veranlaßt wurden. Am heftigsten war der Widerstand in der Dauphiné und in der Bretagne. In der ersteren Provinz, wo schon früher Adel und Klerus den mittelalterlichen Vorurtheilen entsagt und sich mit dem dritten Stande in eine einzige Kammer vereinigt hatten, nahmen die Stände das Parlament von Grenoble in Schutz, und Bürger und Bauern trieben die Soldaten zurück, durch welche dasselbe zum Gehorsam gezwungen werden sollte. In der Bretagne war der Bürgerstand, welcher Rousseau's und Franklin's Grundsätze angenommen hatte, schon längst mit dem Adel in Streit; und dieser Streit gab 1788 die zufällige Veranlassung zur Bildung politischer Klubs, die sich nachher über ganz Frankreich ausbreiteten, anfangs aber nur den unschuldigen Namen Lesekabinets führten. Der bretagnische Adel selbst nahm sich ebenso nachdrücklich, wie das Volk, seines Parlamentes an. 300 Edelleute erklärten zu Rennes jeden für ehrlos, der eine Stelle in dem neuen Gerichte annehmen werde. Die Soldaten wurden, als man sie gegen das Parlament der Bretagne beorderte, vom Volke beschimpft, und die Befehlshaber wagten nicht, diese Beleidigung zu rächen; ja man mußte sogar sämmtliche Officiere eines Regiments entlassen und ein anderes Regiment ganz auflösen. Unter allen diesen Wirren gewann das Verlangen nach endlicher Berufung von Reichsständen als dem einzigen Wege, der aus den Verlegenheiten und Nothständen herausführe, mit jedem Tage an Stärke und Wirksamkeit und die Regierung selbst war schon im Juli 1788 so sehr eingeschüchtert, daß sie beschloß die betretene Bahn der Gewalt wieder zu verlassen und sich von den Parlamenten und Provinzialständen, mit denen sie durchaus nicht fertig werden konnte, nunmehr wirklich an die Reichsstände zu wenden. Am 8. August erschien eine Kabinetsordre, durch welche die Einberufung der Reichsstände auf den 1. Mai 1789 verkündigt, sowie die Einsetzung der Cour plenière und der neuen Obergerichte (grands baillages) auf unbestimmte Zeit verschoben wurde. Schon 14 Tage später wurde Brienne, sowie im September der ebenso sehr verhaßte Lamoignon entlassen. An des Ersteren Stelle ward Necker in das Ministerium berufen; denn der Streit mit den Parlamenten hatte die Staatseinkünfte so sehr geschmälert, daß die Zahlungen theils in Papier gemacht, theils ganz eingestellt werden mußten, und daß man sich nur durch die Ernennung eines liberalen Finanzministers helfen zu können glaubte. Brienne wurde damals, obgleich der Haß des Volkes gegen ihn so groß war, daß er sich nach Italien flüchten mußte,

auf Betreiben der Königin zum Kardinal ernannt. Die Königin beging außerdem noch die Unvorſichtigkeit, an ihn zwei ſchmeichelhafte Briefe zu ſchreiben, welche im folgenden Jahre gedruckt wurden und alle Welt in der Ueberzeugung beſtärkten, daß Marie Antoinette ihren Gemahl ganz gegen die öffentliche Meinung einzunehmen ſuche, und deshalb dem Letzteren nie werde zu trauen ſein. Brienne fiel übrigens nachher, was für ſeinen Charakter bezeichnend iſt, als Mitglied der conſtituirenden Verſammlung vom Papſte ab, wofür er dann mit dem Verluſt der Kardinalswürde beſtraft wurde.

Unmittelbar nach der Verabſchiedung Brienne's und Lamoignon's trieben angeſehene Leute, unter welchen auch der Herzog von Orleans geweſen ſein ſoll, den Pöbel zur Plünderung und Niederbrennung der Häuſer beider Miniſter, ſowie zu anderen Gewaltthaten und Frevel, weil ſie überzeugt waren, daß Necker nur dann durchdringen werde, wenn man den Hof und die Königin durch fortwährende Unruhen in Schrecken halte. Die bei dieſer Gelegenheit vorgekommenen Tödtungen und Verwundungen von Bürgern wurden benutzt, um auch den verhaßten Kriegsminiſter von ſeinem Poſten zu vertreiben und die Zwietracht zwiſchen Volk und König immer größer zu machen. Das Pariſer Parlament ſeinerſeits erhob eine Anklage gegen die Behörden, welche bei den ſtattgehabten Unruhen auf das Volk hatten ſchießen laſſen.

Gleich nachher erließ dasſelbe Parlament dem Hofe zu Gefallen eine Verordnung gegen die Zuſammenrottungen auf Plätzen und Straßen. Es that zugleich damals einen Schritt, durch welchen ſeine Popularität und ſein bisheriger Einfluß auf die Nation für immer vernichtet wurden. Als nämlich Necker im September durch ein königliches Edict verkündigen ließ, daß die Reichsſtände ſchon am 1. Januar 1789 zuſammentreten ſollten, wollte er dem Bürgerſtande noch einmal ſo viel Deputirte als jedem der beiden anderen Stände zugeſtanden wiſſen, womit zugleich klar und deutlich ausgeſprochen war, daß die Abgeordneten aller drei Stände in eine einzige Verſammlung vereinigt werden ſollten. Das Parlament regiſtrirte aber jenes Edict nur mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß die Reichsſtände ſich in der bei ihrer letzten Zuſammenkunft (1614) gebrauchten Form, d. h. als drei Kammern mit je einer Stimme und mit gleicher Zahl von Deputirten, verſammeln müßten. Durch dieſen Vorbehalt des Parlaments war Necker's Abſicht vereitelt, vermittelſt der Reichsſtände das aus dem Mittelalter ſtammende Syſtem der Abgaben und ihrer Vertheilung umzuſchaffen. Necker ſuchte alſo für ſeinen vom Parlament verworfenen Plan eine andere Autorität. Dieſe glaubte er mit einer Verblendung, die ſich nur bei einem ganz doctrinären Manne begreifen

läßt, in einer neuen Berufung der Notabelnversammlung finden zu können. Er beschied also dieselben Notabeln, welche ein Jahr früher von Calonne zusammengerufen worden waren, auf den 6. November zu einer neuen Vereinigung, und zwar ausdrücklich blos zu dem Zwecke, ein Gutachten über die Einrichtung der zu versammelnden Reichsstände zu geben. Die Notabeln sprachen sich, wie vorauszusehen gewesen war, gegen Necker's Vorschlag aus.

Jetzt hatten also Parlament und Notabeln oder mit anderen Worten diejenigen Klassen der Nation, welche bisher allein eine Bedeutung im Staate gehabt hatten, öffentlich ausgesprochen, daß sie mit allen Staatsrechtslehren, mit allen Schriftstellern von Talent in Widerspruch seien; denn diese verlangten und bewiesen insgesammt, daß nach dem Vorgange der Stände der Dauphiné die drei Stände des Reiches in einen Körper vereinigt werden und daß in dieser Versammlung nach Köpfen abgestimmt werden müsse; daß also die beiden ersten Stände zusammen keinen größeren Einfluß haben dürften, als der dritte. Uebrigens waren die Schriften über die Reichsstände von der Regierung selbst hervorgerufen worden. Schon Brienne hatte nämlich alle Provinzialverwaltungen, alle Magistrate, alle Akademieen und alle wissenschaftlichen Männer im Namen des Königs aufgefordert, ihre Ansichten über die Reichsstände bekannt zu machen. Die in Folge davon erschienenen Schriften hatten fast insgesammt eine Umgestaltung der Verfassung und die Aufhebung aller der Sondervortheile, deren einzelne Klassen genossen, als Zeitbedürfniß und als einziges Rettungsmittel des mit dem Untergange bedrohten Staates gefordert. Dadurch wurden eben jene Klassen so sehr erschreckt, daß nicht nur fünf Prinzen gegen jene Reform im Voraus protestirten, sondern daß auch einer von ihnen, der Prinz Conti, alle politische Schriftstellerei verboten haben wollte. Die Prinzen drangen freilich bei der Notabelnversammlung nicht durch; allein diese, welche bis zum 12. December beisammen blieb, stimmte dessenungeachtet gegen Necker's Ansicht. Bei dieser Gelegenheit machte das Parlament, wiewohl zu spät, den Versuch, die verlorene Volksgunst wieder zu gewinnen. Es erklärte nämlich, daß die Entscheidung über die Zahl der Deputirten des dritten Standes dem Ministerium überlassen bleiben solle. Die einzige Wirkung, welcher dieser Ausspruch des Parlaments hatte, bestand darin, daß Necker am 27. December den Schritt that, den er gleich anfangs hätte thun sollen. An diesem Tage ward nämlich die Zusammenberufung und Einrichtung der allgemeinen Stände vermittelst eines Kabinetsbefehls angeordnet. Ihr Zusammentritt wurde auf den 1. Mai 1789 festgesetzt: Der dritte Stand sollte in diese Versammlung ebenso viele Deputirten entsenden als die beiden anderen

Stände zusammengenommen: unglücklicher Weise aber wurde, wie es scheint durch den Entschluß der Königin, die Hauptfrage, ob die drei Stände in drei Kammern geschieden oder in eine einzige Versammlung vereinigt werden sollten, den Reichsständen selbst zur Entscheidung überlassen. Damit rief die Regierung selbst den von der öffentlichen Stimmung getragenen dritten Stand zum Kampf gegen die beiden anderen und gab, indem sie die wichtigste Frage der Versammlung selbst zu entschieden überließ, die Leitung und Beherrschung derselben selbst aus der Hand.

Wir übergehen die Unruhen und Bewegungen, welche mit der Erwählung der Deputirten verbunden waren, und die besonders in der Bretagne ein sehr bedenkliches Aussehen hatten. Dagegen heben wir drei für den weiteren Gang der Dinge folgenreiche Fehler hervor, welche von der Regierung bei Gelegenheit der Wahlen begangen wurden. Diese kümmerte sich erstens wenig um den Ausfall der Wahlen, während ihre Gegner überall großen Einfluß auf dieselben ausübten. Sie bestand zweitens nicht darauf, daß die Wähler sich nach Ernennung der Deputirten sofort wieder trennten, ohne irgend ein anderes Geschäft vorzunehmen. Dies hatte besonders in Paris die nachtheiligsten Folgen, weil die damaligen Wähler aus den angesehensten Männern bestanden, und nicht nur das Vertrauen ihrer Mitbürger besaßen, sondern auch die herrschenden überspannten Begriffe von ihren Bürgerrechten hatten. Der dritte Fehler der Regierung bestand darin, daß sie die Reichsversammlung nicht in eine von dem aufgeregten und leicht noch mehr aufzureizenden Paris weit entfernte Stadt, sondern nach Versailles berief, wo am 5. Mai 1789 die Sitzungen derselben eröffnet wurden.

XIV. Andeutungen über Beschaffenheit und Gang der englischen, französischen und deutschen Litteratur und Bildung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution.

1. Englische Litteratur und Bildung.

1. Veränderungen im allgemeinen Ton des Lebens und der Bildung.

Es kommt bei den Betrachtungen über die Litteratur, welche dieses Werk enthält, weder auf den ästhetischen Charakter der betreffenden Schriften, noch auf irgend eine andere rein wissenschaftliche Seite

dessen, was man Litteratur nennt, an, sondern nur auf die nachweisbare Wechselwirkung zwischen dem Leben und der Bildung, namentlich auf die Veränderungen, welche in den Ansichten, Formen und Lebensverhältnissen einer Nation eingetreten sind. Von dieser Seite her bietet die englische Litteratur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur zwei Hauptpunkte dar, welche ins Auge gefaßt werden müssen. Der eine besteht in dem Einflusse der französischen Bildung auf die Litteratur der Engländer. Durch diesen Einfluß schwand in England ebenso, wie in Frankreich und Deutschland, das Nationale und Klassische aus der Litteratur, und machte einer conventionellen und allgemeinen Bildung Platz, oder mit anderen Worten, es ward eine flache, farblose, rhetorische und schwankende Bildung des großen Publikums an die Stelle der rein nationalen und klassischen einer kleinen Zahl von Gebildeten gesetzt. Der zweite Hauptpunkt ist die interessante Erscheinung, daß dieselben Ideen von politischer Freiheit, welche in Frankreich eine völlige Umgestaltung der Dinge herbeiführten, auch in England mit dem größten Nachdrucke geltend gemacht wurden, ohne jedoch in den bestehenden Verhältnissen und den ererbten Vorurtheilen zunächst eine Aenderung herbeizuführen.

Der verflachende Einfluß der französischen Litteratur auf die englische zeigt sich schon in den früher erwähnten Schriften Chesterfield's, Fielding's, und Richardson's. Auch gewahrt man in den Romanen des Letzteren ebenso, wie in denen von Smollet (1720—1771) und Goldsmith, (1729—1774) bereits den Uebergang zum Sentimentalen. Nicht weniger entsprach dem Geiste einer Zeit, welche das Derbe, Kräftige und Natürliche nicht mehr ertragen konnte, sondern der Empfindsamkeit, der Rhetorik und der allgemeinen Begriffe bedurfte, die trübselige religiöse Schwärmerei in Young's Nachtgedanken. Eine andere Art von Sentimentalität, der aus einer Mischung von Witz und Empfindsamkeit bestehende Humorismus wurde von Sterne (1713—1768) erfunden. Die beiden Hauptwerke dieses Schriftstellers, der Tristram Shandy und die empfindsame Reise, gehören schon ganz der Richtung an, welche damals von den europäischen Völkern überhaupt in der Litteratur eingeschlagen wurde; denn es zeigt sich in ihnen, besonders im letzteren, der Uebergang zu dem oben erwähnten farblosen Charakter der Allgemeinheit, den die sogenannte schöne Litteratur der Engländer, Franzosen und Deutschen in neuester Zeit angenommen hat. Aus dem Beifalle, welchen Sterne's Schriften in England gefunden haben, läßt sich auch auf eine veränderte Ansicht von der Kirche zurückschließen, weil ungeachtet des Geschreies, welches alle Stockengländer gegen die Vermischung der Sittenpredigt und Empfindsamkeit mit Witz und Schlüpfrigkeit erhoben, Sterne sich doch in der Gunst

des Publikums erhielt. Nichtsdestoweniger zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, mit welch starken Wurzeln das Aristokratische und die gewohnten Formen der Kirchlichkeit in das Leben und Wesen der Engländer eingewachsen sind; denn so tief, wie in Deutschland und Frankreich, vermochte das Sentimentale in England bei weitem nicht einzudringen. In den beiden zuerst genannten Ländern wurde daher auch Sterne's empfindsame Reise viel freudiger begrüßt, als in England. Sie paßte in Deutschland vortrefflich zu dem Charakter der sogenannten empfindsamen Zeit, der die Werther's, die Siegwarte und ähnliche Schriften angehören; in Frankreich war ihr durch das aufkommende weinerliche Drama und durch die Rousseau'schen Romane der Weg gebahnt worden.

Als in England die Litteratur immer mehr in den Charakter, der auf bloße Unterhaltung und Geselligkeit gerichteten europäischen Bildung überging, mußten dort ebenso, wie in Frankreich auch die Damen und die Salons einen überwiegenden Einfluß auf die Schriftstellerei und ihre Beurtheilung erhalten. In der That wurden in London ebenso wie in Paris, gewisse Damen und gewisse von ihnen geleitete Kreise entscheidend für Ton, Bildung und schriftstellerischen Ruhm. Durch den Einfluß dieser Damen erhielt dann die sonst so ernste und rein nationale englische Litteratur allmälig jenen Charakter der flachen und gedehnten Klarheit, der verständigen, nie anstrengenden Mittelmäßigkeit, der im Malen und Schildern unermüdlichen Rhetorik, welcher als Geist der sogenannten Weltlitteratur noch immer fortdauert, und in den unter den Engländern bisher nur Lord Byron wieder einige Genialität brachte. Bemerkenswerth dabei ist die Erscheinung, daß auch in London, wie in Paris, der Hof wenig oder gar keinen Einfluß auf Ton und Bildung hatte. Dies ist in England doppelt auffallend, weil bekanntlich dort der Hof von jeher ein weit größeres Ansehen hat, als in irgend einem anderen Lande. Uebrigens standen die litterarischen Frauensalons in England sehr tief unter den geistreichen Kreisen (Bureaux d'esprit), welche in Paris den Ton angaben. England und Frankreich hatten sich aber in Hinsicht auf Litteratur und Bildung bereits so sehr genähert, daß die litterarischen Salons in London und Paris gegenseitig ihre Mitglieder verherrlichten, Garrick und Gibbon z. B. wurden in Paris ebenso geehrt, wie Raynal und andere Franzosen in London.

Die Zeit, in welcher die englischen litterarischen Salons ihre Hauptbedeutung hatten, umfaßt die Jahre 1770—1785. Doch spielten bereits früher Damen und Salonsbildung eine Rolle in England. Schon vor dem siebenjährigen Kriege waren die Gesellschaften, welche Lady Marie Wortley Montague in Twickenham hielt, fast ebenso berühmt, wie die der du Deffant und anderer Pariser Frauen. In dem

Salon dieser Dame, die sich durch ihre Bemühungen um die Einführung der Blatternimpfung und durch ihre Reisebriefe einen europäischen Ruhm erworben hat, erschienen namentlich Addison, Steele, Pope, Young und andere Nachahmer des elegant-rhetorischen Wesens der französischen Litteratur. Eine andere Dame desselben Namens Elisabeth Montague, hielt in den Jahren 1772 bis 1785 zu London Gesellschaften, welche dort ebenso, wie die der Tencin, der Geoffrin, der du Deffant und anderer Damen in Paris, den Ton angaben und die Notabilitäten der Litteratur vereinigten. Diese Frau besaß schon den anmaaßenden dictatorischen Ton, welcher ebenso den meisten gelehrten Damen Englands, wie den englischen Touristen eigen ist. Sie trat auch als Schriftstellerin auf, und erhielt dadurch einen so großen Ruhm, daß sowohl Voltaire in Frankreich als Johnson in England es der Mühe werth fanden, eine ihrer Schriften zu widerlegen.

Die genannten beiden Damen hielten noch nach alt-englischer Weise ganz streng auf das Hofmäßige in Ton, Manier und Anzug. In einer anderen Gesellschaft dagegen, die sich bei Frau Vesey versammelte, war die Unterhaltung freier, und die Mitglieder zogen sich dadurch, daß sie der steifen Hoftracht und dem glänzenden Putze entsagten, den Vorwurf gelehrter Nachlässigkeit zu. Dies hat dann den Anlaß zur Entstehung des Spottnamens Blaustrümpfe gegeben, welcher seitdem zur Bezeichnung gelehrter Frauen gebräuchlich ist. Im Salon der Frau Vesey spielte der Kritiker Samuel Johnson (1700 bis 1783) die Rolle eines litterarischen Dictators und Propheten. Dieser Mann war der vollkommenste Repräsentant der blos verständigen, correcten grammatischen Dichtkunst, welche durch ihn an die Stelle der aus reiner Begeisterung hervorgegangenen einfachen, natürlichen Poesie gesetzt wurde. Er war außerdem als eine durchaus derbe und Allem, was nicht englisch ist, unzugängliche Natur das wahrhafte Ebenbild und Ideal des ächten John Bull. Er ward deshalb in England ebenso vergöttert, wie Voltaire in Frankreich, und die Urtheile, welche er in den Salons über Litteratur gab, wurden wie Orakelsprüche angesehen. Ganz besonders feindselig zeigte er sich gegen alle diejenigen, welche nicht gleich ihm das Wort König und Kirche zu ihrem Wahlspruche gemacht hatten und nicht jedem Fortschritte entgegentraten. In seinen Verdammungsurtheilen ist die ganze Barschheit und der Uebermuth eines einseitigen Stockengländers ausgesprochen: Schimpfwörter wie Dummkopf, Schurke und Hund sind bei ihm etwas Alltägliches. Die Dictatur, welche Johnson im Salon der Vesey übte, und die Bewunderung, die man ihm zollte, lassen uns auf den dort herrschenden Ton zurückschließen und zugleich die Grundansichten erkennen, von welchen dieser Kreis beherrscht war.

Dasselbe, was vom Salon der Frau Vesey gesagt worden ist, gilt auch von der Gesellschaft, welche die Mrs. Thrale schon früher als die Lady Montague, in ihrem Hause zu versammeln begonnen hatte; denn auch in diesem Kreise herrschte Johnson. Berühmt und von Fremden aufgesucht ward der Salon der Frau Thrale besonders aus dem Grunde, weil man dort den berühmtesten Schauspieler des Jahrhunderts, der zugleich der größte Kenner des Shakespeare war, David Garrick, antraf. In diesem Kreise erschien auch William Pulteney oder der nachherige Graf von Bath, welcher zur Zeit der Walpoles den Hof mit giftigen Satiren angegriffen hatte, später aber, als er zu hohen Würden erhoben worden war, denselben Hof ganz vortrefflich fand. Auch glänzten dort mehrere Damen, welche zum Theil als Schriftstellerinnen auftraten, und von denen besonders die als Hofdame der Gemahlin Georg's III. bekannt gewordene Miß Burney, später Madame d'Arblay hervorzuheben ist.

Alle diese Kreise standen tief unter den gleichzeitigen Gesellschaften, welche in Paris den Ton angaben und für ganz Europa eine Bedeutung hatten. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß in ihnen ein Horace Walpole als Sonne glänzte und daß die auf affectirter Genialität beruhenden Briefe und Einfälle desselben schon damals von den Engländern als ein geistreiches Werk gepriesen wurden.

2. Die Geschichtschreiber Robertson, Hume und Gibbon.

Auch in der Geschichtschreibung erkennt man die Veränderung, welche durch französischen Einfluß in der englischen Litteratur herbeigeführt ward. Doch gehören von den drei großen englischen Geschichtschreibern jener Zeit, Robertson, Hume und Gibbon, nur die beiden Letzteren der französischen Richtung an. William Robertson dagegen ist seinen Ansichten, seiner Manier und seinen blos äußeren, praktischen Zwecken nach stets das, was er war, ein ächter Schotte, geblieben; und sein Verdienst besteht, in so fern von den Fortschritten der Zeit die Rede ist, mehr darin, daß er dem Geiste des Neuen den Weg bahnte, als daß er diesen Geist selbst besessen und verbreitet hätte. Wir brauchen deshalb auch bei seinen Werken, von denen die Geschichte Karl's V. als historisches Lesebuch das nützlichste ist, nicht zu verweilen, zumal da Robertson's Ansichten wie sein Stil nicht selbstständige Schöpfungen des Genie's, sondern das Ergebniß der Berechnung und des Fleißes kluger Mittelmäßigkeit sind.

Eine ganz andere Auffassung des menschlichen Wesens und eine ganz andere Darstellungsweise zeigt sich bei Robertson's Landsmann David Hume (1711—1776). Dieser war zum tiefen Denker, zum scharfen, skeptischen Kritiker geboren. Er wurde außerdem schon früh aus dem stillen, einförmigen Leben seiner Heimath herausgerissen und

mitten in die großen Bewegungen, welche damals den Staat und die Litteratur erſchütterten, hineingeſchleudert, während Robertſon ſein Vaterland nie verlaſſen hat. Hume war von Hauſe aus Philoſoph; er kam daher nicht, wie Robertſon, von der Theologie, von anerzogenen Lebensanſichten oder von den Bedürfniſſen des äußeren Lebens und ebenſo wenig vom Studium der Quellen oder fremder Schriften zur Geſchichte. Ihn beſeelte vielmehr das ernſte Streben, die Wahrheit zu erforſchen. Er hat deshalb alle philoſophiſchen Syſteme durchwandert, alle hergebrachten Meinungen gründlich geprüft, nicht die Schule, ſondern das Leben ſtudirt, und ſich auf dieſem Wege eine feſte, ſelbſtſtändige Anſicht erworben. Auch war ihm die Geſchichte nicht Zweck, ſondern Mittel. Er bediente ſich ihrer, um ſeine auf wirklicher Erforſchung des menſchlichen Weſens beruhende Anſicht von Staat und Regierung hiſtoriſch zu begründen und unter die Gebildeten zu bringen. Bei dieſer ſeiner Art, die Geſchichte zu behandeln, ſteht er aber ebenſo hoch über den Sophiſten unſerer Tage, welche ein beſtimmtes Syſtem oder die Politik einer Partei in die Geſchichte hineintragen, als über den bloßen Quellenforſchern, welche nicht ein Bild des Lebens und ſeiner Bewegungen zu geben, ſondern blos einzelne und mechaniſch aneinander gereihte Notizen zu liefern vermögen. Auch hat Hume nicht, wie Voltaire, ſeiner Art von Philoſophie die Geſchichte ſelbſt aufgeopfert. Wenn er daher auch im Gebrauche der Quellen oft flüchtig iſt, ſo hat er doch als gründlicher Denker wenigſtens diejenigen Thatſachen, die ihm bekannt waren, ſo geordnet, daß ſie eine Vorſtellung von dem inneren Zuſammenhange göttlicher und menſchlicher Dinge geben.

Sein Verhältniß zu den Franzoſen iſt ganz verſchieden von der Stellung Gibbon's zu denſelben, weil der Letztere keine eigene Philoſophie hatte, ſondern die der Pariſer annahm, Hume aber, obgleich auch er in Paris mit den Encyklopädiſten und Akademikern enge befreundet worden war, ganz ſeiner eigenen Anſicht folgte. Hume ſchrieb außerdem nicht, wie Gibbon, um ſich einen Namen zu machen, ſondern aus Begeiſterung für die Wiedergeburt der Menſchheit. Er reihte ſich den Männern an, welche damals die aus dem Mittelalter ſtammenden Vorurtheile und Mißbräuche zu vernichten ſuchten, und war eifrig bemüht, die gegen jede hierarchiſche und mechaniſche Religion gerichteten neuen Anſichten zu verbreiten. Allein er ſetzte weder mit Voltaire Frivolität und verfeinerte Sinnlichkeit, noch mit Rouſſeau unhaltbare Sentimalität an die Stelle des Veralteten. Hume wußte und lehrte, daß ein Gott in uns ſei und ſich in unſerem Geiſte wie in der Welt offenbare, wenn auch nicht gerade auf die Weiſe, wie die Orthodoxen es lehrten. In politiſcher Hinſicht endlich war und blieb

Hume conservativ und streng monarchisch gesinnt. Er wurde daher auch von den Anhängern des bestehenden Kirchenthums nicht so arg verketzert, als Gibbon, dessen Rationalismus und versteckter Hohn diese in Wuth versetzten.

Eduard Gibbon (1737—1794) stimmt mit Hume nur darin überein, daß beide Männer in den Geschmack und die Richtung der Franzosen eingegangen waren, und nächst Voltaire zuerst es wagten, die Geschichte des Mittelalters mit dem Lichte des neueren Lebens zu beleuchten. Allein Hume ging erst von der englischen Bildung, die er sich ganz angeeignet hatte, zur französischen über; Gibbon dagegen nahm schon in seiner Jugend eine rein französische Richtung an, und blieb in seinem ganzen Wesen stets mehr Franzose als Engländer. Gibbon kam nämlich schon im 16. Jahre nach Lausanne, wo er fünf Jahre verweilte und die Pariser Bildung, wenn auch mit einer protestantischen Färbung, erhielt. Er strebte ferner von frühe an nicht nach dem Segen der Erkenntniß, nach stillem innerem Leben, sondern nach Ehre und Ruhm. Er nahm es daher auch von Anfang an mit den heiligsten Angelegenheiten und Empfindungen so leicht, daß er schon in seinen Jünglingsjahren zweimal nach einander die Religion wechselte, und aus kaltem Egoismus ein Liebesverhältniß mit einem höchst achtbaren, aber unbemittelten Mädchen abbrach. Während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Lausanne gab er als neunzehnjähriger Jüngling sich die größte Mühe, gelehrte Bekanntschaften zu machen, damit er so schnell als möglich berühmt werde. Ebenso arbeitete er, als er nach England zurückgekehrt war und sich von dort nach Frankreich begeben wollte, ein Buch aus, welches nicht nur in französischer Sprache geschrieben, sondern auch seinem Inhalte nach blos für französische Leser berechnet war, nur damit er bei den Pariser Schriftstellern leichter Eingang erhalte. Dies gelang ihm auch vollkommen; es hätte aber dazu keiner besonderen Schritte bedurft, weil Gibbon seinem ganzen Wesen nach zu den Franzosen gehörte.

Französisch war auch die Anlage, Ausführung und Manier seines berühmten Werkes, der Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Reiches. Gibbon hatte, wie unser Johannes von Müller, nur das eine Ziel, ein berühmter und großer Mann zu werden. Um seinen Zweck zu erreichen, mußte er sich ebenso zur Rhetorik und Sophistik wenden, wie ruhmbegierige Eroberer zu treuloser Politik. Er schrieb daher auch sein berühmtes Werk, welches 1776 herausgegeben ward, weder für die kleine Zahl der wahrhaft Gebildeten, noch für das von ihm verachtete Volk, sondern nur für die Salonswelt, und richtete Ansicht, Urtheil und Form ganz nach der in vornehmen Kreisen herrschenden, alles Mittelalterliche hassenden und verhöhnen-

den Stimmung ein. Er erreichte seine Absicht vollständig, da er ein Mann von Geist war, und durch Fleiß, große Belesenheit, berechnende Klugheit und Meisterschaft der Rede dasjenige zu ergänzen vermochte, was ihm an Kraft des Gedankens und an echter Begeisterung abging. Jene Eigenschaften Gibbon's, besonders seine ausgezeichnete Kunst der Darstellung und die Geschicklichkeit, mit der er fremde Forschungen zu benutzen verstand, haben ihn in den Augen der Welt groß und berühmt gemacht. Was seinen Stil betrifft, so hat Gibbon es besser als irgend ein anderer Engländer verstanden, die französische Behandlungsart und Ausdrucksweise in englische Formen zu bringen. Er wird deshalb auch, obgleich sein Vortrag und seine Sprache nicht im eigentlichen Sinne englisch sind, ebenso mit Recht zu den klassischen Schriftstellern Englands gezählt, wie Wieland trotz seiner Gallicismen zu denen der deutschen Nation.

Wir haben es hier weder mit einer allseitigen Prüfung der schriftstellerischen Werke, noch mit einer sogenannten objectiven Beurtheilung derselben zu thun, sondern es handelt sich immer nur darum, die Beziehung der Schriften zum Charakter ihrer Zeit anzudeuten, wobei dann weder auf anderweitige Vorzüge oder Verdienste derselben, noch auf das bestehende Urtheil der Welt Rücksicht genommen werden kann. Wir müssen deshalb an Gibbon auch noch von einer anderen Seite her den Unterschied zwischen Wahrheit und Schein klar machen. Dieser Geschichtschreiber zeigt sich nämlich im Leben und Handeln als einen jener doctrinären Sophisten, welche das Volk durch vorgebliche Begeisterung für Freiheit und Recht täuschen und die besonders in der neuesten Zeit so zahlreich sind. Gibbon war wegen der Häßlichkeit seiner äußeren Gestalt, wegen seines völligen Mangels an praktischen Talenten und wegen seiner Unbeholfenheit im mündlichen Vortrage nicht für das handelnde Leben geschaffen. Er mischte sich nichtsdestoweniger in dieses ein, und opferte dabei die Ueberzeugung dem Glanze auf. Während er nämlich in seinem historischen Werke für Licht, Freiheit und Recht gegen Trug, Despotismus und Aberglauben eiferte, ließ er sich, gerade als der erste Band desselben erschien, von Lord North eine Parlamentsstelle geben, um als blindes Werkzeug für die aller Freiheit feindseligen Zwecke desselben zu stimmen. Zum Lohn dafür erhielt er ein Amt, in welchem er für vieles Geld nichts zu arbeiten brauchte. Er selbst entschuldigt in seinen Denkwürdigkeiten dieses Verfahren auf unwürdige Weise. Heut zu Tage könnte man leider das Beispiel vieler Gelehrten, welche Aehnliches gethan haben, zu seiner Entschuldigung anführen.

3. Staatsredner und politische Schriftsteller zur Zeit des nordamerikanischen Krieges.

Weit mehr, als auf die oben angeführten Schriftsteller, war die Aufmerksamkeit der Welt auf die Männer gerichtet, welche durch Rede oder Schrift unmittelbar in das politische Leben eingriffen. Diese Männer kämpften mit demselben Nachdrucke und demselben heftigen Tone für politische Freiheit, mit welchem man damals in Frankreich eine völlige Umgestaltung der Dinge herbeizuführen suchte. Ja, sie waren in ihren Angriffen auf König und Ministerium nicht gemäßigter, als etwa nachher in der französischen Revolution ein Marat gewesen ist, und besaßen nicht weniger Talent, Kenntnisse und Ansehen beim Volke, als Mirabeau, Barnave und Andere. Dessenungeachtet hatte die stürmische Periode, welche von 1763 bis 1783 England erschütterte, einen ganz anderen Ausgang, als die in Frankreich entstandene Bewegung der Geister. Die Ursache davon ist nicht, wie man damals allgemein glaubte, ausschließlich im Charakter der politischen Verfassung des englischen Staats zu suchen, sondern vielmehr in dem Umstande, daß in England Sitten, Gewohnheiten und Rechte und mit ihnen die zwischen den Ständen bestehenden Schranken seit uralter Zeit unerschütterlich feststehen und die einzelnen Parteien sich durch den Augenschein überzeugen, daß hier eine Revolution gar nichts ändern würde, daß sie mithin ihre Ziele nur in dem Maaße erreichen können, als sie ihren Grundsätzen innerhalb der bestehenden Verfassungsformen Einfluß verschaffen.

Wir gedenken der Männer, von welchen hier die Rede ist, nur ganz kurz, weil ihr Charakter und ihre Wirksamkeit schon in der Darstellung der politischen Geschichte anschaulich gemacht worden sind. Zuerst ist der Journalist und Pamphletist John Wilkes zu nennen, ein an sich unbedeutender Mann, dem aber Verfolgung und Zeitumstände ebenso, wie in Frankreich dem berüchtigten Marat, eine vorübergehende Bedeutung und einen Platz in der Geschichte verschafft haben. Er hatte sich zuerst in einen Klub von lüderlichen Leuten aus den höchsten Gesellschaftsklassen gedrängt, die sich, gleich dem Regenten von Frankreich und seiner Umgebung, die schändlichsten Unsittlichkeiten erlaubten. Als er mit diesen Leuten zerfallen war, ward er ein Demagog, und trat als politisches Werkzeug in den Dienst einer anderen Partei, die von seiner sarkastisch-revolutionären, zur Aufregung des Pöbels vortrefflich geeigneten Schreibart den besten Nutzen zog. Sein Talent als Zeitungsschreiber bestand wesentlich darin, daß er die Stimmung des Augenblickes geschickt zu benutzen wußte. Seine Bedeutung war, wie dies bei Demagogen von gewöhnlichem Schlage der Fall zu sein pflegt, eine auf den Tag berechnete

und mit dem Tag wieder verschwindende. An sittliche Grundsätze oder an ein festes politisches Princip war bei ihm nicht zu denken. Auch ging er zuletzt wieder von den Republikanern zur Partei des Königs über, und eiferte seit 1784 für diesen als ein loyal gesinnter Mann.

Ein äußerst einseitiger politischer Schriftsteller, wie Wilkes, aber ein Mann von weit größerem Talente war der Verfasser der Briefe des pseudonymen Junius, die zuerst in einer Zeitung einzeln erschienen. Der Verfasser dieser Briefe, wer er auch immer gewesen sein mag, es war, wie jetzt als ausgemacht gelten kann, Sir Philipp Francis,*) ist ganz besonders dadurch eine merkwürdige Erscheinung, daß er in dem von oben bis unten durchaus aristokratischen England das demokratische Element der Verfassung geltend zu machen suchte. Seine Bedeutung beruht jedoch weniger auf dem Inhalte seiner Briefe und auf ihrem reellen Werthe, als vielmehr auf der Sprache und dem Tone derselben. Diese Briefe zeichnen sich nämlich durch eine so seltene Kraft, Schärfe, Kürze und Reinheit der Sprache aus, daß sie noch jetzt als ein Muster des echt englischen Stiles angesehen und benutzt werden. Was ihren äußerst bitteren, schneidenden, persönlichen, und sogar ungerechten Ton betrifft, so nehmen sie in Hinsicht auf diesen und auf seine Wirkung ebenso, wie die mit ihnen zu vergleichenden Briefe Rousseau's vom Berge einen Platz in der Geschichte ein. In Betreff ihres Inhaltes dürfte am meisten zu tadeln sein, daß derselbe Mann, welcher mit der größten Rücksichtslosigkeit allen aristokratischen Vorurtheilen Hohn spricht, doch diese nämlichen Vorurtheile gegen die Nordamerikaner in Schutz nimmt, und deshalb Lord Chatham wegen seines Kampfes für die Sache der Letzteren aufs Feindlichste angreift.

Fast ebenso heftig, wie der Verfasser der erwähnten Briefe, war Edmund Burke (1730—1797); dagegen gehört aber sein Stil einer ganz entgegengesetzten Gattung an, und er selbst erscheint in seiner politischen Laufbahn als eine unwahre, egoistische, nur nach äußeren Dingen strebende Natur. Wir haben bereits früher das Wesen von Burke's Beredsamkeit und Schreibart angedeutet und zugleich gezeigt, wie er in seiner Laufbahn als Staatsmann von dem einen Extrem auf das andere überging. Wir fügen als Beleg des dort Gesagten nur noch hinzu, daß er in einer der Reden, in welchen er früher die demokratischen Ideen verfocht, sogar so weit ging, den Regierungen jede Unzufriedenheit des Volkes schuld zu geben und in der Sprache der Girondisten die große Masse gerade zur Empörung aufzufordern. Nichtsdestoweniger läßt sich aus seinen damals gehaltenen Reden zu-

*) Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts I, p. 375.

gleich nachweisen, daß er trotz seiner republikanischen Heftigkeit diejenigen Männer der Aristokratie zu schonen oder wohl auch zu preisen weiß, welche wie Rockingham ihm seine Laufbahn bereitet und sein Haus ökonomisch bestellt hatten. Mit derselben Uebertreibung und mit demselben Pathos einer deklamatorischen Beredsamkeit, mit welcher Burke früher die Ideen der Freiheit und des Fortschrittes verfochten hatte, ja, mit noch größerer Heftigkeit, die sich zu einer Art Wuth steigerte, trat er von 1789 an gegen diese Ideen auf. In Betreff des Charakters seiner Beredsamkeit ist es bezeichnend, daß er, um Eindruck zu machen, nicht blos Gelehrsamkeit, Floskeln, Bilder, poetischen Pathos und einstudirte Gestieulationen anwandte, sondern daß er auch einst in einer Parlaments-Rede, welche gegen die Grundsätze der Jakobiner gerichtet war, zu demselben Zwecke sogar einen mitgebrachten Dolch hervorzog.

Zwei andere Staatsredner, welche in Charakter, Gesinnung und Art der Beredsamkeit wahre Gegensätze Burke's waren, Fox und Sheridan, brauchen hier nur ganz kurz erwähnt zu werden, da ihrer, besonders des Ersteren, früher ausführlich gedacht worden ist. Nur bei Fox müssen wir mit einigen wenigen Worten verweilen, weil er der entschiedenste Republikaner unter den englischen Staatsmännern gewesen ist, und weil man vom ersten Augenblicke seiner politischen Laufbahn an recht deutlich erkennen kann, wie sich natürliche Beredsamkeit und ein nach dem Muster der Alten gebildeter einfacher, kräftiger, reiner und verständiger Stil zu eitelm Bombast, poetischer Prosa und gelehrtem Wissenskram verhalten. Fox stützte sich auf angeborenes Talent, auf eine gediegene Bildung, auf wahre und feste Ueberzeugung und Ansicht; er redete in englischer Sprache ebenso, wie unser Lessing in der deutschen geredet hat, ohne eine Spur von Nachahmung oder Schule, rief gleich diesem mit wenigen Worten viele Gedanken hervor, und erregte bei seinen Zuhörern nicht passives Staunen und augenblickliches Ergötzen, sondern er erwirkte Belehrung, Ueberzeugung und Nachdenken. Auch Fox stürmte mit hinreißender Gewalt auf die Verdorbenheit der englischen Aristokratie los, und zeigte sich schon in seiner ersten Parlamentsrede ganz so, wie nachher in der französischen Nationalversammlung Mirabeau, mit dem er überhaupt in sehr vieler Hinsicht zu vergleichen ist. Er sprach bereits damals nicht blos gegen die Minister, sondern auch gegen den König selbst, ward nachher immer heftiger und revolutionärer, und brach, ohne sich eine Hinterthür offen zu lassen, vollständig mit dem monarchischen System. Sein Republikanismus ging so weit, daß er sogar in seinem Anzuge Franklin's Einfachheit, sowie später den jakobinischen Cynismus affectirte. Auch ward er beschuldigt, beim Gordon'schen Aufstande

dessen wir oben gedacht haben, dieselbe Rolle gespielt zu haben, welche im October. 1789 Mirabeau nach der Behauptung seiner Feinde in Versailles spielte.

Den Staatsmännern und Rednern, welche zur Zeit des ausbrechenden Streites zwischen England und Nordamerika die Welt durch ihr Talent in Bewegung brachten, reihen wir den Nordamerikaner Benjamin Franklin an, der sich als Staatsmann und Diplomat nicht blos um die neue amerikanische Republik die größten Verdienste erworben, sondern auch für die europäische Geschichte dadurch eine außerordentliche Bedeutung erhalten hat, daß er auf eine ganz besondere Weise die politischen Ideen der neueren Zeit verbreiten half. Ueber Franklin's Lebensgang und über seine politische Thätigkeit in England, Frankreich und Nordamerika ist bereits früher das Wesentliche angegeben worden. In Betreff seines Charakters muß man den Umstand ins Auge fassen, daß Franklin's Leben durch eine Schule der Demokratie hindurchging, und zwar die beste, die es gibt, weil er, in Armuth geboren, zuerst seine äußere Existenz durch eigene Thätigkeit begründen und sich selbst beherrschen lernte, ehe er als Staatsverbesserer auftrat. Er ist aus diesem Grunde auch von der Selbstüberschätzung und anderen gewöhnlichen Fehlern der Demokraten frei geblieben. Zum Staatsmann und vor Allem zum Diplomaten war Franklin geboren; er besaß aber nicht blos praktischen Sinn, Tact und kalt berechnende Klugheit, sondern auch regen Eifer für das Wohl der Menschheit, sowie eine milde, verständige Religiosität, und ließ sich von Grundsätzen der Moral und Rechtlichkeit leiten. Vermittelst einer ganz ungewöhnlichen Gewandtheit, Schlauheit und Mäßigung hat er nicht nur seine Landsleute auf dem Wege zur Selbstständigkeit vortrefflich geleitet, sondern auch ihrer Sache in Europa Freunde und Bundesgenossen zu verschaffen und zugleich dort das erwachende neue Leben zu fördern gewußt. Er hatte auch einen Hauptantheil an der Abfassung jener Manifeste und Erklärungen, in welchen die Nordamerikaner nicht, wie die erste französische Nationalversammlung in ihrer berühmten Declaration der Menschenrechte, die Rechte des Bürgers als bloße Theorieen und als unbedingte, ohne Beweis wahre und gültige Sätze aufstellten, sondern auch aus dem alten angelsächsischen Volksrechte herleiteten, also auf praktische und positive Weise begründeten. Diese Erklärungen machten in Europa einen außerordentlichen Eindruck, und haben dadurch für den politischen Geist der neuesten Zeit die größte Bedeutung erhalten; denn die in einfachen, bescheidenen Worten ausgesprochenen Sätze derselben begriffen so zu sagen das Evangelium des neuen Staatslebens in sich, nach welchem man von jener Zeit an in Europa zu ringen begann.

Von Franklin's Schriften gehören die physikalischen nicht dem Leben, sondern der Wissenschaft an. Alle übrigen dagegen haben, wie Franklin's ganze praktische Thätigkeit, eine unmittelbare Wirkung auf die Menschheit gehabt. Diese Arbeiten Franklin's sind sowohl ihrem Zwecke, als der Form und dem Inhalte nach wirkliche Volksschriften. Auch war ihr Verfasser als ein durchaus praktischer, verständiger, kluger, an geregelte Thätigkeit gewöhnter und ganz dem Brauchbaren zugewendeter Mann zum Schriftsteller für das Volk geboren. Er lehrte in seinen Volksschriften ebenso, wie durch sein Leben, daß für den Bürgersmann strenge Ordnung und Rechtlichkeit das einzige sichere Mittel sind, um zur Unabhängigkeit im Leben und zur Hoffnung der Seligkeit nach dem Tode gelangen zu können, daß vermittelst jener Eigenschaften, auch ohne Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung, der Arme reich, der Niedere vornehm werden kann. Diese Schriften, der Almanach des armen Richard, die Sprichwörter des alten Heinrich u. A., hatten also den Zweck, Moral, Ordnung, Thätigkeit zu erwecken und zu verbreiten. Doch kommt ihr Verfasser, weil er das reelle Leben niemals aus den Augen verlor und dem angestammten Charakter seiner Landsleute getreu blieb, immer auch auf jene Spar- und Erwerbsweisheit zurück, die dem geldgierigen Nordamerikaner die wichtigste aller Lehren ist.

Als Volksschriftsteller bildet Franklin für uns den Uebergang zu zwei Männern, welche als Apostel des Radikalismus in Amerika und in England eine mächtige Wirkung gehabt haben. Diese Männer waren Price und Thomas Payne (1737—1809). Ueber den Charakter und die Wirksamkeit derselben werden einige wenige Worte als Andeutung hinreichen. Sie waren Beide geborene Engländer, wurden aber von dem schlauen Franklin, der sie als brauchbare Verbündete seiner Landsleute erkannte, eingeladen, nach Nordamerika zu gehen. Nur Payne folgte dieser Einladung. Er erwarb sich in Nordamerika als republikanischer Schriftsteller großes Ansehen und ein bedeutendes Vermögen. Price gelangte dagegen in England als Geistlicher, Gelehrter und Schriftsteller zu großer Achtung und lebte dort in den besten Umständen. Beide Männer verfolgten, obgleich sie ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach einander fast geradezu entgegengesetzt waren, mit gleich großem Eifer ein und dasselbe Ziel, und wurden dadurch für England die eigentlichen Bahnbrecher des Radikalismus. Sie begannen ihre schriftstellerische Laufbahn zu gleicher Zeit mit Burke und neben demselben, blieben aber ihren demokratischen Grundsätzen stets getreu und wurden dafür später von Burke mit der wüthendsten Heftigkeit angegriffen. Payne trat, als er einst vom nordamerikanischen Kongreß mit einer Unterhandlung in Paris

beauftragt worden war, auch mit den französischen Republikanern in Verbindung, und ward zur Zeit der französischen Revolution sogar in den Convent gewählt.

Beide Männer richteten während des nordamerikanischen Krieges ihre Angriffe auf die englische Verfassung selbst, und bewiesen mit Gründen der Vernunft und der Erfahrung, daß das positive Recht der Engländer sammt der auf dasselbe gegründeten Hierarchie und Aristokratie dem Natur- und Menschenrechte widerstreite. Sie machten ferner die Gefühle der Menschlichkeit und die Forderungen der Nationalehre sowohl gegen die Absichten geltend, welche die Minister mit Amerika hatten, als auch gegen die Gräuelthaten, durch die ein Robert Clive und andere Männer in Ostindien sich selbst bereicherten und eine rein merkantile Größe Englands schufen. Payne insbesondere schrieb schon vor der Zeit der französischen Revolution eine Schrift, welche den Titel „Gesunder Menschenverstand (Commonsense)" führte, und in der er mit demselben Erfolge, wie neuerdings etwa der Verfasser der Worte eines Gläubigen, das alte Testament und das Christenthum für seine revolutionären Zwecke benutzte. Diese Schrift war nämlich sehr klug auf die Bibelgläubigkeit der Engländer und auf ihren Haß gegen das Papstthum berechnet; sie stellte die Monarchie als eine Art Papismus dar, als eine unter Gottes Zorn und unter dem Fluche seines Propheten Samuel aufgekommene Ausartung der göttlichen Religion und Demokratie des israelitischen Volkes.

2. Französische Litteratur und Bildung.

1. Diderot, Marmontel, Raynal und Büffon.

Es ist bereits früher erwähnt worden, daß im letzten Jahrzehnt Ludwig's XV. und in der ersten Zeit Ludwig's XVI. einige politische Schriftsteller bei den Franzosen die Hoffnung erweckten, es werde vermittelst der Durchführung eines bestimmten staatswirthschaftlichen Systems möglich sein, die materiellen Uebel, an denen die Völker litten, zu beseitigen und einen stets wachsenden Wohlstand, wie ihn die Engländer besaßen, zu schaffen. Diese sogenannten Physiokraten oder Oekonomisten hatten zwar eine Reform des Bestehenden im Auge, und waren besonders den Privilegien, dem Corporationswesen und den feudalistischen Vorrechten feind; sie stimmten aber deshalb doch nicht mit den religiösen und politischen Ansichten von Voltaire's Schule überein, obgleich auch sie der Staatsgewalt gegenüber eine schwierige Stellung hatten. Bei dem schwankenden Zustande einer Regierung, welcher der Boden immer mehr unter den Füßen schwand, wurde das Schreiben über Finanz- und Verwaltungsmaaßregeln, wie über Staat und Kirche bald verboten, bald wieder erlaubt. Gleichwohl begünstigte Ludwig XV. im Allgemeinen die Oekonomisten

und sein Nachfolger nahm sogar (1774) einen jener Physiokraten, Türgot ins Ministerium. Dieser machte dann in Verbindung mit seinem Freunde Malesherbes den Versuch, das neue staatswirthschaftliche System von oben herab einzuführen und dadurch einer gewaltsamen Revolution vorzubeugen. Der Versuch scheiterte bekanntlich an den Todfeinden alles Neuen, dem Klerus, den Parlamenten und dem Hofe.

Da wir der neu erfundenen Wissenschaft der Staatsökonomie und der beiden neben einander aufkommenden Systeme derselben bereits früher erwähnt haben, so bleibt uns hier nur noch übrig, einige andere Erscheinungen in der Litteratur zu beleuchten, welche den letzten Jahrzehnten vor der Revolution angehören. Wir meinen Diderot's Romane, die gleich ihnen ganz sophistischen Schriften Marmontel's und Raynal's, die vorzugsweise stilistische und rhetorische, aber dem Geiste der Zeit entsprechende Behandlung der Naturwissenschaft durch Büffon und endlich die in Betreff der neuen demokratischen Richtung Europas so wichtigen Briefe Rousseau's vom Berge. Indeß kann auch bei allen diesen Erscheinungen Charakter, Bedeutung und Einfluß derselben nicht durch eine specielle Beleuchtung der Form und des Inhaltes einzelner Schriften nachgewiesen werden, weil der Umfang des vorliegenden Werkes nur Andeutungen und einzelne Bemerkungen zuläßt.

Die Romane Diderot's (1712—1784) sind zunächst in der einen Hinsicht wichtig, daß sie uns den Ton und Geschmack zu erkennen geben, welcher zu jener Zeit in den höchsten Kreisen Europas herrschte. Für diese Kreise allein waren nämlich Diderot's Werke, wie alle Schriften der damaligen Rhetoren und Sophisten Frankreichs, geschrieben, und nur von ihnen, nicht vom Volke wurden sie gelesen und bewundert. Von Paris aus wurden damals die Höfe und Salons von ganz Europa ebenso mit Schriften versorgt, wie aus den Pariser Putzmacherläden die Kleidungen aller vornehmen Damen hervorgingen. Dies war bis zu dem Grade der Fall, daß Katharina II. und der gothaische Hof sogar einen eigenen Agenten, den zum Baron erhobenen Grimm, in Paris hielten, um jede neue litterarische Waare, welche dort für die vornehme Welt verfertigt wurde, sogleich zugesandt zu erhalten. Die Huldigung, welche die höheren und höchsten Stände Europas den alles Alte verspottenden Schriftstellern Frankreichs darbrachten, die Bedeutung, die sie auf französische Rhetorik und Eleganz legten, die Schriften selbst, welche von ihnen bewundert wurden, waren in der herrschenden Mode und in der ganzen Richtung der Zeit begründet. Sie hatten also an und für sich selbst keinen größeren Werth und keinen tieferen Grund, als der Eifer, mit welchem jetzt

dieselben Kreise eine zu ganz entgegengesetzten Zwecken dienende Rhetorik hegen und pflegen.

Diderot's Romane enthalten zum Theil so arge Schlüpfrigkeiten, daß ein hoher Grad von sittlicher Verdorbenheit dazu gehört, um nicht vor ihnen zurückzuschaudern. Wir übergehen jedoch diese Klasse von Diderot's Schriften ganz, und bleiben nur bei dem Roman stehen, welcher „die Nonne (La Religieuse)" betitelt ist. Dieser Roman enthält eine in die Form von Geständnissen einer Nonne eingekleidete Darstellung der Verderblichkeit der Nonnenklöster. Er gibt ein auf Lebenserfahrungen beruhendes Gemälde von dem schreienden Mißbrauche, welchen der kirchliche Despotismus mit seiner Gewalt trieb, um durch Aberglauben, durch mechanischen Gottesdienst und durch tyrannische Behandlung die geistige Freiheit und Selbstständigkeit der Individuen zu vernichten. Mit historischer Treue und Wahrheit, mit ergreifender Lebendigkeit und in einem Stile, welcher, wenigstens im ersten Theile, von der bei Diderot sonst gewöhnlichen Frivolität und Nachlässigkeit frei ist, wird das Klosterwesen jener Zeit auf eine solche Weise geschildert, daß jeder Leser von Gefühl einen Zustand des Staates und der Kirche verabscheuen mußte, welcher Dinge, wie die dort erzählten, möglich machte. In dieser Wirkung des Romans liegt daher auch seine historische Bedeutung. Es muß aber freilich noch eine andere Seite des Buches hervorgehoben werden, welche für den Ton und Geschmack der damaligen vornehmen Welt bezeichnend ist. Im zweiten Theile jenes Romans fällt nämlich Diderot in seinen frivolen Ton zurück, und schildert schmutzige Scenen des Klosterlebens mit einer Ausführlichkeit, einer anziehenden Darstellung und einer absichtlichen Aufreizung der Sinnlichkeit, deren sogar ein Juvenal und Petronius, die Darsteller einer entarteten Zeit heidnischen Charakters, sich schämen würden.

Das Letztere ist gerade bei einem Manne, wie Diderot war, sehr auffallend. Er selbst hatte nämlich an dem losen Leben und den Genüssen der höheren Kreise, in welche er, der Sohn eines Handwerkers, aufgenommen worden war, keine Freude. Er empfand sogar einen ernsten Unwillen gegen die in denselben herrschende Heuchelei, und zog sich schon lange vor seinem Tode aus ihnen in das einfache häusliche Leben zurück. Früher hatte er mit der obscönen Art der Unterhaltung, an welcher er damals Theil nahm, die Bewunderung jener Strenge und gesuchten Kürze der Rede verbunden, die den stoischen Geschichtschreibern und Rhetoren der römischen Kaiserzeit eigen war: eine Verschmelzung von Gegensätzen, welche auch bei dem römischen Satiriker Persius und bei Diderot's Zeitgenossen d'Alembert vorkam. Zum Schlusse wollen wir noch ganz kurz anführen, daß die

heftigste Aeußerung Diderot's über das bestehende Regierungssystem eine erst nach seinem Tode gedruckte Dithyrambe war, in welcher er Anarchie jeder Art predigt, und mit bacchantischer Wuth, ja fast mit förmlicher Raserei über Königthum und Geistlichkeit herfällt.

Auf eine ganz andere Weise, als Diderot, Holbach und die übrigen Apostel des Unglaubens und der Freiheit, bekämpfte Marmontel (1723—1799) das bestehende hierarchische und monarchische System. Dieser Schriftsteller war von dem Streben ausgegangen, als Belletrist und Dichter berühmt zu werden. Er hatte deshalb einem Voltaire gehuldigt und sich, was damit fast nothwendig gegeben war, an die polemische und negative Richtung der Zeit angeschlossen. Dabei hatte er sich aber als kluger Sophist wohl gehütet, es mit der vornehmen Welt zu verderben; im Gegentheil, er hatte, obgleich er zu den sogenannten Philosophen gehörte, einen Ludwig XV. besungen und sich bei dem Herzog von Aiguillon und der Pompadour in Gunst zu setzen gewußt. Die Befähigung für eine solche Rolle im Leben hatte er sich schon früh erworben; denn er verdankte wie Voltaire, Diderot, Raynal und Andere, seine Jugendbildung jenen Jesuitenschulen, welche auf bloße Uebung des Gedächtnisses und auf Abrichtung des Geistes zu rhetorischer Fertigkeit und dialektischer Gewandtheit eingerichtet waren, und gerade dadurch eine Anzahl von Jünglingen, welche für den Dienst der Kirche dressirt werden sollten, zu rüstigen Kämpfern gegen dieselbe bildeten. Marmontel hatte in diesen Schulen gelernt, mehr auf die Form und den Ausdruck, als auf die Sache und das Wesen zu achten; er war also zum Rhetor und Sophisten erzogen worden. Da er nun zugleich den Hofton zu treffen wußte und die Fähigkeit besaß, sich innerhalb eines engen Ideenkreises mit Leichtigkeit zu bewegen, so erreichte er trotz seiner nur mäßigen Geistesgaben seine Absicht, ein berühmter Mann zu werden, sehr bald.

Wirklich einflußreich sind von allen Schriften Marmontel's nur seine Erzählungen gewesen. Diese haben aus einem und demselben Grunde zugleich Beifall gefunden und schädlich gewirkt. Marmontel hat nämlich erstens nicht, wie seine akademischen Gefährten, die Tugend verhöhnt oder auch das Laster mit ihrem Gewande geschmückt; aber er hat sie leicht und angenehm gemacht, er hat Weichheit des Gefühles und sinnliche Erregungen, wie z. B. den unbehaglichen Anblick der Leidenden, als die Quelle dessen hingestellt, was vor Gott und vor dem Gewissen recht und gut ist. Er hat zweitens, gleich unserem Wieland, die Langweiligkeit sentimentaler Empfindungen, rührender Stimmungen und tugendhafter Handlungen dadurch unterhaltend zu machen gesucht, daß er Schilderungen von Unsittlichkeiten untermischte. Er wirkte durch dieses Streben verderblicher auf Moral und herrschende Lebens-

ansicht, als Diderot durch seine Romane. Der Letztere erregte nämlich bei den besseren und reineren Seelen Widerwillen und Abscheu. Marmontel dagegen verlockte durch die schlüpfrige Sittlichkeit, die er vor die Augen des Lesers führte, die Unschuldigen, und setzte einen religiösen Jesuitismus an die Stelle der Religion.

In zwei größeren Werken, dem Belisar und den Inkas, hat Marmontel dasselbe System auf den Staat und dessen Verhältnisse angewandt. In dem Ersteren benutzte er die bekannte Sage von der Ungerechtigkeit des Kaisers Justinian gegen seinen verdienten Feldherrn Belisar, um politische Lehren und Rathschläge, welche gegen die herrschende Staats- und Kirchenpolizei gerichtet waren, in das große Publikum zu bringen. In der zweiten Schrift dienten ihm die von den Eroberern Perus begangenen Gräuelthaten, um die militärische Gewaltregierung und den religiösen Fanatismus auf eine zugleich rührende und schaudererregende Weise darzustellen. Beide Schriften übten keine Wirkung auf die Zeit aus; dazu waren sie sowohl philosophisch als historisch zu unbedeutend, und entsprachen ihrer Form und ihrem Ton nach zu wenig dem damals in Frankreich herrschenden Geschmacke. Nichtsdestoweniger fanden sie vorübergehend eine glänzende Aufnahme im Publikum, weil jeder Angriff auf das alte willkommen war, und weil man zum Ersatze für Fenelon's Telemach, welcher nach und nach aus der Mode kam, andere dem Zeitgeiste mehr entsprechende Tugendromane bedurfte. Auch wirkte dabei die Aufnahme mit, welche beide Schriften an den fremden Höfen fanden. Die ganz unbestimmte Politik, die in ihnen enthalten war, fand besonders am russischen, schwedischen und östreichischen Hofe lauten Beifall. Die Kaiserin Katharina II. übersetzte sogar einen Abschnitt des Belisar über Toleranz, und ließ ihn in Rußland verbreiten. Selbst Maria Theresia ließ, trotz der Gegenbemühungen des Erzbischofs von Wien, den Belisar in Oestreich nachdrucken. Der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig war über Marmontel so entzückt, daß er denselben einst seiner Gemahlin mit den Worten vorstellte: „Dies ist der Verfasser des Belisar und der moralischen Erzählungen, nach dessen Bekanntschaft Sie sich so sehr gesehnt haben!“ Nur Friedrich II. durchschaute die Tendenz jener Romane und den Geist des Verfassers. In Frankreich hatte zwar die Sorbonne den Druck des Belisar anfangs nicht gestattet; die herrschende Stimmung war aber so mächtig und die Regierung selbst durch den Ton der Zeit so sehr in Schwanken gebracht worden, daß der Herzog von Aiguillon Marmontel gerade in demselben Augenblicke zum Historiographen ernannte.

Für uns sind Marmontel's Schriften besonders in Beziehung auf den Geist und Geschmack der deutschen Fürsten jener Zeit merkwürdig.

Diese waren ganz und allein von der Rhetorik und oberflächlichen Eleganz der französischen Bildung eingenommen. Sie brachten daher den revolutionären Pariser Sophisten zu derselben Zeit ihre Huldigung dar, als Klopstock sich genöthigt sah, nach Dänemark zu wandern, als Schiller nach mehr als einem Versuch kaum eine dürftige Existenz fand, als Voß im Lande Hadeln schulmeistern mußte, als Lessing, welcher niemals wie Marmontel dem Laster die Gestalt der Tugend verliehen hat, wegen philosophischer und historischer Zweifel verfolgt wurde.

Zugleich mit Marmontel ward noch ein anderer Schriftsteller, dessen Werke ebenfalls keinen inneren Gehalt hatten, eine historische Person. Wir meinen den früheren Geistlichen und Jesuiten Raynal, (1711 bis 1796) eines der Hauptmitglieder der Holbachischen Gesellschaft. Er hatte dieselbe Jugendbildung erhalten, wie Diderot, Marmontel und Andere, und wandte gleich diesen die auf solche Weise erworbene Rhetorik und Dialektik zur Befriedigung seiner Eitelkeit und zur Bekämpfung alles Alten in Kirche und Staat an. Sein Hauptwerk war die im Jahre 1770 erschienene Geschichte der europäischen Handelscolonieen in beiden Indien. Dieses Buch ward von ihm ohne vorhergegangene Studien, ohne einen leitenden Grundgedanken und mit Behauptungen, die zum Theil einander widersprachen, niedergeschrieben; denn es war dem eitlen Manne nur darum zu thun, ein historisch-politisches Werk in der Manier der sogenannten Oekonomisten abzufassen, weil Schriften dieser Art damals in die Mode kamen. Er wurde dabei von Diderot unterstützt, welcher als wirklicher Enthusiast für jeden arbeitete, der seine dreisten Lehren zu verantworten bereit war. Diderot dictirte dem eiteln Verfasser Dinge in die Feder, die er selbst nicht zu veröffentlichen wagte. Dies ward dann Ursache, daß Raynal's seichtes Werk das größte Aufsehen machte.

Die gute Aufnahme des Buches, welches sogar von einem Manne wie Türgot empfohlen ward, hatte für Raynal den Vortheil, daß er mit vielen bedeutenden Leuten in Verbindung kam, und von allen Ecken und Enden her statistische, commercielle und andere Notizen erhielt, vermittelst deren er 1781 der zweiten Ausgabe einen reelleren Werth verleihen konnte. Durch diese zweite Ausgabe ward das Buch ein für Frankreich in der That sehr nützliches Werk; denn es verbreitete dort, wo man bisher in geographischen, staatswissenschaftlichen und statistischen Dingen ganz unwissend gewesen war, brauchbare Kenntnisse, welche dem französischen Publikum nur im Gewande rhetorischer Phrasen beigebracht werden konnten. Diese Wirkung erstreckte sich, da Alles von Paris Ausgehende vorzugsweise geschätzt wurde, auch noch auf andere Länder. Selbst Friedrich der Große schenkte dem Buche und seinem Verfasser die größte Aufmerksamkeit, während er den fleißigen, gründlichen und zuverlässigen, aber freilich auch langweilig gelehrten Statistiker Büsching,

der zu seinen eigenen Beamten gehörte, mißachtete und zurückstieß. Uebrigens richtete Raynal die zweite Ausgabe im Geist und Ton der Demokratie ein, weil diese damals in Paris Mode geworden war. Die Sorbonne verdammte deshalb das Buch, und das Pariser Parlament ließ nicht nur dasselbe durch Henkershand verbrennen, sondern es befahl auch die Verhaftung des Verfassers. Gerade dadurch aber ward dem Buche und seinem Verfasser ein noch größeres Ansehen verschafft. Raynal entfloh damals aus Frankreich, wohin er erst 1788 wieder zurückkehrte. Er, Marmontel und Andere öffneten nachher selbst der Welt die Augen über die Hohlheit und Lehrheit ihres Treibens; denn sie bekannten in ihren alten Tagen öffentlich, daß sie nie gewußt hätten, wohin sie mit ihrer Philosophie eigentlich wollten, und wohin diese führen werde. Marmontel ward sogar ganz vollständig ein reuiger Sünder, und pries als Greis dieselben Einrichtungen in Kirche und Staat, die er als Mann in seinen Hauptwerken so sehr getadelt hatte.

So wenig wir das Verdienst, das sich Büffon (1767—1788) durch seine Naturbeschreibung um Wissenschaft und Menschenbildung erworben hat, verkennen oder ihn mit Rhetoren und Sophisten in eine Klasse setzen, so finden wir doch, daß er ebenso, wie diese, die herrschende Richtung der Geister fördern half. Er huldigte dem Geiste der Zeit, obgleich er von Natur vornehm, hofmännisch und conservativ gesinnt war, und sich deshalb auch aus dem Kreise von Holbach, Helvetius und Grimm zurückzog, sobald das Treiben dieser Männer nicht mehr aristokratisch und ausschließend war, sondern bis zum Volke hinunter zu dringen und so das Hergebrachte wirklich zu bedrohen schien. Büffon's historische Bedeutung besteht darin, daß er vermittelst eines rhetorischen Werkes über Naturgeschichte ebenso die Theologie aus dem Gebiete der Naturwissenschaften hinausdrängte, wie Montesquieu die politischen Wissenschaften den einseitigen Lehren des kanonischen und römischen Rechtes entzogen hatte. So mächtig war also der Ton der Salons und der Geist der Zeit, daß selbst ein Mann, welcher vornehm, behutsam und jeder Politik wie jeder Anfeindung der Religion und Kirche abgeneigt war, im Aufklären und im Eifern gegen die Vorurtheile des Mittelalters mit einem Rousseau, einem d'Alembert und ähnlichen Schriftstellern zusammentraf!

Neben dieser Bedeutung, welche Büffon's Schriften für die allgemeine geistige Entwickelung hatten, muß auch die rein stilistische Seite seiner Schriften hervorgehoben werden. Büffon's Werke sind nämlich dadurch höchst merkwürdig, daß sie in Betreff ihrer äußeren Form das Ergebniß des sorgfältigsten Künstelns und Drechselns und dabei doch ernst, schön und klar sind. Büffon ist von Condorcet mit Recht in die zweite der beiden Klassen gestellt worden, in welche dieser die

französischen Schriftsteller nach dem Charakter ihres Stiles eingetheilt hat. Condorcet sagt nämlich, die Schriftsteller hätten ihren Stil entweder, wie Boileau, Racine, Fenelon, Massillon und Voltaire, auf die Ueberzeugung und den Verstand der Leser berechnet, oder, wie Corneille, Bossuet, Montesquieu, Rousseau und Büffon, auf Ueberredung, also auf Bestechung des Gefühles und auf Fortreißen des Verstandes ohne eigentliche Ueberzeugung. Büffon hat, wie unser Friedrich Heinrich Jacobi, seinen Stil förmlich fabricirt oder zusammengekünstelt. Er arbeitete nämlich alle seine Schriften so aus, daß er keine Seite eher niederschrieb, als bis er umherwandelnd erwogen hatte, wie jede Periode derselben am besten gestellt und abgerundet werden könne.

2. Rousseau's Briefe vom Berge.

Wir müssen hier noch einmal auf Rousseau zurückkommen, weil eine seiner heftigen demokratischen Schriften, die Briefe vom Berge, ihrer Tendenz nach ganz der letzten Zeit vor der Revolution angehören. Diese Schrift, welche wir mit den heftigsten Angriffen auf die englische Verfassung und Regierung zur Zeit der amerikanischen Revolution in eine Linie stellen, war gegen die in Genf herrschende Oligarchie gerichtet. Sie trägt die im Contrat social theoretisch und philosophisch behandelte und folglich nicht jedem gebildeten Leser verständliche Lehre über die Demokratie auf eine solche Weise vor, daß sie für jeden gewöhnlichen Bürger, wenn er nur von Jugend auf an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hat, faßlich ist. Dieser Umstand verschaffte ihr eine so große Wirkung, daß man geradezu sagen kann, durch die Briefe vom Berge sei das alte politische System ebenso furchtbar im Herzen von Europa erschüttert worden, als dies zu gleicher Zeit durch die liberalen Redner und Schriftsteller unter Georg III. in England und durch Franklin, Price, Payne und Andere in Nordamerika geschah.

Die Entstehung dieser Schrift hängt mit Rousseau's berühmtem Buche „Emil oder über Erziehung" zusammen. Der Genfer kleine Rath hatte, aus Gefälligkeit gegen die französische Regierung, den Emil durch Henkers Hand verbrennen und gegen dessen Verfasser, welchem damals Friedrich der Große im Fürstenthum Neufchatel ein Asyl gewährte, einen Haftbefehl ausfertigen lassen. Dadurch fühlte sich Rousseau bewogen, sein Genfer Bürgerrecht aufzugeben (Mai 1763). Dieser Schritt Rousseau's rief in Genf Unruhen hervor, theils weil das Verfahren gegen Rousseau nicht verfassungsmäßig gewesen war, theils weil die Bürgerschaft auf einen solchen Mann stolz war und ihn nicht wie einen Verbrecher behandelt haben wollte. Es ist nicht möglich, hier die sehr verwickelte Einrichtung der Republik Genf zu beschreiben, was doch nöthig sein würde, wenn der Charak-

ter der damaligen Unruhen in Genf und der nähere Zusammenhang derselben mit den Briefen vom Berge vollständig klar gemacht werden sollten. Wir müssen uns daher auf die kurze Bemerkung beschränken, daß einer der Genfer Aristokraten, der General-Fiscal Trouchin, durch ein meisterhaft geschriebenes Buch, das er „Briefe vom Lande" betitelte, der Sache der Demokratie in Genf einen heftigen Schlag versetzte, und daß Rousseau durch Deputirte des großen Rathes um eine Widerlegung desselben angegangen wurde. Rousseau folgte der Aufforderung seiner Mitbürger, und schrieb unter dem Titel „Briefe vom Berge" neun Briefe als Antwort auf jenes Buch. Diese wurden insgeheim in Holland gedruckt und dann ganz unerwartet in die Welt geschleudert.

Auch der Inhalt und die Form der Briefe vom Berge können hier nur ganz kurz und allgemein angedeutet werden. Das Ganze ist von Rousseau selbst in zwei Bücher eingetheilt worden, von welchen das erste sechs, das zweite drei Briefe enthält. Der Inhalt des ersten Buches dreht sich um das Verfahren der Genfer gegen Rousseau und in Folge davon um die Fragen über kirchliche Polizei, Staats-Religion, Geist des Christenthums, Wesen des Protestantismus und andere kirchenrechtliche oder auch theologische Punkte; denn die vom Genfer Magistrat über Rousseau und seinen Emil verhängte Maaßregel war eigentlich nur ein Bannfluch gegen das in diesem Buche enthaltene rationalistische Glaubensbekenntniß eines savoyischen Pfarr-Vicars. Im zweiten Buche oder in den drei letzten Briefen befaßt sich Rousseau mit der politischen Seite der Sache, und nimmt von den Genfer Angelegenheiten Anlaß, um die in seinem Contrat social aufgestellte Theorie der Demokratie klarer zu entwickeln und gegen die Angriffe der Aristokraten zu vertheidigen. Mit anderen Worten, in dem ersten Buche kämpft Rousseau neben einem Lessing für die Freiheit des Forschens und Prüfens in religiösen Dingen, also gegen die Kirchen-Polizei des Mittelalters und gegen die Consistorial-Theologie des orthodoxen Protestantismus; in dem zweiten dagegen kämpft er neben einem Franklin, Fox, Price und Thomas Payne für eine neue Ordnung im Staate. Er hat es in beiden Büchern zwar stets mit seiner eigenen Angelegenheit und mit dem Wesen und Treiben der kleinen Genfer Republik zu thun; er versteht aber wie Lessing die ungemein schwere Kunst, auch dasjenige, was an und für sich und von einem höheren Standpunkte aus klein, trocken und unwichtig erscheint, auf eine für den Leser interessante und belehrende Weise zu behandeln. Die kurze Inhalts-Anzeige einer Stelle des ersten Buches, sowie des ganzen zweiten Buches mag im Allgemeinen zeigen, wie Rousseau die Sache auffaßt und behandelt.

Im zweiten Briefe kommt Rousseau auf die Frage, ob es als ein Verbrechen anzusehen sei, wenn der Bürger eines reformirten Staates an irgend ein Dogma seiner Kirche nicht glaube. Er weist bei dieser Gelegenheit aus dem Wesen der Reformation nach, daß es jedem Reformirten, wenn er nur das Evangelium als göttliche Botschaft anerkenne, gestattet sein müsse, den Inhalt desselben nach seiner eigenen Einsicht aufzufassen und zu deuten. Er erklärt daher auch geradezu, daß er, wenn man ihn in Glaubenssachen zur Unterwerfung unter irgend eine fremde Entscheidung zwingen dürfe, lieber zur katholischen Kirche übergehen werde, und daß jeder wahrhaft consequente Mann dasselbe thun würde. Dies führt ihn auf den neuen Papismus, welcher im 16. Jahrhundert bei den Protestanten entstanden war, sowie auf das lächerliche Streben, einen von Theologen aufgestellten Lehrbegriff vermittelst der Staats-Polizei aufrecht zu erhalten, wodurch die Reformation selbst in ihren Grundlagen untergraben werde. Er spricht bei dieser Gelegenheit die größte Achtung vor Calvin aus, obgleich derselbe als Mensch und, was noch schlimmer sei, als Theolog große Schwächen gehabt habe. Auch zeigt sich Rousseau von wirklichem Eifer für die reine Lehre Christi erfüllt, legt ein tiefes Eindringen in das Wesen der christlichen Religion, die ihm eine Religion des Herzens ist, an den Tag, und entwickelt einen gemäßigten Rationalismus, welcher schon alles dasjenige enthält, was zehn Jahre später Lessing und 20 Jahre nachher alle deutschen Theologen lehrten, was aber jetzt von der Mehrzahl unserer Theologen wieder als Ketzerei verdammt und verfolgt wird.

In dem zweiten Buche oder den Briefen über das neue Staatsrecht und politische System gibt Rousseau freilich große Blößen, wie sie bei einem jeden vorkommen werden, welcher ohne gründliches Studium der Geschichte und ohne Kenntniß der Menschen, wie sie wirklich sind und ewig bleiben werden, Verfassungstheorieen ausgrübelt. Allein gerade diese Einseitigkeit hat den Briefen Rousseau's bei denen, die sich durch das bloße Gefühl leiten und zum Fanatismus hinreißen lassen, eine größere Bedeutung verschafft, als die Darstellung der nackten Wirklichkeit gethan haben würde. Rousseau drängt den Inhalt seines Gesellschaftsvertrages in wenige Sätze zusammen, und zwar nicht für die Schule oder für die gebildete Welt, sondern für das Volk. Zu diesem Zwecke benutzt er den Zwist der Stände in Genf, sowie seine eigene Verurtheilung und ähnliche Ungerechtigkeiten gegen andere Bürger gerade so, wie der Verfasser der Juniusbriefe von den Tagesbegebenheiten Anlaß nimmt, um seine Idee vom Wesen des Staates und von den Rechten der Nation geltend zu machen. Er zeigt den Genfern, daß es in der Natur jeder Art von Gewalt

liege, sich auf Kosten der Freiheit und des Rechtes zu vergrößern, und daß deshalb jede Freiheit ohne Bürgschaft und Macht eine Täuschung sei. An diesen schwer zu widerlegenden Satz knüpft er einen anderen an, welcher beweist, daß er die große Masse des Volkes entweder nicht kannte oder seiner Theorie zu Liebe nicht kennen wollte. Er sagt nämlich, mit dem Stande des gehorchenden Volkes sei Gerechtigkeit nothwendig verbunden, dem Stande der Gebietenden aber sei die Neigung zur Gewaltthätigkeit und Tyrannei von Natur anklebend. Dieser Satz führt ihn dann, ohne daß er es weiß oder will, über die Grenze erlaubter Bewegungen im Staate hinaus auf den revolutionären Weg demagogischer Volksschmeichelei. Und doch haben sonderbarer Weise die Briefe vom Berge den am Alten hängenden Theil der europäischen Bevölkerung weniger in Unruhe versetzt und erbittert, als der Emil oder das Glaubensbekenntniß des savoyischen Pfarrverwesers.

3. Deutsche Litteratur und Bildung.

1. Beginnende Einwirkung des neuen Geistes der Zeit auf die Theologie und auf die höheren Lehranstalten und erste Versuche, denselben für das Leben der Deutschen fruchtbringend zu machen.

Als die deutsche Litteratur durch Lessing's Litteraturbriefe, deren weiter unten näher gedacht werden soll, eine entschiedene und bleibende Richtung erhielt, hatte der veränderte Geist der Zeit schon angefangen, eine Wirkung auf die rein gelehrten Kreise und ihre Lehranstalten zu äußern welche bisher dem neu erwachten Leben unzugänglich gewesen waren. Zu gleicher Zeit und unmittelbar nachher breitete sich die Bewegung, die anfangs blos auf die schöne Litteratur beschränkt geblieben war, auch noch nach einer anderen Seite hin weiter aus, indem einige Männer sie durch besondere Schriften mit dem Leben selbst in Beziehung zu bringen suchten.

In Deutschland hatten bisher wegen der Enge des ganzen Lebens, wegen des Mangels eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes und einer tonangebenden Hauptstadt, wegen der Beschaffenheit der deutschen Volkslitteratur und wegen der in allen öffentlichen Geschäften herrschenden Pedanterie die Universitäten eine größere Bedeutung gehabt, als in irgend einem anderen Lande. Jeder, der nicht zu den französisch gewordenen höchsten Kreise gehörte, holte die Nahrung für sein geistiges Leben auf der Universität, und betrachtete das, was er dort in sich aufgenommen hatte, als den Leitstern seines ganzen künftigen Denkens und Handelns. Die deutschen Universitäten standen aber zu der Nation und dem Leben in keiner anderen Beziehung, als daß

sie die jungen Leute für die Aemter des Staates und der Kirche vorbereiteten oder vielmehr abrichteten. Sogar die philosophischen Vorlesungen, welche damals von jedem Studenten gehört wurden, standen im Dienste der Brodwissenschaften. Auf dasjenige, was man Nationallitteratur nennt, sahen die Universitäts-Professoren ebenso, wie auf jede rein-menschliche Bildung, mit der größten Verachtung herab.

Diese Beschaffenheit des höheren Unterrichtswesens mußte eines Theiles manchem einzelnen Professor einen Einfluß verleihen, wie er heut zu Tage nirgends mehr vorkommt. Anderes Theiles bewirkte sie aber auch, daß einige tüchtige Männer sich bemühten, neben der bestehenden zünftigen und knechtischen Thätigkeit der Gelehrten, welche dem Brode oder dem bloßen gelehrten Wissen diente, eine freie, auf innerem Interesse beruhende, auf wirkliche Erkenntniß abzielende Beschäftigung mit der Wissenschaft ins Leben zu rufen. Zu diesen Männern gehörten besonders Spalding und Reimarus, der Eine Prediger in Berlin, der Andere Professor am Gymnasium zu Hamburg. Beide traten um die Mitte des Jahrhunderts in populären Schriften sowohl gegen die stroherne Dogmatik, welche durch die Consistorien in Kirchen und Schulen aufrecht erhalten wurde, als auch gegen die Heuchelei, in die der Pietismus ausgeartet war, auf und suchten die Religion der Protestanten wieder zu einer Sache des Herzens zu machen und mit dem Verstande auszusöhnen. Dies that Hermann Samuel Reimarus (1694—1786), ein in den Schriften des Alterthums, in den Naturwissenschaften und in der Philosophie gründlich bewanderter Gelehrter, besonders durch seine Schrift: „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion." Joh. Joachim Spalding (1714—1804) wirkte theils durch Uebersetzungen gemäßigter englischen Schriften, theils durch seine gedruckten Predigten, theils und namentlich durch sein 1748 erschienenes, nachher so oft wieder aufgelegtes Buch über die Bestimmung des Menschen, welches zugleich durch Reinheit und Kraft der Sprache viel zur Verbesserung der deutschen Schreibart beitrug. Dieses Buch weckte den Zorn der Zeloten, besonders des heftigsten und eifrigsten unter ihnen, des Hamburger Haupt-Pastors Götze, eines Mannes, der mit wahrer Wuth sich gegen jede freie Regung erhob, zuletzt sogar einen Lessing anzugreifen wagte, und durch die unvergleichliche Satire und Ironie, mit welcher Lessing ihn niederschmetterte, einen unsterblichen Namen in der Geschichte unserer Litteratur erlangt hat.

Neben Spalding und Reimarus waren zwei dem Beamtenstande angehörende Männer bemüht, dem neuen Geiste auch in ihren Kreisen Eingang zu verschaffen. Diese beiden Geschäftsmänner waren Justus Möser (1720—1794) und F. K. von Moser (1734—1798).

Der Erstere hat sich auf eine ganz eigenthümliche Weise um die fortschreitende deutsche Bildung verdient gemacht. Er war nämlich zwar den bestehenden Verhältnissen von Herzen zugethan, erkannte aber die Nothwendigkeit ihrer Auflösung, und beförderte diese daher. Er that dies jedoch mit großer Vorsicht und Schonung, weil er glaubte, daß das Neue nur dann, wenn es dem Hergebrachten langsam untergeschoben werde, national und dauerhaft werden könne. Er schrieb für diejenigen Kreise, denen er selbst angehörte, suchte zwischen ihnen und dem eigentlichen Volke zu vermitteln, und zeigte der Beamtenwelt, wie man auf das Volk, anstatt es immer nur durch Befehle zu regieren, moralisch einwirken solle und könne. Man darf übrigens weder hohen Flug der Gedanken, noch glühenden Eifer, noch auch eine rücksichtslos freie Sprache bei einem Manne erwarten, der seiner Natur nach nur für das Praktische geschaffen und allem Idealen abgeneigt war, sein ganzes Leben in Westfalen zubrachte, und nicht blos mit prosaischen Amtsgeschäften überhäuft, sondern auch zum täglichen Verkehr mit stolzen, feudalistisch gesinnten Herren des geistlichen und weltlichen Standes gezwungen war. Für diese Leute war der von Möser gewählte, humoristische Ton vortrefflich geeignet, um ihnen im Gewande des Scherzes und mit zierlichen Worten die zum Fortschreiten der Nation nöthige Belehrung beizubringen, ohne daß sie darüber erschraken.

Eine Andeutung über einige von Möser's Schriften wird zeigen, auf welche Weise und nach welcher Seite hin Möser wirkte. In einer seiner früheren Schriften, Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, tritt Möser sowohl gegen die bornirte Aufklärung in der Litteratur, als auch gegen die pietistischen Feinde des Theaters auf, indem er die volksmäßige Form und Art des Witzes in Schutz nimmt, welche Gottsched und seine Nachfolger ganz von der Bühne zu verdrängen gesucht hatten. Eine andere Schrift war gegen Rousseau's Glaubensbekenntniß eines savoyischen Pfarrverwesers gerichtet. Sie sollte die Nothwendigkeit einer positiven und geoffenbarten Religion für das eigentliche Volk nachweisen, und bildet als das Werk eines erfahrenen Beobachters und Menschenkenners einen schroffen Gegensatz gegen das blos Wünschenswerthe und Ideale, welches Rousseau ganz allein im Auge hatte. Gleichzeitig mit dieser Schrift (1765) erschien Möser's Einleitung in die Osnabrückische Geschichte, in welcher Bolingbroke's, Voltaire's, und Hume's Grundsätze der Geschichtschreibung angewandt wurden. Möser hat in diesem Werke nicht aus Chroniken und schriftlichen Urkunden, sondern aus den in Westfalen erhaltenen alten Sitten, Gesetzen und Einrichtungen einen historischen Stoff zusammengebracht, und denselben so bearbeitet, daß nicht sowohl

die eigentliche Geschichte selbst, als vielmehr der Grund und Zusammenhang jener Einrichtungen, Sitten und Verhältnisse erforscht worden ist. Noch wichtiger sind die kleinen Aufsätze, welche Möser 1766 bis 1782 in einem Lokalblatte abdrucken ließ, und nachher unter dem Titel „Patriotische Phantasieen" zusammen herausgab. Ihr Werth für die fortschreitende Entwickelung der Nation besteht darin, daß durch die Art, wie in ihnen ein erfahrener, praktischer Mann ganz specielle und lokale Angelegenheiten behandelt hat, der Sinn für Verhandlungen über öffentliche Verhältnisse geweckt wurde.

F. K. von Moser, welcher kaiserlicher Reichshofrath, sowie Minister an mehreren kleinen Höfen war, übertrifft in Rücksicht der Freimüthigkeit und Kühnheit seiner Schriften alle höheren Beamten Deutschlands bis auf unsere Tage. Dagegen gehört er in Betreff seines Stiles und Tones, sowie in Hinsicht auf den Geist und die Form seiner Religiosität ganz und gar der alten Zeit an. Moser wagte es, in seinem 1759 erschienenen Buche: „Der Herr und der Diener" das Treiben der Fürsten und ihrer Höfe, den Egoismus und Kastengeist der Stände, den Knechtssinn der Juristen und Beamten anzugreifen und in den Seelen seiner Landsleute, welche seit Luther's und Hutten's Zeit zu Sclavensinn und Lohndienst herabgedrückt worden waren, aufs Neue Vaterlandsliebe und Sinn für freie Mannesrede zu wecken. Daß dieses Buch, trotz seiner geschmacklosen, altväterischen Form und Sprache, in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregte, und daß der Verfasser, ungeachtet seiner behutsamen Verhüllung der Thatsachen, dafür sehr angefeindet wurde, beweist, wie traurig es damals mit der Erziehung und Bildung auf Schulen und mit der politischen Schriftstellerei aussah. Von Moser's übrigen Schriften hat nur sein patriotisches Archiv Bedeutung gehabt; dieses gehört aber der journalistischen Litteratur an, von welcher erst an einer späteren Stelle die Rede sein wird.

Wir wenden uns zu den beiden gleichzeitigen Theologen Johann David Michaelis (1717—1791) und J. Sal. Semler (1725 bis 1791), die sich zur späteren Aufklärung in der Religion ungefähr ebenso verhalten, wie Möser und Moser zu der politischen. Beide blieben gleich diesen Männern behutsam beim Alten, und erhoben sich, wie Moser, als bloße Schriftsteller nicht über die Mittelmäßigkeit; gleichwohl haben sie ein neues Licht in das Dunkel der jüdischen und christlichen Geschichte, der Bibelerklärung und der Dogmatik getragen. Um dies verstehen und würdigen zu können, ist es nöthig, sich den damaligen Zustand der protestantischen Theologie und des höheren Unterrichtswesens überhaupt klar zu machen.

Nach Luther's und Calvin's Zeit hatte man bekanntlich die pro-

testantische Theologie an bestimmte Dogmen festzuknüpfen und dadurch von der fortschreitenden Entwickelung des Geistes ganz unabhängig zu machen gesucht. In der reformirten Kirche war dies durch die Beschlüsse der Dortrechter Synode (1624) und durch die 39 Artikel der anglikanischen Kirche geschehen, in der lutherischen Kirche durch die symbolischen Bücher. Dieser Glaubenszwang hatte jedoch bewirkt, daß in England die freier Denkenden aus der Staatskirche ausschieden, und daß man sich in Deutschland durch eine Ausflucht zu helfen suchte, vermittelst deren die symbolischen Bücher nur in so fern als bindende Norm anerkannt wurden, als sie mit der nach eines Jeden Einsicht zu deutenden Schrift übereinstimmten. Dadurch war in Deutschland die protestantische Theologie von den unter einander verschiedenen Ansichten der Universitätsprofessoren abhängig gemacht worden. Diese hatten bereits im 17. Jahrhundert eine neue Art von Scholastik angewandt, oder mit anderen Worten, sie hatten Spitzfindigkeiten und systematische Grübeleien an die Stelle der reinen Bibellehre gesetzt, welche von Luther für die alleinige Glaubensnorm erklärt worden war. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam durch die Schüler des Hallischen Philosophen Christian Wolf (1679–1754) eine neue Art von wissenschaftlicher Behandlung der Theologie auf. Wolf hatte nämlich aus dem, was von dem geistreichen und scharfsinnigen Leibnitz in zahlreichen Schriften aber doch immer nur gelegentlich und ohne systematische Zusammenfassung vorgetragen worden war, ein Schulsystem gemacht, zugleich aber auch eine neue Methode des Philosophirens ausgedacht, welche von ihm die mathematische genannt wurde. Vermöge dieser Methode sollten Dinge, die sich glauben und empfinden oder auch als Vernunftvorstellung und Idee auffassen, niemals aber gleich einem sinnlichen Begriffe oder Bilde faßlich und anschaulich machen lassen, ganz ebenso, wie mathematische Gegenstände, begriffen, bewiesen und eingetheilt werden. Sie ward durch Wolf's Anhänger und Anbeter auf alle Fächer des Wissens angewandt, und verwirrte die deutschen Köpfe im höchsten Grade, zumal da man den Hauptwerth nicht auf die von Wolf erstrebte Gründlichkeit legte, sondern auf die von ihm erfundene Terminologie und auf die Anmaaßung, alles Wissen in die Begriffe seines Systems einzupressen. Auch in der Theologie brachten Wolf's Schüler, besonders Jakob Sigismund Baumgarten, der Bruder des früher erwähnten Erfinders der schulmäßigen Aesthetik, die sogenannte mathematische Methode zur Herrschaft. Sie riefen dadurch eine ganz wunderliche Erscheinung hervor. In kurzer Zeit wimmelten nämlich nicht nur die Vorträge und Lehrbücher der theologischen Professoren von lauter Axiomen, Definitionen, Divisionen, Distinctionen, Demonstrationen, u. s. w. sondern sogar die Pfarrer verfaßten ihre Predigten nach der mathe-

matischen Methode, und machten dieselben dadurch zu trockenen, für Geist und Gemüth gänzlich unfruchtbaren Abhandlungen, eine Wirkung der wolfischen Philosophie, die noch heute erkennbar ist.

Diese Verirrung stand allzusehr mit dem Wesen aller Religion im Widerspruch, als daß sie lange Bestand haben konnte. Auch war bereits die Zeit gekommen, wo einerseits die Universitäten ihr Privilegium, dem Geiste Gesetze zu geben, verlieren sollten, und andererseits Theologen wie Spalding auf den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen hinarbeiteten, oder wie Mosheim und Jerusalem die alte Dogmatik wenigstens in ein elegantes Gewand zu kleiden suchten, oder auch wie Ernesti für die Bibel eine verständliche und kritische Worterklärung verlangten. Noch weit mehr, als alles dies, wirkte auf die protestantische Theologie der Umstand reformirend ein, daß damals die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum von einem ganz neuen Geiste durchdrungen ward, und daß in Folge davon eine Generation heranwuchs, welche zum Studium der Alten, also zum wirklichen Forschen und Denken und zu einem besseren Geschmack in Poesie und Kunst geleitet worden war. Dieser in den klassischen Studien eingetretene Umschwung war aber nicht allein für die Reform der Theologie förderlich, sondern er übte auch in einem weit höheren Grade, als bei irgend einer anderen Nation der neuesten Zeit, einen regenerirenden Einfluß auf die Litteratur und Bildung aus. Wir müssen deshalb auch hier zunächst der in Deutschland eingetretenen Umgestaltung der klassischen Studien und des höheren Schulwesens gedenken, durch welche insbesondere Göttingen für die deutsche Bildung eine ähnliche Bedeutung erhalten hat, wie nachher Weimar und Jena.

Der angedeutete Umschwung ging, seinem ersten Ursprunge nach, von der Kritik und Theorie des Schönen aus. Diese war von einem Gottsched, Ramler, Sulzer, Baumgarten und Anderen in die dürren Regeln der Franzosen oder in die Demonstrationen der Wolfischen Philosophie eingezwängt worden. Sie war und blieb deshalb ein Hemmniß für den Fortschritt in Poesie und Kunst, bis Lessing und Joh. Joachim Winckelmann (1717—1768), jener in der redenden, dieser in der bildenden Kunst die Nation auf einen neuen Weg leiteten. Beide Männer schöpften ihre Theorie des Schönen unmittelbar aus den Schriften und Kunstwerken des griechischen Volkes, welches mit den Völkern des germanischen Stammes ganz gleich organisirt war und deshalb für diese die einzige Quelle des ächten Geschmackes ist. Beide, und zwar zuerst Winckelmann, wirkten dadurch zugleich auch auf die Umgestaltung des Unterrichtes in den höheren Schulen reformirend ein. Doch war diese Wirkung nur eine mittelbare. Die wirkliche Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens ward

erst dadurch zu Stande gebracht, daß der Philolog Christian Gottlieb Heyne (1729—1812) zu Göttingen nicht nur in seinen archäologischen Vorlesungen Winckelmann's geniale Kunstbetrachtung popularisirte, sondern auch in seinen Erklärungen alter Schriften vorzugsweise für das Verständniß derselben und für die Auffassung ihrer einzelnen Schönheiten Sorge trug, während man bisher die jungen Leute fast nur auf grammatische Kenntnisse und auf die Fertigkeit im Lateinschreiben hingewiesen hatte. Heyne ist auf diese Weise einer der Reformatoren der deutschen Bildung geworden. Aus seinem Seminarium gingen ganze Schaaren von Gymnasiallehrern hervor, welche das Licht des 18. Jahrhunderts in die höheren Schulen trugen. Sogar für die Vervollkommnung der deutschen Sprache ward die neue Art, das Studium der Alten zu betreiben, förderlich. Man suchte nämlich die Formen der alten Sprachen in der Muttersprache wiederzugeben. Dadurch ward freilich unserer Sprache Gewalt angethan; diese wurde aber doch zugleich auch mehr ausgebildet, und das Publikum erhielt eine reinere und tiefere Kenntniß des Alterthums, als durch die ganz geschmacklosen Travestirungen alter Schriftsteller, mit denen man vorher hatte fürlieb nehmen müssen, oder durch die modernisirten Wieland'schen Uebersetzungen, welche den antiken Charakter größtentheils verwischten. In dieser Hinsicht hat sich besonders Joh. Heinrich Voß (1751—1826) ein großes Verdienst erworben. Durch seine Uebersetzung wurden Homer's Ilias und Odyssee gewissermaaßen deutsche Gedichte und ein Bildungsbuch für die deutsche Jugend. Sie wirkte auf unsere Sprache, Verskunst und Denkungsart in ähnlicher Weise ein, wie die Luther'sche Bibelübersetzung, weil Vossens Sinn dem Homerischen ebenso nahe verwandt war, wie Luther's Geist dem der Propheten und Apostel.

Heyne trug freilich auch durch die breite und oft triviale Art, wie er die Schriften des Alterthums erklärte, nicht wenig zur Verbreitung der Flachheit und Seichtigkeit bei. Dieser nachtheiligen Wirkung arbeitete aber der größte deutsche Philolog der neueren Zeit, F. A. Wolf in Halle (1759—1824) dadurch entgegen, daß er vermittelst einer streng grammatischen und kritischen Prüfung den Ernst, die Kraft und die Gründlichkeit in das Studium der Alten zurückführte.

Semler's und Michaeli's Wirksamkeit, zu welcher wir wieder zurückkehren, bildet einen so merkwürdigen Uebergang von der alten orthodoxen Theologie zu der neuen Behandlungsart der Religionswissenschaft, daß wir des Bildungsganges und der Thätigkeit beider Männer näher gedenken müssen. Beide hatten ihre wissenschaftliche Bildung in Halle empfangen, und waren von dem dort herrschenden pietistischen Wesen und Treiben so sehr umstrickt worden, daß sie in

Folge davon zwar einen unbesiegbaren Widerwillen gegen den Druck der frommen Zucht und der dogmatischen-Beengung faßten, aber in ihrem ganzen Leben nie wieder frei athmen konnten. Beide wurden nachher, obgleich sie der alten Theologie nicht ganz den Rücken zuwandten, Reformatoren in der Theologie, und machten zuerst von den deutschen Theologen die Hohlheit des orthodoxen Systems kund. Doch haben Beide nur den Weg für die kühneren Reformen der sogenannten Rationalisten gebahnt, zu denen sie selbst nicht gehörten. Sie waren übrigens in Hinsicht auf Charakter, Gesinnung und Art der Wirksamkeit sehr verschieden von einander. Michaelis strebte nach Ruhm und nach weltlichen Vortheilen; Semler suchte offen und ehrlich nichts als die Wahrheit. Der Erstere war breit und populär, und machte auf Universalität des Wissens und des Wirkens Anspruch; der Zweite dagegen war ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch mit rastlosem Fleiße tiefer zu dringen strebte, nie das rein wissenschaftliche Ziel aus den Augen verlor, und nur für die gelehrten Theologen schrieb. Semler war dabei eine so redliche Natur, daß er keine seiner Forschungen und Entdeckungen unterdrückte oder zurückhielt, auch wenn sein frommes Gemüth vor ihr als etwas Sündlichem zurückbebte.

Semler stand zu dem von England und Frankreich ausgegangenen neuen Geist in keiner unmittelbaren Beziehung; Michaelis dagegen war durch diesen Geist auf den von ihm eingeschlagenen Weg geführt worden, und suchte die biblische Lehre mit demselben in Verbindung zu bringen. Michaelis befaßte sich deshalb auch mit den politischen und ökonomischen Wissenschaften und mit den Studien der Naturforscher, und wagte zuerst in den Büchern Moses etwas Anderes als Messianische Weissagungen und Vorbilder des neuen Testamentes zu finden. Er sah, ganz gegen den Geist der Urzeit und des Orients, die Mosaische Gesetzgebung als ein weise ausgedachtes politisches System an, und machte Moses zum Montesquieu der Juden. Auch Semler kam bei seinem stillen, gründlichen Forschen dahin, daß er, um seine innige Ueberzeugung von einer steten außerordentlichen Wirkung des göttlichen Geistes zu wahren, sich mit der Ansicht half, Gott habe vieles nur für eine bestimmte Zeit angeordnet. Dieser Ansicht gemäß erklärte er das alte Testament unbedenklich für ein jüdisches Religionsbuch, welches weder aus dem christlichen neuen Testament erklärt, noch als christliche Urkunde gebraucht werden dürfe. In Bezug auf das Christenthum selbst kam er zu dem historisch richtigen Resultat, daß dieses niemals eine feste Form der Lehre und der Kirchenzucht gehabt habe, daß aber dessenungeachtet sein Wesen, daß sich nicht in Dogmen, sondern in einem christlichen Leben zu erkennen gebe, immer dasselbe geblieben sei. Michaelis hat das Ziel seines Strebens, Ruhm und Ehre, erreicht. Sogar

d'Alembert, welcher von ihm und seinen Arbeiten wohl nur durch Andere Kunde erhielt, zollte ihm Anerkennung. Er forderte ihn nicht nur auf, Mitarbeiter an der Encyklopädie zu werden, sondern er empfahl ihn auch dem König Friedrich dem Großen; Michaelis fand jedoch nicht für rathsam, Göttingen mit Berlin zu vertauschen. Semler's Loos war in Hinsicht auf äußeres Ansehen ein anderes. Zwar erkannten die achtbarsten theologischen Gelehrten, sogar in der katholischen Kirche, seinen Fleiß, seinen Ernst und seine Verdienste an; er wurde aber dessenungeachtet nicht blos wie Michaelis von den Anhängern des Alten verwünscht, sondern er zog sich auch noch den Haß der Freunde des Neuen zu. Das Letztere geschah, als er erbittert darüber, daß Bahrdt und Andere mit Christus und den Aposteln wie mit vorsätzlichen Betrügern umgingen, dem Forschen und Prüfen Schranken gesetzt haben wollte.

2. Die Litteraturbriefe und die allgemeine deutsche Bibliothek. Nicolai und die beiden Jacobi.

Im Jahre 1759 erneuerten Lessing und seine Freunde den Versuch, ein kritisches Tribunal zu errichten und vermittelst desselben sich eine Art von Dictatur zu verschaffen, um dem Schlechten und Mittelmäßigen in der National-Litteratur Schranken zu setzen und dagegen dem Guten und Gediegenen zur Herrschaft zu verhelfen. Dieser Versuch ward durch die Litteratur-Briefe gemacht, welche in den Jahren 1759—1765 zu Berlin erschienen. Die Haupt-Mitarbeiter an denselben waren Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811) und Moses Mendelssohn (1729—1786). Lessing selbst zog sich bald zurück. Die Kritiken waren auf ganz ungewohnte Weise witzig, scharf, schneidend und mitunter sogar bitter, so daß sich ein lautes Geschrei gegen die Litteraturbriefe erhob; ihr Urtheil war aber gerecht, und übte einen wohlthätigen Einfluß auf die Litteratur aus. Es wurden nämlich dem deutschen Publikum die Irrwege gezeigt, auf die man gerathen war. Es wurden die Blößen und Mängel von Schriftstellern aufgedeckt, welche unverdienter Weise als Dichter oder Philosophen bewundert worden waren. Die Litteraturbriefe suchten ferner das deutsche Volk von der rhetorischen Poesie der Franzosen zu dem Ernste der Engländer, sowie zur Originalität zu leiten, machten zuerst in Deutschland Shakespeare als wahrhaft großen Dichter bekannt, und halfen dadurch die deutsche Poesie wenigstens vom Platten befreien. Sie führten befähigte Schriftsteller, welche irre gegangen waren, auf die rechte Bahn zurück. Sie bewiesen endlich sowohl durch die Art ihrer Kritik, als auch durch Form und Sprache derselben, daß es einen Weg gebe, welcher zwischen dem steifen, schwerfälligen Stil der Schulgelehrten, der platten Prosa Gottsched's und seiner Schüler

und dem frommen Gewinsel der Nachahmer von Klopstock's Poesie hindurchführe, ohne in jene Fehler hineinzuleiten.

Die Kritiken der Litteraturbriefe wirkten besonders dadurch ungemein wohlthätig, daß ihre Verfasser mit feinem Takt jede Art von Genialität zu fördern wußten, und das wahre Verdienst vom scheinbaren unterscheiden lehrten. Durch diese Briefe wurden die meisten bedeutenden Schriftsteller jener Zeit in Deutschland erst recht bekannt. Die Kritik der Litteraturbriefe trieb einen Wieland von frömmelnder Empfindsamkeit und von dramatischen Arbeiten, für die sein Geist nicht geschaffen war, zu derjenigen Art von Schriftstellerei, in der er auf längere Zeit ein Liebling der Nation wurde. Durch diese Briefe wurde Hamann, trotz der großen Feindseligkeit, mit der er dieselben angegriffen hatte, der Nation als ein origineller und geistreicher Schriftsteller empfohlen, und zugleich die Wichtigkeit solcher Männer für das Fortschreiten der Litteratur nachgewiesen, dabei aber auch das Wunderliche und Bizarre in Hamann's Manier und Sprache bedauert. Durch die Litteraturbriefe wurde ferner zuerst die Aufmerksamkeit der Nation auf Winckelmann gelenkt, als einem Mann von ungewöhnlichem Talent, welcher die Deutschen auch in Betreff der Kunst und Kunsturtheile auf die rechte Bahn zu lenken vermöge. Diese Briefe bewirkten endlich, daß Kant schon gleich bei seinem ersten Auftreten als einer der Wenigen begrüßt wurde, welche neue und große Gedanken in einer kräftigen und würdigen Sprache vorzutragen im Stande seien.

Die mächtige Wirkung der Litteraturbriefe und besonders der große Absatz, den sie fanden, brachten den speculativen Buchhändler Nicolai auf den Gedanken, die Bewegung der Geister in Deutschland ebenso, wie dies von den Encyklopädisten in Frankreich gethan worden war, zu einer großartigen Unternehmung zu benutzen, durch welche die neue Aufklärung über alle Fächer des Wissens ausgebreitet werden sollte. Er gründete in dieser Absicht die Allgemeine deutsche Bibliothek. Da er für dieselbe die aufgeklärtesten und gelehrtesten Männer Deutschlands zu gewinnen wußte, so wirkte, trotz seiner eigenen rein kaufmännischen Tendenz, auch dieses neue Journal in der ersten Zeit fördernd auf die deutsche Litteratur ein. Namentlich ward durch dasselbe die Monarchie der Professoren gewisser Universitäten erschüttert. Unter den Professoren dieser Art war besonders Christ. Adolph Klotz in Halle berühmt, ein Mann, der sich durch sein wüstes Leben, durch den burschikosen Ton seiner Vorträge und durch seine schriftstellerische Renomisterei den Beifall der rohen Studentenwelt erworben hatte, und durch unzählige Recensionen, in denen er jeden guten Kopf und jeden ächt wissenschaftlichen Mann auf's

Gröbste schimpfte, sich und seinen Creaturen zu Ruhm und Ansehen verhalf. Dieser Götze der Hallischen Studenten, welcher von Anfang an als Gegner des Nicolai'schen Tribunals aufgetreten war, wurde nachher durch Lessing und Herder vernichtet, die ihm nicht blos an Geist, Geschmack und Kenntnissen, sondern auch wo nöthig an Derbheit und Witz weit überlegen waren.

Auch Nicolai selbst erfreute sich seines erkünstelten Ansehens als Kritiker nicht lange; denn er wurde ebenfalls bald entlarvt und in seiner Blöße dargestellt. Er war ein einseitiger Autodidakt und Halbwisser, der nur für das Flache, Reelle und Nützliche Sinn hatte, und seiner eiteln, nüchternen und prosaischen Natur nach weder von Schwärmerei und Enthusiasmus, noch von einer tiefer eindringenden Philosophie etwas wissen wollte. Dabei war er so anmaaßend, daß er den Zeitgeist und das Publikum leiten zu können glaubte, und sich erkühnte, über Philosophie, über Theologie, über Poesie, kurz über alles Mögliche ohne eigentliches Verständniß abzusprechen und zu entscheiden. Er ging in seiner beschränkten Ansicht so weit, daß er als Redacteur der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht nur an allen eingeschickten Kritiken willkürlich Aenderungen machte, sondern sogar den Recensenten durch eine Art Vorschrift, die er ihnen zusandte, angab, wie die Kritiken ausfallen sollten. Von seinen Schriften hat nur eine, der Roman Sebaldus Nothanker, eine Bedeutung, und zwar auch nicht wegen ihres inneren Werthes oder wegen ihrer Manier und Sprache, sondern blos weil dieses Buch eine dem Geiste der neuen Zeit dienende Satire auf die orthodoxen Zeloten und Gleißner war. Auch diese Satire trug jedoch das Gepräge der ihrem Verfasser eigenthümlichen Beschränktheit an sich, vermöge deren Nicolai jede Sache nur von der äußeren Seite her zu betrachten im Stande war, und Alles, was nicht handgreiflich und nützlich war, auf die platteste Weise verfolgte.

Da eines der besten Stücke im Sebaldus Nothanker die Schilderung der beiden Brüder Jacobi ist, so möchte hier die passendste Stelle zu einer kurzen Bemerkung über dieselben sein. Friedrich Heinrich und Johann Georg Jacobi waren mit ihrem Wesen nie aus dem Familien- und Lebenskreise, dem sie ursprünglich angehörten, herausgetreten. Sie hatten daher auch alle die Charakterzüge, welche Menschen solcher Art zu haben pflegen: sie waren süßlich, vornehmthuend, auf sich selbst und die lieben Verwandten eingebildet, zugleich aber auch sanft, freundlich, gutmüthig und in ihrer Selbstbewunderung harmlos. Diese Züge, um die sich auch Nicolai's Schilderung der Jacobi dreht, spiegeln sich in allen Werken der beiden Brüder ab. Der Aeltere, Johann Georg, war ein petrarchisch singender, tändeln-

der Dichter, welcher ebenso vortrefflich zum Sänger für zarte Damen und süße Herren paßte, wie der jüngere Bruder, Friedrich Heinrich, mit seiner gekünstelten Prosa und der ihm eigenen Art von Philosophie für eben dieselben Kreise gemacht war. Der Letztere besaß in der That philosophische Kraft und Anlage; er verschwendete sie aber an ein Publikum, welches der ächten Philosophie ganz unzugänglich ist, und hinterließ daher auch kein Werk, das ihm eine bedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Litteratur sicherte. Wenn er dessenungeachtet während seines Lebens keine unbedeutende Rolle in derselben spielte, so ist dies theils aus seinem eleganten philosophischen Dilettantismus, theils aus dem Charakter seiner Schreibart zu erklären. Der Stil war bei ihm, wie wir es bei Büffon gefunden, die Hauptsache. Jacobi arbeitete wie dieser alles das, was er schrieb, in Hinsicht auf Form und Sprache mit ganz außerordentlichem Fleiße aus, und erreichte dadurch auch den beabsichtigten Zweck, weil es zu allen Zeiten viele Menschen gibt, die sich an der bloßen schönen Form ergötzen. Was seine Betrachtungsweise angeht, so war sie ein Mittelding zwischen Philosophie und Dichtung. Diese Halbheit und die mit ihr verbundene Eingebildetheit Jacobi's erklärt sich leicht aus seiner Lebensgeschichte. Er war ursprünglich halb Kaufmann, halb Gelehrter, halb durch deutsche Lectüre, halb durch einen französischen Gelehrten und durch Genfer Bekanntschaften gebildet. Von Haus aus gutmüthig und freundlich, war er zufällig sehr reich geworden, und lebte dann gastfrei auf seinem Gute Pempelfort, umgeben von Schwestern, Bekannten und Clienten, die ihn als ein wunderbares Wesen betrachteten und vergötterten. Er kam also auf ganz natürliche Weise zu einer hohen Meinung von sich selbst, und gewöhnte sich, im Verkehr des Lebens wie in Büchern orakelnd aufzutreten, erlangte aber auch in keiner Sache eine bestimmte Eigenthümlichkeit, und entfremdete sich der Natur, an deren Stelle bei ihm die Kunst und der Schein getreten war.

3. Herder, Wieland und Lessing in ihrer ersten Zeit.

Den Kritiken der Litteraturbriefe und der allgemeinen deutschen Bibliothek stellte sich Joh. Gottfried Herder (1744—1803) kühn entgegen. Dieser Mann, welcher ohne alle Verbindung mit Anderen als Kritiker auftrat, besaß gerade die Eigenschaften, welche man bisher bei deutschen Schriftstellern am meisten vermißt hatte. Er hatte mehr Einbildungskraft als praktischen Verstand, mehr Mannigfaltigkeit als Gründlichkeit der Kenntnisse, mehr Feuer als gediegene Kraft; er verrieth daher als Prosaist immer den Dichter, und verband durch die Phantasie, was der Verstand zu trennen pflegt. Herder war durch seine angeborene Natur, durch seinen Bildungsgang und durch die

Art, wie durch die Vielſeitigkeit ſeiner Studien ſchon früh auf einen eigenthümlichen Weg geleitet worden, den er nachher nie wieder verließ. Er hatte außerdem die Kühnheit, ſchon in ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre als Kunſtrichter aufzutreten und der Nation zu ſagen, auf welche Weiſe ihre Litteratur ſich emporbringen laſſe. Dies that er in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Litteratur, von welchen 1767 die erſte und zweite Sammlung erſchien.

Durch die Regeln, welche Herder in dieſem Buche vortrug, würde die deutſche Nation wohl ebenſo wenig vorangebracht worden ſein, als durch viele andere Theorieen; allein Herder's originelle Behandlungsweiſe und Sprache, ſowie der von ihm angeſtimmte feine, edle und leichte Ton und das Treffende in ſeinen Urtheilen machten beim deutſchen Volke, welches an platte Breite, an gelehrten Ernſt und an faſelnde Geſchwätzigkeit gewöhnt war, einen überraſchenden Eindruck. Wohlthätig wirkten Herder's Fragmente beſonders dadurch, daß die in ihnen enthaltenen Kritiken vorzugsweiſe gegen Leute wie Nicolai und Klotz gerichtet waren. Dagegen hatten ſie aber auch von Anfang an eine nachtheilige Wirkung. Herder hat nämlich, obgleich er als Mann von Geiſt und Urtheil und als Proſaiſt alle ſeine Zeitgenoſſen außer Leſſing übertraf, der deutſchen Bildung dadurch Schaden gebracht, daß er ſchon damals die Sprache eines geiſtreichen Sehers und Geſetzgebers führte, und ſich in originellen Anſichten und Vergleichungen gefiel, oder mit anderen Worten, daß er jenen orakelnden Ton anſtimmte, den nachher auch Fichte und die Brüder Schlegel, ſowie in unſeren Tagen alle jungen Politiker, Philoſophen und Litteratoren angenommen haben.

Nicht durch Kritiken und Theorieen, ſondern durch poetiſche Erzeugniſſe von ganz eigenthümlicher Art hat Chriſtoph Martin Wieland (1733—1813) ſich um die deutſche Litteratur und Bildung verdient gemacht. Er war es nämlich, welcher in demjenigen Theile der Nation, der bisher ganz und gar der franzöſiſchen Bildung angehört hatte, Intereſſe und Theilnahme an der deutſchen Litteratur erweckte. Dieſer Theil des Publikums mußte zum Leſen deutſcher Bücher gebracht und dadurch mit den anderen Klaſſen wieder geiſtig verbunden werden, wenn Deutſchland eine wirkliche Nationallitteratur erhalten ſollte. Es mußte außerdem dem größeren Publikum der Zugang zu den Reſultaten der neuen franzöſiſchen Philoſophie eröffnet werden. Beides konnte nur dadurch geſchehen, daß die Deutſchen anſtatt der bisherigen trockenen und geſchmackloſen Lehrbücher Schriften erhielten, welche auf angenehme und verſtändliche Weiſe eine den gebildeten Klaſſen entſprechende Weltanſicht lehrten, und daß für diejenigen Klaſſen, welche bisher nur franzöſiſche Bücher geleſen hatten,

eine leichte, gefällige Art von Poesie geschaffen wurde, welche Erheiterung und Unterhaltung gewährte und ohne Anstrengung gelesen werden konnte.

Dies Alles ist durch Wieland's Schriften bewirkt und erreicht worden. Auch war Wieland von allen unseren Schriftstellern und Dichtern der einzige, welcher die zu einer solchen Wirksamkeit erforderliche Vereinigung von Eigenschaften besaß. Wieland hatte keine Genialität, keinen erfindenden, schöpferischen Geist; aber er war ein Mann von Talent, besaß große Gewandtheit und einen feinen Tact, wußte sich den Bedürfnissen seiner Leser anzupassen, und hatte schon früh Gelegenheit erhalten, mit den Producten der neuen Zeit, sowie mit dem Geschmack der sogenannten feinen Welt vertraut zu werden. Er traf daher den für diese Klasse von Lesern allein geeigneten Ton, und schrieb Bücher, welche leicht, witzig, unterhaltend und mitunter auch empfindsam waren, wie die Gesellschaft, für die sie bestimmt waren. Wieland hat dadurch zugleich sehr viel zur Ausbildung unserer Sprache beigetragen. Diese wurde damals durch die gleichzeitige, aber ganz verschiedene Prosa Wieland's, Lessing's und Herder's dem bisherigen langweiligen und geschmacklosen Pedantismus entzogen, und erhielt drei ganz neue Arten des Ausdruckes und Stils. Lessing schrieb in einer edeln, kräftigen und zugleich gedrängten und streng logischen Sprache für solche Leser, welche an ernste Belehrung und an folgerichtige Beweisführung gewöhnt oder für solche zugänglich waren. Herder mit seiner zwar ebenfalls edeln, aber weicheren und an Bildern, eigenthümlichen Wendungen und Ueberraschungen reichen Sprache war für bewegliche, abspringende Leser gemacht, welche weniger Belehrung als anregende Unterhaltung suchten. Wieland's Sprache endlich war zwar nicht rein und erinnerte stets an französische Muster, sie war aber leicht, lieblich, klar und lebendig.

Wieland begann seine Laufbahn mit frömmelnden und schwärmenden Gedichten, sah aber als ein auf Erwerb bedachter praktischer Mann bald ein, daß er auf diesem Wege sein Glück nicht machen werde; er kehrte daher alsbald wieder um und wandte sich dem Ziele zu, welches wir kurz vorher bezeichnet haben. Zu bedauern ist nur, daß er nicht blos die neue französische und italienische, sondern auch die alte griechische Bildung für das von ihm gewählte Publikum zuzurichten suchte, weil dadurch seine Sprache noch mehr an Reinheit und Gleichartigkeit einbüßte. Dies that er besonders in dem Roman Agathon, welcher Wieland's eigene innere, durchaus deutsche Geschichte in griechischem Gewande enthält. Wieland hat im Agathon Schwärmerei und modische Zärtlichkeit bekämpft; das Buch ist aber nicht wegen dieses Umstandes für die deutsche Litteratur bedeutend

geworden, sondern dadurch, daß es das größere Publikum auf die angenehmste Weise mit dem Resultat der neuen französischen Lebensphilosophie bekannt machte, und so die französischen Bücher aus dem deutschen Leben verdrängen half. Dies ist der Hauptpunkt. Nicolai und seine Mitarbeiter haben sich daher auch, als sie den Maaßstab ihrer langweiligen Moral an den Agathon anlegten, in hohem Grade lächerlich gemacht, zumal da die tonangebende Klasse des deutschen Volkes die Franzosen nur deshalb ehrte und vorzog, weil sie durch ihre eigenen Landsleute mit Moralpredigten verfolgt wurde. Uebrigens ist die im Agathon entwickelte Philosophie nichts Anderes, als die in griechisches Gewand eingekleidete Lehre des Helvetius, deren Wesen und Ziel man aus diesem Roman besser und leichter kennen lernen kann, als aus des Helvetius Werken selbst.

In den gleichzeitgen Gedichten Wieland's, besonders in den 1765 erschienenen komischen Erzählungen, ward den Deutschen zuerst eine den Franzosen nachgebildete Art von leichter und leichtfertiger Poesie gegeben, welche ganz unerwartet das seraphische Träumen und zärtliche Girren der gleichzeitigen christlichen Sänger störte. Durch diese komischen Erzählungen, welche übrigens mitunter platt, gemein und schlüpfrig sind, ward Wieland ein Liebling der Nation. Unter den übrigen Schriften aus seiner früheren Zeit ist besonders der Musarion hervorzuheben, nicht nur weil in diesem Roman Sprache und Ton etwas reiner sind, sondern namentlich auch weil in ihm auf ungemein liebliche Weise ein Glück geschildert und empfohlen wird, welches zwischen dem blos sinnlichen Genusse und der dem Leben selbst feindlichen mystischen Schwärmerei die Mitte hält.

Wie sehr sich zu der Zeit, als Wieland die genannten Werke schrieb, Sprache und Bildung bereits geändert hatten, zeigt ein kleines Buch des Herrn von Thümmel (1738—1817), welcher weder Universitätsgelehrter, noch wie Wieland Schriftsteller von Profession war. Wir meinen die idyllische Erzählung Wilhelmine. Dieses Buch, auf dessen Inhalt, Sprache und Ton hier nicht näher eingegangen werden kann, ist zugleich durch den Umstand historisch merkwürdig, daß es ebenso, wie Vossens Luise und Göthe's Hermann und Dorothea, eine treffliche Schilderung des geselligen Zustandes der deutschen Bürger- und Beamtenklasse enthält, und zwar aus einer Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welcher noch nicht, wie in der von Göthe und Voß gewählten Zeit, der Bürger sich endlich einmal fühlte, sondern wo Adel und Hofleute noch in alter Weise glänzten, Pfarrer und Beamte krochen und der Bauer duldete.

Wir wenden uns zu Lessing, welcher in der Zeit, von der hier die Rede ist, durch unübertreffliche Meisterwerke der Redekunst und

Poesie, so wie durch eine noch nie da gewesene und vielleicht nie wiederkommende Art von Kritik die neue deutsche Bildung vollendete und befestigte. In diesem Manne vereinigten sich nicht nur alle zu einem Reformator des geistigen Lebens der Deutschen erforderlichen Talente, sondern er war auch, was selten damit vereinigt ist, durch Charakter und Gesinnung zu einer solchen Aufgabe befähigt. Lessing war von einem reinen Eifer für Wahrheit durchdrungen. Er blieb deshalb stets von Pedanterie und Eitelkeit, den Grundübeln der deutschen gelehrten Welt, ganz frei. Er würdigte seine Seele nie zur Anwendung jener Mittel herab, durch welche eitle und kleinliche Menschen sich Ruhm und Geltung zu verschaffen suchen: er machte nie Partei, schmeichelte nie der Macht oder dem Reichthum, strebte nie nach dem Nimbus der Vornehmheit oder nach der Herrschaft in gelehrten Kreisen. Er gehörte ferner zu den äußerst seltenen Gelehrten, welche, wenn sie großen Ruhm erlangt haben, sich nicht überschätzen und nicht aus ihrer natürlichen Bahn heraustreten. Er erkannte z. B. selbst, daß er mehr Urtheil und Geschmack, als dichterische Anlage besitze, und trat deshalb, nur um den von ihm gegebenen Regeln durch Beispiele Nachdruck zu geben und sie einleuchtend zu machen, als Dichter auf, beschränkte sich aber dabei auf solche Gattungen der Poesie, welche keinen genialen Flug, keine hohe Begeisterung erfordern. Er hatte endlich seinen Geist nicht an den Werken deutscher Pedanterie und Büchergelehrsamkeit oder französischer Rhetorik und Einseitigkeit gebildet und genährt, sondern an der reinen Quelle echt menschlicher Bildung, an den Schriften des klassischen Alterthums.

In Betreff der mächtigen Einwirkung Lessing's auf die Bildung und Litteratur der Deutschen ist zuerst der Einfluß hervorzuheben, den dieser große Mann durch die bloße Form und Sprache seiner Schriften ausgeübt hat. Lessing hat zuerst und bis jetzt allein unter den Deutschen unsere Sprache so zu gebrauchen gewußt, daß er streng logisch, gründlich, belehrend und doch auch unterhaltend, lebhaft, witzig und schön schrieb. Er besaß sogar die schwere Kunst, rein philosophische und gelehrte Gegenstände so zu behandeln, daß jeder Gebildete ihn nicht nur verstehen konnte, sondern auch durch die Art der Darstellung sich sofort angeregt und angezogen fühlte. Und doch stieg Lessing, um dies zu erreichen, niemals zu Spielereien und Witzeleien herab, noch auch suchte er durch Schilderungen, überraschende Wendungen und andere Künsteleien die Phantasie zu erregen. Dabei zeichnete er sich vor vielen Anderen, welche nach ihm die deutsche Sprache aus den Schriften des Alterthums bereicherten und verbesserten, dadurch aus, daß er zwar nach dem Muster der Griechen immer

einfach, gedrungen, ruhig und besonnen schrieb, nie aber unserer Sprach Gewalt anthat.

Das Werk, mit welchem Lessing seine reformirende Thätigkeit begann, war die im Jahre 1766 herausgegebene Schrift „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie." Diese Schrift zeigte den Deutschen klar und deutlich, daß die von ihnen als Dichtkunst angesehene poetische Malerei und Versmacherei nur Rhetorik, nicht Poesie sei. Während daher zu derselben Zeit durch Winckelmann's Schriften die antike Kunst in ganz Europa eine andere Beurtheilung erhielt, als sie bisher gehabt hatte, änderte Lessing's Laokoon die in Deutschland herrschende Schultheorie vom Schönen in der Poesie.

Ein Jahr später erwarb sich Lessing durch sein Drama „Minna von Barnhelm" ein unsterbliches Verdienst um die Erweckung der deutschen Nation zur Selbstachtung und zu einem nationalen Leben. Dieses Drama enthält nämlich nur deutsche Geschichten, deutsche Sitten und Gefühle. Seine Färbung hat es von dem nationalen Sinne erhalten, welcher durch den siebenjährigen Krieg endlich einmal wieder erweckt worden war; denn das Stück dreht sich nicht nur um diesen Krieg, welchen ganz Deutschland als einen deutschen Heldenkampf gegen fremde Uebermacht und gegen den Geist der Finsterniß betrachtete, sondern Lessing gab ihm auch noch eine besondere nationale Seite, indem er durch die Vorführung eines als Karrikatur behandelten Franzosen dem Unwillen des deutschen Volkes über jene Ausländer Luft machte, welche damals an allen Höfen, in allen vornehmen Gesellschaften ihren Vortheil auf Kosten der Nation suchten und fanden. Endlich erweckte das Stück auch noch ein besonderes Interesse neben dem allgemeinen, weil die Hauptperson einer jener wackeren preußischen Krieger war, welche nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens überall eine Unterkunft suchten, und an deren Schicksal man allgemein Antheil nahm.

In Betreff des Theaters überhaupt hatte Lessing anfangs den Gedanken, die Schaubühne zu einer Bildungsanstalt für das Leben und für Erweckung einer freieren Ansicht unserer engen Verhältnisse zu machen. Dazu würde jedoch die Zustimmung der Regierungen nöthig gewesen sein, und diese war weder zu hoffen noch zu erlangen. Lessing steckte sich daher ein anderes Ziel. Er suchte nämlich das, was er vermittelst des Theaters für das allgemeine Leben der Nation nicht leisten konnte, auf dem Wege der Kritik wenigstens für ihr litterarisches Leben zu leisten. Er war 1767 als Theaterdichter nach Hamburg berufen worden, wo damals die Ackermann'sche Gesellschaft, Eckhof und Andere das vorzüglichste deutsche Theater geschaffen hatten. In dieser Stellung schrieb er, um die erwähnte Absicht zu er-

reichen, seine Hamburgische Dramaturgie, eine Zeitschrift, welche von Anfang an kein gewöhnliches Tagblatt, sondern ein von ernsten, wissenschaftlichen und nationalen Zwecken getragenes Unternehmen war, und daher noch immer zu den klassischen Werken unserer Litteratur gehört. Sie hat auf den Geschmack und zugleich auf Leben, Sitten und Ansichten des Kernes unserer Nation den größten Einfluß gehabt. Lessing vertrieb nämlich durch diese Zeitschrift nicht nur den letzten Ueberrest der Gottsched'schen Plattheit, und zeigte seinen Landsleuten den Unterschied zwischen Rhetorik und Poesie, zwischen Künstelei und wirklicher Kunst, sondern er setzte auch der dramatischen Dichtkunst der Franzosen, die der Griechen, Spanier und Engländer, sowie ihrer Theorie die des Aristoteles entgegen, und bewirkte durch eine feine, unwiderlegliche Kritik, daß gleich nachher die Deutschen dem für unübertrefflich gehaltenen Voltaire und der seither allein anerkannten französischen Manier den Rücken zuwandten, und dagegen in Shakespeare's Werken das Muster für ihre dramatische Poesie suchten. Um dies Alles näher nachzuweisen, müßten wir, was hier nicht möglich ist, dem Gange von Lessing's Kritiken in der Dramaturgie folgen.

Wir übergehen Lessing's Trauerspiel Emilia Galotti, welches 1771 erschien und blos in der Absicht geschrieben war, der Nation zu zeigen, daß eine deutsche Tragödie nicht durchaus unmöglich sei, wenn man auch nicht die Höhe der griechischen zu erreichen vermöge. Dagegen wenden wir uns einer anderen Wirksamkeit Lessing's zu, welche in ihrem Erfolge ebenfalls von der größten Bedeutung war. Lessing gerieth nämlich wegen seines Laokoon mit dem schon genannten Hallischen Professor Klotz in einen Streit, und schrieb gegen ihn im Jahre 1768 seine antiquarischen Briefe. Durch diese Schrift ward unsere Litteratur mit einem Meisterwerke der sogenannten Invective oder der gegen bestimmte Individuen gerichteten Ironie und Satire bereichert, einem Werke, welches den Meisterwerken aller Zeiten und Völker in jener Gattung, den Philippiken des Demosthenes, den Catilinarischen Reden Cicero's, den Streitschriften Luther's, den polemischen Manifesten Hutten's, den Juniusbriefen und dem Briefe Rousseau's an den Erzbischof von Paris, zur Seite gestellt werden kann. Klotz hatte sich zuerst Mühe gegeben, Lessing durch Dick aufgetragenes Lob in seine Kameradschaft zu ziehen. Als ihm dies nicht gelungen war, hatte er den großen Mann anzugreifen gewagt. Lessing schrieb gegen ihn und seine Spießgesellen die antiquarischen Briefe, durch welche die ganze Kameradschaft um all ihr Ansehen gebracht wurde. Diese Wirkung der antiquarischen Briefe ist jedoch weder die einzige, noch die wichtigste gewesen. Lessing hat nämlich die Bekämpfung

einer elenden Sippschaft benutzt, um zugleich über einzelne Theile der alten Kunst ein neues Licht zu verbreiten und ein nie wieder erreichtes Muster der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände für alle einigermaaßen Gebildete zu liefern. Dieselbe unvergleichliche Kunst Lessing's, jeden auch noch so abgelegenen oder trockenen Gegenstand der Wissenschaft auf eine sogar für Ungelehrte interessante Weise zu behandeln, zeigt sich in der 1770 erschienenen Abhandlung über den Scholastiker Berengar von Tours, deren bereits früher gedacht worden ist.

Gegen Lessing's Laokoon war 1769 auch Herder mit einer besonderen Schrift aufgetreten, die er kritische Wälder betitelte. Diese Streitschrift hat für unseren rein historischen Zweck nicht wegen der Kunstansicht, welche Herder gegen Lessing geltend zu machen suchte, Bedeutung, sondern weil sich an ihrer Sprache und Form die Erweiterung und das Fortschreiten der deutschen Bildung nachweisen läßt. Herder und Lessing suchten das gebildete Publikum über Philosophie der Kunst zu belehren, und thaten dies auf eine nach Ton und Stil ganz verschiedene Weise. Lessing blieb bei aller Lebhaftigkeit und allem Witze stets ruhig, logisch und gedrängt. Herder dagegen hatte den sogenannten blühenden Stil, und verließ als Schriftsteller schon früh den Weg der Natur und der Besonnenheit, um eine andere Bahn zu betreten, auf welcher nachher Johannes von Müller und noch mehr Jean Paul ihm gefolgt sind. Er opferte nämlich das Einfache, Natürliche und Verständige dem Streben nach Ueberschwenglichkeit auf, und schuf durch Verschönerung eine den Alten unbekannte Manier, welche bald Räthselhaftes, bald Bombast suchte. Doch verlor er dabei weder wie Johannes von Müller das Wesen der deutschen Sprache und den Zweck der Beredsamkeit ganz aus den Augen, noch ward bei ihm wie bei Jean Paul die Begeisterung zur Trunkenheit. Uebrigens richtete Herder in den kritischen Wäldern seine Angriffe auch gegen Klotz, und half ebenso, wie Lessing, das Ansehen desselben vernichten. Auch in diesem Kampfe zeigte er sich übrigens als ein Mann, welcher weder in Betreff der Sprache und Darstellungsweise, noch in Rücksicht auf gründliche Kenntniß des Alterthums Lessing's Höhe erreichte.

Durch Lessing's Kritik war die deutsche Nation entschieden auf die Bahn einer neuen Geistesrichtung gebracht worden. Dies zeigt sich am deutlichsten darin, daß selbst ein Mann wie Klopstock, welcher mehr als irgend ein anderer Dichter geehrt und sogar förmlich vergöttert worden war, zuletzt sein Ansehen und seinen Einfluß zum größten Theile verlor. Klopstock hatte, als er in den Jahren 1769 bis 1773 den letzten Theil seiner Messiade und die meisten seiner Oden bekannt machte, den Gipfel des Ruhmes erreicht. Sein An-

sehen war bis dahin so groß gewesen, daß sowohl Lessing als Herder, obgleich beide Männer in Sachen des Geschmackes und des Urtheiles über alle ihre Zeitgenossen hervorragten, sich genöthigt gesehen hatten, sehr vorsichtig in Bezug auf einen Dichter aufzutreten, den man ohne alles Bedenken einem Tasso, einem Virgil und sogar einem Homer an die Seite stellte. Lessing hätte gern schon in den Litteraturbriefen den frommen Klopstock ebenso durch eine scharfe Kritik von Thränen, Wehmuth, Engeln, Andacht und Dogmatik zur epischen Wahrheit, zur Lebensfreude und zu rüstiger Thätigkeit zurückgerufen, wie er durch seinen bitteren Tadel den empfindsam und frömmelnd gewordenen Wieland wieder auf die seiner Natur angemessene Bahn hingelenkt hatte. Er hatte dies jedoch damals nicht wagen dürfen, und daher seinen Tadel der Messiade auf die bloße Form des Gedichtes beschränken müssen. Herder hatte sich zwar in den Fragmenten zur deutschen Litteratur auf eine genaue Kritik der Messiade eingelassen; er hatte dies aber in einer bescheidenen Form gethan und jenem Werke Vorzüge zugestanden, die man jetzt schwerlich anerkennen wird. Nichtsdestoweniger war allgemein über die Härte seines Urtheiles geklagt worden.

Sowohl der Ton, welchen Klopstock anstimmte, als auch die ihm eigenthümliche Art von Frömmigkeit und idealer Begeisterung konnten jetzt keine nachhaltige Wirkung mehr auf die Zeit haben, weil sie dem fortschreitenden Geiste derselben widerstritten. In Bezug auf Form, Versbau und Sprache dagegen ist nicht zu läugnen, daß Klopstock sich um die Ausbildung unserer Sprache und um den gelehrten Theil der Nation unsterbliche Verdienste erworben hat. Auch die dramatischen Poesieen, in denen er sich von 1757 an versuchte, gehörten nicht dem frischen neuen Leben, sondern der alten Kirchen- und Schulzeit an. Klopstock dramatisirte alttestamentliche Geschichten; die Welt wollte aber damals auf der Bühne andere Helden sehen, als diejenigen, welche von der Kanzel herab gepriesen zu werden pflegten. Ebenso wenig konnte Klopstock ein Interesse für das Ur-Germanenthum erregen, welches er in anderen Dramen zu verherrlichen suchte. Die Tapferkeit der geworbenen und zum Theil verkauften deutschen Soldaten war zu jener Zeit ebenso weit vom Heldenthum, wie von der Freiheit entfernt; und das Volk nahm sehr wenig Antheil daran, daß, wie man ihm sagte, Hermann vor 2000 Jahren die Römer einmal geschlagen habe. Klopstock's Zeit forderte eine dem neuen Leben verwandte Poesie und eine Geschichte, welche wirkliche Lehrerin des Lebens sein konnte.

4. Andeutungen über die Umgestaltung der deutschen Philosophie.

Die mächtige Bewegung, welche in die deutsche Nationallitteratur gekommen war, mußte, wenn ein neues Leben erstehen sollte, durchaus auch der Herrschaft der Universitäts-Professoren ein Ende machen und die nur der Schule angehörenden philosophischen Systeme derselben vernichten. Die gebildete Welt bedurfte einer Philosophie, welche nicht, wie die herrschenden Katheder-philosophieen, in unverständliche Ausdrücke gefaßt war und nicht, dem Leben entfremdet, bloße Systeme, Grübeleien, Definitionen und gelehrte Pedantereien enthielt. Ja, sogar für das wissenschaftliche Leben war, wenn es nicht im Schul-Pedantismus völlig ersterben sollte, die Herstellung einer ganz neuen Art von speculativer und systematischer Philosophie nöthig. Das letztere Bedürfniß ward zuerst durch Immanuel Kant (1724—1804) klar erkannt und vollständig befriedigt. Die von der Zeit geforderte Popularphilosophie aber war schon vorher durch Reimarus, Lessing, Herder, Mendelssohn und Andere geschaffen worden. Diese neue Philosophie war jedoch keine eigentliche Wissenschaft, sondern blos ein geistreiches Erwägen, Prüfen, Vergleichen und Eintheilen der Litteratur und ihrer Gegenstände, durch welches zuletzt jedes ernste Streben in leeres Geschwätz aufgelöst zu werden drohte. Sie bildete also nur den Uebergang von der alten abgelebten Schulphilosophie zu der durch Kant bewirkten Revolution des wissenschaftlichen Lebens. Diese Uebergangszeit war die Zeit eines Kampfes, welcher Deutschland aus den Fesseln seiner Schulpedanten befreite und dadurch, daß er das Leben weckte und die Kräfte übte, der allgemeinen deutschen Litteratur ungemein förderlich ward.

Die Schulphilosophie, welche beim Beginne dieser Periode auf den Universitäten blühte, war die Wolfische. Doch hatten sich damals schon zwei berühmte Professoren, Darjes in Frankfurt an der Oder und Crusius in Leipzig, von Wolf unabhängig gemacht, und der Letztere hatte sogar ein dem Wolfischen feindliches System aufgestellt. Diese beiden Männer konnten indessen, so berühmt und besucht auch ihre Vorträge waren, dem Zeitbedürfnisse ebenso wenig Genüge leisten, als vorher Wolf. Auch erstreckte sich ihre Wirksamkeit nicht über den Kreis des Universitätslebens hinaus. Ebenso wenig vermochte Feder, welcher von 1768 an in Göttingen lehrte und eine Art von eklektischer oder vielmehr dilettantischer Philosophie geltend machte, das Ansehen und den Einfluß der Philosophie wieder herzustellen, obgleich er bereits fühlte, daß die Deutschen ihr Heil nicht länger in Systemen und Grübeleien suchen wollten, und daß bei der großen Bedeutung der Poesie und der klassischen Studien die Philosophie, wie er sich ausdrückte, dem Zeitgeiste Zugeständnisse machen müsse. Die

Schulphilosophie befand sich also während der Jahre 1760—1780 im Zustande eines völligen Verfalles. Um so größer war dagegen das Ansehen und der Einfluß dessen, was damals statt ihrer nicht vom Katheder herab, in trockenen Compendien und in einer nur dem Gelehrten verständlichen Terminologie, sondern in lesbaren, mit Geschmack geschriebenen Büchern, ja zum Theil sogar in der leichten Form von Romanen und Briefen für Damen dargeboten wurde. Solche Bücher waren die viel gelesenen Schriften eines Lessing, Herder, Mendelssohn, Wieland, F. H. Jacobi, J. G. Schlosser und Anderer. In ihnen waren zwar keine philosophischen Systeme aufgestellt; ihre Verfasser wurden aber darum nicht weniger als Philosophen anerkannt.

Die Philosophie war also von den Pedanten an die Belletristen gekommen. Dadurch gewannen einerseits Poesie, Kunst, Litteratur und Sprache des deutschen Volkes ungemein viel; andererseits gerieth aber die Philosophie als Wissenschaft in Gefahr, ganz unterzugehen. Es mußte daher ein Weg gefunden werden, welcher vom schönen Gerede und vom philosophischen Dilettantismus zum tieferen Denken und zu einer neuen und wahren philosophischen Bildung hinleitete. Die französischen Philosophen oder auch das, was Wieland von ihnen entlehnt und in ein griechisches Gewand eingehüllt hatte, konnten hierzu unmöglich dienen. Ebenso wenig bot der rohe, derbe, ganz im Praktischen wurzelnde Rationalismus, mit welchem ein Nicolai und seine Mitarbeiter damals die Religion wie die Litteratur und Kunst mißhandelten, einen solchen Weg dar. Wohl aber waren Herder, F. J. Jacobi, J. G. Schlosser und besonders Lessing und Hamann im Stande, diesen Uebergang zu vermitteln und der nachher durch Kant bewirkten Herstellung einer neuen wahrhaft wissenschaftlichen Schulphilosophie den Weg zu bereiten.

Das Bedürfniß zur Regeneration der wissenschaftlichen Philosophie ward zuerst in den fernen Ländern der Ostseeküste empfunden. Dort war es besonders Johann Georg Hamann (1730—1788), welcher für die Befriedigung desselben wirkte, und nicht blos durch Schriften, sondern namentlich auch durch seine Privatbriefe auf die erste Verbreitung der Kantischen Philosophie einen sehr bedeutenden Einfluß ausübte. Dieser durch Originalität des Wesens und durch Selbstständigkeit des Urtheiles ausgezeichnete Mann wandte sich zwar in einer Zeit, welche das geradezu Entgegengesetzte forderte und bedurfte, dem Mysticismus und einer ganz wunderlichen, unklaren und verworrenen Schreibart zu; er besaß aber ein großes kritisches und satirisches Talent, und erhielt durch seine Verbindung mit den geistreichsten Schriftstellern einen sehr bedeutenden Einfluß. Da er nämlich

ebenso wohl das Mangelhafte einer Verstandesreligion, als das Ungenügende einer bloßen Reflexionsphilophie erkannte und Besseres andeutete, so stand er nicht blos bei den Schwärmern und Mystikern, sondern auch bei den verständigen Männern in sehr großem Ansehen. Ueberdies hatten die Briefe, die er mit allen diesen Männern wechselte, und welche zum Unterschied von seinen Büchern in klarer und einfacher Sprache geschrieben waren, eine ganz außerordentliche Wirkung. Sie waren es, durch welche der Kantischen Philosophie schneller Eingang verschafft wurde, als dies durch gedruckte Schriften hätte geschehen können.

Der Reformator der ganzen philosophischen Wissenschaft, Immanuel Kant zu Königsberg, hatte das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Revolution ebenso viele Jahre vorausempfunden, als Rousseau und Montesquieu das einer Staatsumwälzung des französischen Reiches. Dies gab er schon in seinen ersten Schriften zu erkennen. Er sprach es aber vorzugsweise in den Vorlesungen aus, die er an der abgelegensten der deutschen Universitäten hielt. Er war daher auch in seiner Heimath von einem Herder, einem Hamann und Anderen längst als ein großer Mann anerkannt, ehe man ihm im übrigen Deutschland Aufmerksamkeit schenkte. Sogar als er schon Jahrzehnte lang durch Vorlesungen und Schriften seine Meisterschaft im Wissen und Denken kund gegeben hatte, und endlich 1781 die berühmte Kritik der reinen Vernunft herausgab, durch welche die Revolution der deutschen Wissenschaft und gesammten wissenschaftlichen Litteratur herbeigeführt wurde, dauerte es noch mehrere Jahre, bis die Kantische Philosophie sich allgemein verbereitete und so ihre mächtige Wirkung äußerte. Dies würde sogar damals noch nicht geschehen sein, wenn nicht zwei zufällige Umstände dabei mitgewirkt hätten. Der eine bestand darin, daß Karl Bernhard Reinhold (1757—1823), dessen bemerkenswerthen Lebensgang wir bereits erwähnt haben, und welcher 1783 nach Weimar kam und die Kantische Lehre als eine Lösung der Hauptaufgabe aller Philosophie, als eine Art von philosophischem Evangelium erkannt hatte, von 1787 an als Professor zu Jena durch seine Vorlesungen und durch eine Anzahl Schriften ganz Deutschland für dieselbe in Aufregung brachte. Der zweite Umstand war der große Einfluß, den damals noch litterarische Zeitschriften in Deutschland hatten. Zwei Journale nämlich, deren Urtheile als Orakelsprüche galten, die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek und die kurz zuvor neu gegründete Jenaische Litteratur-Zeitung, verkündigten der gelehrten Welt die Kantische Philosophie als ein ganz neues Licht. Außerdem ward diese auch noch in dem von Wieland, dem Schwiegervater Reinhold's, redigirten deutschen Merkur, welcher für

die Salons bestimmt war und ein sehr großes Publikum hatte, der Lesewelt empfohlen.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, einen Begriff von Kant's Lehre zu geben, da es sich um eine Philosophie handelt, deren Verständniß eine streng wissenschaftliche Durchbildung voraussetzt. Auch bedarf es zu unseren Zwecken nur einer Andeutung über den außerordentlichen Einfluß, welchen die Kantische Philosophie auf den Entwickelungsgang der deutschen Bildung ausgeübt hat. In dieser Hinsicht genügt die kurze Bemerkung, daß die durch Kant bewirkte Revolution unserer ganzen Litteratur sich nicht etwa auf eine Reform der herrschenden Lehrbegriffe und Systeme beschränkte, sondern daß sie vielmehr in einer völligen Umgestaltung der Denkweise selbst, in einer strengen Prüfung und Sichtung der hergebrachten Ausdrücke, Begriffe und Methoden, in einer Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens selbst und in einer sorgfältigen Bestimmung der ihm gesetzten Grenzen bestand.

Kant's Schriften machten, sobald sie das Interesse der ganzen gebildeten Welt erregt hatten, einen Eindruck und ein Aufsehen, wie kein anderes Buch des vorigen Jahrhunderts. Seine Philosophie wurde bald auf allen Universitäten herrschend; sie rief zahllose Zeitschriften hervor, und Fähige wie Unfähige zogen in den Kampf für eine Angelegenheit, welche nur von Wenigen beurtheilt werden konnte, obgleich das Resultat Alle anging. Auch die Vorzüglichsten unter den sogenannten Rationalisten der theologischen Welt begrüßten mit Freuden eine Philosophie, welche den Menschen selbstständig machte, und den Glauben an die Fähigkeit des Menschen, sich über die Realität zu erheben, nicht mehr auf eine bloße Theorie der Offenbarung gründete. Auf die schöne Litteratur übte Kant, welcher schon 1764 in seiner Schrift über das Gefühl des Schönen und Erhabenen den Grundstein zu einer neuen Wissenschaft des Schönen oder Aesthetik gelegt hatte, durch seine 1790 erschienene Kritik der Urtheilskraft den bedeutendsten Einfluß aus. Selbst die damaligen Koryphäen der deutschen Poesie, Göthe und Schiller, huldigten, auch ohne Kantianer zu werden, der neuen Ansicht über das Schöne, und folgten den von Kant ausgesprochenen Grundsätzen.

5. Lavater, Basedow und die Reformen in Erziehung und Unterricht.

Die Revolution, welche im vorigen Jahrhundert die deutsche Litteratur und Bildung ganz umgestaltete, wurde dadurch rascher ihrem Ziele entgegengeführt, daß Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen Mittelpunkt für sein geistiges Leben erhielt. Die beiden Städte Jena und Weimar nämlich wurden, weil in der einen

die tonangebenden Theologen und Philosophen, in der anderen die ersten Dichter und Prosaisten sich zusammen fanden, für Deutschlands Litteratur und Wissenschaft auf einige Zeit ganz dasselbe, was London und Paris für England und Frankreich sind. In Jena wurde die protestantische Theologie auf eine der fortgeschrittenen Cultur entsprechende Weise umgestaltet. Dort und in Weimar ward zu gleicher Zeit, vermittelst der Kantischen Philosophie, der ganzen deutschen Litteratur ein von allen Nationen Europa's bewunderter geistiger Gehalt und Schwung verliehen.

Dieser Vollendung der litterarischen Revolution Deutschlands gingen einige unter sich sehr verschiedene Bewegungen voraus, deren deshalb hier zunächst gedacht werden muß. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zuerst dem Verhalten der mystischen Partei zu, deren Haupt und Wortführer damals Joh. Caspar Lavater (1741—1801) war. Es wird sich dabei zeigen, daß selbst ein so strenggläubiger Mann wie Lavater in den Geist der Zeit miteinstimmte, wiewohl freilich nur auf seine Weise. Lavater war und blieb stets ein schwärmerischer Anhänger jener ängstlichen Art von Religiosität, welche jede äußere Form der Glaubensübung zur Seligkeit nöthig erachtet, und jedes Mittel zur Erregung einer künstlichen Andacht ergreift. Er hatte einen wahren Köhlerglauben, und ließ sich von jedem frommen Schwärmer oder Gauner, von einem Gaßner, einem Mesmer, einem St. Martin, einem Jung-Stilling hinreißen. Nichtsdestoweniger war er zugleich ein Schüler und Apostel von Rousseau's Freiheitslehre, ein aufrichtiger Freund der von diesem gepredigten naturgemäßen Bildung und weder ein Ketzerverfolger, noch ein Heuchler und Symbolgläubiger, sondern ein wirklich frommer und zugleich toleranter Mann, welcher die herrschende Consistorial-, Katheder- und Katechismustheologie haßte.

Lavater, der 1741 in Zürich geboren war und später daselbst als Prediger wirkte, hatte als junger Mann einige Zeit in Berlin gelebt, war dort mit dem neuen geistigen Leben in Norddeutschland und mit den Trägern desselben bekannt geworden, und hatte sich durch seine Talente, seine Bildung und seinen Charakter in ganz Deutschland ein gewisses Ansehen erworben. Er vermehrte nachher (1767) diesen Ruf durch seine vielgesungenen Schweizerlieder und (1768) durch eine erbauliche Schrift, welche er „Aussichten in die Ewigkeit" betitelte. Mit der Letzteren übernahm er schon im 27. Lebensjahre die Rolle eines Apostels und Herolds der religiösen Schwärmerei. Im Jahre 1769 übersetzte er eine Schrift des Genfers Bonnet, in welcher die Naturforschung zur Begründung der orthodoxen Lehre gebraucht worden war. In der Vorrede zu dieser Uebersetzung forderte Lavater den ihm von Berlin her befreundeten Juden Moses Mendelssohn auf, entweder Bon-

net's Beweisführung zu widerlegen oder zum Christenthum überzutreten. Dadurch rief Lavater einen Streit hervor, welcher das größte Aufsehen erregte.

Mendelssohn nämlich hatte schon 1755 durch eine in Verbindung mit Lessing ausgearbeitete Schrift, sowie nachher durch andere Arbeiten großen Ruhm erworben. Er hatte namentlich die Philosophie nicht blos aus der Schule ins Leben zurückzuführen gesucht und sie zugleich in eine würdige und verständliche Sprache zu fassen gewußt, sondern auch viel dazu beigetragen, daß in Deutschland die französische Philosophie einem tieferen Denken und besseren Theorieen Platz gemacht hatte. Alle Parteien achteten ihn als einen Forscher, welcher ebenso ehrlich und gründlich, als bescheiden und fleißig war. Nur die Orthodoxen haßten ihn und machten ihn als Juden verdächtig. Ihnen war besonders seine klassische Schrift „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" anstößig, weil dieselbe im Grunde eine Vertheidigung der natürlichen Religion war, und durch ihre edle, reine Sprache, sowie durch ihren milden, von allen polemischen Angriffen freien Ton großen Eindruck gemacht hatte. Mendelssohn's Phädon war daher auch der eigentliche Gegenstand des Streites, welchen Lavater als Vertheidiger der Unentbehrlichkeit des christlichen Offenbarungsglaubens durch die erwähnte Aufforderung erregte. Mendelssohn antwortete dem frommen Eiferer behutsam und freundlich, machte auf das Lächerliche einer solchen Zumuthung aufmerksam, und benutzte die Gelegenheit, um dem Publikum zu beweisen, daß man mit der veralteten theologischen Dialectik, wie sie von Bonnet angewandt worden sei, ebenso gut den göttlichen Ursprung des Buddhaismus oder des Islam, wie den des Christenthums unwiderleglich demonstriren könne. Lavater nahm hierauf zwar, weil er erkannte, daß er intolerant gewesen sei, seine Aufforderung wieder zurück; er wurde aber fortan von den Mystikern, von den Schwärmern und Wortgläubigen, welche ihre Orthodoxie immer mehr bedroht sahen, als Oberhaupt und Patriarch anerkannt. In und außer Deutschland betrachtete man ihn als eine der festesten Stützen der alten Religion, und rief ihn um Orakelsprüche an. Dies machte ihn zu einer Hauptperson in der so ungemein lebhaften geistigen Bewegung jener Zeit. Er selbst schritt auf der betretenen Bahn immer weiter voran. Im Jahre 1772 gab er sogar obgleich kaum erst 30 Jahre alt, ein Tagebuch seiner selbst heraus, in welchem er eine Anweisung zur künstlichen Andacht ertheilte, und eine bis ans klösterliche Treiben streifende Art von Religionsübung lehrte, zugleich aber doch auch freisinnige, dem Geiste der Zeit entsprechende Ansichten vortrug.

Diese doppelte Seite von Lavater's Wesen und der unbegrenzte

Einfluß, den er gleich einem Heiligen auf alle zarten Gemüther ausübte, trugen auch sehr viel dazu bei, daß die ganz revolutionären Ideen Basedow's über Erziehung und Unterricht fast überall Eingang fanden; denn Lavater war einer der Ersten, die sich zu Gunsten der wunderlichen Pläne dieses Mannes erklärten. Joh. Bernhard Basedow, (1723—1790) dessen Treiben eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dieser außerordentlichen Zeit ist, war ein in seiner Erziehung ganz vernachlässigter, dabei äußerlich schmutziger, dem Trunke ergebener und streitsüchtiger Mann, der sich früher abwechselnd als Bedienter, Studirender und Hauslehrer umhergetrieben hatte. Er hatte auch nicht einmal eine Ahnung von dem erlangt, was eigentlich Menschenbildung und Größe des menschlichen Geistes sei, war also zum Reformator der Jugendbildung ebenso wenig geeignet, als Rousseau zum Reformator des Staates und der Kirche. Nichtsdestoweniger gelang es ihm durch sein unläugbares Talent, seine Dreistigkeit und seinen rastlosen Eifer, in Deutschland eine gänzliche Veränderung des Unterrichts und der Erziehung herbeizuführen, während der als Denker und Schriftsteller ihm weit überlegene Rousseau dies weder in seiner Vaterstadt, noch in Frankreich durchzusetzen vermochte. Basedow ist daher zugleich mit Rousseau, Mirabeau, Marat, Danton und Andern ein glänzender Beweis für den Erfahrungssatz, daß radikale Reformen durch moralische Werkzeuge nicht ausgeführt werden können, sondern daß dazu entweder Männer von frevelhaftem Unternehmungsgeist wie Danton oder Leute von unbegrenzter Kühnheit wie Basedow nöthig sind.

Basedow fand, als er öffentlich auftrat, den deutschen Schulunterricht in demselben Zustande, in welchem Mirabeau 1789 die französische Monarchie fand; die häusliche Erziehung war sogar noch elender. Er suchte zuerst den Universitätsunterricht zu verbessern, fühlte sich jedoch bald einem solchen Geschäfte nicht gewachsen, und wandte sich daher ganz allein der Verbesserung der niederen und mittleren Schulen und der Privaterziehung zu. Von 1763 an überschwemmte er Deutschland Jahre lang mit Schriften über Religion und Religionsunterricht, in denen er sich mit ungebundener Freimüthigkeit gegen das orthodoxe System aussprach. Er wurde dafür von rechtgläubigen Pfarrern, Consistorien und Regierungsbehörden verfolgt, erhielt aber gerade wegen dieser Verfolgungen das Ansehen eines Märtyrers und einen großen Anhang.

Um das Jahr 1767 kam er auf den Gedanken, ein großes Werk zu verfassen, durch welches das gesammte Schul- und Erziehungswesen auf ganz neue Grundlagen gebaut werden sollte. Er gab 1768 eine Ankündigung dieses sogenannten Elementarwerkes heraus, die man

als ein förmliches Manifest über die bevorstehende Rettung der Menschheit durch eine neue Art von Erziehung und Unterricht ansehen muß. Basedow forderte in derselben die ganze Welt zur Deckung der Kosten auf, welche die von ihm als eine Angelegenheit der Menschheit dargestellte Herausgabe seines großen Werkes erheische. Dieses Manifest hatte einen Erfolg, welcher nur dann zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß damals jener ideale Sinn und jener große und allgemeine Enthusiasmus für Menschenbildung herrschte, dem wir unsere ganze neuere Litteratur verdanken. Der erste Erfolg von Basedow's Aufforderung waren Anfragen und Briefe von edeln Männern und Frauen aller Stände. Dies ward dann die Veranlassung, daß Basedow, anstatt die Briefe einzeln zu beantworten, ein Journal drucken ließ, in welchem er den Plan seiner geistigen Wunderkur weiter entwickelte. Die Subscription auf das Elementarwerk hatte einen raschen Fortgang, zumal da Basedow in seinem aufrichtigen, von Eigennutz ganz freien Enthusiasmus sogar die Rolle eines Musterreiters und Marktschreiers nicht verschmähte. Fürsten und Minister, die angesehensten Gelehrten in Deutschland, Dänemark und der Schweiz, die Akademieen von Berlin und Petersburg billigten und empfahlen das Elementarwerk. Die Sache gelang vollständig, so sehr auch ihr Urheber von den Rechtgläubigen verketzert wurde. Schon im Mai 1771 war eine Summe von 15,000 Thalern beisammen, zu welcher die Kaiserin Katharina II. allein 1000 Thaler beigetragen hatte.

Als Vorläufer und Probe des Elementarwerkes machte Basedow 1769 und 1770 drei kleine, mit schönen Kupfertafeln ausgestattete Bücher bekannt, welche alle drei schon durch ihre Titel die bevorstehende Revolution der Erziehung ankündigten. Diese Schriften boten den Eltern die erfreuliche Aussicht dar, daß ihre Kinder ohne Arbeit und Anstrengungen tugendhaft und weise werden würden; denn nach Basedow's Verheißung sollte Alles spielend gelehrt werden. Sie wurden daher von dem deutschen Publikum, welches damals in einer ganz idealen Richtung befangen war, und sich noch dazu des quälenden, in Hinsicht auf wirkliche Bildung unfruchtbaren Unterrichtes der lateinischen Schulen erinnerte, mit dem größten Beifall aufgenommen. Vergebens erhoben sich einige Männer, wie z. B. Schlözer, gegen das windige Treiben, und suchten den Deutschen zu beweisen, daß von Basedow und seinen Bilderbüchern nimmermehr eine wahre und tüchtige Jugendbildung zu erwarten sei. Sie predigten tauben Ohren. Die Unvereinbarkeit des Lebens neuerer Zeit mit der alten Art der Erziehung und des Unterrichts verschaffte einem Manne, welcher weder wissenschaftliche, noch häusliche und gesellige Bildung besaß, die Macht eines Gesetzgebers oder Dictators im Gebiete des Erziehungswesens.

Sogar Männer von gediegener Bildung wurden durch das allgemein herrschende Gefühl der Nothwendigkeit einer Reform der veralteten Zustände angetrieben, sich der Sache Basedow's mit Wärme anzunehmen. Zu diesen Männern zählen wir nicht etwa blos den schwärmerischen Lavater, sondern auch dessen Landsmann Isaak Iselin, (1728 bis 1782) einen von ächter Menschenliebe beseelten Schriftsteller, der als Publicist großes Ansehen hatte, und namentlich den edeln J. G. Schlosser, welcher von Projectmacherei sehr weit entfernt war. Man erwartete damals das Heil der Menschheit mit ebenso großer Sicherheit von einer empfindsamen Erziehung, wie man dasselbe jetzt von den materiellen Fortschritten erwartet.

Im Jahre 1774 erschien endlich das Elementarwerk; Basedow hatte aber, da bei ihm ein Plan den anderen hervorrief, damals bereits ein neues Project entworfen. Er wollte nämlich eine große philanthropische Schule gründen, in welcher nicht blos die Jugend nach der neuen Methode unterrichtet und erzogen, sondern auch Lehrer für dieselbe gebildet und zugleich eine Bücherfabrik für die Erziehungsreform angelegt werden sollte. Zur Gründung einer solchen Anstalt stellte der menschenfreundliche Fürst von Dessau den Reformator mit einer Besoldung an, die in jener Zeit für einen Gelehrten außerordentlich hoch war, während zugleich die dänische Regierung, in deren Diensten Basedow bisher gestanden hatte, ihm seinen Gehalt fortbezahlte. Die neue Lehranstalt, oder, wie Basedow sie nannte, das Philanthropium, wurde im December 1774 zu Dessau eröffnet. Der Titel des Programmes, mit welchem Basedow sie angekündigt hatte, zeigt besser, als jede Auseinandersetzung, den Geist ihres Stifters und den Charakter des herrschenden Enthusiasmus auf welchen Basedow seine nichtigen Schöpfungen gründete. Er lautet: „Das in Dessau errichtete Philanthropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche. Ein Fideicommiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerkes. Den Erforschern und Thätern des Guten unter Fürsten, menschenfreundlichen Gesellschaften und Privatpersonen empfohlen von Basedow." Da die Anstalt anfangs nicht recht gedeihen wollte, so hatte Basedow die Frechheit, öffentlich die Drohung auszusprechen, daß er seine Hand von der Menschheit abziehen werde, wenn man ihm nicht bis Ostern 1776 10,000 Dukaten für das Philanthropium zahle.

Die Geschichte des Philanthropinms zu Dessau, mit welchem bald ein Ordensbund junger Lehrer als Propaganda für das neue Schulsystem verbunden ward, muß hier eben so übergangen werden, wie die Zwistigkeiten Basedow's mit seinen Collegen, den später so berühmt

gewordenen Pädagogen Campe und Salzmann, den beiden wackeren Gelehrten Simon und Schweighäuser u. A. Auch eines andern Philanthropiums, welches schon vor dem Dessauischen der Graf von Salis errichtet hatte, kann nur im Vorbeigehen gedacht werden. Diese zu Marschlinz in Graubünden errichtete Lehranstalt ist besonders darum zu erwähnen, weil der berüchtigte, damals schon als Ketzer verfolgte Bahrdt Director derselben ward, und als solcher von dem frommen Lavater eingeführt wurde, der also um des Fortschreiten der Menschheit willen seine religiösen Vorurtheile bei Seite setzte. Wir bleiben bei dem Hauptergebnisse dieser ganzen sonderbaren Bewegung stehen. Die deutsche Welt legte damals, durch Rousseau's Schriften und durch Basedow's Marktschreiereien in Begeisterung gesetzt, einen Theil der alten Pedanterie ab, und entsagte namentlich der bisherigen Erziehungs-Methode. Statt daß man nach dieser in der Jugend vor Allem die Sinnlichkeit, welche als eine Folge von Adam's Sündenfall angesehen wurde, gewaltsam zu tödten gesucht hatte, fing man jetzt an, mehr der Natur als der Zucht zu vertrauen. Man suchte außerdem nur das, was unmittelbar Frucht brachte, in die Seele des Kindes zu pflanzen, und nur das, was unmittelbar einleuchtend war, seinem Geiste vorzuführen. Ernst, Strenge, wirkliche Entwickelung des Geistes, Gründlichkeit, Gewöhnung an Arbeit und Thätigkeit wurden also von der Jugend fern gehalten. Diese neue Art von Erziehung und Unterricht war freilich ebenso einseitig und verkehrt, wie die alte; allein sie bereitete doch wenigstens die völlige Umgestaltung vor, welche in unserem Jahrhundert das Schulwesen erlitten hat. Außerdem gewann bei dieser pädagogischen Revolution der Bürger und Bauer, also derjenige Theil des Volkes, welcher bei Revolutionen gewöhnlich der Betrogene ist, ebenso viel, als die höheren Klassen und der Gelehrtenstand an gründlicher wissenschaftlicher Bildung verloren; denn es entstanden überall deutsche Schulen, in welchen die Realien gelehrt und Bürger, wie sie das Leben unserer Zeit fordert, gebildet wurden. Auch dem weiblichen Geschlechte kam der durch Rousseau und Basedow angeregte Geist des Reformirens zu statten; denn statt daß man bisher die weibliche Jugend in Hinsicht auf Bildung ganz vernachlässigt hatte, wurde sie jetzt aus dem Mägdestande, wozu sie verdammt gewesen war, erlöst. Sogar der Untergang von Basedow's Lehranstalt, welcher schon nach dem Ablauf des ersten Jahrzehnts stattfand, hatte die wichtigsten Folgen. Er ward nämlich für die deutsche Erziehung dasselbe, was die Sprachenverwirrung bei dem Thurmbau zu Babel für die erste Cultur von Asien gewesen sein soll. Die Lehrer von Dessau zerstreuten sich in alle Gegenden von Deutschland, errichteten Erziehungsanstalten und brachten jeder auf seine Weise Basedow's Ideen in An-

wendung. Von den unzähligen Erziehungsanstalten, welche damals gleich Fabriken errichtet wurden, waren die Campe'sche bei Hamburg und die noch jetzt bestehende Salzmann'sche in Schnepfenthal bei Gotha die berühmtesten.

Basedow hatte durch sein Streben, das Erziehungswesen zu reformiren, die ganze deutsche Welt in Aufregung gebracht. Diese Bewegung dauerte, auch nachdem seine Idee die Probe schlecht bestanden hatte, noch eine zeitlang fort, und es entstand eine ganz neue Art von Litteratur, die pädagogische. Unzählige Schriften wurden über Erziehung und Unterricht geschrieben, und noch größer war die Zahl der Kinderschriften, mit welchen seit Basedow's Zeit die deutsche Welt unausgesetzt überfluthet worden ist. Unter den vielen Männern, welche damals für die Verbesserung von Erziehung und Unterricht thätig waren, haben zwei sich durch wahrhafte Verdienste einen ehrenvollen Platz erworben. Diese waren der badische Beamte und nachherige Frankfurter Stadtsyndikus J. G. Schlosser und der Erbherr von Rekahn, von Rochow. Der Erstere arbeitete, obgleich er Platoniker war, allen utopischen Träumereien der Phantasten entgegen, und stellte in einer 1771 erschienenen Sittenlehre für das Landvolk ein Muster auf, wie man, ohne zu revolutioniren, dem Volke helfen könne. Diese im Geiste Türgot's und der Oekonomisten, deren mächtiger Einfluß sich auch auf Deutschland erstreckte, geschriebene Schrift gehört zu den vortrefflichsten Volksbüchern unserer Nation. Rochow suchte durch Schriften, welche für die Kinder der Landleute bestimmt waren, nützliche Kenntnisse und Wohlstand zu verbreiten. Er erwarb sich außerdem noch dadurch ein großes Verdienst, daß er auf seinen Gütern die ersten Musterschulen für Landschullehrer errichtete.

Ueber die neu aufkommende Litteratur der Kinderschriften bedarf es, da die ersten Erzeugnisse derselben einem Jeden aus seiner Jugendzeit bekannt sind, nur einer kurzen andeutenden Bemerkung. Die berühmtesten Verfertiger solcher Schriften waren Joachim Heinrich Campe (1746—1818) und Christian Gotthilf Salzmann (1744—1811), zwei Männer, welche zugleich als Lehrer der Erziehungskunst eine Bedeutung für das deutsche Leben und seine Geschichte gehabt haben. In letzterer Beziehung haben Beide einerseits dazu beigetragen, daß der alten pedantischen und pietistischen Erziehungsart ein Ende gemacht wurde; andererseits aber haben sie auch der Oberflächlichkeit und Anmaaßung den Weg bereitet und den Sinn für wahre Poesie und für gediegene Bildung abgeschwächt. Dasselbe gilt von ihren Jugendschriften, sowie von der Kinder-Litteratur jener Zeit überhaupt. Dieser ganzen Litteratur lag ein Hauptgedanke zu Grunde, dessen Herrschaft lange gedauert und auf den Geist der Na-

tion nachtheilig eingewirkt hat. Man leitete nämlich den jugendlichen Geist immer nur auf dasjenige hin, was handgreiflich und im engen Kreise des individuellen Lebens unmittelbar brauchbar war. Dem inneren Leben dagegen ward entweder blos eine kalte, langweilige, erschlaffende Moral dargeboten, oder man suchte jene gutmüthigen, auf den häuslichen Kreis beschränkte Empfindungen zu erwecken, welche der damaligen Generation ebenso für Tugenden galten, wie der vorhergegangenen Beten, Singen und regelmäßiger Kirchenbesuch für Religion gegolten hatten. Wenn daher auch diese Kinderschriften das Verdienst gehabt haben, daß sie anstatt des unpraktischen Wissens der früheren Zeit eine lebendige Erkenntniß erweckten, so haben sie doch zugleich den jugendlichen Geist in die Fesseln des starren Begriffslebens und der materiellen Interessen geschlagen und in Schule und Haus die biblischen Geschichten zurückgedrängt, welche wenigstens den poetischen Sinn angeregt und religiösen Schwung verliehen hatten.

Ueber alle diese Schriften ragt an innerem Gehalt ein im Jahre 1781 erschienenes Buch hervor, welches nicht sowohl für Kinder, als vielmehr für das Volk geschrieben war. Dieses Buch ist Heinrich Pestalozzi's (1746—1827) „Lienhard und Gertrud". In demselben hat Pestalozzi, ohne zu idealisiren, aber mit einer etwas sentimentalen Färbung, wie sie jener Zeit entsprach, auf meisterhafte Weise eine schweizerische Dorfgemeinde nach allen in ihr vorkommenden Abstufungen der Gesinnung und Denkart gezeichnet. Auch die einem anderen Lebenskreise angehörenden Einwohner des Dorfes, der Pfarrer und der Gutsherr, sind treu nach dem Leben geschildert. Was den Stil betrifft, so hatte Pestalozzi zwar den Volkston ganz in seiner Gewalt; er mußte sich aber in Hinsicht auf Richtigkeit und Reinheit der Sprache fremder Hülfe bedienen. Dies that dem Wesen des Buches anfangs keinen Eintrag; bei den späteren Auflagen aber half Jemand, welcher den eigentlichen Charakter dieses aus inniger Theilnahme am Schicksale der ärmsten Volksklassen hervorgegangenen Werkes veränderte. Die Erzählung wurde dadurch ins Breite gezogen und das Buch zugleich zu einer Vorrathskammer der verschiedenartigsten Belehrungen gemacht, was ihm seinen Hauptvorzug, rasche Handlung und kurze Moral, raubte.

6. Bahrdt's Speculation auf den Zeitgeist.

Auch die großartige Revolution im geistigen Leben der Deutschen, dessen Hauptvertreter wir so eben kennen gelernt, wurde von der Gewinnsucht zu ihren schmutzigen Zwecken ausgebeutet. Schon manche von den kurz zuvor erwähnten Jugendschriften waren eine Frucht der Speculation gewesen, welche Schriftsteller und Buchhändler auf die veränderte Erziehung und Lebensansicht gründeten. Am ärgsten

jedoch war das erwachte Bedürfniß neuer Ansichten und neuer Lebensformen von Karl Friedrich Bahrdt (1741—1792) für selbstsüchtige Zwecke benutzt. Das Leben und Treiben dieses gesinnungslosen, in gemeine Unsittlichkeit versunkenen, nur von Geldgier und Genußsucht geleiteten Mannes kann uns aufs Anschaulichste zeigen, wie sehr damals die Welt sich sehnte, dem Geistesdrucke endlich zu entgehen und freier zu athmen. Bahrdt war nicht weniger als wissenschaftlich durchgebildet; aber er wußte sich das Ansehen großer Gelehrsamkeit zu geben. Er hatte nie die Absicht, die Wahrheit aufzufinden und den Irrthum zu zerstören; aber er wußte sich des halb zur Mode gewordenen Unglaubens auf eine gewandte Weise zu bedienen, um unter der Maske eines freigesinnten, für die Menschheit begeisterten Mannes einträgliche Speculationen auf den Zeitgeist zu machen. Diese gelangen ihm insgesammt, weil er bis zur Unverschämtheit dreist war, und nicht nur populär, sondern auch moralisch und sogar empfindsam zu schreiben verstand. Er fing sein schmutziges Geschäft schon in Erfurt an, wo er bereits im achtundzwanzigsten Lebensjahre (1768) Professor der Philosophie geworden war. Da die Schriften, welche er dort herausgab, sich noch innerhalb der Schranken der Sittlichkeit hielten, so erkannte selbst der gute Semler den Wolf in Schafskleidern nicht, und empfahl ihn zu einer theologischen Professur in Gießen (1772). Hier schrieb Bahrdt die verschiedenartigsten theologischen Bücher, trat immer dreister gegen die protestantische Kirchenlehre auf, und gab endlich seine berüchtigte Uebersetzung des neuen Testamentes heraus. In dieser Uebersetzung oder vielmehr Travestirung vertilgte er jeden Hauch des Orients, verwischte jede nationale Färbung, erstickte jede religiöse Empfindung, verbannte alle im kirchlichen Lehrbegriffe hergebrachten, durch eine gedankenvoll mysteriöse Beziehung dem Gemüthe theuer gewordenen Ausdrücke und Wendungen, und ersetzte sie durch eine aus lauter modernen Wörtern bestehende, kalte, nackte, breitgedrückte, geschmacklose Prosa. Diese freche Profanation dessen, was aller Welt bisher heilig gewesen war, rief einen furchtbaren Sturm gegen Bahrdt hervor. Er wurde alsbald von seinem Amte suspendirt und würde damals von allen Freunden religiöser Aufklärung aufgegeben worden sein, wenn nicht die Zeloten, unter denen sich natürlich auch der uns schon bekannte Pastor Götze befand, auf eine gar zu arge Weise gegen ihn getobt hätten. Wie stark übrigens der Haß gegen den Druck pedantischer Rechtgläubigkeit und der Eifer für die Verbreitung einer verständigen Religionsansicht war, kann man aus dem Umstande ermessen, daß Bahrdt's Bibelübersetzung, obgleich er sich in ihr sogar gegen den gesunden Verstand versündigt hatte, in neun Jahren dreimal neu aufgelegt ward.

Bahrdt erhielt, gerade als man ihn in Gießen förmlich absetzen wollte, einen Ruf als Director des Philanthropiums zu Marschlinz. Hier spielte er dann Basedow's Rolle, ohne von dessen wahrhaftiger Begeisterung auch nur einen Funken zu besitzen. Schon nach einem Jahre (1776) ward er vom Grafen Leiningen als Generalsuperintendent nach Dürkheim berufen, um in dem nahe bei dieser Stadt gelegenen Heidesheim ein Philanthropinm zu gründen. Er zeigte sich auch dort, wie überall, als einen nur von schmutziger Gewinn- und Genußsucht geleiteten Mann. Nichtsdestoweniger ward er stets als Mann von Talent und als Märtyrer der Aufklärung gepriesen, weil er in den Ton des Zeitgeistes einstimmte, und weil die Partei der Altgläubigen ihn auf eine ganz unverständige und noch dazu ungerechte Weise verfolgte. Im Jahre 1779 wurde Bahrdt auf Betreiben dieser Partei vom Reichshofrath der Irreligiosität für schuldig erklärt, seines Amtes entsetzt und sogar bei Strafe der Verbannung zum Widerrufe verurtheilt. Dieser Urtheilsspruch war ohne förmlichen Proceß, und ohne daß man vorher des Beklagten Landesherrn und das Corpus Evangelicorum befragt hatte, erlassen worden. Es war also eine Verletzung des Rechtes der Protestanten, und ein gefahrdrohender Angriff auf den freien Gebrauch der Vernunft, und Bahrdt's Sache ward in Folge davon eine Reichsangelegenheit, sowie eine Lebensfrage für alle Verständigen und Freigesinnten. Der Verfolgte wandte sich an die zwei berühmtesten Vertheidiger unbefangener Bibelforschung, den Probst Teller in Berlin und den Professor Semler in Halle. Der Erstere nahm sich der in Bahrdt's Person verfolgten Sache der Freiheit an, und bewirkte bei der preußischen Regierung, daß Bahrdt mit Geld unterstützt und in Halle als Privat-Docent der Philosophie zugelassen wurde. Semler dagegen, welcher schon damals von der Zeit-Philosophie Gefahr für das Wesen des Christenthums besorgte, eiferte gegen Bahrdt's Zulassung in Halle, und klagte ihn öffentlich als einen Feind des christlichen Glaubens an.

Semler, der jetzt als Obscurant verschrieen wurde, hatte sich bei seinem Auftreten gegen Bahrdt besonders durch zwei lokale Rücksichten leiten lassen. Er fürchtete nämlich erstens für die Universität Halle, auf welcher der bekannte Klotz eine Schule der Unsittlichkeit gegründet hatte, das Aergste von einem Manne, dessen Gegenwart überall wie eine sittliche Pest betrachtet wurde. Außerdem hegte er die Besorgniß, das Bahrdt den Deismus fördern werde, welcher gerade damals von dem Professor Eberhard in Halle gepredigt wurde. Dieser Gelehrte, dessen wir hier mit einigen Worten gedenken müssen, wirkte nicht sowohl wissenschaftlich auf Denker und Forscher, als vielmehr rednerisch auf das große Publikum, und hatte als ein vielseitig gebildeter, ruhiger

und gemäßigter Mann, und gerade weil er weniger in die Tiefe als in die Breite ging, großes Anſehen erlangt. Er trug in einer eigens zu dieſem Zwecke gegründeten Zeitſchrift, ſowie in einem beſonderen Buche, der Apologie des Sokrates, eine rein deiſtiſche Lehre vor, und griff die ganze alte Dogmatik in derſelben oberflächlichen Weiſe an, wie die franzöſiſchen Philoſophen und wie Nicolai und ſeine Genoſſen. Er wurde dafür ſpäter von Leſſing zurechtgewieſen, welcher zu viel Geiſt und wahre philoſophiſche Bildung beſaß, um nicht das wenigſtens durch logiſche Conſequenz ausgezeichnete alte dogmatiſche Syſtem dem flachen, gehaltloſen Deismus vorzuziehen.

In Hinſicht auf Bahrdt's ſpätere Schickſale iſt noch zu bemerken, daß derſelbe bis zuletzt das Leben eines Abenteurers zu führen fortfuhr, im Jahre 1789 auf Grund des preußiſchen Regierungsedicts zu einjährigem Gefängniſſe verurtheilt wurde und 1792 an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtarb.

7. Der Göttinger Dichterbund.

Was nach Baſedow's Plan die Stadt Deſſau für Erziehung und Unterricht hatte werden ſollen, wurde Göttingen durch eine Anzahl enge verbundener junger Dichter und durch eine Zeitſchrift, den von Boie redigirten Muſenalmanach, für die deutſche Poeſie. Die jungen Dichter, die ſich um 1772 in Göttingen zuſammen fanden, waren von einem edeln Eifer für ächte Bildung und von warmer Vaterlandsliebe beſeelt. Sie führten ſtatt des gewöhnlichen Treibens der Studenten ein jugendlich poetiſches Leben, und ſtrebten mit einander nach dem ſchönen Ziele, ſich und die Nation von Brodſtudien und gelehrter Pedanterie zur Dichtkunſt und zur Begeiſterung für Liebe, Freundſchaft und Natur, von der ſtarren Dogmatik zur Religioſität, von Servilität, Particularismus und Lohndienerei zu Freiheitsliebe, Selbſtachtung und Nationalgefühl zu erheben. Da ſie noch jung und neu im Leben waren und alſo weder Erfahrung noch Philoſophie hatten, ſo geriethen ſie in poetiſche Schwärmerei. Es war daher auch ganz natürlich, daß ſie für ihre Zwecke einen heiligen Verein, den ſogenannten Hainbund, bildeten, ſowie daß ſie in ihren Sympathieen wie in ihren Antipathieen alles Maaß überſchritten, und z. B. einerſeits mit übertriebener Begeiſterung Klopſtock als ihren Lehrer und Führer verehrten, andererſeits aber in ihrer Abneigung gegen Wieland zu weit gingen, derdoch das Intereſſe einer größern Menge für die neue Litteratur geweckt und ſo ihnen ſelbſt den Weg gebahnt hatte. Nichtsdeſtoweniger iſt der Bund dieſer jungen Dichter, ſowie der Muſenalmanach, in welchem ſie ihre Gedichte mittheilten, für die Geſchichte unſerer Litteratur ebenſo wichtig geworden, als die geiſtreichen Damenſalons zu Paris für die der franzöſiſchen Litteratur. Die Wirkung, welche dieſe Göttinger Dichter

hatten, erstreckte sich freilich nicht auf die gesammte Nation, sondern nur auf bestimmte Stände und Kreise; gerade dies war aber von sehr großem Werth. Es erhielten nämlich die mittleren Klassen der Nation oder die bürgerlichen Kreise, welche noch gegenwärtig der Stolz und der Kern der von den Junkern und Geldleuten, die sich an diese drängen, verrathenen Nation sind, eine ihren Verhältnissen angepaßte Poesie. Diese war freilich nicht genial, dagegen aber doch gehaltvoll, bildend und veredelnd.

Von den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes sind vorzugsweise Ludw. Heinr. Christ. Hölty, (1748—1776) Jos. H. Voß, die beiden Stolberg, Miller aus Ulm und Jos. Ant. Leisewitz (1752—1806) zu nennen. Auch der an Jahren ältere Heinrich Christian Boie (1744—1806) und der Professor der Mathematik Abrah. Gotthelf Kästner (1719—1800), welcher durch seine Epigramme als Dichter bekannt geworden war, schlossen sich an diese Jünglinge an. Der letztere ward ihnen besonders durch seinen berühmten Namen förderlich; der Erstere öffnete ihnen seinen erst einige Jahre vorher begonnenen Musenalmanach, welcher dadurch eine sehr große Bedeutung erhielt. Befreundet mit den jungen Dichtern, obgleich nicht ihre Mitverbündeten waren auch Mathias Claudius (1740 bis 1815) und Gottfr. Aug. Bürger (1748—1794). Der Letztere hatte das Unglück gehabt, zu Halle in die wüste Clientenschaar des gemeinen Geheimenrathes Klotz aufgenommen und schon früh in den Strudel der Sittenlosigkeit hinein gezogen zu werden. Dadurch ward die Nation um den einzigen Mann betrogen, welcher im Stande gewesen wäre, das eigentliche sogenannte Volk für die neue bürgerliche Dichtkunst zu gewinnen.

Da es sich hier nur um die Beziehung der Göttinger Dichter zu dem Leben und der Bildung der Nation, nicht um den ästhetischen Werth ihrer Werke handelt, so reichen einige Worte über sie hin. Ihre Wirksamkeit läßt sich nämlich, der Hauptsache nach, schon an zweien von ihnen, Voß und Hölty, nachweisen. Beide waren Sänger des ländlichen und bürgerlichen Lebens der mittleren Stände von Norddeutschland, welche damals noch mit einfachen Verhältnissen reges und zartes Gefühl und feinere Bildung verbanden. Doch war es jeder von Beiden auf seine Weise. Hölty hatte weit mehr als Voß von jenem skandinavischen und germanischen Zuge der Melancholie in sich, und stand dadurch dem orientalisch-christlichen Gefühle von der Nichtigkeit alles menschlichen Thuns und Treibens viel näher als Voß. Dieser war im Gegentheil dem Orient abgeneigt und heiter gestimmt, weil er in den Griechen und Römern, an denen er sich stets fortbildete, das Klare und Heitere gesucht und gefunden hatte. Er war dabei freilich, weil ihm die eigentliche Philosophie, d. h. alles Streben, das innere Wesen

der Dinge zu ergründen, fremd geblieben ist, nicht im Stande, sich über die mittleren Höhen der Dichtkunst zu erheben und den poetischen, symbolischen und philosophischen Geist des Christenthums zu würdigen. Allein er war darum in seiner Sphäre nicht weniger groß, und übte eine sehr bedeutende Wirkung auf die Nation aus. Er hat namentlich das Leben der mittleren Stände, welche bei geringem Einkommen vielen Genüssen entsagen müssen, von der poetischen Seite her dargestellt, und durch seine der Prosa desselben sich annähernde Dichtkunst diese Stände mit der Wirklichkeit auszusöhnen beigetragen. Von dem großen Verdienste, daß Voß sich durch die Einführung Homer's in das deutsche Leben erwarb, ist bereits früher die Rede gewesen.

Auch Claudius beschränkte, wie Voß, seine Poesie auf das Leben und Wesen des Bürgerstandes. Er hat aber als gemüthlicher Frommer mehr im Geiste der im Volke fortlebenden Art von Religiosität gedichtet, während Voß dies mehr im Geiste der Zeit that. Einige seiner Gedichte sind daher auch Volkslieder geworden, und werden dies wohl immer bleiben. Später zwang Claudius sich zu einer witzigen und manierirten Schreibart; er übte aber durch dieselbe nur einen beschränkten und vorübergehenden Einfluß aus. Zu der eigentlichen Fortbildung unserer Nation stand Claudius in durchaus keiner Beziehung. Auch hatte er schon 1775 jedem Fortschreiten den Krieg erklärt. Später versank er sogar in die abgeschmackte Mystik St. Martin's und der Martinisten.

8. Die Zeit des Werther und Siegwart und die beginnende Romanfabrikation.

Claudius und Hölty standen schon derjenigen Art von Gefühlsamkeit sehr nahe, die sich in den letzten siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts gleich einer Nervenkrankheit über Deutschland verbreitete, und auch von einem der Göttinger Dichter, Miller sehr gefördert wurde. Diese eigene, fast die ganze Nation durchdringende Gemüthsstimmung ward durch das Mißverstehen eines der frühesten Meisterwerke Göthe's in hohem Grade gesteigert. Wir müssen daher zunächst dem ersten Auftreten dieses Dichters unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Joh. Wolfgang Göthe, welcher 1772 als dreiundzwanzigjähriger Mann, unabhängig von jeder Partei seine Laufbahn eröffnete, ward schon wenige Jahre nachher fast ohne Widerspruch von allen Parteien als der größte Geist der Nation und als ihre Hoffnung anerkannt. Eines seiner ersten Werke, der 1773 erschienene Götz von Berlichingen, brachte ganz Deutschland in Bewegung. Die jungen Freunde der Natur und der griechischen Heldenkraft in Göttingen begrüßten dieses Drama als den Uebergang zu einer neuen Periode des deutschen Theaters, sowie seinen Verfasser als ihren Bundesgenossen

im Kampfe mit der Berliner Kritik und Aesthetik und mit Wieland's französisch-griechischer Manier. Auch hatte Göthe sich über den Letzteren bereits in einem Pasquill sehr derb ausgesprochen. Die Wirkung des Götz von Berlichingen und des Spottes über die kraft- und saftlosen Nachahmer der Franzosen zeigte sich sogleich in dem Auftreten der sogenannten Kraftgenies. Es erhob sich nämlich eine Anzahl ultraliberaler junger Männer, welche der Polizei, Pedanterie und herkömmlichen Sitte zum Trotz jede Regel, jede Ordnung und Zucht als altmodisch verhöhnten, gegen alles Empfindsame Opposition machten, und sowohl mit dem steifen, pedantischen Treiben der deutschen Gelehrten, als auch mit den Berlinern, mit Gleim's und Klopstock's Dichterschule und mit Wieland's Leichtfertigkeit einen Kampf auf Leben und Tod begannen. Ihr stürmisches Auftreten war sehr heilsam, weil es eine durchaus nothwendige Reaction gegen den herrschend gewordenen faden süßlichen, wimmernden Ton der Petrarchisten war. Dieser ganz unnatürliche Ton war sogar in das Leben eingedrungen. Er findet sich in den Briefen eines Klopstock, eines Wieland, eines J. G. und F. H. Jacobi, die dadurch einen wunderlichen, mitunter einen ganz widerlichen Eindruck machten. Er herrschte sogar in allen nur einigermaaßen gebildeten Familien, und erzeugte ebenso, wie früher der pietistische Ton, Unwahrhaftigkeit und Heuchelei.

Zu jenen Kraftgenies, von welchen Lenz (1750—1792) und Friedr. Maximilian von Klinger (1753—1831) die berühmtesten waren, wurde auch Göthe anfangs gerechnet; er nahm aber an ihrem Treiben nur in so fern Theil, als er jede Erscheinung oder Bewegung der Zeit für seine poetischen Zwecke benutzte. Das Letztere war es auch, was ihn 1774 zur Abfassung des Drama's Clavigo bewog, in welchem er zum Staunen des Publikums ebenso den strengen Forderungen der regelrechten französischen Dramatik Genüge leistete, wie er im Götz durch geniale Regellosigkeit die Bewunderer Shakespeares entzückt hatte.

Ganz denselben Entstehungsgrund hatte Göthe's erster Roman, die 1774 erschienenen Leiden des jungen Werther; denn auch in diesem Buche wurde ein zufälliges Ereigniß und die durch dasselbe hervorgerufene Stimmung des Publikums benutzt, um ein Kunstwerk zu schaffen. Bei Gelegenheit der Erscheinung des Werther zeigte sich recht deutlich, wie wenig das Publikum fähig ist, eine dichterische Schöpfung rein geistig aufzufassen. Der große Haufe der Menschen vergißt nämlich über dem Stoffe die Form, verbindet mit jedem Buche den Gedanken eines didaktischen Zweckes, und vermag also die ächte Kunst nicht aufzufassen. Niemand erkannte die großartige Kunst in der Göthe'schen Darstellung der Gewalt der Leidenschaft, die einen schwachen Geist, gerade weil er schwach war, vernichtete, noch auch die Meisterschaft, mit

welcher unserer hart und rauh gescholtenen Sprache die größte Sanftheit, Milde und Leichtigkeit verliehen worden war. Dagegen legte man auf das Geschichtliche der Erzählung den größten Werth, machte den schwachen Helden des Romans zum Märtyrer der Wirklichkeit, hielt jede im Buche vorkommende Persönlichkeit und Scene für eine Realität, begeisterte sich, wie wenn Werther als ein Muster dargestellt worden wäre, für diesen, und ließ sich in einen Schwindel fortreißen, wie er im Leben unserer Nation noch niemals dagewesen war.

Gegen den Werther trat mit Heftigkeit die orthodoxe Partei auf, weil sie glaubte, daß durch eine solche Poesie die Kirche und die christliche Moral bedroht werde. Ihr Hauptwortführer war jener bekannte Pastor Götze in Hamburg, welcher begierig jede Gelegenheit ergriff, für den alten Glauben in die Schranken zu treten. Götze erließ ebenso, wie früher der Erzbischof von Paris gegen Rousseau's Emil, eine Art Hirtenbrief gegen den Werther, in welchem der Verfasser desselben als Volksverführer, Sitten- und Polizeiverderber hingestellt, das Buch selbst als die Quelle aller möglichen Uebel verdammt, und gelegentlich auch der gute alte Semler als der Urheber aller solcher Irreligiosität abgekanzelt wird. Das Wüthen und Toben des Hamburger Zionswächters war nicht vergeblich. Dies zeigte unter Andern der Magistat von Frankfurt am Main, welcher eine unter Göthe's, Schlosser's und Merk's Mitwirkung in Frankfurt erscheinende Zeitschrift bedrohte und einschränkte, und dafür ein rührendes Dankschreiben von Götze erhielt. Von einer anderen Seite her und aus anderen Gründen erhoben sich gegen Werther's Leiden die nach französischer und Berliner Art prosaisch richtenden Kritiker und platten Moralisten. Ihr Führer und Papst, Nicolai, machte einen Versuch, das Göthe'sche Buch zu travestiren, beging aber damit einen so argen Mißgriff, daß viele seiner Freunde sich des schlechten Erzeugnisses geradezu schämten, und daß auch Wieland, welchen Nicolai's Partei als den größten Dichter verehrte, sich gegen dasselbe aussprach, obgleich er kurz zuvor von Göthe durch das oben erwähnte Pasquill Götter, Helden und Wieland beleidigt worden war.

In einem ganz anderen Mißverstande über Göthe's Meisterwerk befangen waren die vielen Menschen, welche der herrschenden Richtung gemäß im zarten, schmelzenden Empfinden Genuß fanden, und deren Sentimentalität durch Klopstock und die in Petrarcha's Manier singenden Liebesdichter, sowie durch die Elegieen und Idyllen der Göttinger Barden bis zur Melancholie gesteigert worden war. Ihr Repräsentant ward einer der Göttinger, Johann Martin Miller (1750—1814) in Ulm. Dieser übersetzte nämlich Göthe's geniale Dichtung in die Sprache und Gefühle der mittleren Stände, denen

weinerliche Prosa und gemachte Empfindung für Poesie galt; d. h. er schrieb nach Göthe's Vorgang einen Roman, welcher wie dieser aus der herrschenden Stimmung hervorging, aber ganz der Göttinger elegischen Richtung angehörte. Dieser Roman erschien 1776 unter dem Titel „Siegwart, eine Klostergeschichte," und machte in allen Theilen von Deutschland ein unbeschreibliches Aufsehen. Nach Außen hin war er, wie das Gesagte zeigt, dem Werther gleich; im Wesen dagegen standen sich beide Romane gerade so, wie Affectation und Natur, entgegen. Die Sinnlichkeit ist im Siegwart, ihrer Natur ganz entgegen, nicht auf das Genießen, sondern auf das Anschauen gerichtet. Das Alter ist ohne Reife, die Jugend ihres natürlichen Charakters beraubt. Alles hat ein düsteres, melancholisches Gepräge. Die Sprache selbst ist rein und fließend, obgleich sie weder Prosa noch Poesie ist. Uebrigens hatte das Buch doch die wohlthätige Wirkung, daß es in vielen Kreisen Sinn für Poesie weckte, und durch Gefühle der Menschlichkeit die Rohheit verdrängen half.

Die späteren Romane Miller's gehörten schon zur Klasse der fabrikmäßig für den Kauf verfertigten Romane, welche bald nachher einen besonderen Theil unserer Litteratur zu bilden begannen, und bis zum heutigen Tage eine Pest des deutschen Lebens geblieben sind. Diese Romane wurden von Leuten geschrieben, die sich des neuen Geschmackes bedienten, um berühmt zu werden oder Geld zu verdienen. Sie verbildeten ebenso die Väter und Müttter, wie durch Rousseau's und Basedow's Verehrer die Kinder verzogen wurden; denn sie setzten der ernsten und durchgreifenden Bildung ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, weil ihre Verfasser zu den Lesern hinabstiegen, anstatt diese zu nöthigen, sich zu ihnen zu erheben, und weil sie das Publikum gewöhnten, Sentimentalität und Phantasterei mit Poesie und Genialität zu verwechseln. Zu diesen Romanfabrikanten gehörte außer dem Ulmer Miller namentlich Johann Gottwerth Miller in Itzehoe, der Pädagog Salzmann und der nachher so bekannt gewordene Schauspieldichter Kotzebue, welcher 1785 seine Laufbahn mit einem sentimentalen Roman eröffnete.

Auch die Schauspieldichter Iffland, Jünger, Bretzner und Großmann müssen dieser Klasse von Schriftstellern angereiht werden, weil sie für das durch Romane gebildete Publikum nach Diderot's Vorbild sogenannte rührende Schauspiele verfertigten, in diesen die von Campe und Salzmann gepredigte Art von Moral, sowie die falsche Gefühlsamkeit der faden Romane in Handlung setzten, und Beides auf der Bühne vermittelst des Auges und Ohres den Seelen einprägten.

9. Lessing's und Herder's Wirksamkeit in Bezug auf verständiges und poetisches Christenthum.

Zu der Zeit als die Erziehung auf ganz neue Grundlagen gegründet ward und ein vom gelehrten ganz verschiedener Unterricht entstand, erfuhr auch die protestantische Theologie eine durchgreifende Umgestaltung. Diese neue Theologie ging, in so weit dabei von Universitäten und Professoren die Rede ist, von Jena aus. Dort wirkte für den Fortschritt der theologischen Wissenschaft der in Semler's Weise behutsame Griesbach, welcher auch in einer vielgelesenen populären Glaubenslehre Religion ohne Dogmatik zu lehren suchte, besonders aber Paulus (1761—1851) und Eichhorn, von denen der Letztere freilich bald nach Göttingen übersiedelte. Die beiden zuletzt genannten Männer folgten der Bewegung der Zeit, und suchten ein von allen Zusätzen gereinigtes Christenthum herzustellen, welches den Forderungen der Vernunft entspräche. Sie machten namentlich in der Exegese zuerst den Grundsatz geltend, daß man bei der Bibel dieselbe Art von Kritik, wie bei den Schriften der Griechen und Römer, anwenden, auf Grammatik, nationalen Geist und Landessitte Rücksicht nehmen, und der Meinung von einer wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift ganz entsagen müsse. So wichtig indessen diese Bestrebungen für die Theologie auch waren, so wirkten sie doch nur auf den äußeren, gelehrten und historischen Theil der Religionslehre ein. Des eigentlichen Wesens derselben dagegen bemächtigte sich die neue Philosophie.

Der bedeutendste unter den Männern, welche damals nicht als Theologen, sondern vom Standpunkte der allgemeinen Bildung und des fortschreitenden Geistes aus einen umgestaltenden Einfluß auf die Religionswissenschaft ausübten, war Lessing, der größte unter den Reformatoren unsererer Litteratur neben Göthe. Um die theologisch-philosophische Wirksamkeit dieses Mannes verstehen und würdigen zu können, müssen wir zuerst einen Blick auf die drei Parteien werfen, in welche der freisinnigere Theil der Theologen sich gespalten hatte. Die eine dieser Parteien wollte alle Religion auf bloße Sittenlehre ohne irgend eine Anregung der Phantasie und der geistigen Empfindung zurückbringen. Sie umfaßte alle jene Kritiker und Erziehungsreformatoren, welche wie Nicolai, Campe und Salzmann nur für das Praktische Sinn hatten. Die zweite Partei, zu welcher namentlich Eberhard in Halle gehörte, quälte sich zu beweisen, daß das Christenthum ein reiner Deismus und eine bloße Verstandesreligion sei. Die dritte Partei wollte durch kritische und philosophische Sichtung der Glaubenslehre ein sogenanntes Urchristenthum herausbringen, das sich mit der fortgeschrittenen Entwickelung des menschlichen Geistes in Einklang

bringen lasse. Ihr gehörten, wiewohl wiederum mit ganz verschiedenen Richtungen, Griesbach, Eichhorn, Paulus, Planck und Spittler an.

Allen drei Arten von Aufklärerei trat mit der größten Entschiedenheit Lessing entgegen. Dieser scharf und klar denkende Mann fand das Streben der Rationalisten, dem Christenthume eine von ihnen herausgekünstelte neue Religion unterzuschieben, nicht weniger thöricht, als den krassen Unverstand der Verfechter des alten Glaubens, welche kein Licht, keinen dem Zeitbedürfnisse entsprechenden Fortschritt zulassen wollten, was doch sogar die alte Kirche bis zum Tridentinischen Concil gethan hatte. Lessing war nicht unbedingt gegen das aus der Scholastik des Mittelalters hervorgegangene dogmatische System; er hatte vielmehr sogar Achtung vor der Consequenz desselben, und hielt alles das, was die Neuerer an seine Stelle setzen wollten, für unhaltbar. Er nahm sich daher anfangs der alten Dogmatik, welche als System einen philosophischen Werth hatte und wissenschaftlich brauchbar war, gegen die deistische Flachheit und gegen die Erfindung einer sogenannten moralischen Religion oder mit anderen Worten einer von aller Poesie, aller Symbolik, aller Beziehung zum menschlichen Herzen losgerissenen Religion auf geistreiche Weise an. Auch würde Lessing's Thätigkeit auf dem theologischen Gebiete, selbst als er sich zur Befehdung der Anhänger der alten Lehre genöthigt sah, der wahren Religiosität ganz gewiß großen Segen gebracht haben; denn er wollte nicht revolutioniren, sondern blos verbessern und dem entstellten, mißbrauchten, verkannten Christenthum wieder zu seinem Ansehen bei denkenden Menschen verhelfen. Dies ließen jedoch die Zeloten in ihrem blinden Eifer nicht zu. Sie fielen im Gegentheil mit wahrer Wuth über Lessing her, und begannen mit ihm, dem Freunde des Friedens und der Mäßigung, den heftigsten Kampf. Lessing richtete hierauf die schärfsten Waffen des Geistes gegen den Uebermuth und Unverstand der protestantischen Inquisitoren. Durch diesen Streit litt allerdings die eigentliche Volksreligion sehr. Dagegen hatte derselbe aber in zwiefacher Hinsicht auch einen äußerst wohlthätigen Einfluß. Erstens ward von einem Manne, der mit tiefem philosophischen Geiste, mit gründlicher Gelehrsamkeit und aus reiner, ächter Liebe zur Wahrheit den alten Katechismusglauben angriff, dieser ganz anders erschüttert, als es durch die einseitigen und oberflächlichen Beweisgründe der englischen Deisten oder durch den bloßen Hohn und Spott der eiteln Pariser Encyklopädisten jemals hätte geschehen können. Zweitens hat Lessing, der Schöpfer unserer neuen wissenschaftlichen Sprache bei Gelegenheit jenes Streites, vermittelst seiner Meisterschaft im Schreiben und in der Behandlung schwieriger Gegenstände, die Kraft und

den Adel der deutschen Sprache ans Licht gebracht, und sich um diese ebenso große Verdienste erworben, wie einst Hutten und Luther in ihrem Streite mit den Papisten.

Lessing trat anfangs nur als Dolmetscher Anderer auf, indem er in seinen Beiträgen zur Litteratur Handschriften abdrucken ließ, welche er in der unter seiner Verwaltung stehenden Wolfenbütteler Bibliothek gefunden hatte; er begleitete dieselben aber mit Bemerkungen, welche seine eigene Ansicht enthielten. Zuerst theilte er zwei kleine Abhandlungen von Leibnitz mit. Er benutzte dieselben, um seine oben angedeutete Ansicht über die Deisten, Vernünftler und platten Moralisten auszusprechen. Namentlich wies er auf eine äußerst feine Weise den Unterschied nach, welcher zwischen der Theologie oder der Religion als Wissenschaft und der Religion als einer Sache des Gemüthes, des einzelnen Menschen und eines ganzen Volkes bestehe. Er rief dadurch einen wahren Sturm von Seiten des Pastors Götze und anderer Zeloten hervor, welche in den zu Hamburg erscheinenden Gelehrten Nachrichten ihre volle Wuth an ihm ausließen. Dies nöthigte ihn dann, seine Waffen gegen das andere Extrem der theologischen Welt zu richten. Er benutzte dazu die sogenannten Wolfenbütteler Fragmente, die er von 1774 an stückweise herausgab. Der Verfasser dieser kritischen Betrachtungen über die Dogmen des Christenthums und der Kirche, welche erst in unserem Jahrhundert bekannt geworden ist, war der oben genannte Reimarus. Dieser hatte seinem Unwillen über das in seiner Vaterstadt Hamburg herrschende fanatische Lutherthum in einer besonderen Schrift auf eine so heftige Weise Luft gemacht, daß er sich sogar zu förmlichen Ungerechtigkeiten gegen das Christenthum fortreißen ließ. Er hatte aber, weil er vor dem deutschen Publikum nicht zu einem zweiten Bahrdt werden wollte, seine Schriften geheim gehalten und in der Wolfenbütteler Bibliothek niedergelegt. Die Veröffentlichung derselben durch Lessing war ein furchtbarer Schlag für die Zeloten und ihre hölzerne Dogmatik; denn diese Schrift war das Werk eines der gebildetsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, welcher nicht blos große philosophische Anlagen, sondern auch die gründlichsten theologischen Kenntnisse besaß. Lessing hatte bei der Bekanntmachung desselben die Absicht, das geistige Fortschreiten, welches er in der Kunst und Poesie des deutschen Volkes angeregt und gefördert hatte, auch in der Theologie zu wecken. Er gebrauchte jedoch anfangs die Vorsicht, eine Schrift, welche nicht für das Volk bestimmt war und diesem nur schädlich sein konnte, in seinen blos der rein gelehrten Welt bekannten Beiträgen zur Litteratur abdrucken zu lassen. Auch betheuerte er bei der Erscheinung des ersten Fragments, er wolle durch dieselbe nur Wissenschaft, Streben und Forschen fördern, und

sei, was ihn selbst betreffe, mit dem Verfasser nicht einverstanden. Ja, er fügte sogar jedem von ihm herausgegebenen Fragment Anmerkungen hinzu, in denen er angab, wie und wodurch die Ansicht des ungenannten Verfassers widerlegt werden könne. Allein die Zeloten, besonders der Pastor Götze, ließen sich von ihrem blinden Fanatismus hinreißen, die Sache vor das große Publikum zu ziehen. Sie bewirkten dadurch, daß dieser gelehrte Streit ebenso, wie einst Luther's Streit mit Eck und Emser, eine Angelegenheit des deutschen Volkes ward.

Es ist hier nicht möglich, dem Verlaufe des Streites zu folgen. Die Hauptsache war, daß die Zeloten, weil ihre Weisheit gegen einen Mann wie Reimarus nicht ausreichte, den Herausgeber der Fragmente auf jede Weise schmähten, ja daß sie sogar die Staatspolizei gegen ihn aufhetzten, und daß sie ihn dadurch zum Aeußersten trieben. Lessing sah sich nämlich zuletzt genöthigt, nicht blos des Ungenannten heftigen Angriff auf das Christenthum selbst, welcher von diesem wohl nicht einmal ernst gemeint war, zu veröffentlichen, sondern auch selbst die Feder zu ergreifen, um durch eine Reihenfolge von Flugschriften die Zeloten zu zermalmen. Diese Flugschriften, besonders die unter der Aufschrift Antigötze erschienenen Manifeste gegen den Haupt-Pastor von Hamburg, sind das vollendetste, was unsere Litteratur in derjenigen Gattung von Schriften, die man Invective nennt, aufzuweisen hat. Sie gehören zu den größten Meisterwerken der deutschen Litteratur, weil sie in der reinsten, klarsten Sprache lebendig, treffend und witzig, aber ohne Schimpf- oder Schmähworte, ohne Declamation und ohne Wortschwall geschrieben sind. In diesem Umstande, sowie in dem Verhältnisse des Streites zum fortschreitenden Geiste der Zeit liegt die Bedeutung desselben für die Nation selbst und ihre Geschichte.

Der alten Dogmatik ward durch diesen Streit der Orthodoxen mit Lessing der Todesstoß versetzt, ohne daß jedoch darum dieser, gleich seinem ungenannten Freunde, die Achtung und Rücksicht verletzt hätte, welche jeder gebildete und denkende Mann für die christliche Religion haben wird und muß. Daß eine nach Freiheit strebende Generation, welche zum Unterschied von der jetzt lebenden recht wohl wußte und es täglich praktisch zu empfinden hatte, was es heiße, unter der Gewalt der Pfaffen zu stehen, den Inhalt von Lessing's Streitschriften ganz anders, als er selbst gemeint hatte, verstand, daran waren die blinden Anhänger des Alten schuld, die ihn durch Schmähungen und Verfolgungen zum Aeußersten getrieben hatten, und von keiner Philosophie hören, keinen Rath annehmen, keinen Satz ihrer Dogmatik aufgeben wollten. Uebrigens muß man sich Lessing's Heftigkeit hauptsächlich aus seinem warmen Eifer für die Wahrheit und aus seiner innigen

Liebe zur deutschen Nation erklären. Er empfand schmerzlicher als jeder Andere, daß die deutsche Verfassung jede freie Aeußerung über politische Angelegenheiten unmöglich mache; er glaubte daher, daß jeder Deutsche um so hartnäckiger die Freiheit des Denkens und Schreibens in religiösen und wissenschaftlichen Dingen vertheidigen und alle Gegner derselben als Feinde der Menschheit befehden müsse. Außerdem fühlte er aber auch, wie jeder denkende Mann, daß des Menschen Wesen nicht im Wissen oder Glauben des Erlernten, sondern im Streben und Ringen nach Erkenntniß, also nicht im Haben und rechthaberischen Festhalten, sondern im Suchen und Erforschen der Wahrheit bestehe. Er sagt in einer seiner ersten Streitschriften: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich fiele mit Demuth in seine Linke und spräche: Vater gib! Die reine Wahrheit ist nur für Dich allein!"

Lessing's Einwirkung auf die religiösen Ansichten seiner Zeit wurde dadurch noch verstärkt, daß er im Nathan, dem Meisterstücke seiner dramatischen Poesie, den Kontrast zwischen mechanischer Religionsübung und wahrer Religiosität des Herzens dem Publikum auch durch die wirksamste Art der Darstellung, die scenische, anschaulich machte. Dieses Drama stellte nämlich in einer Herz und Geist anziehenden und spannenden Handlung und in der schönsten, edelsten Sprache das Gehässige eines Lebens, in welchem Einer den Anderen nach seinem Glauben, nicht nach seinem Wandel richtet, vor den Augen und Ohren des Publikums dar. Es hat daher auch wesentlich dazu beigetragen, daß die alte orthodoxe Lehre und die Unduldsamkeit aus dem deutschen Leben verdrängt wurden, und es ist bis auf den heutigen Tag unter den Dramen Lessing's dasjenige, welches am liebsten auf dem Theater gesehen wird.

Durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung geschah es, daß neben Lessing's Verständigkeit von Anfang an die Ueberschwenglichkeit eines Mannes wie Herder wirksam war, welcher ganz dazu gemacht war, zwischen Lessing's Philosophie und Lavater's Schwärmerei zu vermitteln. Lessing erkannte zwar ebenfalls den Werth an, den eine positive Religion für die Form des inneren Lebens und für dessen Kampf mit dem äußeren Leben habe; allein es bedurfte doch neben ihm eines Mannes, welcher wie Herder im Stande war, auch das Poetische in der Religion voll zu würdigen und zu erhalten. Herder ist von uns bereits als Haupt einer besonderen ästhetischen Schule und als Meister in einer ganz eigenthümlichen Art der Auffassung und Darstellung bezeichnet worden. Er wandte sich, als er 1770 Hof-

predigerin Bückeburg geworden war, zur Theologie, und erhielt durch das, was er in Bezug auf diese wirkte, eine neue Bedeutung für den Gang der deutschen Bildungsgeschichte. Sein Verhältniß zu den theologischen Fragen, welche damals die deutsche gebildete Welt in Bewegung erhielten, war ebenso eigenthümlich, wie sein ganzes Wesen und Wirken. Herder war eine weit mehr dichterische, als philosophische Natur, und außerdem von Haus aus reizbar, heftig und herrisch; er wollte daher überall nur Poesie dulden, und erkannte keine Wahrheit an, die sich nicht mit den Schöpfungen seiner eigenen Phantasie in Einklang bringen ließ. Dabei war er jedoch nie ein Heuchler oder ein politischer Theolog, und stand nie im Dienste einer herrschenden Schulmeinung oder kirchlichen Richtung.

Ein solcher Mann konnte sich weder an eine der bestehenden Parteien anschließen, noch zwischen ihnen hindurch seinen Weg wählen. Er gerieth im Gegentheil mit Allen in Streit, weil er seiner eigenen Richtung folgte, und weil er bei seiner Heftigkeit und poetischen Ueberspannung jede Rücksicht bei Seite setzte. Die Orthodoxen waren mit ihm fast eben so unzufrieden, als mit Lessing, obgleich er über die Neuerer seiner Zeit ebenso unwillig war, als sie, und sogar den besseren Theil der Berliner Rationalisten, besonders Spalding, befehdete. Da nämlich sein poetisches Gemüth ebenso wenig die Prosa der Katechismen, als die der Rationalisten dulden wollte, und da er außerdem als Kritiker einen Weg einschlug, auf dem man ebenso gut zum alt-orientalischen Pantheismus, wie zur Einheit und Persönlichkeit eines christlichen Gottes gelangen konnte, so mußte er den Orthodoxen als ein Mann erscheinen, welcher neben den Rationalisten und neben den verständigen Ketzern von Lessing's Art eine Gemeinde von poetischen oder phantastischen Ketzern zu bilden suche.

Die Tendenz von Herder's theologischen Schriften und die Wirkung derselben läßt sich mit wenigen Worten angeben. Er nahm die Volksreligion gegen die herrschenden rationalistischen und praktischen Ansichten und ihre kalte, nüchterne Prosa in Schutz. Er bediente sich jedoch, um sie aufrecht zu erhalten, weder der Sophistik, noch der Schwärmerei und Heuchelei, sondern er suchte vermittelst seiner reichen Phantasie der alten Lehre eine ganz neue Gestalt und damit zugleich eine neue Stütze geben. Zu diesem Zwecke machte er die Religionspoesie als Religionsphilosophie geltend, suchte vermittelst derselben in der Theologie Geist, Geschmack und Leben neu anzufachen, und meinte so die alte Glaubenslehre mit der veränderten Richtung der Zeit aussöhnen zu können. Seine Art Christenthum fand daher besonders in den höheren Ständen und bei allen denen Eingang, welche den Wolfenbütteler Fragmentisten für frivol, Bahrdt für einen Mann ohne Ge-

schmack, die Rationalisten für unbedachtsam und oberflächlich, die Vertheidiger des alten Glaubens für matt und für Feinde der Zeit und ihrer Bedürfnisse hielten.

Wir können nicht bei den einzelnen Schriften verweilen, in welchen Herder auf die angegebene Weise Altes und Neues poetisch verbunden, und die jüdischen und christlichen Urkunden, sowie die praktische Theologie nicht als Philosoph und Gelehrter, sondern als Dichter behandelt hat. Diese Schriften (über die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes, über das Studium der Theologie, über den Geist der hebräischen Poesie u. A.) konnten natürlich die Wissenschaft selbst nicht unmittelbar weiter führen; dagegen wirkten sie, wie alle Schriften Herder's, anregend, weckten unter den Theologen den poetischen Sinn, und trugen viel dazu bei, daß unter den Deutschen ein über den äußern Nutzen hinausstrebender, das Göttliche im Menschen anerkennender, das Ideal hochhaltender Geist aufrecht erhalten wurde, den man mit dem seither so viel gebrauchten Worte Humanität zu bezeichnen liebte. Dies war namentlich in einer Zeit sehr verdienstlich, in welcher sowohl Historiker, Philosophen und Statistiker, wie Nicolai, Eberhard und der Göttinger Professor Meiners, als auch Pädagogen und theologische Rationalisten, wie Bahrdt, darauf drangen, daß Pfarrer, Volkslehrer und Erzieher durchaus prosaische Menschen seien und nur auf das äußerlich und unmittelbar Nützliche, auf Bienenzucht und Wiesenbewässerung, hinarbeiteten. Dagegen läßt sich aber doch auch nicht läugnen, daß Herder's theologische Werke, wie seine Schriften überhaupt, für die allgemeine Bildung der Nation nachtheilig waren. Durch seine Art zu forschen und zu prüfen nämlich, bei welcher er stets mehr Dichter als Forscher war, durch sein Streben, überall Poesie zu finden und getrennte Dinge, welche eine weite Kluft von einander schied, mit einander zu verbinden, ward zugleich der Poesie, der Religiosität und dem bürgerlichen Leben geschadet. Sogar durch die ihm eigenthümliche Schreibart erhielt der Hang unserer Nation, sich aus dem Reiche der Wirklichkeit und des Verstandes in das Land der Träume und der Phantasie zu versetzen, neue Nahrung. Diese Seite Herder's war es auch, welche, zugleich mit der ihm eigenen Achtung vor jeder Art von Originalität, ihn schon früh mit den Mystikern und Schwärmern, einem Hamann, einem Claudius, einem Lavater, einem Jung-Stilling, in Verbindung brachte.

Neben seinen theologischen Arbeiten lieferte Herder eines der bedeutendsten Meisterwerke unserer Litteratur, die „Stimme der Völker", eine Sammlung und Uebersetzung der beliebtesten und eigenthümlichsten Nationallieder aller Völker und Zeiten. Zu einer solchen Arbeit war er, gerade weil er eine mehr poetische, vom Gefühl getriebene,

als philosophische und kalt verständige Natur war, ganz besonders geeignet. Später (seit 1784) gab er unter dem Titel „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" eine Universalgeschichte heraus, mit welcher er ebenso eine neue Art von Geschichte schuf, wie er eine neue Art von Poesie und Philosophie geschaffen hatte. Dieses Werk entsprach offenbar, da es viel gelesen und häufig als Vorbild benutzt wurde, einem Bedürfnisse des großen Publikums; aber historisch und wissenschaftlich ist es nicht. Herder geht in demselben mit der Geschichte so um, wie wenn er ein episches Gedicht habe schreiben wollen. Diese Wissenschaft mußte ihm nämlich dazu dienen, in Hinsicht auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes und auf die Fortpflanzung gewisser Ideen oder Traditionen einen Zusammenhang festzustellen, den er weder bewiesen hat, noch beweisen konnte. Dabei spricht er mit der Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit eines Propheten, geht an positiven Thatsachen, welche zu seinen Ideen und Orakelsprüchen nicht passen, ohne Weiteres vorüber, weiß vermittelst seiner reichen Phantasie auch das historisch Getrennte mit einander in Verbindung zu bringen, und dictirt sogar der Naturwissenschaft, von der er nur eine oberflächliche Kenntniß hatte, das Gesetz. Herder's Philosophie der Geschichte steht übrigens, wie aus dem Gesagten hervorgeht, zu der herrschenden humoristischen und genialen Manier in der engsten Beziehung. Es ist daher auch sehr begreiflich, daß in unseren Tagen ein Mann wie der Franzose Edgar Quinet, dem Alles positives Wissen abgeht, und der sogar, als er Herder übersetzte, kaum Deutsch verstand, durch seine Uebersetzung der Herder'schen Ideen die romantisch, genial und pantheistisch gewordenen Franzosen entzücken konnte. Diese erkannten in dem auf gut Glück in ihre Sprache übertragenen Werke Herder's ein Licht in der Finsterniß und begrüßten es freudig. Herder's Publikum bestand überhaupt aus denselben Leuten, welche nachher Vergötterer Jean Paul's wurden. Diese lasen seine mit Begeisterung geschriebenen Schriften als Begeisterte. Gerade dadurch aber übten Herder's Werke einen sehr großen Einfluß aus. Dieser dauerte jedoch nur bis zu der Zeit, wo Kant's Philosophie sich verbreitete, und Herder allein von den Reformatoren unserer Litteratur gegen den Strom schwimmen zu können glaubte; denn nun ward er um allen seinen Einfluß gebracht.

10. Lavater's physiognomische Schwärmerei, Lichtenberg's Satire und Jung-Stilling.

Für religiöse Begeisterung, für ein überschwenglich geniales Wesen und Treiben, für ein Wissen, das nicht auf ruhiger Beobachtung, sondern auf kühnen Sprüngen und geistreichen Orakeln beruhte, wirkte neben Herder auch Lavater. Doch hatten Beide bei ihren Schriften

ganz verschiedene Menschenklassen im Auge. Herder's Publikum bestand aus denen, welche den alten Glauben in der von einem Götze gepredigten Gestalt nicht mehr verdauen konnten, aber doch auch den in der Jugend erlernten mit ihrem Leben und Sein verwobenen Formen nicht entsagen wollten. Es huldigten ihm alle die, welche Poesie in der Religion suchten und Poesie für Religion nahmen. Lavater dagegen war das Orakel aller derer, welche die herrschend gewordene Empfindsamkeit entweder, wie Klopstock's Freunde, mit religiöser Schwärmerei verbinden, oder, wie Jung-Stilling's Verehrer, diese an die Stelle der sentimentalen Schwärmerei setzen wollten.

Lavater's Charakter und Manier sind von uns schon früher bezeichnet worden. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, erlangte er durch eine von ihm erfundene neue Wissenschaft seine größte Bedeutung. Diese Wissenschaft war die Physiognomik oder die in ein System gebrachte Kunst, aus dem Aeußeren und der Gesichtsform des Menschen sein Wesen und seinen Charakter zu erkennen. Sie war empirisch von jeher und überall betrieben worden, aber immer doch nur als eine blos vermuthende oder errathende Uebung. Lavater erhob sie zum Range einer in seinem Sinne unfehlbaren Wissenschaft, und machte dadurch ein Aufsehen, mit dem sich der Lärm der Phrenologie, des Magnetismus und des Tischrückens in unseren Tagen auch nicht entfernt vergleichen läßt. Zu dieser Wirkung war ihm besonders sein Freund und Landsmann von Zimmermann behülflich, welcher als ein berühmter Arzt vornehmer Leute, als Ritter vieler Orden und Mitglied vieler Akademieen, als ein Mann, der durch oberflächliche Schriftstellerei Aufsehen gemacht hatte und sogar mit Katharina II. und mit Friedrich dem Großen in Correspondenz gekommen war, sich vortrefflich auf die Kunst verstand, mit Erfolg Wind zu machen und irgend einer Sache in seinen Kreisen Beifall zu verschaffen. Es dauerte nicht lange, so war die ganze vornehme Welt nicht blos in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern ebenso sehr für Lavater's Plan, ein großes physiognomisches Prachtwerk zu schreiben, wie für Basedow's pädagogisches Elementarwerk begeistert, und unterzeichnete ebenso eifrig auf jenes, wie auf dieses. Als Lavater's Werk endlich (1775—1778) erschienen war, bildete es in allen vornehmen Kreisen den Hauptgegenstand der Unterhaltung; und die Großen der Erde pilgerten zu Lavater wie zu einem Propheten, oder schickten ihre Silhouetten nach Zürich, um sich von ihm für Genies, für edle Menschen, für Muster der Tugend erklären zu lassen. Die physiognomische Schwärmerei ward bald ebenso allgemein herrschend, wie die Siegwart'sche Empfindsamkeit. Sogar in kleinen Städten grassirte das Lavater'sche Fieber. Lavater selbst erhielt dadurch auf

einige Jahrzehnte eine Bedeutung, welche bei einem Manne, der blos als Bürger, als Mensch, als Seelsorger und als Liederdichter zweiten Ranges achtbar war, unbegreiflich sein würde, wenn er damals nicht bereits das Sectenhaupt aller derer gewesen wäre, denen jedes Fortschreiten verhaßt war.

Wegen des großen Schwindels, den die Sache in den Köpfen erregte, und wegen des demüthig stolzen, an Machtsprüchen reichen, bombastischen und bis zur Lächerlichkeit affectirten Tones, in welchem Lavater schrieb, hielt der größte Satiriker der Deutschen, Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799), es der Mühe werth, sich mit aller Gewalt gegen Lavater's Treiben zu erheben. Lichtenberg war ein Geistesverwandter Hogarth's, als dessen Erklärer er sich einen Platz unter unseren ausgezeichnetsten Schriftstellern erworben hat. Er vereinigte in sich Alles, was dazu nöthig war, um durch echte Satire den herrschenden Unsinn der Sentimentalität, der Schwärmerei und des Bombastes auszubeizen. Er trat in kleinen witzigen Aufsätzen gegen die Physiognomik als Wissenschaft auf, griff aber nicht sowohl Lavater selbst, als vielmehr die eitle Manier an, durch welche dieser und Zimmermann sich in ganz Deutschland wichtig machten. Er wollte der gefährlichen Wirkung dessen, was Beide durch Phrasen und durch gegenseitiges Lobpreisen der Nation als einen neuen Segen aufdrangen, entgegen arbeiten, ging deshalb auch auf das litterarische Treiben seiner Zeit überhaupt ein, und zeigte der Nation, wie man ihre Vorurtheile und ihre Einfalt mißbrauche. Zimmermann, der einem Lichtenberg gegenüber keine Gründe für seine und seines Freundes Sache vorzubringen vermochte, half sich mit einer Erwiderung voller Grobheiten und Gemeinheiten. Dies gebrauchte dann Lichtenberg als Anlaß, um in einem kurzen satirischen Briefe, welcher wie Lessing's Anti-Götze ein Meisterstück der Invective ist, das ganze Treiben eines Zimmermann und Seinesgleichen, das Vornehmthun, das Prahlen mit Ruhm, Titeln, Orden und hohen Verbindungen, das gelehrte Kameradschaftswesen zu brandmarken. Es ging freilich seiner Satire ebenso, wie der Lessing'schen: weder Lichtenberg noch Lessing konnten den Hang der Deutschen, sich gängeln und täuschen zu lassen, ausrotten. Lavater und Zimmermann blieben daher auch, bis andere Charlatane sie überboten und verdrängten, die bewunderten Schöpfer einer neuen Wissenschaft für vornehme, eitle und schwärmerische Leute. Jeder Reisende von Ansehen, der durch Hannover kam, suchte dort vor allen Dingen Zimmermann kennen zu lernen, und nach Zürich gingen eine zeitlang zu Lavater Pilgerzüge, wie nach Rom zum Papste.

Seit dieser Zeit standen sich die Parteien viel schroffer gegenüber,

als vorher. Lavater und seine Anhänger näherten sich sogar den Katholiken und den Jesuiten. Unter den Männern seiner Partei ist vorzugsweise Joh. Heinr. Jung-Stilling (1740—1817) als eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung hervorzuheben, weil derselbe durch Göthe, Herder und Lavater, also durch ganz verschiedene Geister, zu einer Bedeutung in unserer Nation gebracht worden ist. Jung-Stilling war in Westfalen geboren, und hatte die dort herrschende Vorstellung von einem körperlich und sinnlich regierenden Gott, der die Welt gerade so geschaffen hat und regiert, wie der Mensch eine Uhr macht oder den Staat und das Hauswesen regiert, mit der Muttermilch eingesogen. Er hatte anfangs das Schneiderhandwerk getrieben, und war nach merkwürdigen Schicksalen, in denen er stets die unmittelbar eingreifende Hand der Gottheit zu erkennen glaubte, zuletzt Universitätsprofessor geworden. Seine sonderbaren Schicksale, seine eigenthümliche Darstellungsweise, seine aufrichtige Frömmigkeit, die Sicherheit, mit der er in seinem Glauben lebte, die Art wie er die Wege der Vorsehung verstand, alles dies machte ihn für Männer wie Göthe und Herder zu einer interessanten Erscheinung. Durch sie wurde er dann bewogen, sein Leben zu beschreiben (1778). Diese Selbstbiographie ist zwar in einem schlechten Stil und in einer unedeln Sprache geschrieben; sie brachte aber als eine aus Wahrheit und Dichtung gemischte, fromm empfindsame Idylle einen wohlthuenden Eindruck hervor, da sie den Leser aus den gedrechselten Perioden und erkünstelten Empfindungen und Verwickelungen der vielen Romane, aus den wunderlichen Sprüngen der Kraftgenies und aus den Verzerrungen der Humoristen in die Natur zurück versetzte. Das Buch machte bei einer gewissen Klasse Epoche, und Jung-Stilling erhielt dadurch bald weit mehr Gewicht, als er seinen Geistesgaben, seinen Kenntnissen und seiner Schreibart nach verdiente. Dies veranlaßte ihn dann, mystische Romane zu schreiben, welche ebenso, wie die der früher genannten Romanfabrikanten, für die Geschichte unserer Nationallitteratur keine Bedeutung haben.

11. Geschichtschreibung.

Unter den deutschen Geschichtschreibern in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Joh. Stefan Pütter (1725—1807) der echte Repräsentant der dem Leben abgewendeten Universitätsbildung und des gelehrten vornehmen Treibens, das sich selbst dann noch auf den deutschen Universitäten erhielt, als die Revolution unserer Litteratur und Bildung schon längst im Gange war. Pütter hielt in Göttingen vielbesuchte Vorlesungen über deutsche Rechtswissenschaft und deutsche Reichsgeschichte, und spendete in den gelehrtesten Schriften historisch-juristische Weisheit. Sein Werk über deutsche

Reichsgeschichte galt mit Recht als das Ideal der einzigen Art von Nationalgeschichte, die es damals in Deutschland gab, der rein urkundlichen und juristischen; von Erforschung der inneren Entwickelung von lebendiger Auffassung des Lebens und der Menschen war damals noch keine Rede. Neben Pütter lehrte in Göttingen Joh. Christ. Gatterer. Dieser hat sich besonders durch das, was er für die Geographie that, ein wirkliches Verdienst um die Fortschritte der deutschen allgemeinen Bildung erworben.

Zwei andere Göttinger Professoren, Schlözer und Spittler, waren durch die Art, wie sie lehrten und schrieben, weit bedeutender, als Pütter und Gatterer. Aug. Ludw. von Schlözer (1737—1809) hat sich besonders durch eine Zeitschrift, von welcher später die Rede sein wird, um das Fortschreiten Deutschlands zu einem freieren Leben verdient gemacht. Von seinen historischen Werken dagegen hat nur seine Universalgeschichte eine Bedeutung für die allgemeine Litteratur. Dieses Buch verhält sich zu der fast gleichzeitig erschienenen Herder'schen Philosophie der Geschichte der Menschheit gerade so, wie Prosa zur Poesie. Schlözer hatte nämlich blos für die äußere, materielle Seite des Lebens Sinn; er erkannte nur die Erscheinung an und für sich selbst, nur die sinnliche Größe und physische Stärke an, und ließ Phantasie, Gefühl, Seelengröße kaum als wesentliche Eigenschaften des Menschen gelten. Bei seiner Beurtheilung nahm er daher ganz allein auf die Güte der Verwaltung, auf Ordnung, Sicherheit und Justiz Rücksicht. Er hatte deshalb auch eine wahre Abneigung gegen das unruhige, aller Polizei sich entziehende Volk der Griechen, hielt Chinesen, Mongolen, Türken und Russen einer sorgfältigen Betrachtung werth, pries einen Peter den Großen, einen Ludwig Ernst von Braunschweig, einen Lord North, und schalt dagegen einen Franklin, einen Lafayette und die holländischen Patrioten. Uebrigens hat sich Schlözer, bei aller Einseitigkeit der Anschauung, doch ein großes Verdienst erworben. Er gehörte nämlich zu den Männern, welche der für unsere Zeit erforderlichen Geschichtschreibung dadurch den Weg bereiteten, daß sie die Grundsätze eines Bolingbroke und Voltaire, deren wir oben gedacht, auf unsere gelehrte Geschichtschreibung anwandten, und dabei mit der Kritik Beider das, was jenen Beiden mangelte, gründliche Kenntniß und gelehrte Forschung, verbanden.

In einer ganz anderen Weise als Schlözer hat Ludwig Timotheus von Spittler (1758—1810) die Geschichtschreibung mit dem Leben selbst in Beziehung gebracht, und für dasselbe fruchtbringend zu machen gesucht. Während nämlich Schlözer die Erscheinungen blos von der realen Seite her auffaßte, schrieb Spittler im Geiste einer Zeit, welche das Bedürfniß freier Verfassungen hatte. Er be-

gann mit Forschungen über Kirchengeschichte und kanonisches Recht, und gab schon früh ein Handbuch der Kirchengeschichte heraus, welches, wie alle seine Werke, für das gebildete Publikum bestimmt war. In diesem Buche stellte er auf faßliche und geschmackvolle Weise die Trugkünste der Hierarchie dar, und bekämpfte nicht blos den Papismus, sondern den Pfaffengeist überhaupt, also auch den Fanatismus der protestantischen Geistlichen und ihr Streben, das Volk unwandelbar beim Glauben an die symbolischen Bücher zu erhalten. Nachher wandte sich Spittler ganz der politischen Geschichte zu. Er schrieb namentlich die Specialgeschichte einiger deutschen Fürstenthümer, und zwar so, daß er sie ganz von der politischen Seite her auffaßte und für eine freiere Regung im Staatsleben nutzbar zu machen suchte, obgleich er als ein Mann, der schon früh das Ministerwerden im Auge hatte, bei aller Wahrheitsliebe nicht über einen bestimmten Punkt hinausging. Er wies namentlich durch die Geschichte nach, wie die Bürger deutscher Länder es anzufangen hätten, um dem Beispiele ihrer Vorfahren gemäß ihre Rechte sowohl gegen Fürsten und Beamte, als auch gegen die Oligarchie der privilegirten Stände zu schützen. Auf die nämliche Weise verfuhr Spittler in seinem Handbuche der Geschichte der europäischen Staaten; denn er deutete auch hier vorzugsweise das Fortschreiten und Zurückgehen des Strebens nach politischer Freiheit an. In allen seinen Schriften wußte er als großer Kopf mit sicherem Blicke und angeborenem Takt den wesentlichen Grund jedes einzelnen Zeitabschnittes zu treffen. Dadurch, sowie durch einen männlich kräftigen und edeln Stil hat er die Bahn für wahre Geschichtschreibung gebrochen; denn er hat den Deutschen klar und deutlich gezeigt, daß es mit dem Wühlen in Quellen und Urkunden nicht gethan sei.

Auf diesem Wege folgte ihm Christ. Wilh. von Dohm (1751 bis 1820), welcher leider zu früh ganz in das praktische Leben überging, und uns deshalb blos ein Werk, die Denkwürdigkeiten über die Geschichte seiner Zeit, hinterlassen hat. Dieses Buch, also eine Geschichte, bei deren Darstellung der Verfasser nicht aus Urkunden und geschriebenen Quellen, sondern aus unmittelbarer Erfahrung schöpfte ist bei uns Deutschen einzig in seiner Art; denn es gibt kein anderes, in welchem ein deutscher Staatsmann über die politischen Angelegenheiten seiner Zeit einfach, klar, offen und ehrlich geschrieben hätte. Von Rhetorik ist bei Dohm ebenso wenig eine Spur zu finden, als von Sophistik. Die Geschichte wird vom Standpunkte eines freisinnigen deutschen Staatsmannes aufgefaßt und keineswegs, nach der Art der Doctrinärs, der Belehrung über Politik und Staatswissenschaft untergeordnet, sondern sie geht mit diesen Hand in Hand.

Dohm war eine zeitlang in Kassel an einer höheren Lehranstalt thätig gewesen, welche dort neu gegründet worden war und bald wieder einging. An derselben Anstalt wirkten zu gleicher Zeit zwei ihrem Charakter, Streben und Lebensgeschicke nach von einander ganz verschiedene Männer, Georg Forster (1754—1794) und Johannes von Müller (1752—1809). Der Erstere, einer der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands, auf welchen wir im nächsten Paragraphen zurückkommen werden, war edel und freiheitsliebend, lebte aber unglücklich und starb auf elende Weise, weil er den schönen Traum von Menschenrechten geträumt hatte und zu spät die dürre Wirklichkeit erkannte. Der Andere lebte und wirkte als Sophist, Rhetoriker und Höfling, ward als Geschichtschreiber vergöttert, und konnte sich im Widerscheine des Glückes der Fürsten, der Pfaffen und des hohen Adels. Müller hat eine mühsam gearbeitete, von Gelehrsamkeit und Citaten strotzende Schweizergeschichte geschrieben, welche nicht blos in Rücksicht des Inhaltes, sondern sogar im Stil, wie man dies mit einem neu erfundenen Ausdrucke benennt, ganz objectiv gehalten war; denn er bediente sich eines ausdrücklich für jenes sein Werk gebildeten Stiles, welcher von seinem eigenen ganz verschieden war. Dieses Buch, in welchem Müller das Lob der Schweizer Freiheit verkündigte, und die Einrichtungen, Sitten und Gesetze des Mittelalters in ein neues, sehr glänzendes Licht stellte, verschaffte ihm einen ungemein großen Ruhm bei den Gelehrten und in der vornehmen Welt. Dies hatte dann — und darin liegt die Hauptbedeutung des Buches — für die Entwickelung der Zeit eine sehr nachtheilige Wirkung. Müller's Ruhm bewog nämlich später eine neue Generation von Schriftstellern, seine Manier und Sprache nachzuahmen oder auch ihn darin noch zu überbieten. In Hinsicht auf Müller's Charakter ist noch der Umstand hervorzuheben, daß derselbe Mann, welcher die freien Schweizer und ihre Freiheitshelden gepriesen hatte, nachher in Mainz, Wien und Berlin, ja zuletzt sogar als Minister eines Hieronymus Bonaparte die Rolle des Höflings spielte, und in der zuletzt bezeichneten Stellung ebenso den Bonapartismus, wie früher Hierarchie und Feudalaristokratie vertheidigte.

12. Verhältniß der Litteratur zu den Regierungen und Journalistik.

An Freiheit der Presse, an Oeffentlichkeit, an ein von Servilität freies Leben war in einem Reiche nicht zu denken, dessen ganze Einrichtung und Beschaffenheit einen wahren Gegensatz gegen alles dies bildete. Es war daher ein Glück, daß viele Fürsten und Minister nach dem Vorgange Joseph's II. und Friedrich's des Großen, aus eigenem Antrieb das Fortschreiten der Nation begünstigten. Einige

wenige Beispiele werden genügen, um zu zeigen, welchen Antheil man damals von oben herab an dem Streben nach Aufklärung und nach Abwerfung der alten Bande nahm.

Daß die preußische Regierung, so lange Friedrich der Große lebte, das Fortschreiten begünstigte und förderte, braucht kaum besonders nachgewiesen zu werden. Unter ihrem Schutze erschien z. B. in Berlin, zum großen Aergerniß aller Obscuranten, die allgemeine deutsche Bibliothek. Dieselbe Regierung war es, welche den Deisten Eberhard als Professor in Halle anstellte, und dem verfolgten Bahrdt ebendaselbst eine Zuflucht gewährte. Auch die Regierungen der kleineren Staaten, die der Reichsstädte ausgenommen, begünstigten entweder aus Rücksicht auf den Kaiser und auf den preußischen König, oder, wie die Fürsten von Dessau und Baden, aus edelm innerem Triebe jeden Verbesserungsvorschlag. In Braunschweig wurden Lessing und der als Illuminat und Revolutionär verfolgte Mauvillon durch den Herzog selbst geschützt, so lange die Umstände es nur immer erlaubten. In Weimar vereinigten die verwittwete Herzogin Anna Amalia und ihr Sohn, Karl August, Männer wie Wieland, Göthe, Herder und Schiller um sich, welche eine wahre Poesie schufen, und gerade durch ihr Leben am Hofe in den Stand gesetzt wurden, alle Klassen der Nation an die neue deutsche Litteratur zu knüpfen.

Sogar in katholischen Ländern nahm man sich der aufstrebenden Gelehrten an, und zeigte Eifer für Aufklärung und Verbesserung. Im finsteren Münsterlande suchte der edle Friedrich Wilhelm Franz Fürstenberg als Minister eine neue Ordnung in weltlichen und in geistlichen Dingen zu begründen. In der Pfalz ward unter Karl Theodor, welcher dort ganz andere Rathgeber hatte, als nachher in Baiern, auf längere Zeit Mannheim ein Hauptsitz der deutschen Musik und der deutschen dramatischen Dichtkunst. In Erfurt, welches damals noch zum Kurfürstenthum Mainz gehörte, wurde die Universität aus einem Wohnsitze finsterer Verfechter der Mißbräuche in eine Zufluchtsstätte der kühnen Vertheidiger des neuen Lichtes umgewandelt. Selbst Bahrdt war dort eine zeitlang Professor. Diese Stadt ward durch Karl von Dalberg, welcher seit 1772 viele Jahre als kurfürstlicher Statthalter in ihr zubrachte, gehoben, weil auch sogar Wieland kurze Zeit dort lebte. Dalberg erwarb sich damals den Ruhm eines deutschen Mäcenas und Musageten, ward als edler und freisinniger Mann vergöttert, und schloß sich an denjenigen Theil der Illuminaten an, welche die katholische Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen wollte. In Mainz selbst waren Dalberg's beide Vorgänger auf dem erzbischöf-

lichen Stuhle, Emmerich Joseph und Karl Joseph, ernstlich bemüht, aus ihrem Kurfürstenthum den Geist des Mittelalters zu verbannen. Der Letztere vereinigte, um auf der Universität Mainz neues Leben zu wecken, dort eine Anzahl berühmter Männer, welche wie Johannes von Müller und Georg Forster zum Theil sogar Protestanten waren. Auch in Köln und Trier, sowie in Bamberg und Würzburg, zeigte sich die Wirkung des eingedrungenen neuen Lichtes.

Was die Zeitschriften angeht, so ist der allgemeinen deutschen Bibliothek bereits früher gedacht worden. Wie dieses Journal Nicolai's Organ für das gelehrte Fach war, so schufen Wieland und F. H. Jacobi sich 1773 eines für die belletristische Litteratur. Das neue Journal war, was schon sein Titel „deutscher Merkur" aussprach, einer französischen Zeitschrift (Mercure de France) nachgebildet und gleich dieser für den vornehmen Theil des Publikums bestimmt. Seine Gründung war eine reine Sache der Speculation; denn Wieland verschmähte, soweit sich dies mit seinem sonst ganz rechtlichen Charakter vereinigen ließ, keine Art von Handelsklugheit, um seinen Erzeugnissen ein großes Publikum und dadurch sich selbst und seiner zahlreichen Familie äußere Unabhängigkeit zu verschaffen. Der Plan, nach welchem Wieland und Jacobi bei ihrer Zeitschrift verfuhren, bestand darin, daß sie vermittelst derselben ihre Erzeugnisse immer erst als Proben ins Publikum bringen wollten und daß Wieland durch seinen in der Lesewelt beliebten Namen die Arbeiten der beiden Brüder Jacobi verbreiten helfen sollte, wogegen F. H. Jacobi es übernahm, nicht allein Mitarbeiter zu werben, sondern auch den etwaigen Mehrbetrag der Kosten zu decken. Schon aus dieser Entstehung des deutschen Merkur läßt sich entnehmen, daß von ihm keine reformirende Einwirkung auf Staat, Leben und Litteratur zu erwarten war. Wir brauchen daher auch von diesem Journal nicht weiter zu reden.

Ganz anders verhält es sich mit der Zeitschrift, welche Schlözer von 1775 an unter dem Titel Briefwechsel, von 1782 an aber unter dem neuen Titel Staatsanzeigen herausgab. Schlözer war freilich heftig, einseitig und in seinem Urtheile nicht ganz unbefangen; er war aber zugleich bei dem großen Rechtsgefühle, das er besaß, ein Feind aller Despoten und Finsterlinge, ein eifriger Vertheidiger der natürlichen Rechte und des gesunden Menschenverstandes. Er hatte außerdem den nöthigen Muth, um in einer Zeit, in welcher jedes den Machthabern anstößige Wort gefährlich war, gegen diese aufzutreten. Er widmete endlich seine Zeitschrift nicht der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, sondern dem Leben selbst, und zwar so, daß er die Verbesserung der fehlerhaften Leitung desselben zum Ziele seiner jour-

nalistischen Thätigkeit machte. Uebrigens besaß Schlözer, obgleich er von Natur leidenschaftlich und heftig war, doch auch die beim damaligen Zustande der deutschen Presse nöthige Klugheit. Dies bewies er gleich anfangs dadurch, daß er hannöverische Dinge nicht berührte. Sein Journal hatte eine ganz außerordentliche Wirkung, und ward für alle großen und kleinen Tyrannen eine furchtbare Macht, zumal da Schlözer darauf bedacht war, in demselben nur Thatsachen mitzutheilen. Er griff bald die städtischen Aristokraten, bald die Despoten in Mönchskutten, die Jesuiten, bald die hochgeborenen Reichsritter, bald die fürstlichen Herren des geistlichen oder weltlichen Standes an. Vergebens wandten sich die Angegriffenen an Schlözer's Landesherrn, König Georg III. von England; dieser war den Staatsanzeigen gewogen, weil Schlözer nachdrücklich gegen die Nordamerikaner Partei genommen hatte. Auch Kaiser Joseph II. sprach sich sehr günstig über den Kampf Schlözer's mit den Jesuiten und über seine Rügen geistlicher Mißbräuche aus. Die Behörden selbst sahen nach und nach ein, wie vortheilhaft es sei, daß das, was bisher von Beamten und Kanzleien im Dunkel des Geheimnisses versteckt worden war, mitunter auch einmal an das Tageslicht gezogen werde.

Gleichzeitig mit Schlözer's Journal entstand eine für die National-Litteratur bestimmte Zeitschrift, das von Dohm gegründete und zuerst von ihm und Boie, dann von Letzterem allein geleitete deutsche Museum. Dieses ist unstreitig die beste Zeitschrift für das größere Publikum, welche je in Deutschland erschienen ist. Das deutsche Museum war es, in welchem unsere ausgezeichnetsten Prosaisten ebenso die ersten Proben ihrer Arbeiten niederlegten, wie der von Boie redigirte Musen-Almanach die besten Erzeugnisse aus dem Gebiete der leichteren Poesie enthielt. Aus diesem Grunde bildet das deutsche Museum gewissermaßen eine chronologische Uebersicht aller der Bemühungen, durch welche unsere Litteratur und Sprache auf eine Höhe mit der französischen und englischen gebracht worden sind. Die Mitarbeiter waren in Hinsicht auf Richtung, Bildung und Denkart unter einander sehr verschieden; aber alle stimmten in einem Punkte, in dem Eifer für die geistige Wiedergeburt der Nation, überein. Boie und Dohm besaßen alle zur Leitung eines solchen Unternehmens erforderlichen Eigenschaften: sie waren in ganz Deutschland geachtet, und hatten einen gereinigten Geschmack, große und vielseitige Kenntnisse und, was bei deutschen Gelehrten sehr selten ist, einen richtigen praktischen Takt. Erleichtert ward ihnen die Arbeit durch die innige Freundschaft, welche damals alle für die Hebung und Veredelung der Nation begeisterten Männer auch ohne persönliche Bekanntschaft mit einander verband.

Selbst die Göttinger Gelehrten-Aristokratie hielt es für nöthig,

aus ihrer stolzen Abgeschlossenheit gegen die Nationallitteratur herauszutreten und zur Herbeiführung eines neuen allgemeinen geistigen Lebens mitzuwirken. Sie gab unter Georg Forster's und Lichtenberg's Leitung das Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur heraus, eine Zeitschrift, welche gleich dem deutschen Museum noch jetzt als eigenes Werk einen Werth hat. Hauptzweck derselben war, einzelne Theile der Wissenschaft dem ganzen Volke zugänglich zu machen, und damit zugleich der zur Mode gewordenen Empfindsamkeit, Faselei, Frömmelei und Genialität entgegenzuarbeiten. Alle Göttinger Professoren, welche sich die Fähigkeit zutrauten, im Geiste und in der ganz neuen Sprache der Zeit schreiben zu können, lieferten Beiträge zu dieser Zeitschrift; und sie zeigten sich dabei praktisch tüchtiger, als die gepriesenen Basedow's und Campe's und die sentimentalen Bücherfabrikanten jener Zeit. Sogar der ganz hinter Urkunden und Folianten verschanzte Reichshistoriker und Reichsrechtslehrer Pütter und der alte theologisch gelehrte Michaelis schlossen sich an ihre Collegen an. Kästner gab einen Aufsatz über Kepler, in welchem er die Nothwendigkeit eines freieren Zustandes der Deutschen nachzuweisen suchte. Forster lieferte Arbeiten über Otaheiti und über Büffon, die zu den merkwürdigsten Stücken unserer prosaischen Litteratur gehören. Schlözer trat auch in diesem Journal, wie in seinem eigenen, mit den stärksten Worten gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt in kleinen Staaten auf. Heyne schilderte den Verfall des englischen Schulwesens, um den Deutschen zu beweisen, wie nöthig es sei, daß die gelehrten Schulen von Zeit zu Zeit reformirt würden. Lichtenberg theilte unter Andern eine seiner besten Satiren mit, nämlich sein Sendschreiben des Mondes an die Erde, in welchem das Empfindungsfieber der achtziger Jahre auf eine äußerst feine und treffende Weise angegriffen wird. Auch Lessing's Freund Reimarus lieferte Beiträge zu dieser Zeitschrift.

Ein anderes in Göttingen erschienenes Journal, welches erst 1787 seinen Anfang nahm, war das von Meiners und Spittler herausgegebene Göttingische historische Magazin. Gleich der erste Band desselben zeigte, wie vortrefflich Spittler es verstand, die beginnende französische Revolution für die politische Belehrung der deutschen Nation fruchtbar zu machen, und wie sehr es zu bedauern war, daß ein solcher Mann gleich nachher seine litterarische Thätigkeit aufgab und indem er im Jahre 1797 in den würtembergischen Hof- und Herrendienst übertrat, sich selbst sowie dem Vaterlande untreu ward.

Schon einige Jahre vorher (1784) hatte K. F. von Moser durch sein patriotisches Archiv auf ähnliche Weise zu wirken gesucht. Er hatte jedoch weniger als Schlözer und Spittler, Staats-

wissenschaft im weiteren Sinne und Zeitgeschichte vor Augen. Moser zog mit der größten Kühnheit die sittlichen Gebrechen der Höfe, die Gewaltstreiche der Regierungen und Gerichte und andere schreiende Mißbräuche deutscher Staaten an das Licht der Oeffentlichkeit, nicht um historische Nachrichten zu geben, sondern um zu verbessern. Ganz besonders war er darauf bedacht, das bloße Dienen um Brod, die herrschende falsche Vorstellung von dem Verhältnisse der Staatsbürger zur Obrigkeit, den servilen, jedes patriotischen Gefühles ermangelnden Geist der Beamten zu bekämpfen, sowie die sophistischen Juristen und Historiker zu brandmarken, welche im Dienste ihres Brodherrn eine Sache als Recht vertheidigten, die sie als Diener eines anderen Unrecht geheißen haben würden. Moser suchte auch die Hauptquelle nachzuweisen, aus welcher diese Servilität und Gesinnungslosigkeit, sowie der herrschende Mangel an Patriotismus und an moralischem Muthe entspringe. Er glaubte sie in der Beschaffenheit der Universitäten und des wissenschaftlichen Lebens suchen zu müssen, und griff daher auch die Eitelkeit und den Zunftgeist der Professoren, das rohe Studentenleben, das handwerksmäßige und auf bloßes Gedächtnißwerk hinzielende Betreiben der gelehrten Studien aufs Heftigste an. Alles dies that ein Mann, welcher kein Neuerer, kein sarkastischer Satiriker oder Phantast, kein liberaler Schwärmer, sondern ein trockener, steifer, praktischer, historisch-politischer Geschäftsmann alten Schlages war, der als Beamter und sogar als Minister kleiner Fürsten seine Erfahrungen gesammelt hatte. Moser gehörte sogar ganz der alten Zeit an; denn er hatte nicht einmal in seinem Stil über dieselbe hinauskommen können, war der eifrigste Anhänger der alten Orthodoxie und Consistorial-Religion, und theilte daher auch mitten unter seinen heftigen Bekämpfungen alter Mißbräuche fromme Artikel mit, welche eher in einem Erbauungsbuche, als in einem patriotischen Archiv, an ihrem rechten Platze gewesen sein würden. Aus diesem Grunde schadete er auch seinem eigentlichen Zwecke, und konnte das nicht leisten, was er wünschte und was die Zeit forderte.

Fast gleichzeitig mit Moser begann Leopold Friedrich von Göckingk (1748—1828) sein Journal von und für Deutschland, welches ebenfalls blos für deutsche Angelegenheiten bestimmt war. In diesem sollte, nach dem Muster englischer Zeitungen, die innere Geschichte der deutschen Länder auf eine solche Weise besprochen werden, daß mehr die Individuen, als die Gesellschaft den Gegenstand der Kritik bildeten, und daß alles das, was juristisch nicht angegriffen werden konnte, vor das Gericht des unbefangenen Menschenverstandes gebracht werde. Ein solcher Versuch war selbst für einen Mann äußerst schwierig, welcher als Mitglied der Ritterschaft,

als Patriot und als Dichter weit und breit geachtet war, und noch dazu als ein sehr reicher Mann die nöthigen Mittel besaß, um für seine Zeitschrift sogar noch große Geldopfer bringen zu können. Göckingk hatte gleich anfangs so vielen Verdruß von seinem kühnen Unternehmen, daß er schon 1785 zurücktrat, und dasselbe ganz seinem Freunde, dem wackeren Domkapitular und Präsidenten von Bibra zu Fulda, überließ, mit welchem er vorher die Redaction gemeinschaftlich geführt hatte. Dieser setzte dann das Unternehmen im Geiste seines Begründers fort. Uebrigens hatte Göckingk das Journal mit einem Artikel eröffnet, der nicht besser hätte gewählt werden können. Die ersten Hefte des neuen Journals enthielten nämlich eine Correspondenz, welche ein Freiherr von Münster-Landegg mit der Regierung eines erst kurz vorher gefürsteten Grafen von Hohenlohe über eine lächerliche Rangstreitigkeit führte. Diese Correspondenz war nicht nur für den groben Kanzleiton der Beamten jener Zeit bezeichnend, sondern sie gab auch den für uns fast unbegreiflichen Stolz und Hochmuth der damaligen Reichsritter, der jetzt (geschrieben 1855) wieder aufzuleben scheint, und der kleinen Reichsfürsten, sowie die aus demselben entspringenden Hindernisse für die Besprechung politischer Angelegenheiten recht klar zu erkennen.

Mit dem raschen Fortschreiten der französischen Revolution hörte sowohl dieses Organ der Oeffentlichkeit in politischen Dingen, als auch Schlözer's Journal auf; denn die conservative Angst, die sich damals der Fürsten, Edelleute, Privilegirten und Ton angebenden Gelehrten Deutschland's bemächtigte, erzeugte eine Reaction, mit welcher eine freimüthige Besprechung der deutschen Angelegenheiten sich durchaus nicht vertrug.

114501

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Geschichte der neueren Zeit.

IV. Geschichte des 18. Jahrhunderts. Seite

I. Der spanische Erbfolgekrieg.
1. Entstehung desselben 5
2. Der spanische Erbfolgekrieg bis zum Jahre 1709 . . 12
3. Der spanische Erbfolgekrieg von 1709 bis zu seinem Ende 22

II. Der nordische Krieg.
1. Entstehung desselben 31
2. Der nordische Krieg bis zum Jahre 1707 . . . 35
3. Der nordische Krieg vom Alt-Ranstädter Frieden bis zum Tode Karl's XII. 41
4. Letzte Zeit des nordischen Krieges 52

III. Die Zeit zwischen dem spanischen und östreichischen Erbfolgekrieg.
1. England und Frankreich unmittelbar nach dem spanischen Erbfolgekrieg 56
2. Alberoni, Ripperda und die diplomatischen Verhandlungen der europäischen Mächte in den Jahren 1716—1731 . 67
3. Rußland unter Peter dem Großen und unmittelbar nach ihm . 74
4. Der polnische Erbfolgekrieg 82
5. Der russisch-östreichische Krieg gegen die Türken unter Anna und Karl VI. 86
6. Leben und Sitten der höheren Stände Deutschlands in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts . . 90

IV. Uebersichtliche Andeutungen über die Hauptveränderungen in der Litteratur während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
1. Einleitung 105
2. Umgestaltung der Philosophie und Litteratur in England 107
3. Geistiges Leben der Franzosen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts
1. Voltaire 116
2. Montesquieu 122
3. Französische Schriftsteller in der Umgebung Friedrich's des Großen 126
4. Geistreiche Kreise (Bureaux d'esprit) in Paris . . 128
5. Rousseau in der früheren Zeit seines Wirkens . . 132
6. Das Theater 142
7. Die Encyklopädisten und Materialisten . . . 145
4. Streben der Deutschen nach einer dem Geiste des übrigen Europa angemessenen Litteratur und Einfluß dieses Geistes auf Deutschland.
1. Die Pietisten und Christian Thomasius . . . 153
2. Die durch Gottsched veranlaßten Aenderungen in Sprache und Litteratur 156
3. Einige Männer aus Gottsched's Schule und die Dichter Hagedorn und Haller 160
4. Streit der Züricher und Anderer mit Gottsched und Einfluß auf den Fortgang der deutschen Bildung . 165
5. Erste Spuren der Bewegungen, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Litteratur und Leben der Deutschen völlig umgestalteten . . . 169

V. Der östreichische Erbfolgekrieg.
1. Einleitung 172
2. Der östreichische Erbfolgekrieg bis zum Breslauer Frieden 177
3. Vom Breslauer Frieden bis Beginn des 2. schlesischen Krieges 185

Seite

4. Der zweite schlesische Krieg und der gleichzeitige Kampf der Franzosen mit Oestreich und England 190
5. Letzte Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges 195

VI. Innere Geschichte der europäischen Staaten um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

1. Italien 203
2. Spanien und Portugal 209
3. Frankreich 212
4. England und die Niederlande 215
5. Das russische Reich 219
6. Schweden und Dänemark 222
7. Deutsche Staaten mit Ausnahme Preußens 229

VII. Die Zeit des siebenjährigen Krieges.

1. Friedrich der Große 240
2. Anlaß des siebenjährigen Krieges 243
3. Der siebenjährige Krieg während der beiden ersten Jahre 249
4. Der siebenjährige Krieg in den Jahren 1758—1760 . 258
5. England, Frankreich und Spanien zur Zeit des Ministeriums Pitt 267
6. Letzte Zeit des siebenjährigen Krieges 272
7. Rußland unter Peter III 277

VIII. Bewegungen in der katholischen Kirche und Kämpfe der katholischen Regierungen mit dem Jesuitismus und Papismus.

1. Einleitung 282
2. Verfahren gegen die Jesuiten in Frankreich . . . 288
3. Pombal und die Jesuiten in Portugal 290
4. Verfahren gegen Jesuitismus und Papismus in Spanien, Neapel und Parma 295
5. Anfang der Bewegungen im katholischen Deutschland und Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch den Papst . 301
6. Kampf des Fanatismus und der Aufklärung in Deutschland nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens . . . 308
7. Joseph's II. Bestrebungen für Toleranz und Aufklärung und gleichzeitiger Versuch einer Reform der katholischen Kirche Deutschlands 314

IX. Reformen im Staatswesen, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Fürsten und Ministern gemacht oder versucht wurden.

1. Portugal unter Pombal's Leitung 321
2. Karl III., Campomanes, Figueroa und Aranda in Spanien 327
3. Struensee in Dänemark 329
4. Gustav III. von Schweden in seiner ersten Zeit . . 338
5. Kämpfe der französischen Regierung mit den Parlamenten und Reformversuche Türgott's in Frankreich . . 345
6. Friedrich's des Großen Regierungs- und Verwaltungsart nach der Zeit des siebenjährigen Krieges . . . 365
7. Politische Reform Joseph's II. in den östreichischen Erblanden und seine Zwistigkeiten mit Holland . . . 368
8. Joseph's II. Reformversuche im deutschen Reiche . . 374

X. Rußland, Polen und die Türkei um die Zeit der ersten Theilung Polens.

1. Rußland und Polen von Peter's III. Tode bis zur Conföderation von Bar 382
2. Erster Türkenkrieg der Russen unter Katharina II. . . 391
3. Die erste Theilung Polens und der Aufstand Pugatschew's 396

XI. Innere Angelegenheiten Englands zur Zeit des älteren Pitt und Abfall der nordamerikanischen Colonieen.

Seite

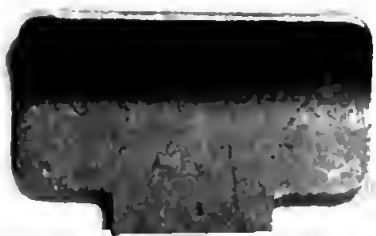
1. England und die nordamerikanischen Colonieen bis zum Beginne von Lord North's Ministerium . . . 401
2. England und die nordamerikanischen Colonieen von 1770 bis zur Unabhängigkeitserklärung der Letzteren (1776). 411
3. Der nordamerikanische Krieg von 1776—1781 . . . 422

XII. England und sein Verhältniß zum übrigen Europa von 1778 bis 1784.

1. Innere Angelegenheiten Englands und sein Seekrieg mit Frankreich und Spanien von 1778—1781 . . . 433
2. Der Bund der bewaffneten Neutralität und der Seekrieg zwischen England, Frankreich, Holland und Spanien bis zum Jahre 1782 437
3. England und der nordamerikanische Krieg vom ersten Auftreten des jüngeren Pitt bis zum Frieden von Versailles 443
4. Innere Angelegenheiten Englands zur Zeit des Coalitions-Ministeriums 450

XIII. Vorspiel der französischen Revolution in Belgien, Holland und Frankreich.

1. Belgien 455
2. Holland 465
3. Frankreich 471

XIV. Andeutung über Beschaffenheit und Gang der englischen, französischen und deutschen Litteratur und Bildung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution.

1. Englische Litteratur und Bildung.
   1. Veränderungen im allgemeinen Ton des Lebens und der Bildung 487
   2. Die Geschichtschreiber Robertson, Hume und Gibbon . 491
   3. Staatsredner und politische Schriftsteller zur Zeit des nordamerikanischen Krieges 494
2. Französische Litteratur und Bildung.
   1. Diderot, Marmontel, Raynal und Büffon . . . 500
   2. Rousseau's Briefe vom Berge 507
3. Deutsche Litteratur und Bildung.
   1. Beginnende Einwirkung des neuen Geistes der Zeit auf die Theologie und auf die höheren Lehranstalten und erste Versuche, denselben für das Leben der Deutschen fruchtbringend zu machen . . . 510
   2. Die Litteraturbriefe und die allgemeine deutsche Bibliothek. Nicolai und die beiden Jacobi . . . 518
   3. Herder, Wieland und Lessing in ihrer ersten Zeit . 521
   4. Andeutungen über die Umgestaltung der deutschen Philosophie 530
   5. Lavater, Basedow und die Reformen in Erziehung und Unterricht 533
   6. Bahrdt's Speculation auf den Zeitgeist . . . 541
   7. Der Göttinger Dichterbund 544
   8. Die Zeit des Werther und Siegwart und die beginnende Romanfabrikation 546
   9. Lessing's und Herder's Wirksamkeit in Bezug auf verständiges und poetisches Christenthum . . . 550
   10. Lavater's physiognomische Schwärmerei, Lichtenberg's Satiren und Jung-Stilling 557
   11. Geschichtschreibung 560
   12. Verhältniß der Litteratur zu den Regierungen und Journalistik 563